Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.

1917.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. April 1917.

Osterkerzen.

Haramathaim.

Der ob seines Frevels zum Tod Verurtheilte und von Rechtes wegen an einen Holzpfahl Genagelte darf, weil er vor Gottes Ohr verflucht ist und das Land, das der Herr seinem Volke gab, nicht unrein werden soll, niemals über Nacht an dem Holz hängen bleiben; sondern noch an dem Tag der Hinrichtung sollet Ihr ihn begraben. Das hat, als die Zunge allgewaltigen Willens, Moses geboten? Der, Judäer, gab nicht dem Römer das bindende Gesetz. Doch morgen ist der Sabbath vor dem Passahfest, das Ihr zum Gedächtniß der Befreiung aus der egyptischen Gefangenschaft feiert; da verspeiset Ihr das fehllose Lamm, dessen Bein nicht gebrochen ward, mit bitteren Kräutern und ungesäuertem Zubrot. Der Saum dieses Tages soll nicht von den Spritzflecken ekler Freiknechtsarbeit besudelt werden. Was also heischet Ihr? Das crurifragium; die Zermalmung der Unterschenkel und, noch heute, die Abnahme der drei Schächer von den Kreuzen. Mit solchem Quark brauchen wir nicht erst den Landpfleger zu plagen. Herunter den Rechten, den Linken! Der in der Mitte, der bärtig Bleiche, ist ja schon tot; unnöthig, auch ihm das Gebein zu brechen. Sicher tot? Wahrhaftig: er zuckt nicht unter dem Lanzenstich; und aus der Wunde quillt Wasser und Blut. Schade, wispert ein kluger Judenjüngling, der Sauls Harfe geschlagen haben könnte; „dieser

Rabbi Jeschuah aus Nazareth gilt seinem Narrenanhang, den Israel feindlichen Glaubensspaltern und tollen Weibern, lange schon als der Maschiach, der Heiland aus Davids Stamm. Solchem Aberwitz, der durch Maulwurfsgänge hinkroch, werden Flügel wachsen, wenn sie ihren Götzen dem reinen Passahlamm mit dem ungebrochenen Bein vergleichen, Wasser und Blut als augenfällige Zeichen der Taufe und des Opfertodes auslegen und den mit durchbohrter Hüfte Eingescharrten auf die Zinne der Verheißung heben können, die aus dem Munde unseres Propheten Zacharias kam: ‚Auf mich, den sie durchbohrt haben und der doch über das Haus Davids, über Alles, was in Jerusalem wohnet, den Geist der Gnade und des Gebetes ausgießen will, werden sie schauen; werden weinen wie über den Tod eines Erstgeborenen und so laut wird in Jerusalem die Klage sein, wie einst sie im Thal von Maggedon war.‘ Schade, daß Trägheit der Waffenknechte den Aberglauben nährt.“ Blicket, Römer, auf die Schatten, die um die Krummnasen huschen, auf das Genist von Zweifeln in den Winkeln des Lippenwulstes; sah je Einer diese Sippschaft ganz zufrieden? Zuerst fordert sie in Fieberlärm Gerichtsspruch und Kreuzigung, dann den Schenkelbruch, der den Tod verurtheilter Sklaven und in Kriegen Gefangener sichern soll. Nun tobt sie in der Vorstellung, der inbrünstig von ihr gehaßte Volksverführer könne sich, heuchelnd, tot gestellt haben oder sein Leichnam vom Kreuz gestohlen und zu irgendwelchem Zauberzweck mißbraucht werden. Statt ihn, nach unserer Sitte, hängen zu lassen, bis er Aas wird und die Vögel atzt, wollen die Leute, daß er ins Schinderfeld eingeschaufelt sei, ehe sie zur Vorsabbathfeier heimkehren und beim Schein vieler Lampen der Weltschöpfung, des Weltschöpfers, der von ihren Weissagern verheißenen Auferstehung gedenken. Putzige Einleitung in den Tag der Almosenspende; als ob nach solchem Thun wüthenden Hasses das Mahl schmecken, den Säften gedeihen, vom Kellnerdienst Irenens und Agapens, des Friedens und der Liebe, edel verschönt werden, als ob so schmählich geschundenes Fleisch aus Unrathskehricht auferstehen könnte! Ist uns aber die Pflicht aufgepackt, mit dem Rauhbesen haarscharfen Römerverstandes das Wahngespinnst dieser Blasenhirne zu löchern und vom Gebälk zu reißen? Nein. Mag sichs breiten. Ihr Wille geschehe.

Er läuft mit hastig klopfenden Pulsen: und kommt dennoch

nicht ans Ziel. Ihn überholt, überwindet, vereitelt der sachte Schritt eines stattlichen Mannes, der durch die Dämmerung in den alten Palast des Herodes schleicht. Im Prätorium harrt er des Prokurators von Judaea, der hier, neben dem Antoniusthurm, seinen Gebietersitz hat und im Namen des Tiberius Augustus das Recht spricht. Woher? Aus Haramathaim, das die Römersprache Arimathia nennt, einem Städtchen im Bezirk des Stammes Ephraim. Der Name? Joseph; Mitglied des Sanhedrins und des Stadtgemeindevorstandes. Das Gesuch? Bittet bescheiden um die Erlaubniß, den Leib des heute gekreuzigten Nazareners in ein wohlverwahrtes Grabgewölb zu bergen. Wieder diese Judengeschichte, die dem Prokurator Pontius schon eine Hälfte des Freitags verleidet hat. Den Leib des Hingerichteten? Nach unserer Vorschrift (in der Verordnung über Verbrecherkadaver stehts ganz deutlich) ist er dem Forderer zuzusprechen. Unerläßlich aber die Gewißheit, daß ein Leichnam, nicht ein Halbtoter, der in Lebenskraft aufgehegt werden könnte, weggegeben wird. Der Centurio vom Dienst! Kein Schenkelbruch also; nach dem Lanzenstich in die Hüfte Wasser und Blut; um Drei war er tot. Danke. In Ordnung. Der Leichnam ist dem Josephus auszuliefern. Nun, denke ich, ruft diese unbeträchtliche Sache mich nicht noch einmal in Amtspflicht. Joseph ist entlassen. Spät. Langwierige Verschleppung der Leiche, umständliche Vorbereitung des Begräbnisses könnten die Sabbathruhe entheiligen. Flink den Leib in ein reines Linnen gewickelt. Wer da? Nikodemus. Nachts trafen die Zwei einst einander an der Pforte des gütigen Meisters; an hellem Tag den Durst nach seiner mild wehrhaften Weisheit zu stillen, hat die Furcht vor der Judenrache sie immer gehindert. Der Rabbi war ja verbehmt. Wieder ist Nacht. Stille Gemeinschaft der Liebe zu dem Einzigen, Dienerdrang, dem der Wille zu muthigem Bekenntniß nicht beisteht, hat die Zwei wieder vereint. Nikodem bringt Myrrhen und Aloe, an die hundert Pfund; Joseph hat saubere Laken und Binden gebracht. Ins nahe Gärtchen den lieben Leib; in das Kammergewölb unter dem Felsbogen; vier Arme stämmen sich und wälzen den schweren Stein vor die Oeffnung. So ist das Irdische unseres Herrn wohlverwahrt. Leis jetzt in die Heime zurück, daß an des Sabbaths leuchtender Schwelle uns kein Auge vermisse und in den Verdacht einblinzle, als lässige Kinder im Haus Israels

zu wohnen. Beide stärkt das Bewußtsein hilfreicher Güte. Vor dem Schinderfeld retteten, in Reine und lieblichen Duft, in ein würdiges Grab betteten sie das Erdengewand Dessen, den ihr Glaube zaghaft als den Christus umfing. Und da die Kunde von der Auferstehung dieses Leibes, von dem Gesicht des Weibes aus Magdala in ihr Ohr dröhnt, brüsten sie sich in das Hochgefühl, des Himmels und seines Stifterwillens Werkzeug gewesen zu sein.

Doch ihr Gebrüst ward aus schmeichelndem Selbsttrug und reizt das ernst prüfende Auge in Spott. Denket ihrer in jeder Woche deutscher Passion! Groß ist, wer bis ans bitterste Ende die Lehre lebt; klein, wers weder mit den Sabbathwächtern noch mit den Kündern neuen Geistes verderben will, am Tag behaglich im Sanhedrin sitzt und nachts zu dem Geächteten schleicht, eines Feuers Kraft in sich trinken, auf eines anderen ein nahrhaftes Süppchen und Gemüs kochen möchte. Bekenntniß zum Geist war Pflicht; was nützt nach deren Versäumniß die beihulich, behutsam dem Fleisch gespendete Wohlthat? Dieser wäre aus jedem Grab, aus Moder und Koth der Henkersgrube noch, auferstanden. Von den muthlos Hilfreichen gilt das Wort, daß nicht alle zu Auferstehung Geweckten auch gewandelt sein werden. „Verwesung wird nicht die Unverweslichen überwinden. Das Reich Gottes vererbt sich nicht von Fleisch zu Fleisch, sondern von Geist zu Geist. Alle zwar werden auferstehen, doch nicht Alle gewandelt werden." Was den Korinthern als ein Geheimniß anvertraut wurde, hat Menschheiterlebniß bestätigt. Haramathaim lebt; und ist, wie es in den Nächten Josephs und Nikodems war. Denket ihrer, wenn Frühling die Klöppel, die kein Staatswille in Stummheit zwingen, deren Mantel kein Befehl in Geschützform umfügen kann, durch noch rauhe Luft schwingen läßt, als der unsterblichen, der ewigen Warnung vor lauer Halbheit, die sich in Opferwillen spreizt, weil sie, heimlich, leicht Entbehrbares gab. Rüstet Euch, Deutsche, in den Muth freier Menschen, die andere, edlere Tapferkeit brauchen als dem Hordenherrn unterthane Waffenknechte; rüstet Euch für den Morgen, der den Geist, endlich, aus dunklem, verrammeltem Gewölb auferstehen sieht. Kämpfet daheim auch für Deutschland.

Gestern und morgen.

Das deutsche Volk hat das Recht erworben, sein politisches Geschäft selbst zu leiten. Durch das Vermögen, starke Menschen zu

zeugen und Werthe zu schaffen. Warum konnte ein Volk, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal Unübertroffenes leistet, trotz aller Gunst der Zeit und des Zufalls seinen nationalen Machtbereich bis gestern nicht weiter dehnen? Längst fragens in Bekümmerniß alle Ernsthaften im Land. Jahre lang ließen wir uns einlullen und wähnten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden; und daß unser Wille auch ferner unwirksam bleibe, müssen wir hindern. Wir lassen uns (schrieb ich vor zehn Jahren) „Lügen, offizielle, offiziöse und aus Knechtssinn geborene, nicht mehr gefallen. Niemals und nirgends ist, nicht im Byzanz der Palaeologen und nicht in Eugeniens Empire, mit so unanständiger Hartnäckigkeit gelogen, so dreist jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden wie bei uns. Das wissen wir nun; und habens satt. Euer Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatsmännerthaten, denen die Welt andächtig lauscht, Eure Reklamekniffe und Komoediantenmätzchen waren uns, Ihr impotenten Prahlhänse, längst zum Ekel geworden. Auch Eure niederträchtigen Versuche, durch Sensationen, die Ihr aus aller Herren Ländern zusammenschleppt, das Volksgewissen zu täuben, den Blick der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Noth zwingt uns zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Töpfe zu gucken. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, müssen bereit sein, die Dummheit, das Irrlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warne. Vermag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute die Gnadensonne sie noch so warm bescheint, morgen weggejagt wird. Dem tüchtigsten Volk Mitteleuropas kanns nicht gar so schwer werden, sich fähige Geschäftsführer zu bestellen. Das kann es, ohne die wirklichen, von der Reichsverfassung fest umschriebenen Rechte des Ersten deutschen Fürsten irgendwo zu

schmälern. Wir brauchen Ruhe. Nicht, um mit dem letzten Widerhall des Geklappers im Ohr einzuschlafen, nein: um als wache und mündige Menschen ungestört uns mit den Dingen zu beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen. Wir brauchen Freude. Nicht, weil wir den Narrenwunsch hegen, amusirt zu werden; nein: weil die Seele des πολιτικὸν ζῷον, des logauischen „gesellichten Thieres“ ohne freudiges Erlebniß verdorren muß. Und seit achtzehn Jahren hat die Reichspolitik dem Deutschen keine ernste, im Rhythmus des Volksempfindens nachklingende Freude beschert. Wir brauchen Freiheit von den Herrschgelüsten, dem geräuschvollen oder leisen, Unzulänglicher, die nicht genöthigt waren, in einem von unbestechlichen, unerbittlichen Richtern zu entscheidenden Ausleseprozeß ihren Rechtsanspruch zu erweisen. Das deutsche Volk ist nicht frei: denn die Einrichtungen, unter denen es lebt, genügen seinem Bedürfniß nicht und es wird nicht von Denen regirt, die unbarmherzige Selektion als die für solche Aufgabe Tauglichsten bewährt hat. Die Einrichtungen stammen aus einer Zeit, die unsere Wirthschaftstruktur, staatliche und private, noch nicht ahnen konnte und die Mär von solcher Entwickelung wie ein Kapitel aus der Utopia eines neuen More belächelt hätte; das regirende Personal ist für die Erfüllung heute drängender Pflicht nicht vorgebildet. Der deutsche Staat war einst vielleicht das Beste, Vornehmste, Brauchbarste, was sich erreichen ließ; darf sein Gefüge deshalb niemals angetastet werden? Der Archaeopteryx war (mit dem Reptilienschwanz) im Reich der Lüfte einst König: und wird jetzt nur noch in Mineralogischen Museen bestaunt. Der Staat ist Nothbehelf; ist nicht der Zweck, nicht das Ziel nationalen Lebens. Soll der Staat um des Staates willen erhalten werden? ‚Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, nicht der Mensch um des Sabbaths willen; des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths‘. So sprach der Weise aus Galiaea zu den Pharisäern. Zu ihnen, auch nach dem Evangelium Marci, ferner warnend: ‚Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuch an ein alt Kleid; denn der neue Lappen reißet doch vom alten und der Riß wird ärger. Und Niemand fasset Most in alte Schläuche; anders zerreißet der Most die Schläuche und der Wein wird verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.‘ So ist es auch mit dem Staat.

Kein Flickwerk kann helfen. Der neue Gedanke fordert ein neues Kleid. Der gährende Trank taugt nicht in den alten, undichten Behälter. Und wie Gewand und Gefäß beschaffen sein soll, darf nicht länger eines Menschen Wille bestimmen. Das ist in keinem Land Europas heute noch möglich; wird in keinem heute auch nur noch versucht. Ist der Deutsche unreifer, untüchtiger, der Vormundschaft bedürftiger als der Romane und Angelsachse, der Nordgermane und Südslawe? Seines Hirnes und seiner Hände Fleiß hat sein Land zur Macht und fast schon zum Reichthum gefördert. Das giebt ihm das Recht auf freie Gestaltung seines Schicksals. Wir dürfen nicht mehr auf erlösende Geniewunder hoffen. Wir lassen uns nicht mehr in den mit Goldgittern eingezäunten Pferch eines Monarchenmythos zwängen, der Kindersinnen als Tummelplatz genügen konnte, für die nach Bethätigungmöglichkeit langende Kraft Erwachsener aber zu eng ist. Wir müssen den Kreis der am Reichsbestand Interessirten, zur Mitwirkung am Reichsgeschäft Berufenen erweitern. Wir wollen uns selbst regiren; so gut und gewissenhaft, wie wirs vermögen. Selbst die Wahl des Weges bestimmen, der in helle Weite führen kann. Keinem für unseren Gewinn Dank schulden, Keinen als an unserem Verlust Schuldigen anklagen. Und wollen, da wir zum Urtheil, zur Enthüllung unserer Wünsche aufgefordert sind, an jedem Gerichtstag mit unzweideutiger Offenheit aussprechen, was uns fehlt."

Damals wurde das Volk in Kampf gegen die Katholikenpartei gehetzt. Für oder wider das Centrum: Das ist eine Frage der Weltanschauung. Die Antwort kommt aus dem tiefsten Wesenstrieb; hinterdrein späht man nach Gründen aus. Und findet meist nur solche, die das Licht unseres Tages nicht mehr vertragen. Also sprach Fritz von Preußen: „Ein sächsischer Mönch, muthig bis zur Verwegenheit, von starkem Gemüth, unternehmend genug, um die Gährung der Geister zu nützen, ward das Haupt der Partei, die kühn gegen Rom auftrat. Dieser Bellorophon schlug die Chimäre zu Boden: und die Verzauberung war gebrochen. Hätte Luther nur die Fürsten und Völker von der knechtischen Sklaverei befreit, in welcher sie die Herrschaft der römischen Päpste hielt, er hätte verdient, daß man ihm Altäre errichtete, wie einem Befreier des Vaterlandes." Und: „Ich wünsche dem königlichen Haus Preußen, daß es sich vollständig aus dem Staub erhebe, in wel-

chem es bisher gelegen, damit es die protestantische Religion in dem Deutschen Reich und in ganz Europa blühen mache; daß es die Zuflucht der Unterdrückten sei, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten." Dieser Große, der draußen stand, jenseits von allen Dogmen, und in dessen Erleben nie der Riesenschatten einer Kirche fiel, hoffte also auf einen Sieg des Protestantismus. Goethe auf eine Versöhnung alten Glaubens mit neuem. Elf Tage vor seinem Tod sagte er, der sich so lange als „decidirten Nichtchristen" gefühlt hatte, zu Eckermann: „Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen; und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bischen So oder So im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen." Was hat sich von all diesen Hoffnungen erfüllt? Die Versöhnung ist nicht Ereigniß geworden. Das Christenthum der Gesinnung und That die Rarität geblieben, die es 1832 war. Der Protestantismus hat nicht gesiegt, hat das Protestiren, sein Lebensprinzip und den Rechtsgrund seines Daseins, fast schon aufgegeben und wird noch heute durch das Sektenwesen, durch den ewigen Hader zwischen Positiven und Rationalisten geschwächt. Die Römerkirche aber war unter Leo dem Dreizehnten mächtiger als je in moderner Zeit. Können wirs ändern? Nein. Luthers Werk ist nicht vollendet worden; konnte vielleicht nicht vollendet werden. Und Luthers Waffen wirken nicht mehr. Was ein genialisch wüthender Mönch aus seinem Käfig ins Land schrie, taugte nur für eine bestimmte Stunde. Wollen wir heute noch leugnen, daß die Kultur den Päpsten und ihrer Klerisei Unersetzliches verdankt? Noch thun, als seien die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, Tagdiebe und geile Böcke gewesen? Als sei der Cölibat, die Erfindung

feinster Psychologie, eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte ein Vorwand zur Stillung lüsterner Gier? Ist Das die „edle Entwickelung, in der wir Protestanten voranschreiten“? Fruchtloses Mühen ists; und widriger Zank, der uns nicht um eine Fußbreite vorwärts bringt. Die Frage lautet längst nicht mehr: Sollen wir Katholiken oder Protestanten sein? Sie lautet: Können wir uns mit gutem Gewissen noch Christen nennen? Oder: Leben wir wirklich denn die Lehre, die unser Mund bekennt? Wir können sie nicht leben. Sie verbietet Alles, was uns stark und reich macht; was ein thätiges, Werthe schaffendes Leben fordert. Und weil Ihr nicht handelt, wie Ihr sprachet, verspotten die Gottlosen Euch; ist die Einheit nationalen Wollens nicht zu erreichen. Pfaffenjagd ist unzeitgemäß; brennend aber die Frage, ob wir den herrlichsten Mythos noch ferner für das Kompendium der unser Leben bestimmenden Gebote ausgeben wollen; ob unseren Kindern nicht die schreckende, marternde, in einem Lenzsturm oft alle Normen sittlichen Handelns zerstörende Erkenntniß erspart werden soll, daß sie mit dem Katechismus in der gemeinen Wirklichkeit nicht weit kommen. Auf keinem Feld ihres Trachtens. Nicht im Heer noch in der Hütte; weder im Fürstenpalast noch im Kaufmannskontor.

Auf solche Fragen giebt kein Wahltag die Antwort. Kann ein Frommer, ohne von seinem Kinderglauben ein werthvolles Stück zu opfern, sich mit dem modernen Leben abfinden, all die im Lauf der Zeit entbundenen Kräfte lenken und nützen: wir wollens ihm neiden. Müssens; mag er Pius oder Luther anhangen. Denn er weiß seinen Weg, fühlt sich in Gottes Hand und kann niemals zagen. Hat der Glaube an die Vernunft je so beglückt? Als es nachtete und die Greisenhand zitternd nach dem Kalon griff, sprach Goethe: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthumes, wie es in den Evangelien schimmert, wird er nicht hinaus kommen!“ Wähnet Euch, Ihr Gottlosen, nicht aus edlerem Stoff gezeugt als die warm in einfältigem Glauben Wohnenden! Von Euch aber, Ihr Frommen, ist zu fordern, daß Ihr die Anderen, deren Himmel leer ist oder deren Christengefühl nicht über eine vage piété sans la foi hinweglangt, nicht als schlechte Kerle, als Menschen

niederen Schlages verschreit. Die Spittelweisheit, ohne Christenthum sei sittlicher Wandel, sei eine Heldenleistung der Faust oder des Hirnes nicht möglich, wollen wir nicht mehr hören. Beide Parteien müssen den Versuch aufgeben, einander niederzuschimpfen. Werdens aber wohl erst thun, wenn sie nicht mehr um die Macht, den Trog und die Büttelgerechtsame des Staates raufen. „Ich möchte glauben", sagt Fritz, „daß von Konstantin dem Großen bis auf Luther die ganze Welt blödsinnig gewesen sei; man stritt in einem unverständlichen Rothwelsch über ungereimte Visionen und die Kirche befestigte ihre Gewalt dadurch, daß Fürsten und Völker leichtgläubig und albern waren". Seht doch recht genau zu, ob ihre Gewalt seitdem wesentlich gelockert ward. Stat crux, dum volvitur orbis. Stat: weil der Steinfirst der Kirche es stützt. Den Grundmauern der Kathedralen droht von keinem Tolstoi, keinem Walt Whitman ernste Gefahr. Lasset von dem nutzlosen Mühen ab, gegen dieses alte Gemäuer Sturm zu laufen. Sorget nur dafür, daß der Staat es nicht länger noch als Festung und Zwingburg benutze und seine Beamtenschaft wie einen Mörtelbienenschwarm drin überwintern lasse. Trennung des Staates von der Kirche: Das ist eine Losung. Eine, die auch den Frömmsten nicht mißfällt. Eine, die auf der Linie der Lutherthat liegt. Keine, die bis zum nächsten Donnerstag siegen kann. Im Lande Bayles und Voltaires hat der sichtbare Kampf vor hundertdreißig Jahren begonnen. Das Konkordat war ein Waffenstillstand. Jetzt liegt die calotte am Boden. Für immer? Vielleicht hört der Enkel noch einmal das stolze Wort von den gesta Dei per Francos. Doch bleibts ein fortwirkendes Ereigniß, daß im Experimentirland europäischer Menschengeschichte auch diese Revolution gewagt werden konnte. Die Pfaffenfresserei der Combisten schien ein häßliches Possenspiel. Die Entkirchlichung der Republik ist eine verdammt ernste Sache. Nicht nur eine französische; eben so wenig, wie die Verkündung des Jakobinerevangeliums eine war. Noch aber brauchen unsere Chouans sich nicht zu waffnen. Mindestens ein Jahrzehnt stiller Vorarbeit wäre nöthig, ehe an die innere Säkularisation Preußens gedacht werden könnte. Preußens, nicht des Reiches: das Verhältniß zu den Landeskirchen ist nach Partikularrecht zu ordnen. So lange dem Schüler von Staates wegen Religion eingedrillt, jedem die Weltschöpfung nach dem mosaischen

Schema erklärt wird, ist rechts nichts zu fürchten, links nichts zu hoffen. Bleibt auch in der Mitte Alles hübsch beim Alten.

Von dem Entschluß, die Religion, als die persönlichste Angelegenheit, dem Privatrechtsbezirk zuzuweisen, sind die Regirenden heute weiter entfernt als vor hundert Jahren; weiter noch als in den dunkelsten Tagen Friedrich Wilhelms des Vierten. Selbst damals wurde nicht so laut die Christenpflicht postulirt, von Thronen und Thrönchen herab der aufrechte Atheist nicht so oft rauh angefahren. Hörten wir nicht sogar die Behauptung, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein? Die Oberfläche blieb glatt. Man hatte sich an so Vieles gewöhnt und nahm auch Dieses noch hin; mit geduldigem Lächeln. Längst aber klingt der Volksmehrheit solche Gesinnungbüttelei wie Dysangelium; und der Aerger darüber hat einen großen Theil der zünftig Gebildeten dem Proletariat verbündet. Der Unwille über ein Staatswesen, das auf seine Rückständigkeit noch stolz ist. Wir sind der Kinderfibel und dem Bakel nun entwachsen. Wir wollen nicht, daß den stärksten Geistern, den Männern, die vor dem hellen Taggestirn nicht scheu blinzeln, die Mitarbeit am Staatsgeschäft verwehrt wird. Wollen nicht, daß in Helmholtzens Heimath Kultus- und Kulturpolitik länger von irgendeinem geschniegelten Herrn „geleitet“ werde, dem die deutschen Denker und Dichter nie lebten. Wir sinds müde, das Ewig-Gestrige gehätschelt und alles Kräftige, von Keimen Trächtige verpönt zu sehen. Zu hören, wie Deutschland draußen verspottet wird. Laßt unsern Herrgott aus dem Spaß! Der wird selbst für sich sorgen nnd bedarf Eurer Hilfe nicht. Euer Reich ist von dieser Welt. Eures Amtes nicht, die Gläubigkeit zu beschnüffeln. Eure Pflicht, jede nutzbare Kraft zu verwerthen; auch wenn ihr kein Heiland geboren ward. Doch Ihr braucht Gendarmen. So viele, daß die Zahl auffallen und ärgern könnte, wenn alle in Eure Farben gekleidet würden. Der Pastor soll die Hürde bewachen. Und Ihr riefet zum Kampf gegen die Centrumspartei? Die stellt ja noch heute die besten Wächter. Ihr habt die Schwarzen in die Gnadensonne geholt, weil Euch vor den Rothen bang wurde. Schutz und Putz wolltet Ihr. Auch das Bekenntniß zu einer Religion war, sagt Goethe, manchem Hochgeborenen (dem persönliche Größe fehlte) ein Mittel zur Popularität. Ihr wollt die Büttelschaar, das Gepräng und den Nimbus nicht missen, die nur die

Kirche zu liefern vermag: und werdet Euer pompöses Staatschristenthum deshalb ruhig weiterschleppen. Der Kampf um die deutsche Kultur ist gegen die Regirenden zu führen; nicht gegen eine Partei. Sorget für starke und gerechte Regirung. Beseitigt, so weit Menschenkraft es vermag, die empörende Ungleichheit der Waffenrüstung beim Beginn des Kampfes ums Dasein. (Millionäre sollten begabte Volksschüler auf höhere Schulen und Universitäten schicken, statt Legate für Krankenhäuser und ähnliche Anstalten zu hinterlassen, deren Bau und Erhaltung Sache des Staates und der Gemeinde ist.) Oeffnet dem Talent jede Laufbahn. Behandelt den Arbeiter wie einen Gentleman; auch wenn Ihr Euer Recht gegen seinen Anspruch streng wahren müßt, immer wie Euresgleichen. Seufzt oder jubelt: nie wieder wird er Euch hörig. Weil er zu tüchtig, zu selbständig ist, um sich in Knechtsdemuth zu bescheiden, konnte er Euch und dem deutschen Land in Wohlstand helfen. Ihr meidet gefährliche Gährung, wenn Ihr ihn fühlen lasset, daß Ihr den ebenbürtigen Kontrahenten in ihm achtet.

Ein deutscher Staatsmann würde heute zu den Konservativen sprechen: „Ihr müßt über den Tag hinaus vorsorgen. Bleibt Ihr die peeußische Junkerpartei, blind vor allen großen Zeichen der Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens der Haß. Auf das Centrum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen. Das ist schon morgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen gern entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie an die Nothwendigkeit innerer Modernisirung gedacht? Zaudert nicht träg vor der Frage, was Ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt der Apostel, und schicket Euch in die Zeit. Wozu dient heute noch all der alte Stapelkram, der Euer Lager füllt? Geht ins Volk; die Tage der Privilegirung sind dahin. Sichert Euch die Klassenexistenz und fraget nicht, was Andere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch nicht bei der Sehnsucht nach Staatsstreichen und Rechtsbeschränkungen auf. Das Klima, das Europa jetzt hat, ist solchen Plänen nicht günstig. Ihr sollt den Ekelnamen der Reaktionäre loswerden und ungefährdet fortan im Agrarbesitzrecht wohnen. Pflichten internationaler und nationaler Politik heischen das Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden kann. Zur Stillung Eures metaphysischen Bedürfnisses wirds noch reichen, auch wenn Religion offizell für Privatsache erklärt ist. Müßt Ihr denn

immer als die Feinde der Bildung verschrien werden? Als die Leute, die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien werden, daß im Reich der Großindustrie der Fremde bittet, nach alten Kirchen und Schloßruinen ihm auch einen überlebenden hobereau zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig. Seid starke Kerle, die in jedem Beruf rasch was vor sich bringen, in jedem bald vornan sein können. Blicket nach England hinüber. Ist da der Adel ohnmächtig? Arm? Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und die Welt unter Eduards Sohn nicht mehr aussieht wie unter Karl Stuart? Ihr wollt die Leute der nouvelles couches nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen möchten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil sie glauben, nur auf diese Art mit Euch fertig werden zu können; und doch fertig werden wollen: denn Ihr sperrt ihnen ja den Weg und möchtet die Quellen ihrer Bildung, ihres Reichthumes, ihrer Macht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden! Auf der Basis, daß Ihr bekommt, was kluge Agrarier für das Minimum des Unentbehrlichen halten, und daß Ihr auf altes Gerümpel verzichtet. Auch mir gefiele ein lustiger Bauernstaat mehr als einer mit Kohlenstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn nicht zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir unsere (viel zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie einrichten. Und nobler ists, Eure Söhne mitmachen als sie Bankiertöchter heirathen zu lassen, die Euch die Rasse verderben. Eure Rolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr könnt im Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle, die an der Erhaltung des Reiches interessirt sind, weil es sie gut nährt. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie."

Und zu den Liberalen spräche der Vermittler: „Was fehlt Euch? Ihr seid reich geworden, könnt Titel, Adelsbriefe und Orden kaufen und gebietet im ökonomischen Unterbau der Gesellschaft. Auch Die unter Euch zu Jakobs Söhnen zählen, können eigentlich nur noch darüber klagen, daß ihre Söhne nicht Offiziere, Gerichtspräsidenten, Provinzspitzen, Minister werden. Die politische Macht aber habt Ihr nicht erobert; dürftet, nach Eurer Leistung, einen größeren Theil davon fordern, als er bis heute Euch ward. Daß es so kam, ist Eure Schuld. Ihr habt jede Steuer

wie ein Nationalunglück begreint und, recht kindisch, gethan, als stecke der Finanzminister den Ertrag in seine Tasche. Ihr habt dem Staate die Machtmittel geweigert. Wolltet dem Genius die Locken scheeren und schäumtet, da er sich von Euren Philisterstricken nicht binden ließ. Als die Schwachen sich schaarten und in Rodbertus, Wagener, Lassalle, Ketteler, Marx Führer fanden, als von der Katheder, der Kanzel ein milder, nicht demokratischer Sozialismus gepredigt wurde und der Staat sich der neuen Wollenszone anzupassen begann, saßet Ihr in Manchester, prieset den Segen der Selbsthilfe, wähntet, mit formaler Rechtsgleichheit (die dem Besitzlosen wenig frommt) sei Alles gethan, und wolltet dem Staat nach Möglichkeit den Willensbezirk beschränken. Stöhntet in ethischer Hochstimmung über ‚Interessenvertretung', die doch der zunächst wichtige Sinn und Zweck politischer Arbeit ist und nützlicher als das öde Phrasierwesen Eurer blüthenlosen Maienzeit. Statt nach der Macht zu streben, wolltet Ihr die Machtinhaber ärgern, ihnen, als filzige Kalkulatoren, das Leben verleiden. Ihr habt das Geld, habt die Bildung, die Presse: und Eure politische Bilanz sieht jämmerlich aus. Laßt das Holzpapier mit den großen Worten endlich gilben. Schafft Eurem Politisiren einen Inhalt. Warum schmäht Ihr die Junker? Sie drücken Euch ja nicht mehr; Ihr habt keinen stichhaltigen Grnnd, sie, wie der Parias die höheren Hindukasten, heute noch zu hassen. Daß sie Euch manchmal noch lästig sind und der Modernisirung des Staates widerstreben: abermals vestra culpa. Ihr wollt ihnen die Kehle zuschnüren: und sie wehren Euch ab. Wir brauchen sie noch für ein Weilchen und müssen deshalb auch dafür sorgen, daß sie nicht verkümmern und aussterben. In altem Urtheil, das den Begriff ‚Vornehmheit', den Urbegriff, prägte, wohnt Sinn. Nicht, weil ihre Ahnen am Hof der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese Geschlechter, sondern, weil sie auf gute Zucht hielten, auf reines Blut und edle Rasse, und ihre Kinder gewöhnten, im Ehrenpunkt empfindlich zu sein. Seht sie an, die schlanken Leiber und feinen Köpfe: und sagt dann aufrichtig, ob wir sie als anthropologischen und militärischen Werthfaktor heute schon entbehren können, wenn wir uns als Herrenvolk behaupten wollen. Modernste Wissenschaft bezeugt laut die Wichtigkeit der Abstammung aus einer langen Reihe sauberer, wohlhäbig in guter

Lust erwachsener, vom strengsten Ehrenkodex beherrschter Menschen. Zwinget sie nicht, die Feinde Eurer Wünsche zu bleiben. Liberalismus hat nichts mit Freihandel zu thun und hört nicht hinter einem bestimmten Zolltarifsatz auf. Chamberlain war der radikalste Förderer politischer Freiheit und Jaurès bewilligte der französischen Feldfrucht den Zollschutz. Wenn Kohle und Kupfer, Baumwolle und Geld theurer wird, nehmt Ihrs hin, wie anderen Lauf der Welt. Warum brüllt Ihr, wenn der Preis des Brotes oder Fleisches steigt? (Brüllt, trotzdem ein beträchtlicher Theil des Mehrgewinnes in die Tasche Eurer Leute, der Zwischenhändler, sickert?) Weil Ihr den Grundadel ruiniren möchtet. Und weil der Grundadel diese Absicht erkannt hat, will er den Quell Eurer Macht verschütten. Vierzig Jahre fast währt der Kampf. Hat er Euch Nutzen gebracht? All Eure Prophetenweisheit, die von jedem Schutzzoll den Untergang der Reichswirthschaft datirte, ist zu Schande geworden. Das Reich braucht Siedelstätten, Arbeit, Umlaufsmittel und starke deutsche Menschen, die seine Aecker bestellen und seine Maschinen bedienen. Diese Probleme sind viel wichtiger als die Zollfragen (die Euch nach Menschenermessen nicht lange mehr plagen werden). Gebt den Kampf endlich auf, aus dem lohnende Beute doch nicht zu holen ist. Die Industriearbeiter gewinnt Ihr fürs Erste nicht wieder; sie verlachen Careys Lehre von der Harmonie der Interessen. Die Bauern lockt Ihr nicht aus dem Bunde der Landwirthe; all Eure Berechnungen überzeugen sie nicht, daß billige Frucht- und Viehpreise ihnen das Heil bringen. Schließet Frieden mit den Männern der Ackerscholle. Dann werden sie Euch nicht hindern, das Reich nach modernem Bedürfniß zu möbliren. Dann kann das schöne, allzu lange uns verekelte Wort ‚Liberal‘ wieder einen Inhalt bekommen. Ihr habt Manchester geräumt; laßt auch den letzten Rest des Cobdenerbes nun fahren. Jetzt sind Eure Worthülsen leer. Millionen aber bereit, für das Lebensrecht des mündigen Volkes zu kämpfen."

Nach stiller, emsiger Vorarbeit könnte eine Verfassungpartei entstehen. Doch die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Mancher Streit ist schnell geschlichtet worden, als die Suppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens. Warum? „Erstens, weil die Bourgeoisie, die nun einmal das Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel Geld ver-

dient, daß sie für Politik nicht Zeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, wenns noch eine Weile so weiter geht wie seit 1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil keine Partei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zu machen." Das ließ unser Elend zu hohen Jahren kommen. Wer setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genugthuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat der Wittelsbacher sogar auf das erträumte Alternat im Kaiseramt verzichtet. Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt, verbünden sich Aktiengesellschaften, die gestern verfeindet waren. Die Hoffnung auf Profit überwindet alle Gefühlswiderstände. Wir werden große Parteien und starke Koalitionen haben, sobald man sich entschließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regirens zu geben. Entschließt man sich nicht: Parliamentary Government kann ohne Aenderung der Gesetze erzwungen werden.

Die Sicherung dieser Regirungform muß das nächste Ziel politischen Trachtens sein. Unser Reichsparlament redet den Regirenden ins Handwerk drein und knickert ihnen die Pfennige ab. Dieser unwürdige Zustand darf nicht noch länger dauern. Die Entwickelungstufe des Parlamentarismus läßt sich nicht überspringen. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament. Soll auf unser Herrngebot die Sonne über Gibeon, der Mond über Ajalon stillstehen? Deutschland ist an politischen Talenten nicht so arm, wie Mancher wähnt; in ein regirendes Parlament würden sie sich drängen. Jede Wahl wäre dann ein Ereigniß: denn der Stimmzettel würde über die künftige Regirung entscheiden. Die großen Staatsbürgerklassen und Berufsgruppen könnten sich nicht mehr gleichgiltig von allem politischen Getriebe fernhalten: denn sie müßten ihr Interesse gegen ein feindliches durchzusetzen versuchen. Bedeutende Männer, die im Leben Etwas geschaffen, also Etwas zu verlieren haben (und für eine Schwätzerrolle deshalb niemals zu dingen sind) würden um Mandate werben: denn sie dürften hoffen, ihres Wirkens Spur dem Vaterlande tief einzudrücken. Minister und Staatssekretäre könnten frei dem Drang innerster Ueberzeugung folgen: denn ihr Le-

bensschicksal hinge nicht am Wink eines Einzigen und sie schritten vom Bundesrathspodium in den Abgeordnetenraum, nicht in die Verbannung. Die Fraktionen müßten darauf gefaßt sein, morgen zur Ausführung des Programms berufen zu werden, das sie gestern opponirend verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft ablösenden Gruppen würden das Innerste der Reichsgeschäfte kennen lernen und allmählich ein politisches Personal bilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontroliren kann. Allzu lange gebundene Kräfte, die für die res publica brauchbarsten würden entfesselt und kämen zu nützlicher Geltung. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regirende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den modernden Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon, Burns, Briand zu gehen. Wenn die Päpstlichen und die Marxischen erst einmal regirt hätten, zur Staatsraison gekommen wären, ließe sich bequemer mit ihnen leben.

Heute? Drei Viertel des Volkes kümmern sich kaum um die Wahl. Ein paar Rothe mehr, ein paar Schwarze weniger: behende Excellenzen kämen mit jedem Parlament aus. Wenn zu bestimmen wäre, welche Klasse nach der Wahl mit ihren Exponenten die Reichsämter besetzen soll, würden wir ein anderes Leben spüren; brauchte man die Wähler nicht mit Zuckerwerk an die Urne zu schmeicheln. Unser Reichstag ist ein Ornament; kein das Auge freuendes. Er kann zustimmen und ablehnen; sein Wille hat nicht Schöpferskraft. „Wenn die Kerle sich ausgeschimpft haben, sind sie wieder still." Heute besetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht allwissend, nicht allsichtig ist, die wichtigsten Posten mit den Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge von der Säule herab noch zu erreichen vermag. Kommen Tänzer ans Pult des Redners. Bleiben Botschafter, die ihr jüngster Sekretär bespöttelt, trotz aller Irrung in ihrer Pfründe. Dem Reich zu schwerem Schaden. Wir müssen, zuletzt unter allen europäischen Völkern, die

Probe von dem Gegentheil endlich wagen. Wir sind reif; und wollen selbst unser Glück schmieden. Schlechter, als es bis heute war, kanns nicht werden. Wer die Wendung zur Demokratie zu brüsk findet, mag bedenken, daß selbst Bismarck gesagt hat, je nach dem Zeitbedürfniß müsse absolutistisch oder parlamentarisch regirt werden. Britaniens Geschichte beweist, daß die Monarchie auch mit Parliamentary Government bequem zu leben vermag; hats gerade im letzten Menschenalter bündig bewiesen. Victoria kochte auf allen Herdlöchern und Eduard war in vier Erdtheilen der mächtigste Mann. Unsere Monarchie soll nicht dem gestern geküßten und heute geprügelten Heiligenbilde des neapolitanischen Lungerers ähneln. Englands Volk erstritt sich sein souveraines Recht, als die feinsten Stickereien noch opera anglica hießen. Jetzt empfiehlt die Aufschrift Made in Germany jede Waare. Und nach solchen Erfolgen soll die Nation unter der Fuchtel bleiben? Nicht reif sein, selbst zu entscheiden, was ihr frommen, was schaden kann? „Unsere Fürsten“, sagt Lagarde, „mögen sich nur ja nicht einbilden, daß zwischen ihren Unterthanen nicht Ihresgleichen wohnt. Unten Volk, dann eine lange Weile gar nichts und oben ein Dalai-Lama in Uniform: so verstehen wir die Monarchie nicht.“ Ein regirendes Parlament könnte zur Sicherung des Reichsgefüges mehr thun als ein Mandarinenklüngel. Man dürfte an Proportionalwahl, an Listenskrutinium, an ein Reichsoberhaus denken, in das Männer von ansehnlicher Lebensleistung berufen würden; und als Entschädigung die lächerliche und aufreizende Verschiedenheit der Wahlkreisumfänge beseitigen; die Verantwortlichkeit der politischen Beamten, auch der höchsten, durch ein Gesetz regeln, das den Steuerträgern das Recht gäbe, von Behörden vergeudetes Geld einzuklagen. Noch andere Schutzbürgschaftten sind denkbar. Vollkommenheit ist nicht zu erreichen; doch ein erträglicher, dem Bedürfniß genügender Zustand.

Solche Mahnung war hier im letzten Jahrzehnt nicht nur einmal zu hören. In den Willen der noch Mächtigen ist sie nicht wirksam geworden; und längst Voraussehbares wurde nun Ereigniß. „Ist das Deutsche Reich etwa von himmelhohen Planken umzäunt, die den Nachbarn den Einblick sperren? Das Schauspiel inneren Haders könnte den Feind verleiten, den unbequemen Konkurrenten, ehe die günstige Stunde verpaßt ist, noch mehr in

die Enge zu treiben. Der Deutsche darf auf viel in seiner Heimath Gewordenes stolz sein. Der Bauer, Arbeiter, Soldat, Unternehmer steht seinen Mann. Technik, Industrie, Bank, Kaufmannschaft leisten mindestens eben so viel wie in jedem anderen Land; leisten, mit geringeren Mitteln, oft mehr. Wir haben noch immer den besten Lieutenant; und unsere Beamten sind fleißig und ehrenhaft. Weils so ist, brauchen wir nicht stumm zu dulden, daß wir schlecht regirt werden. Die wichtigsten Staatseinrichtungen genügen dem Anspruch der Zeit nicht. In der internationalen Politik können wir auf Jahre hinaus nichts Beträchtliches unternehmen. Das hat Onkel Eduard erreicht. Nicht ohne unsere Mitschuld. Ein großer Trutzbund umklammert uns und hofft, ohne Krieg die Expansion des Eindringlings hemmen zu können. Wir müssen uns ruhig halten; dürfen uns aber durch keinen Bluff einschüchtern lassen. Vom Kabinet aus, mit Handlangern, ist ein großes Reich nicht zu leiten. Keine Herausforderung Fremder; Ruhe oben und unten; jeder Entschluß bis in die letzte Folgewirkung vorgewogen; tapferes Beharren auf dem als nöthig Erkannten. Das muß erlangt werden. Noch Eins: das Recht eines mündigen Volkes, sich selbst zu regiren." Sätze aus dem Frühjahr 1907. Der Dreibund wurde von Mond zu Mond fester; das Verhältniß zu jeder Großmacht hold wie sanfter Lämmlein in einem Hirtengedicht. Dann kam der Erdkrieg. Rußland, Frankreich, das Britenimperium, Japan, Italien, Belgien, zwei Serbenstaaten, Portugal, Rumänien, Amerika gegen uns; fast, mit den Bewohnern der Kolonien, eine Menschenmilliarde. Neutrale dreier Erdtheile zeihen uns, laut oder leise, rohen Völkerrechtsbruches und die Republik China (dreihundertvierzig Millionen Einwohner) löst sich schroff aus dem Diplomatenverkehr mit dem Deutschen Reich. Darf die Regirung, die solchen Aufmarsch nicht vermeiden konnte, der Staatskunst einer Demokratie sich überlegen wähnen? Blutströme haben alles Bedenken weggeschwemmt. Das Volk, das, bis auf den buckeligen Schneider und die hinkende Magd, zur Reichsrettung aufgeboten ward, hat das Fürchten verlernt und duckt sich nie wieder in Kindsgefühl. Jubelt oder stöhnt: hinter jedem Kriegsausgang steht die Gewißheit, daß Deutschland nur noch vom Volkeswillen regirt werden kann. Heute schon würde ein klug bereitetes Demokratenprogramm ungeheuren Anhang. Wenn die im Vorrecht

Wohnenden mit der (allzu viel beschwatzten) Dehnung des Preußenwahlrechtes aus der Klemme kämen, dürften sie ihr Glück dem eines Mannes vergleichen, der auf der höchsten Sprosse der Henkersleiter hört, er sei nur verurtheilt, sich schleunig rasiren zu lassen. Ganz andere Umpflügung naht. Nicht eine Zeit für die Halben aus Haramathaim; keine für den Versuch, in geflickte Schläuche gährenden Most, in verrostete Ampeln frisches Oel zu gießen. Sputet Euch, die Ihr Fürsten berathet! Wer Nothwendiges schnell gewährt, meidet den Schein unwürdigen Zwanges. Ohne das Recht, zur Gestaltung deutschen Schicksals mitzuwirken, das Leben, die Habe, die Hoffnung der Kinder und Enkel dafür einsetzen: Das war gestern. Heute, am Lichtersabbath, ziemen nicht Kerzen mit qualmendem Docht. Aus dieser Nacht will Deutschland auferstehen.

Paskegelächter.

„Oft hast Du den Willen betont, den Krieg bis in den Tag endgiltigen Sieges zu führen. Glaubst Du aber, daß dieser Sieg möglich wird, wenn Alles bleibt, wie es ist? Weißt Du, wie es im Inneren des Reiches aussieht? Hörst Du die Wahrheit? Wurde Dir je gesagt, wo die Wurzel des Uebels zu finden wäre? Manchmal hörte ich aus Deinem Munde die Klage, daß man Dich betrüge und Du nur dem Gefühl der Frau trauest, die Dir vermählt ist. Doch die Kaiserin spricht nicht die Sprache der Wahrheit. Kannst Du sie nicht schädlichem Einfluß entrücken, so wehre Dich wenigstens selbst gegen das Trachten der Leute, die mit ihrer Zunge reden. Wenn Du diese dunklen Gewalten verscheuchst, wird Rußlands Wiedergeburt möglich; nur dann aber kannst Du das halb schon geschwundene Vertrauen der Volksmehrheit zurückgewinnen. Lange habe ich gezögert, ohne Rückhalt Dir zu sagen, was ist; Deine Mutter und Deine Schwestern drängten mich in den Entschluß. Der war nothwendig: denn der Kaiser, der Thron, das Vaterland sind in ernster Gefahr." Das hat, im Februar, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, einst der Entbinder des Verfassungmanifestes, an den Neffen Nikolai Alexandrowitsch geschrieben. Der Kaiser fiel und der Thron soll als Schaustück verstauben. Aus dem Vaterland der zwei ungleichen Nikolais kommt fast nur schwanke Botschaft, auf die Urtheil nicht haltbar zu stützen ist. Doch vor das Auge und Ohr der Deutschen pflanzt sich, mit grimmem Gestus

und wilder Rede, eine Gestalt, die über unserer Erde einmal schon ein Stürmchen umweht hat und die im Leid Ernste lächeln lehrt.

Alexeij Maximowitsch Peschkow, der sich als Dichter Maxim Gorkij, den bitteren Max, nennt, hat das süße Wohlgefühl, mit seinem Wort ins Weite zu wirken, früh kennen gelernt. Er ist in die Mode gekommen; und wenn vor dem Beifall heulenden, Verständniß heuchelnden Troß manchmal ihn auch noch der Ekel übermannt: in hellen Stunden fühlte er das Behagen des Siegers und sein Dichten, das die Gallensäuren einst dunkelgelb färbten, strömte frei dann ins Sonnenland, wo frohe Hoffnungen reifen. Keine Utopia sieht er, nicht das Tausendjährige Reich milder Brüderlichkeit, das Tolstois ein Bischen kokette Inbrunst träumte. Der Brodjag, der Stromer, der auf der Walze Jahre lang durch den russischen Süden zog und in der Heimath Gogols und Shewtshenkos den Kleinrussen ähnlich wurde, der Proletarier, der als Schuster und Holzknecht, als Bäckerlehrling und Schiffskoch, als Bahnwärter und Aktenschreiber sein Leben fristete, kennt die Menschen, die Masse und ihre Psyche zu gut, als daß er so leicht sich in einen Chiliastenwahn verirren könnte wie ein müder, von Sutajews Predigt aus weltmännischer Genußsucht zu Heilandsglauben und Heilandshochmuth erweckter Graf. Nie wird der Wolf fromm neben dem Lämmlein grasen, nie der Kampf ums Dasein, das grausame Gesetz der Auslese die Menschheit in heiliger Ruhe lassen. Das weiß Gorkij; doch dem vom Erfolg früh Gekrönten schmeckt das Leben nicht mehr so bitter wie dem Landstreicher einst. Er ließ sich noch gern im Bauernhemd photographiren, saß aber, nicht immer mit der Duldermiene, die er auf Rjepins Bild zeigt, in mancher Winternacht unter den Löwen der petersburger Salons. Viel ists ja nicht, was ein Dichter heute noch wirken kann. Unter Hundert, die ihm zujauchzen, treibt Neunzig der Sklaveninstinkt, der sie vor jeder Macht, jedem Erfolg auf die Knie drückt; und die Anderen wollen amusirt sein. Opfer will Keiner bringen, Keiner der Lehre das Leben anpassen. Mit dieser Erkenntniß muß auch der Poet sich abfinden. Ehrfurcht mag er die Menschen lehren, Ehrfurcht vor dem Menschlichen im elendesten Adamssohn; Selbstachtung und Respekt vor dem fremden Wesen des Nächsten. Mitleidig soll er sein und doch mit dem Untüchtigen nicht stets über die Stärke des Tüchtigen flennen. Nicht eine Moral predigen,

die nicht Jedem taugt, sondern in Jedem die natürliche Lebenskraft sammeln und, als guter Gärtner, die Wurzeln dorrender Pflänzchen mit Wärme und Wasser versorgen. Und die Hauptsache: der Kundschaft bunte Geschichten erzählen; dann horchen die schwer Athmenden auf, die entschlummerte Phantasie wird befruchtet und erwachende Lebenslust scheucht den Trübsinn, des Elends samenlosen Gevatter, in alle Winde. Ein solcher Dichter schreitet durch Gorkijs „Nachtasyl.“ Luka heißt er, nach dem Künstler-Evangelisten, der ein Arzt war, ein Fabulirer und Maler. Als Luka, mit Theekännchen und Wanderstab, aus dem Asyl weiter schreitet, ist in dem heimlosen Gesindel ein Willensrest erweckt und ein Lichtschein erhellt die Spelunke: die Erinnerung an einen Gütigen, der nicht Prediger noch Richter sein wollte, nach Schuld und Unschuld nicht fragte, Menschen menschlich sah und, wenns für seine Patienten gerade nützlich schien, das Blau vom Himmel flunkerte. So wollte Gorkij selbst sein; er hatte nicht vergessen, daß sein Kamerad Konowalow ihn einst bat: „Maxim, laß mich den Himmel sehen!“ Noch hat er ihn nicht entwölkt; auch in nie betretene Tiefen uns noch nicht geführt. Der Anblick seiner Menschheit packt uns nicht mit unbekannten Schauern und den Platz, auf den der Marktlärm der Mode den Sechsunddreißigjährigen wies, konnte nur stärkeres Vollbringen der Mannesjahre ihm sichern. Aber er ist ein ganz ungewöhnlich reiches Fabulirtalent und ein Psaligraph, der die Fülle der Gesichte mit gütigem Auge und flinkem Finger zu gestalten versteht. Schade, daß er so viel gelesen (sogar an Nietzsches Paradiesäpfeln genascht) hat und, wie die meisten Autodidakten, der Versuchung nicht widerstehen kann, die zerlumpten Kleider seiner Leute mit Putzaphorismen zu flicken. Unklug wars, ihn gestern schon zu den großen Dichtern zu rechnen; neben den Landsleuten Gogol und Nekrassow, Dostojewskij und Tolstoi wirkt er einstweilen noch wie ein Knirps. Was er bietet, hat er von den Aelteren übernommen und in seines Wesens Art gezwungen, doch nicht selbst gefunden. Gogols „Mantel“ ist mehr werth als Alles, was Gorkij geschrieben hat; und nur Leute, deren Lecture nicht übers Jahr 1890 zurückreicht, können den Mann aus Nishnij als einen König im Reich slawischer Poesie ausschreien, wo er bis heute doch nur ein reich begüterter Lehnsmann war. Einer, der die große Europäerglocke läuten hörte und, wie ein

Britenschüler, von Evolution und Selektion spricht: unter der Tünche dennoch ein Russe; weich, ohne feste Willensrichtung, mitleidig, amoralisch, von hell aufflackerndem, doch rasch auch wieder verlöschendem Gefühl, dem nur Fanatismen zu längerem Leben hülfen. Und Luka ist ohne Fanatismus. Doch der nicht mehr allzu bittere Maxim liebt sein Volk und hat für Rußlands Jugend muthig die Stimme erhoben. Das war wie ein Wunder; steigt aus der Schneewüste eine Lerche singend zum Nachthimmel auf? Wird solcher Sänger überschätzt, dann soll man nicht schelten; nur daran erinnern, daß der Tapferkeit, nicht der Kunst hier Lorber lohnte.

Tapferkeit, die sich durch die That noch niemals bewähren konnte, verdient nicht höheren Ruhm als Jungfräulichkeit, der kein Versucher je nahte. Die launische Autokratie, die dem alten Tolstoi eine Redefreiheit gewährte, wie sie in keinem Land Europens auch nur vier Wochen lang denkbar wäre, ließ auch den jungen Gorkij ruhig seine Sturmvogellieder singen. Oft mußten wir, im Genuß unserer in Friedenszeit für Rede und Schrift konstitutionell verbürgten Preußenfreiheit, ihn beneiden, oft wünschen, nur vierzehn, nur acht Tage lang unangefochten reden zu dürfen wie er. Ihm geschah nichts; trotzdem er längst begonnen hatte, mit den unruhigsten Köpfen zu äugen, und sein „Falke" schon himmelan gestiegen war. Erst in den letzten Januartagen des Jahres 1905 kam er in ernsten Konflikt. Der „Vorwärts" brachte in Riesenlettern die Nachricht, General Trepow sei entschlossen, Gorkij nebst vier anderen Häuptern der Intelligenz henken zu lassen. Eine revolutionäre Partei kämpft immer unter Kriegsrecht; und wer sich gewöhnt hat, ohne Sentimentalität Politik zu treiben, konnte den Sozialdemokraten kaum die Erfindung und gewiß nicht die skrupellose Ausnutzung einer Schreckenskunde als Verbrechen ankreiden. Sie redeten auch in der Heimath, wo es nicht so bequem und gefahrlos ist, manchmal recht laut, wollten die Rechtsordnung, die ihnen schändlich erscheint, stürzen und mußten zu diesem Zweck nützen, was der Augenblick bietet; à la guerre comme à la guerre. Die Bourgeoisie sollte anders handeln. Sie will die Ordnung erhalten sehen, schützt die Autorität, die ihr als Stahlplatte am Geldschrank dient, und findet durchaus angemessen und nöthig, daß im lieben Vaterlande das freie Wort hinter Eisengardinen gebüßt wird. Sie mußte, nach der Logik ihrer Kaste, sa-

gen: Daß Gorkij, dessen „Nachtasyl“ uns fast so begeisterte wie eine Metropolparade, eingesperrt ist, bedauern wir sehr; aber wir wissen nicht, was er gethan hat, nicht einmal, welchen Vergehens er beschuldigt ist, müssen also abwarten, bis wirs wissen; sicher scheint schon jetzt, daß er sich nicht wegen allzu freier Poetenrede, sondern wegen einer politischen Aktion zu verantworten hat; und war er in der Bewegung, die wir, ungeduldig, die russische Revolution nennen, dann ists nur natürlich, daß er vor den Richter gestellt wird; ohne zerschlagene Eier kein Eierkuchen, ohne Martyrien keine Revolution. So hätte nüchterne Vernunft geredet. Trunkenheit lallte: „Gorkijs Leben ist bedroht; sein Schicksal kann Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter der Menschheit am Herzen liegen!“ Vers und Prosa priesen den Helden, den Seher. Das Allerheiligste deutscher Nation schien gefährdet.

Selbst in Berlin mußte der Jahrmarkt der Eitelkeiten mit seinem putzigen Treiben schließlich die Lachlust wecken. Man hörte die wilden Hanswürste und bedauerte nur die zwei Dutzend ernster Menschen, die dem Lockruf der Budenbesitzer arglos gefolgt waren. Doch die Komik der Sache war noch einer Steigerung fähig. Durch eine falsche Reporternachricht war der Lärm entstanden; eine eben so falsche sollte ihn enden. Schon war eine große Protestversammlung angekündet: da kam die Meldung, Gorkij sei freigelassen. Vernünftige Leute hätten gefragt: Ists auch wahr? Hätten telegraphisch in Petersburg irgendwo Auskunft erbeten und, selbst wenn die Frage bejaht worden wäre, gesagt: Nicht ohne großen Gegenstand haben wir uns geregt und unsere Empörung soll Worte finden, trotzdem das Aergste einstweilen vermieden scheint. Doch die Pistols unserer Presse fühlten, daß des grausamen Blamirspieles genug sein müsse; die vanity fair hatte ihren Zweck erreicht und konnte geschlossen werden. Die Versammlung wurde abgesagt, der Deklarantennachtrab huldvoll heimgeschickt. Am letzten Januartag hatte der Hokuspokus begonnen; am dritten Februarmorgen ward mit feierlicher Miene festgestellt, „daß die russischen Gewalthaber sich vor der Wucht der Protestbewegung beugen mußten.“ Ein paar Stunden danach war die Heilsbotschaft als falsch erwiesen. Nun fing, da die Rettung noch Pflicht war, die wuchtige Bewegung doch wieder an? Nein; die Lächerlichkeit hatte sie nach drei Lebenstagen getötet. Gorkij saß

noch vier Wochen in der Peter-Paul-Festung; aber den Notablen des deutschen Geistes war der Schlaf wiedergekehrt. Nur die Reporter durften flott weiter schäkern. Sie ließen den Dichter an einem Lungenleiden und am Typhus hinsiechen; erzählten, was er den Freunden, die ihn in der Festung besuchten, gesagt und geklagt habe; wie schrecklich es ihm sei, daß er seine Frau nur durch ein Drahtgitter sehen, zu ihr sprechen, doch nicht ihre treue Hand drücken dürfe. Nur die äußerste Roheit konnte den Poeten vom warmen Herd, aus dem Arm der Lebensgefährtin reißen. Die Kinderkomoedie hatte noch einen Schlußwitz. Gorkij wurde in Riga verhaftet, weil die petersburger Behörde fürchtete, er wolle in Kurland (das unserem Schleswig oder Lothringen zu vergleichen war) gegen die zarische Regirung wühlen. Als der Privatzweck seiner Reise festgestellt ist, wird beschlossen, ihn nach kurzer und leichter Festunghaft freizulassen und ihm nur die Pflicht aufzuerlegen, sich nicht zu weit von der Hauptstadt zu entfernen. Damit ist er einverstanden; er wollte sich ja in Riga jeder politischen Handlung enthalten und nur die leidende Freundin pflegen. Alles war fix und fertig: da drang das Echo der Protestbewegung bis an die Newa. Ein Mann, für den das Ausland mit so feindsäliger Wuth Partei ergreift, scheint immer gefährlich. Und keine Regirung will sich dem Verdacht aussetzen, sie weiche dem Sturm, der über die Grenze herweht. Gorkij wäre vier Wochen früher frei geworden, wenn die deutschen Schwärmer für fremde Freiheit ihren Schnabel gehalten hätten. Hat ers ihnen verziehen?

Vom ersten Tag an wußten wir, daß nicht Gorkijs Dichten, sondern sein Handeln vor den Richter gestellt werden sollte; von einem Kampf für die Freiheit des literarischen Schaffens konnte also niemals die Rede sein. Eine internationale Bewegung, ein Protest gegen die Mißhandlung eines in der Freiheit seiner Berufsübung gefährdeten Künstlers wäre vielleicht unklug, doch ein Zeichen musischer Wahlverwandtschaft und eine noble That gewesen. Der Versuch, sich in die Wirrniß eines fremden Staates einzumischen und aus der Ferne über Putsche, zu denen auch ein bekannter Dichter mitgewirkt hat, ein rechtskräftiges Urtheil zu fällen, war das Beginnen kindischer Naseweisheit und von beiden Polen deutschen Geisteslebens gleich weit entfernt. Goethe und Bismarck hätten es, Jeder von seinem Standpunkt aus, Jeder mit

unbarmherziger Härte, verdammt. Ein Künstler, der, nicht mit seinem apollinischen Werkzeug, am Umsturz der Rechtsordnung mitarbeitet, tritt in Reihe und Glied des Kämpferheeres und darf nicht heischen, darf nicht einmal wünschen, anders behandelt zu werden als seine Genossen. Als der Dichter Gorkij das wilde Lied vom Falken sang, blieb er unangefochten; als der Agitator schleunige Aenderung der Staatsgrundlagen forderte, begab er sich in die Allen gemeine Gefahr. Sollte er von Talentes Gnaden straflos bleiben, wo die misera plebs, die doch nicht so scharf zu unterscheiden vermag, zu schwerer Sühne gezwungen wird? Er hatte einen Aufruf verfaßt (oder mindestens unterzeichnet), der die russische Staatswirthschaft in schrillen Worten verurtheilte und die Offiziere der petersburger Garde beschwor, nicht länger dem Befehl „blutdürstiger Narren" zu gehorchen. Dieser Aufruf ist in den Kasernen vertheilt worden; während eines das Reichsleben gefährdenden Krieges und unmittelbar nach Straßenaufständen, die Europa eine Revolution genannt hat. Recht oder Unrecht: giebt es irgendein Land, wo solches Trachten ungestraft bliebe? Keins vielleicht, wo der Thäter mit so gelinder Pön davonkäme. Nur ein Autokrat, der seiner Macht noch sicher und dessen launischer Willkür keine Schranke gesetzt ist, konnte dem alten Tolstoi erlauben, Jahre lang die Majestät schroff zu beleidigen, die Einrichtungen der orthodoxen Kirche als schmutziges Teufelswerk zu höhnen und das Volk (im Kriegsjahr sogar) zur Weigerung des Wehrdienstes zu mahnen. „Der Alte von Tula ist ein Apostel im Slawenreich und ich will keinen Märtyrer aus ihm machen", sagte Alexander der Dritte von dem Mann, der zu ihm fast gesprochen hatte wie Jochanan zu Herodes. Nur weil er in Rußland lebte, durfte Gorkij hoffen, von langer Gefängnißpein verschont zu bleiben. André Chénier hatte gegen die herrschenden Jakobiner nicht Schlimmeres gewagt: und mußte den Kopf, où il y avait pourtant quelque chose, unters Fallbeil legen. Robert Blum, der vom frankfurter Parlament nach Wien abgeordnet war, wurde in der Brigittenau standrechtlich erschossen. Fritz Reuter wegen einer Jugendeselei ein Jahr lang in preußischer Untersuchunghaft gehalten, zum Tode verurtheilt, zu dreißigjähriger Festungstrafe begnadigt und nach sieben Jahren erst, durch die Amnestie Friedrich Wilhelms, befreit. Paul Déroulède, ein feiner Dichter,

doch ein großer Patriot und der Bürger einer von Sozialisten mitregirten Republik, saß Jahre lang wegen einer ungefährlichen theatralisch politischen Mächlerei im Exil. Und hätte das Deutsche Reich der internationalen Topfgucker nicht in den letzten Jahren auch manches Schauspiel erlebt, das zum Protest reizen konnte? Niemand regte sich. Jeder fands ganz in der Ordnung. In allen Wipfeln spürest Du kaum einen Hauch. Die Vöglein schweigen im Walde. Für den Fremdling haben sie den Schnabel gewetzt.

Gorkij hatte keinen Grund zur Klage. Während in deutschen Zeitungen geschrieben wurde, er werde gefoltert, von rohen Henkersknechten langsam totgequält, konnte er lesen, schreiben, Besuche empfangen, ungefähr also leben wie auf einer königlich preußischen Festung. Wie ist im Erblande des Konstitutionalismus Oskar Wilde als Gefangener behandelt worden! Und war, als Dichter der Märchen, der Zuchthausballade, der Intentions, der Salome und des Dorian Gray, doch mehr, als der bittere Max bis heute ist; und sein Verbrechen war, daß er der Perversion des Geschlechtstriebes nicht wehren konnte. Vor Jahren verglich ich das Schicksal der beiden Dichter, des Massenerziehers Gorkij und Wildes, des kinaedischen Dandys, und sagte: „Der erste Proletarier der Weltliteratur mag sich auf der schwarzen Erde des Lebens freuen; die britische Majestät Cant ist dem Künstlervolk ein noch viel härterer Herr als der Weiße Zar.“ Das hat schon Byron erfahren und D'Israeli erkannt; und Parnell ist, unter kaum geringerer Qual als Wilde, dran gestorben. Rußland aber, sogar der russische Tshin, dem doch wahrhaftig nicht viel Gutes nachzusagen ist, hat noch die Ehrfurcht frommer Barbaren vor dem vates, dem Gefäß göttlichen Weihesegens. Daß der Fall Rylejew nicht gegen diese Thatsache zu verwerthen ist, ward hier schon erwiesen. Nikolai Iwanowitsch Nowikow, der die „Drohne“ und das „Morgenroth“ herausgab, saß vier Jahre im Gefängniß, weil er dem verbotenen Freimaurerbund angehört hatte; man schrieb 1792, Peters Staat hatte sein Mittelalter noch nicht ganz hinter sich und eine Deutsche, Katharina, sprach dem Sektirer das Urtheil. Nikolai Gawrilowitsch Tshernyshewskij mußte später fast zwei Jahrzehnte in Sibirien verseufzen; doch die Pritsche dieses Satirikers hatte die Mächtigen auch allzu unsanft gestreichelt. Dostojewskij war als Jüngling blind in die Verschwörung Pe-

traschewskijs hineingetaumelt und hat die im Totenhaus verbrachte Zeit gesegnet, nicht ihr geflucht. Als 1880 das Puschkin-Denkmal enthüllt war, wurde der einst als Hochverräther zum Tode verurtheilte Dichter der „armen Leute“ im Triumphzug durch die Straßen der Hauptstadt getragen; und als er im nächsten Jahr gestorben war, sah Petersburg eine Leichenfeier wie keine je mehr nach Skobelews Tod. Die Söhne des Kaisers, Großfürsten und Minister, Generale und Hofbeamte, die höchsten Würdenträger der Kirche standen mit Gelehrten und Künstlern, altgläubigen Kaufleuten und Studenten, Edelfräulein und Nihilisten, Schulkindern und Bauern an der Bahre Dessen, der seinem Volk das unsterbliche Gedicht vom reuigen Mörder Raskolnikow geschaffen hatte, und die ganze Stadt folgte dem Sarg, das ganze Land beugte sich in heißen Thränen vor dem Genius, der da zu der Erde, dem geliebten Mütterchen, heimging. Keine Parteiung gab es in dieser Stunde; nach dem Archimandriten sprach ein Atheist, nach dem Slawophilen ein Liberaler; und um eine Blume von diesem Grab wurde wie um Reliquien eines Heiligen gerauft. Gogol und Gribojedow, Nekrassow und Pisemskij wurden in ihrer Heimath als Dichter geehrt, nicht als lästige Gesellschaftkritiker verfolgt. Und zeigt die Stellung, die schweigende Uebereinkunft dem frommen Anarchisten Tolstoi anwies, nicht das Walten des selben Gefühles? Weil der Brite Stead den Burenkrieg tadelte, wurde er als Auslandsknecht beschimpft, gehöhnt, boykottirt und seine Review of Reviews verlor den größten Theil ihrer Leser. Tolstoi hat gegen den Asiatenkrieg zehnmal das Aergste gesagt, ihn ein wahnwitziges Abenteuer, ein ruchloses Verbrechen gescholten: und in ehrfürchtiger Trauer lauschten ihm kriegerisch gestimmte Patrioten sogar.

Rache ist süß: denkt der bittere Maxim, der im rothen März, als, dreizehn Jahre nach wirren Putschen, die russische Revolution kam, nicht hörbar wurde, im April aber der Republik als Kultusminister empfohlen wird. In Gorkij, las ich, „glüht das revolutionäre Feuer Tscheidses und der Patriotismus Miljukows.“ (Wie in Joseph und Nikodem der Wunsch glühte, von dem Synedrion, dem Hohen Rath der Judenheit, und von dem Galiläer Gunst zu empfangen.) „Er rechnet auf rasche Empörung des deutschen Geistes gegen die herrschende Gewalt, die weichen müsse, ehe Rußland Frieden schließen kann, und ist nach Dänemark abgereist, um

von dort aus zur Vorbereitung der deutschen Revolution mitzuwirken.“ Lernt Germania zittern? „Gorkijs Schicksal kann Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter der Menschheit am Herzen liegen.“ Diesen Satz und ähnlichen Wortfladen haben anno 1905 deutsche Gelehrte und Schreiber in die Welt geschickt. Tapferer als der Dichter, der längst nichts Rechtes mehr schuf, dünkt mich der Großfürst, der Rang und Kopf an Wahrheit wagte und mit der Wohlthat zu Haus, am Hof Rasputins, begann.

Botschaft und Glaube.

Ohne das tiefe Summen, den hellen Ton der Glocken, mit denen sonst Erinnerung noch über weiße Häupter hin schwang, naht in diesem späten Lenz manchem deutschen Gau der Ostermorgen. Die erste Feierstunde ohne Geläut; dennoch: Gewißheit einem neuen Bunde. Derer, die ein unverwesliches und drum im Dämmern der Auferstehung gewandeltes Deutschland wollen. Wandlung, wird Euch gesagt, erschwert uns den Krieg. Erleichtert aber (ist zu erwidern) den Frieden; wenn sie von noch freiem Willen beschlossen wird. Das Verlangen nach Umgestaltung des Staatshauses verleitet nicht auf ein Nebengleis, sondern legt den Hauptstrang, auf dem das erreichbare Ziel schnell erreicht werden kann. Selbstbewußte Volkheit wehrt sich gegen den Uebermuthshang, sie von außen, und wärs in ein Eden, zu stoßen; ließe sich niemals Glück, unter anderem Himmel herrlich bewährtes, aufzwingen. Uns aber ruft Menschheit und treibt der Wurzelsaft nothwendiger Entwickelung. Weil der Feind es heischt, vorwärts? Niemals. Doch nie auch, weil er Bewegung ersehnt, Stillstand. Die Häupter der uns feindlichen Menschenmilliarde blicken finster auf das Sehnen nach Friedensschluß, weil sie fürchten, die Rüstungsucht werde fortfiebern und das Deutsche Reich nicht rasten, ehe es, in einer zu neuem Kriegsaufwand unwilligen oder unfähigen Welt, hundert Millionen Menschen mit allem solcher Zahl Nützlichen, Kohle und Erz, Korn und Vieh, Baumwolle und Grubenholz, Roh- und Zusatzstoff für jeden Industriezweig, umschließt. Das wäre Herrschaft über den Erdtheil; und risse jeden vom Paktverächter Greifbaren in stete Lebensgefahr. Das war nur in Nebelzeit und könnte in Helle nicht währen. „Nur solcher Friede aber ragt bis auf die Höhe der deutschen Opfer.“ Eins der vielen Irr-

worte, die in den letzten Wochen aufwucherten, hats angedeutet. Hier scheiden sich Wege und Welten. Scheiden sich Kriegerische von Friedlichen, Militaristen von Politikern? Die Vollstrecker alten Testamentes glauben, auch mit sanftem Herzen, nur an Gewalt, sehen hinter der Grenze ihres Reiches ringsum nur Bosheit und neidige Tücke, belächeln jedes Hoffen auf Wandlung des Menschheitwesens und scheuen das häßlichste Mittel nicht, wenns der Zweck der Vertheidigung heiligt (die in allzu engem Drang Angriff werden muß). Was dagegen gesprochen wird, klingt ihnen wie hohle Phrase. „Man siegt, nimmt dem Besiegten, was das Vaterland braucht, und waffnet es, stärker als zuvor, gegen Vergeltung; oder man wird geschlagen und verröchelt in Ehre. Wer andere Ausgangsmöglichkeit erblickt, ist ein Kindskopf oder schlapper Kerl.“ So dachten Spartaner, die für die Freiheit des Meeres gegen Athen ins Feld zogen, im zehnten Kriegsjahr den Frieden des Nikias sammt dem Bündniß mit dem Seetyrannen annehmen mußten und als Greise des fast fruchtlosen Heimathsieges nicht froh wurden. Müßte goethischer Glaube an edle Entwickelung nicht verdampfen, wenn des Denkens Faden heute noch von der selben Spule liefe wie 430 vor dem Christus? Den Männern und Frauen des neuen Bundes wäre dieser Ausrodekrieg Todsünde und den Enkeln verhängte Bedräuung, wenn er das Vaterland zwänge, auf Trümmern über halb schon Zertretene zu siegen; würdig der Friede, der aus der Verständigung mit Nachbarsverstand aufblühte und jeder Nation, dem dünnsten Stämmchen selbst, gestattet, neben Freien frei zu sein. Soll Vernunft geächtet, der Feindschaft die Losung bleiben, die ihr heimlich das Gefühl aller Menschheit verbündet? Auch der Geist, Autospartaner, ist Waffe und schuf dem Deutschen unverjährbare Macht. Dessen Wille hat sich lange in die Stummheit des umknäuelten Kämpfers beschieden und scheint Fernen nun tot. Sparet Myrrhen und Aloe, mit denen Ihr den Schoß der Verwesung durchduften möchtet! „Gottes Reich vererbt sich nicht von Fleisch zu Fleisch, sondern von Geist zu Geist.“ Feind der Freiheit, des Völkerrechtes, der Menschheitwürde? Deutschlands Wille steht auf, schwingt sich hoch über den Griff des Belasters und fügt aus dem Stoff der Lehre, die zu leben er muthig ist, seinem Seelendom die zu Umguß untaugliche Glocke.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Offensivgeist.

Unsere Kriegslasten stehen erst dann im rechten Licht, wenn wir sie in Vergleich setzen mit unseren Kraftquellen und den Lasten der Feinde. Unsere Geldwirthschaft hat den Stürmen des Krieges getrotzt, sie wird auch den künftigen Anforderungen standhalten.

Zwar steht dahin, ob Begeisterung und Opferfreude der ersten Kriegszeit, das trutzige Zusammenstehen aus der Stunde der Gefahr hinüberzuretten seien in die Zeit des Friedens. Aber was zweifellos als Gewinn aus schwerer Heimsuchung uns bewahrt bleiben wird, das ist der geläuterte Ernst der Lebensauffassung, die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, die gespornte deutsche Erfindungsgabe und Organisationskunst, das deutsche Volksvermögen mit seinen reichen Einkommensquellen, von denen freilich manche neu erschlossen und neu gefaßt werden müssen.

Eine ausreichende Kriegsentschädigung wird uns die Neuordnung der wirthschaftlichen Dinge erleichtern. Mit ihr werden wir reicher, ohne sie ärmer, aber nicht wirthschaftsunfähig sein. Die Aussichten für eine solche Entschädigung steigen natürlicherweise in dem Maße, als wir unsere Ueberlegenheit, unseren Sieg vollständig machen, indem wir zu den militärischen Erfolgen den geldwirthschaftlichen Sieg fügen. Können wir Das? Die neue englische Anleihe war als Kraftprobe gedacht; sie schließt, wobei nichts verkleinert werden soll, jedenfalls nicht so ab, daß sich die Hoffnungen jenseits des Kanals auch nur halbwegs erfüllt hätten. Das neue Geld deckt knapp den Bedarf von 5 bis 6 Monaten, die ersehnte Umwandlung der schwebenden kurzfristigen Schulden in eine langfristige Anleihe aber ist so gut wie völlig mißlungen. Und Das, obwohl der englische Markt eine Schonzeit von mehr als eineinhalb Jahren genossen hatte! Dabei ist England, dessen Schwierigkeiten sich häufen (U-Boot-Krieg, Ernährungsorgen, Beeinträchtigung der Einfuhr und der Ausfuhr), eine Hauptstütze der Entente, oder sollte sie doch sein. Daß die Stütze brüchig wird, ist um so beachtlicher, als das Zusammenraffen langfristiger Kapitalien im eigenen Lande der Bundesgenossen nachgerade auf bedrohliche Schwierigkeiten stößt. Zudem wachsen die Verschuldungen ans Ausland (Amerika übte von Anfang an eine zärtlich wohlwollende Neutralität, während es für uns nur Neutralität-„Ersatz“ hatte), und die Kriegsaufwendungen geldlicher Art sind ungefähr doppelt so hoch wie die unsrigen.

Demgemäß ergiebt sich beim Abmessen der beiderseitigen Widerstandskraft ein mehrfaches Mißverhältniß zu Ungunsten der Feinde. Also wird der Sieg auf dem Gebiete der Finanzen unser sein, wenn die Einsicht in die eigene Kraft und die Erkenntniß der feindlichen Lage bei uns daheim jenen hochgemuten Offensivgeist wecken, den Hindenburg kündet: „Das deutsche Volk wird seine Feinde nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit dem Gelde schlagen.“ Und einmal muß da drüben die Erkenntniß aufdämmern, daß ein Weiterkämpfen nur die Opfer — und den deutschen Vorsprung steigert.

Preussische Hypotheken-Actien-Bank.

Bilanz vom 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	Pf	M.	Pf
Unterlags-Hypotheken			[illegible]	[illegible]
Freie Hypotheken			15 211 6[illegible]	72
Kommunal Darlehen			[illegible] 487	02
Kasse sowie Guthaben b. d. Reichsbank u. b. Kassenverein			280 288	[illegible]
Wechsel u. unverzinsl. Schatzanweis. d. Deutschen Reiches			2 473 680	[illegible]
Wertpapiere			26 [illegible]	[illegible]
Debitoren			7 097 578	54
Hypotheken-Zinsen für das IV. Quart. 1916, zahlbar vom 2. bis 15. Jan. 1917 — M. 330 628,34 Rückstände sind abgeschrieben			2 551 335	[illegible]
Kommunal-Darlehen-Zinsen			[illegible]	45
Bankgrundstück			[illegible]	
Wertpapiere des Pensions- und Unterstützungs-Fonds			[illegible]	
Mobilien-Konto			1	
Abgeschriebene Beteiligungen			1	
			432 1[illegible]	[illegible]

Passiva.	M.	Pf	M.	Pf
Aktien-Kapital			[illegible]	
Hypotheken-Pfandbriefe				
$4^1/_2$% rückzahlbar 125%	[illegible] 500	—		
4% alte	143 527 [illegible]			
$3^1/_2$% alte	[illegible]			
nicht konvertierte $4^1/_2$% rückzahlbar 120%	61 500	—		
Ausgabe vom Jahre 1904 4%	26 470 200	—		
" " " 1905 4%	24 925 800	—		
" " " 1907 4%	28 434 300	—		
" " " 1909 4%	29 215 000	—		
" " " 1911 4%	19 925 000	—		
" " " 1912 4%	10 655 200	—	316 00[illegible]	
Kommunal-Obligationen			26 [illegible]	
Gesetzliche Reserven			16 [illegible]	
Extra-Reserve			[illegible]	
Disagio-Reserve			3 000 000	—
Spezial-Reserve			8 [illegible]	91
Talonsteuer-Reserve			374 192	77
Agio-Tilgungs-Reserve für Pfandbriefe Serie I			217 [illegible]	[illegible]
Agio-Vortrag (§ 26 Hyp.-Bank-Ges.)			18 [illegible]	01
Provisions-Vortrag			2 758 88[illegible]	32
Diverse Kreditoren			838 142	[illegible]
Ausgeloste Pfandbriefe			14 [illegible]	[illegible]
Zinsen von Pfandbriefen und Kommunal-Obligationen			3 271 914	19
Nicht abgehobene Dividende			67 81[illegible]	
Deposital-Konto			227 65[illegible]	40
Pensions- und Unterstützungs-Fonds				
Wertpapiere	722 [illegible]	[illegible]		
Barguthaben	[illegible]	20	725 370	26
Gewinn- und Verlust-Rechnung			5 882 780	95
			432 193 497	31

Preussische Hypotheken-Actien-Bank.

Thinius Lau[illegible] R. Müller

Die Auszahlung der Dividenden für 1916 mit 36.— M. für eine Aktie über 600 M. und 72.— M. für eine Aktie über 1200 M. [illegible] gegen Einlieferung des Dividendenscheins No. 5 vom 30. März cr. [illegible] an unserer Kasse, [illegible]strasse 35, sowie an den früher bekanntgemachten Stellen.

Berlin, den 29. März 1917.

Die Direktion.

Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft. In der am 26. März d. J. abgehaltenen ordentlichen Generalversammlung wurde der Abschluß für 1916 genehmigt, dem Aufsichtsrat und Vorstand Entlastung erteilt und die sofort zahlbare Dividende auf $4^{1}/_{2}$ % festgesetzt. Die turnusgemäß ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates, die Herren Direktor Emil Hancke, Bankier Heinrich Keller, Direktor Julius Rosenberger und Direktor Julius Traube wurden wiedergewählt und der Sohn des verstorbenen Kaiserlichen Geheimen Regierungsrates Dr. ing. Carl Hofmann, Herr Dr. Paul Hofmann, neu gewählt. Die Bilanz befindet sich im Inseratenteil unserer heutigen Nummer.

Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft A.-G.

Bilanz am 31. Dezember 1916.

Aktiva.		M.	pf
Kasse, fremde Geldsorten und Zinsscheine Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		12 192 529	14
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen:			
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M. 39 865 548,03		
b) eigene Ziehungen	„ 26 255,—		
c) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	„ 15 155,19	39 906 958	22
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		23 785 361	21
Reports und Vorschüsse gegen börsengängige Wertpapiere		71 314 593	48
Vorschüsse gegen Waren und Warenverschiffungen		918 168	10
davon am Bilanztage gedeckt:			
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	M. 918 168,10		
b) durch andere Sicherheiten	„ —,—		
Eigene Wertpapiere:			
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M. 22 750 246,07		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	„ 1 629 760,35		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	„ 865 120,—		
d) sonstige Wertpapiere	„ 4 959 657,06	30 204 783	48
Beteiligungen an Gemeinschafts-Geschäften		5 793 768	63
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		37 486 096	37
Debitoren in laufender Rechnung:			
a) gedeckte	M. 70 619 549,38		
b) ungedeckte einschließlich M. 21 273 333,— kurzfristige Vorschüsse an Gemeinden und Sparkassen	„ 44 170 799,60	114 790 318	98
Aval- u. Bürgschaftsdebitoren . . M. 26 307 105,18			
Immobilien:			
a) Geschäftshäuser einschl. Einrichtung abzüglich M. 558 612,50 Hypotheken		8 336 521	87
b) Sonstige Immobilien abzüglich 761 155,79 Hypotheken		1 760 943	85
		346 489 803	33

Passiva.			M.	pf
Aktienkapital			95 000 000	—
Rücklagen:				
a) gesetzliche Rücklage		M. 16 675 000,—		
b) Rücklage II		„ 1 700 000,—	18 375 000	—
Talonsteuer-Rücklage			612 500	—
Kreditoren:				
a) Nostroverpflichtungen		M. 60 000,—		
b) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		„ 12 495 966,73		
c) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M. 34 378 594,51			
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 8 791 343,73			
3. nach 3 Monaten fällig	„ 35 117 654,85	„ 78 287 593,09		
Sonstige Kreditoren:				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	„ 122 352 950,77			
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ —,—			
3. nach 3 Monaten fällig	„ —,—	„ 122 352 950,77	213 196 510	59
Akzepte und Schecks:				
a) Akzepte		M. 13 705 124,12		
b) noch nicht eingelöste Schecks		„ 103 000,62	13 808 124	74
Aval- u. Bürgschaftsverpflichtungen M. 26 307 105,18				
Eigene Ziehungen M. 26 255,— überhaupt, davon für Rechnung dritter M. —,—				
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank M. —,—				
Dividende für 1916			5 225 000	—
Rückständige Dividendenscheine			27 353	—
Gewinnvortrag auf neue Rechnung			245 315	—
			346 489 803	33

Gewinn- und Verlust-Konto vom 31. Dezember 1916.

Soll.	M.	pf
Verwaltungsunkosten	2 609 620	16
Steuern	869 187	26
Abschreibungen auf Debitoren	534 859	79
„ „ Immobilien-Konto	184 774	81
Reingewinn	6 365 719	56
	10 564 161	58

Haben.	M.	pf
Gewinn-Vortrag aus 1915	235 420	11
Zinsen	5 324 081	99
Provisionen	4 012 499	48
Gewinn auf Wertpapiere und Gemeinschaftsgeschäfte	991 880	—
Verjährte Dividende	280	—
	10 564 161	58

Die in der heutigen Generalversammlung festgesetzte Dividende von 5½ % ist mit **M. 55,—** für die Aktien à nom. **M 1000,—** und „ „ **27,50** „ „ „ à „ „ **500,—** gegen Einlieferung des Dividendenscheines für **1916**
bei den **Kassen der Gesellschaft in Aachen, Cöln, Bonn, Godesberg, Neuwied, Coblenz, Kreuznach, Düsseldorf, Neuß, Ratingen, Krefeld, M.-Gladbach, Viersen, Eupen, Remscheid, Bochum, Dortmund, Recklinghausen, Hagen, Bielefeld, Lippstadt, Gütersloh, Hameln, Erkelenz und Malmedy,**
bei dem **Bankhause Hardy & Co. G. m. b. H. in Berlin,**
„ der **Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin, Frankfurt a. Main, Bremen, Mainz und Wiesbaden,**
„ dem **Bankhause Delbrück Schickler & Co. in Berlin,**
„ „ „ **Joh. Ohligschlaeger G. m. b. H. in Aachen,**
„ „ „ **Deichmann & Co. in Cöln,**
„ „ „ **Alwin Hilger G. m. b. H in Duisburg,**
„ „ **Barmer Bankverein Hinsberg, Fischer & Comp. in Barmen und dessen Zweigniederlassungen,**
„ der **Süddeutschen Disconto-Gesellschaft A.-G. in Mannheim und deren Zweigniederlassungen,**
„ „ **Dürener Bank in Düren und deren Zweigniederlassungen in Euskirchen und Jülich,**
„ „ **Eschweiler Bank in Eschweiler,**
„ „ **Volksbank Geilenkirchen-Hünshoven in Geilenkirchen-Hünshoven,**
„ „ **Zülpicher Volksbank in Zülpich,**
„ „ **Bergischen Kredit-Anstalt A.-G. in Gummersbach, Halver, Wipperfürth,**
vom **27. März 1917** ab zahlbar.

Aachen, den 26. März 1917. **Der Vorstand.**

Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft.

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	pf
Kassenbestand	246 582	49
Kupons und Sorten	3141	37
Effekten	6 910 123	—
Wechsel (Schatzanweis.)	988 850	10
Debitoren	2 441 522	54
Anlage im Hypotheken-Geschäft	255 647 483	08
Kommunal-Darlehen	21 800 556	94
Rückständige Hypotheken-Zinsen	88 732	03
Gestundete Zinsen	187 792	70
Am 1. Januar 1917 fällige Hypothekenzinsen für 1916 (abzüglich der bereits eingegangenen)	1 421 578	66
Am 1. Januar 1917 fällige Kommunal-Darlehns-Zins. (abzüglich der bereits eingegangenen)	294 454	53
Bankgebäude Taubenstr. 22.	459 484	90
Grundstücks-Beteiligungs-Konto	20 000	—
	290 510 302	34

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital	22 700 000	—
Gesetzliche Reserve	2 270 000	—
Spezial-Reserve	2 250 000	—
Agio-Reserve	765 000	—
Talonsteuer-Reserve	110 316	04
Pfandbrief-Umlauf	237 284 180	—
Kommunal-Obligationen	17 953 600	—
Verloste Pfandbriefe	1 610	—
Amortisationsfonds für Hypotheken	211 142	31
Amortisationsfonds für Kommunal Darlehen	1 751 077	81
Kreditoren	826 777	33
Vorausbez. Hypothekenzins.	47 179	05
Pfandbrief-Kupons	2 308 285	—
Kommunal-Obligat.-Kupons	140 668	—
Rückständige Dividendenscheine	37 890	—
Reingewinn	1 852 576	80
	290 510 302	34

Die Auszahlung der auf 4½ % festgesetzten Dividende für 1916 auf die Aktien La. A und B erfolgt gegen Einreichung des Dividendenscheines Nr. 5 mit **M. 45.—** von **heute** ab an **unserer Kasse** in **Berlin,** Taubenstr. 22, und an den früher bekanntgemachten Zahlstellen.

Der Geschäftsbericht für 1916 kann kostenlos von uns selbst oder durch unsere Pfandbriefverkaufsstellen bezogen werden.

Berlin, den 26. März 1917.

Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft.

Bilanz der Mitteldeutschen Creditbank per 31. Dezember 1916.

Aktiva.		M.	pf
Nicht eingezahltes Aktienkapital		—	—
Kasse, fremde Gelds., Kupons u. Guth. bei Noten- u. Abrechn.-(Clearing-) Bank		19 328 706	53
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		76 891 508	19
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		39 552 269	17
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		43 177 661	63
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		1 146 816	30
Eigene Wertpapiere		14 788 675	15
Konsortial-Beteiligungen		6 931 054	51
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		2 868 745	70
Debitoren in laufender Rechnung			
a) gedeckte	M. 117 118 148,73		
davon durch börsengängige Wertpapiere gedeckt M. 72 331 642,44			
b) ungedeckte	„ 36 025 448,03	153 143 596	76
ausserdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren M. 17 775 180,43			
Bankgebäude	M. 8 620 000,—		
abzüglich Hypotheken	„ 120 000,—	8 500 000	—
Sonstige Immobilien	M. 1 084 144,56		
abzüglich Hypotheken	„ 509 000,—	575 144	56
Mobiliar		1	—
		366 904 169	50

Passiva.		M.	pf
Aktienkapital		60 000 000	—
Reserven		9 250 000	—
Kreditoren		269 490 590	52
Akzepte und Schecks		22 362 845	13
ausserdem Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M. 17 775 180,43			
Uebergangsposten unserer Niederlassungen untereinander		1 151 966	61
Unerhobene Dividenden		29 647	50
Reingewinn des Jahres 1916	M. 4 518 264,78		
Vortrag aus dem Jahre 1915	„ 100 854,96	4 619 119	74
		366 904 169	50

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1916.

	M.	pf
Unkosten		
a) Gehälter und Geschäftsspesen	2 931 051	53
b) Tantiemen d. Filialdirekt., d. Prokuristen u. d. Vorsteher d. Depos.-kassen, sow. Gratifikationen u. Teuerungszulagen an die Beamten	745 417	95
c) Für die zu den Fahnen einberufenen Beamten und deren Familien, sowie für andere Zwecke der Kriegsfürsorge	573 336	83
d) Steuern	582 731	29
Beiträge zum Beamtenversicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes und zur Pensionskasse der Bank	108 819	21
Abschreibungen auf Bankgebäude	57 851	07
auf Mobilar	118 374	32
Reingewinn Verteilung:		
$6^1/_2\%$ Dividende auf M. 60 000 000,—	3 900 000	—
Tantiemen an Aufsichtsrat und Vorstand	615 158	64
Vortrag auf neue Rechnung	103 961	10
	9 736 701	94

	M.	pf
Gewinn-Vortrag aus 1915	100 854	96
Gewinn aus Zinsen sowie aus deutschen und fremden Wechseln	6 019 652	67
Gewinn aus Provisionen	3 115 314	10
Gewinn aus Wertpapieren und Konsortialbeteiligungen	—	—
Gewinn aus dauernden Beteiligungen bei Banken und Bankfirmen	258 057	86
Kleine Gewinne und Mieteinnahmen	242 822	35
	9 736 701	94

In der heute abgehaltenen 62. ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre wurde die Dividende für das Geschäftsjahr 1916 auf $6^1/_2\%$ festgesetzt.

Der Dividendenschein für **1916** kommt mit **M. 19,50** für jede Aktie zu **M. 300**
„ 78,— „ „ „ „ „ 1200
zur Auszahlung. Die Einlösung der Dividendenscheine erfolgt von heute ab: in **Frankfurt a. M., Berlin, Baden-Baden, Essen, Fürth, Giessen, Hanau, Hannover, Hildesheim, Karlsruhe, Mainz, München, Nürnberg** und **Wiesbaden** bei unseren Niederlassungen, sowie bei unseren Depositenkassen u. Wechselstuben in **Alsfeld i. H., Friedberg i. H., Höchst a. M., Marburg a. d. L., Offenbach a. M., Uelzen** (Provinz Hannover) und **Wetzlar** und unseren Agenturen in **Büdingen** und **Butzbach** an unseren Kassen vormittags zwischen 9 und 11 Uhr, in **Coblenz** und **Cöln** bei der Firma **Leopold Seligmann,** in **Hamburg** bei der Firma **M. M. Warburg & Co.,** in **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt (Abteilung Becker & Co.),** in **Meiningen** und **Gotha** bei der **Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp Aktiengesellschaft,** in **München** bei den Firmen **H. Aufhäuser** und **Moritz Schulmann,** in **Stuttgart** bei der Firma **Doertenbach & Cie. G. m. b. H.,** in **Tübingen** und **Hechingen** bei der **Bankcommandite Siegmund Weil.** Die Dividendenscheine sind auf der Rückseite mit dem Firmenstempel oder dem Namen des Einreichenden zu versehen.

Frankfurt a. M., den 26. März 1917.

Der Vorstand der Mitteldeutschen Creditbank.

Siebert. Dr. Katzenellenbogen. Mommsen. Reinhart. Wolfensperger.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. April 1917.

Für die bessere Welt.

„Männerstolz vor Königsthronen, Brüder, gält' es Gut und Blut ...“

In einem Erlaß, den (wie, vor dem ganzen Stilbild, schon der erste Nebensatz lehrt) Herr von Bethmann entworfen hat und dem (wie amtlich betheuert wird) alle preußischen Staatsminister zugestimmt haben, nennt der Deutsche Kaiser den Krieg ein „Ringen um den Bestand des Reiches“ und ein Erlebniß, das „mit erhabenem Ernst eine neue Zeit einleitet.“ Dem Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten „liege es ob, den Erfordernissen dieser Zeit mit den rechten Mitteln und zur rechten Stunde zur Erfüllung zu verhelfen.“ Die rechte Stunde werde schlagen, wenn die Krieger heimgekehrt sind und „selbst am Fortschritt der neuen Zeit mitrathen und mitthaten können.“ (Gemeint ist wohl der Fortschritt „in“ neue Zeit, die ja dann erst beginnen soll; und der scherzhafte Gleichklang der Wörter „mitrathen, mitthaten“ soll wahrscheinlich andeuten, daß man warten müsse, bis die Männer der sichtbarsten That, der des Körpers, im Rath mitreden können.) Von den rechten Mitteln wird nur eins erwähnt: „die Umbildung des Preußischen Landtages“, für die, „auf des Königs Weisung, schon zu Beginn des Krieges Vorarbeiten gemacht worden sind.“ Warum wir erst jetzt, nach den Vorgängen und Erörterungen des Märzmonats, nach der russischen Revolution und der Rede Wilsons über Freiheit, erfahren, daß „schon zu Beginn des Krieges“,

als jede Staatsbehörde mit drängender Arbeit überbürdet war, für die Landtagsreform vorgesorgt wurde, muß der Ministerpräsident erklären; auch, welche beträchtliche „Vorarbeit“ nach den langen Jahren des Schwatzes über Wahlrecht und Pairsschub, Erste und Zweite Kammer noch nöthig war. Der König wünscht, daß die Wahl geheim sei, nicht durch Wahlmänner, nicht in Wählerklassen bewirkt werde. Die Zahl der Preußen, die daran gezweifelt haben, kann nur klein gewesen sein. Wer sich erinnert, daß vor neun Jahren die zahm Liberalen „das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe“ und die dem Rechtsanspruch genügende Aenderung des Wahlbezirksumfanges gefordert haben, wird glauben, daß mit geheimer, unmittelbarer, von der Klassenschranke befreiter Wahl selbst der (nach Bismarcks Ausdruck) Hyperkonservative sich abgefunden hat und sie nur, vor dem Auge der Galerie, noch bekämpft, um mit der Geberde ihm gefährlicheren Versuch einzuschüchtern. Das Herrenhaus, sagt der Erlaß, „wird den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfang als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt.“ Nur den Anforderungen der kommenden Zeit? Nicht unserer? Unter den „Rezepten“, die ich am ersten Tag des Jahres 1911 hier veröffentlichte, war auch dieses: „Am Abend vor der Eröffnung der neuen Landtagssession wird bekannt, daß der König aus besonderem Vertrauen vierzig Preußen in das Herrenhaus berufen wolle. Davon gehören dreißig der Industrie, dem Gewerbe und Handel an; die übrigen sind Techniker, Handwerker und auf höhere Betriebsposten gelangte Lohnarbeiter. In dem Kommentar wird darauf hingewiesen, daß eine Zeit, in der Deutschlands Gesammthandel Waaren im Werth von fast sechzehntausend Millionen Mark in Bewegung setzt, die Pflicht erzeugt habe, den Vertretern dieses Handels und der ihm verbündeten Berufe auch im Herrenhaus des größten und gewerblich stärksten Bundesstaates den ihrer Leistung angemessenen Platz zu schaffen. Die Besetzung des Herrenhauses müsse der Struktur des preußischen Staates entsprechen, die heute ein erweitertes Vertretungrecht fordere, weil sie nicht mehr zu richtigem Ausdruck komme, wenn, außer den Prinzen des Königlichen Hauses, dem

privilegirten Adel, den Inhabern der großen Hofämtern, den Domstiften, Provinzial- und Familienverbänden, dem alten und befestigten Grundbesitz, nur die größeren Städte und Universitäten in der Ersten Kammer Sitz und Stimme haben. Auch den Körperschaften der Industrie und des Handels sei fortan das Recht zur Präsentation zu gewähren und die Zahl der aus besonderem Vertrauen vom König zu berufenden Personen zu erhöhen. Die Novelle zur Verfassung werde dem Landtag sofort zugehen und der Regirung wie der Mehrheit die erwünschte Gelegenheit zu dem Beweis bieten, daß sie zeitgemäße Reformen nicht feig aufschieben und den um die Wirthschaftentwickelung verdienten Schichten das ihnen gebührende politische Recht nicht vorenthalten wollten." Die Berufung von Künstlern (der Palette, des Wortes, des Meißels) und Gelehrten, die, natürlich, in einem Herrenhaus würdig vertreten sein müßten, hatte ich nicht empfohlen, weil ich gewiß war, daß die von Gunst, nicht die vom Genius Begnadeten Preußenpeers würden. Neues bringt also der Erlaß nicht. War der Zweck seiner Veröffentlichung, zu zeigen, daß der Kaiser mit dem Kanzler, der König mit dem Ministerpräsidenten übereinstimmt und daß Herr von Bethmann nichts Anderes begehrt als die Minister Von Loebell und Von Schorlemer, die nicht so oft den Pfeilen Alldeutscher, den Schleudern des Junkergrolles ausgesetzt sind?

Ob dieses Ziel erreicht wird und der Vorstoß gegen die wenigen Stellen aufhört, an denen Herr von Bethmann nicht verwundbar ist (gegen die anderen hebt sich kaum je ein Schwert): für Deutschland und Preußen ists heute belanglos. Wichtig und erfreulich scheint mir in dem Erlaß das offene Bekenntniß, daß „für die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes" im Deutschen Reich noch nicht Raum ist. Wie aber sollen dann die „im Feld stehenden Millionen Volksgenossen am Fortschritt der neuen Zeit mitrathen und mitthaten" und warum soll die „Umbildung des Landtages" hinter die Heimkehr der Krieger verschoben werden? Wenn der Glaube wiche, der Krieg, den das Deutsche Reich gegen tausend Millionen Menschen führt, sei mit militärischen Machtmitteln zu enden, könnte vielleicht noch in diesem Jahr die Verhandlung über den Friedensschluß beginnen. Die wird, da alle Erdtheile mitsprechen und die größten Fragen der Menschheit zu beantworten sein werden, viele Monate dauern; und min-

destens zweifelhaft ist, ob schon vor ihrem Abschluß die Demobilisirung des Heeres durchgeführt werden kann. Im günstigsten Fall würde der Entwurf der Landtagsreform im letzten Drittel des Jahres 1918 in die Parlamente der Leipzigerstraße eingebracht. Berathung in zwei Kammern, zwei Kommissionen (die sich vor Eile wohl hüten werden); wahrscheinlich Ablehnung, Auflösung, Wahl, Pairsschub, neue Berathung. Alles müßte recht glatt gehen, damit die Sache noch 1919 fertig würde. Und bis dahin soll „für die freie und freudige Mitarbeit unseres Volkes“ in Preußen, nach der Ueberzeugung des Königs und seiner Minister, nicht Raum sein? Gerade in der Zeit ungeheurer Entscheidung? Das ist nicht möglich. In Irrthumsdickicht lebt, wer glaubt, die deutsche Kriegsmannschaft wünsche solchen Aufschub. Dürfte sie abstimmen: heute noch würde Manches anders, Wesentliches; und jede Wandlung stünde unter dem Zeichen vernünftiger Demokratie. Eben so thöricht wie die Zumuthung, der im Vorrecht Wohnende, Adel, Großgrundbesitz und alles ihm Verbündete solle aus freiem Willen, ohne Wehrversuch, die bequeme Rechtsschanze räumen, die zu erobern der Gegner nicht stark oder nicht kühn genug ist, wäre der Wahn, eine Volksabstimmung, ein Plebiszit oder Referendum würde nicht mit Riesenmehrheit die Demokratisirung des Staatswesens fordern. Ist denn irgendwo noch ein junger Schöpferkopf dagegen? Zweifelt irgendein sachkundig Unbefangener, daß alle Millionen, die den Brüllern, Amokläufern, Seichtschreibern fürs Ewig-Gestrige von gemästeten Kriegslieferanten zur Gründung neuer Tageblätter und Zeitschriften hingekleckert würden, in schnell fließendes Wasser geworfen wären? „Ein mündiges Volk hat das Recht, sich selbst zu regiren. Darf die Regirung, die den Aufmarsch einer feindlichen Menschenmilliarde und den Weltvorwurf rohen Völkerrechtsbruches nicht vermeiden konnte, der Staatskunst einer Demokratie sich überlegen wähnen? Blutströme haben alles Bedenken weggeschwemmt. Jubelt oder stöhnet: hinter jedem Kriegsausgang steht die Gewißheit, daß Deutschland nur noch vom Volkeswillen regirt werden kann. Wenn die im Vorrecht Wohnenden mit der Dehnung des Preußenwahlrechtes aus der Klemme kämen, dürften sie ihr Glück dem eines Mannes vergleichen, der auf der höchsten Sprosse der Henkersleiter hört, er sei nur verurtheilt, sich schleunig rasiren zu las-

sen. Ganz andere Umpflügung naht. Sputet Euch, die Ihr Fürsten berathet! Wer Nothwendiges schnell gewährt, meidet den Schein unwürdigen Zwanges. Ohne das Recht, zur Gestaltung deutschen Schicksals mitzuwirken, das Leben, die Habe, die Hoffnung der Kinder dafür einsetzen: Das war gestern." Vor acht Tagen ists hier gesagt worden. Muthig vorbedachte und rasch wirkende Handlung brauchen wir; nicht neues Versprechen. Jedes Zaudern kann morgen Verhängniß werden. Fehler sogar müssen dem Staatsmannsgeist zinsen; der Belagerungzustand, in dessen Dauerdiktatur (weil sie jedes Streben, das würdigste, nach Verständigung mit der feindlichen Menschheit hindert) ich den tiefsten, gefährlichsten Fehler innerer Kriegspolitik sehe, erleichtert den Regirenden die Umschichtung des Staatsgrundes; der Kampf um den Landtag und die Reichstagsrechte, der octroi eines Wahlrechtes würde ihnen jetzt nicht so unbequem wie in fesselloser Friedenszeit. Nicht als den von Huld zu gewährenden Lohn seines Wohlverhaltens fordert das Volk den zu fruchtbarer Mitarbeit nöthigen Raum, sondern als das ihm gebührende Recht. Und laut warnt Preußens Geschichte vor dem Versuch, es mit undeutlichem Versprechen abzuspeisen.

In den harten Jahren der Kriege gegen Bonaparte hatte, unter Steins, dann unter Hardenbergs Einwirkung, Friedrich Wilhelm der Dritte sich dem Gedanken an Volksrecht, Volksvertretung, Ersatz des Absolutismus durch Verfassung sacht befreundet. Als der Minister Wilhelm von Humboldt in dem Entwurf zur Verfassung eines Deutschen Reiches (unter österreichischer Spitze) den Landtagen der Einzelstaaten nur berathende Stimmen gewähren wollte, schalt der Freiherr vom Stein diesen Willen zu „elendem Recht", das von Bayern und den Kleinstaaten überboten werde, und schrieb: „In Preußen vereinigen sich alle Elemente, die eine ruhige, verständige Bewegung verbürgen: Nationalität, Gewohnheit und erprobte Bereitwilligkeit, Abgaben zu leisten, Opfer zu bringen, Besonnenheit, gesunder Menschenverstand, allgemeine Bildung. Warum soll Preußen nicht deutlich Grundsätze aussprechen, die zwei Drittel von Deutschland schon angenommen haben, die das Vertrauen zu ihm mehren und seinen Einfluß stärken? Oesterreich kann aus vielen Gründen nicht gleiche Grundsätze aussprechen: wegen der Fremdartigkeit seiner Bestandtheile, des niederen Zustandes seiner allgemeinen Bildung,

der Maximen seiner Regirung und Regenten, und es mag aus diesen Gründen eine Ausnahme machen. Warum aber soll Preußen eine ihm selbst so nachtheilige und für das übrige Deutschland so gefährliche Maßregel wählen?" Später: „Von Preußen hängt das Wohl Deutschlands ab. Die Preußen sind verständige, geschäftsfähige, durch ein geschichtliches Leben geprüfte, treue, tapfere, fromme und besonnene Männer. Die Vertretung eines solchen Volkes beschränkt den Regenten nicht, sondern erleuchtet und stärkt ihn. Das ist ihm nöthig; denn die relative Schwäche der preußischen Monarchie gegen die Nachbarstaaten kann nur durch moralische und intellektuelle Kraft ersetzt werden." Vergebens. Der König widerstrebte jedem wirksamen Parlamentsrecht und schränkte sich in stete Erneuung unklaren Versprechens. In Wien, während des Kongresses, überredete der Staatskanzler Hardenberg ihn, „seinem treuen Volk ein Zeichen dankbaren Vertrauens zu geben." Der Wortlaut der Königlichen Verordnung vom zweiundzwanzigsten Mai 1815 erinnert an den des Kaiserlichen Erlasses vom siebenten April 1917; auch die Umstände, die in beiden Fällen den Entschluß erwirkten, sind ähnlich: lange Kriegsdauer und Nothwendigkeit neuer, nun doppelt schwerer Opfer. Der König versprach, die Provinzialstände wiederherzustellen und von ihnen dann den Landtag wählen zu lassen. Am siebenten April (solls ein Lostag Preußens werden?) hatte ihn, auf den Antrag des Oberschlesiers Elsner von Gronow, die „Interimistische Nationalrepräsentation" ersucht, eine endgiltig wirksame Volksvertretung zu schaffen. Monate, Jahre lang geschah nichts Rechtes. Die altständische Partei und ihr Wortführer im Ministerium, der ehrliche Feudalist Klewiz, redete und schrieb gegen den Verfassungplan als gegen eine dem Gesammtstaat drohende Lebensgefahr. Der gute Geist von 1813, hieß es, müsse erhalten werden. (Heute werden Gesellschaften gegründet, die den Schützengrabengeist von 1917 erhalten sollen und in denen der Herrgott, wenn er den Schaden besieht, Zecher, Spieler, Freßgierige und eitle Schwätzer in Mehrzahl findet.) Der König habe zwar sein Wort verpfändet, die Art und den Tag der Einlösung aber in Dunkel gelassen. Stein schrieb: „Die militärische Maschinerie sah ich am vierzehnten Oktober 1806 (am Tag von Jena) fallen; vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren vier-

zehnten Oktober haben. Der Staat ist nicht ein landwirthschaftlicher und Fabriken-Verein, sondern sein Zweck ist religiös-sittliche, geistige und körperliche Entwickelung; durch seine Einrichtungen soll ein kräftiges, muthiges, sittliches Volk, nicht nur ein kunstreiches, gewerbefleißiges, gebildet werden." Was Vernunft rieth, haftete nicht im Ohr der allzu Mächtigen. Professor Max Lehmann, der rühmenswerthe Biograph des großen nassauischen Freiherrn, sagt: „Die reaktionäre Fluth, eben so sehr dem repräsentativen wie dem nationalen Gedanken feind, verschlang nicht nur die deutsche Verfassung, sondern schlug ihre Wogen auch in die deutschen Einzelstaaten. Der König von Preußen ließ sich aus der Bahn drängen, die er mit der Verordnung vom zweiundzwanzigsten Mai 1815 betreten hatte. Er und seine Rathgeber, Fürst Wittgenstein und Hardenberg, trieben die Furcht vor demagogischen Umtrieben so weit, daß sie ihren Staat verpflichteten, auf Reichsstände zu verzichten. Friedrich Wilhelm gewährte 1823 (acht Jahre nach dem feierlichen Versprechen) nur Provinzialstände und behielt die Entscheidung der Frage, wann eine Berufung der allgemeinen Stände erforderlich sein werde, seiner landesväterlichen Fürsorge vor." Glimmender Unmuth lodert in Zorn auf. Hundert Streitschriften umheulen die Frage der Volksvertretung. Von tausend Zungen kommt die Anklage, der König habe sein Wort gebrochen. Er stirbt, ehe er diese Beschuldigung entkräften will. Und erst nach der wirren Revolution vom März 1848 löst Friedrich Wilhelm der Vierte, ein Hirnkranker, völlig das Wort ein, das sein Vater dreiunddreißig Jahre zuvor, nach Kriegsnoth und Sieg, auch da nicht zum ersten Mal, dem Volk verpfändet hat.

Nie wieder darf, nie wieder kann es so werden. Als in der frankfurter Paulskirche Joseph Maria von Radowitz das Schicksal des Fürsten und Staatsmannes beseufzt hatte, der, an einer Zeitenwende, Alles zu spät oder zu früh thun müsse, mahnte Jakob Grimm: „Wir Deutsche sind ein geschäftiges, ordentliches Volk; doch diese löblichen Eigenschaften schlagen auch bei uns oft in Fehler um. Wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, hätte der Deutsche es erfunden. Der bekannte Satz: ‚Vorgethan und Nachbedacht hat Manchen in großes Leid gebracht', dieser Satz kann auf uns Deutsche in politischen Dingen sehr selten angewendet werden; viel öfter ein anderer: Lang Be-

dacht und schlecht Gethan: ist der deutsche Schlendrian." Der Worte sind genug gewechselt. Jeder Wache, nicht durch Eigensucht Geblendete sieht, daß die Sintfluth (auch die Bibelschreibart „Sündfluth" würde hier passen) dieses Krieges zu raschem, gründlichen Umbau der Arche zwingt. Wer das Staatsgeschäft leiten, ob und wann Friede oder Krieg sein solle, muß fortan das als mündig bewährte Volk entscheiden; allen Lebensfragen deutscher Nation selbst die Antwort finden. Dann ist es Herr seines Schicksals, verantwortlich und darf nicht Andere anklagen, wenn es in Leid sinkt. Parlamentarische Regirung ist an dem Tage gesichert, wo eine in Neuwahlen haltbare Fraktionenmehrheit beschließt, nur den Männern ihres Vertrauens Geld zu bewilligen und mit anderen den Geschäftsverkehr abzubrechen. Herr von Bethmann, der zuerst gesagt hatte, die öffentliche Wahl sei (weil sie „die gottgewollten Abhängigkeiten" zum Ausdruck bringe) unentbehrlich, die indirekte nicht länger ertragbar, ist 1910 für geheime und indirekte, 1917 für geheime und direkte Wahl eingetreten; stets mit dem selben Pathos der Freude an Feierlichkeit. Er würde, wenn es sein müßte und eine Mehrheit ihn als Vertrauensmann kürte, auf diesem Weg vorwärts schreiten. Elsässern und Lothringern gab er das allgemeine, allen gleiche Recht zu geheimer und unmittelbarer Wahl: will er wagen, es Preußen zu weigern? In einer Zeit ungehemmter Freizügigkeit und wachsenden Wandertriebes wird der Vergleich eines weiter reichenden Wahlrechtes mit einem enger begrenzten, das in dem selben Reichsverband gilt, immer Grund zu Unzufriedenheit geben. Im fünften Lebensjahrzehnt des Reiches darf jeder ihm Angehörige fordern, daß der Umfang seines politischen Rechtes nicht kleiner sei als seines Nachbars. Die Verheißung des Wahlgesetzes vom Mai 1869, daß mit der Volksziffer auch die Zahl der Abgeordneten steigen solle, darf nicht länger unerfüllt bleiben; noch im Reich, wider den Willen der Verfassung, ein Zustand fortdauern, der ermöglicht, daß dreihunderttausend Großstädter zwei, dreihunderttausend Landbewohner siebenundzwanzig Vertreter in den Reichstag abordnen. Ein Industriestaat mit übergewichtiger Agrarvertretung ist ein nur künstlich, durch Gewalt und Unwahrhaftigkeit, zu erhaltendes Gebild. Den durch Kopfzahl und Leistung erstarkten Städten darf der Zuwachs politischen Rechtes nicht bestritten, dem der Volksgesundheit dienst-

baren Landkreis dieses Recht nicht entkräftet werden. Blutströme haben alle Zagheit vor hastiger Demokratisirung weggeschwemmt. Nach dem Erlebniß dieses Krieges ist nichts Anderes mehr brauchbar als: Für alle sich selbständig ernährenden Männer und Frauen das gleiche Recht, in unmittelbarer und geheimer Wahl auszudrücken, wen sie in die Parlamente des Reiches, der Bundesstaaten und Gemeinden abordnen wollen. Parteien, die das allgemeine, schrankenlose Wahlrecht für alle Landtage wie ein dem Menschen angeborenes Naturrecht fordern, werden ehrloser Heuchelei schuldig, wenn sie der selben Forderung da vorsichtig ausbiegen, wo nur das beschränkte Wahlrecht ihnen (den „Liberalen" in den Stadtgemeinden) die Mehrheit sichert. Ists nöthig, für das Wahlrecht der Frau, die überall jetzt, auf und unter der Erde, Männerarbeit leistet und ohne deren Hilfe der Krieg nicht um einen Tag zu verlängern wäre, noch ein Wort zu sagen? Nach ihrer unersetzlichen Leistung, sprach Herr Asquith im englischen Unterhaus, „gebührt den Frauen das Stimmrecht; sie haben sichs redlich erarbeitet." Und Premierminister Lloyd George rief: „Niemals würde England erlauben, daß eine ungerechte, undankbare Regirung den Frauen das Stimmrecht weigere." Er will auch den Land- und Seekriegern das Wahlrecht geben und den der Heimath fernen gestatten, ihre Wählerstimme durch Vollmacht zu übertragen. Warum nicht? Muß Britanien uns auf jedem Rechtsgelände überholen? Blößet die Häupter vor dem Weib, das Wunden verbindet, Kranke pflegt, große und kleine Maschinen bedient, Erde schaufelt und pflügt, Kohle schleppt, Granaten dreht, auf der Elektro- und Dampf-Bahn, im Post-, Schreiber-, Rechner- und Wächterdienst, in Schacht und Hütte, Werkstatt und Massenfabrik, Bureau, Laden, Kontor, Tenne und Gutsverwalterstube den tüchtigen Mann ersetzt und daneben noch für den Gatten, für Eltern, Kinder, junge Geschwister sorgt. Wo wäre, heute schon, Deutschland ohne die Mitwirkung dieser Frauen? Auf keinem Gebiet, nicht dem öffentlichsten noch dem privatesten, werden sie je wieder, im Sinn Mills, Bebels oder der Frau Cauer, hörig. Wären sie unzulänglichere Volksvertreter als die an unserem Leid mitschuldigen, von deren Mehrheit nicht Einer ohne Buße und Sühne zurückkehren dürfte? Würden sie leichter als besternte Männer vergessen, daß des Abgeordneten heiligste Pflicht ist, „die reine

Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen, nichts hinzuzusetzen“ und die Zunge des ihm hörbaren Volkswillens zu sein? Ich bin für die Wählbarkeit der Frau; ihr gar das Wählerrecht zu versagen, wäre häßliche Unklugheit, die sich bald, in dumpfer Tiefe, rächen müßte. Allen selbständig sich nährenden Deutschen beider Geschlechter gleiches Wahlrecht; Geheimniß, Befreiung von der Klassenschranke und dem Zwischenhandel des Wahlmannes: ein Tropfen, der auf dem heißen Stein sofort verdampft. Jede gewaltige Bewegung (und nie war, nirgends noch gewaltigere Seelenbewegung als auf der Erde dieses unfaßbar entsetzlichen Krieges) folgt, nach Rankes Muschelwort, „ihrer eigenen großen Strömung, welche selbst Die mit sich fortreißt, die sie zu leiten scheinen“. Und Buckle mahnt: „Frei kann nur der Mensch werden, der zu Freiheit erzogen ist. Zu Freiheit wird ein Volk nicht in Schulen noch durch Bücher erzogen. Selbstbeherrschung und Selbstgefühl lernt es nur durch Selbstregirung.“ Kein Zaudern, Düfteln, Knickern jetzt; keinen Versuch, den Hunger mit halber Portion zu stillen. Der müßte mißlingen; und endloser Hader das Haus verpesten In der Ersten Kammer herrsche das Wissen und Können, in der Zweiten der aller Fessel entraffte Wille der Nation; dort Erfahrung und Beharrungtrieb, hier der Jugendmuth zu raschem Vordrang in ungereutetes Neuland. Weder das Reich noch eins seiner Glieder kann in die grausam harte Zeit, durch die sie müssen, Bleibsel aus den Tagen der Unterthänigkeit mitschleppen. Auf morschem Gebälk droht dem fürs Auge stattlichsten Haus die Einsturzgefahr. Jede Regirung, die veraltetes Vorrecht stützt, tötet selbst die Kernkraft ihrer Daseinsberechtigung; die einer Kaste dienstbare fegt der erste Windstoß vom Sitz. Und die morgen Lebenden wird der Geist mit noch unahnbarer Sturmgewalt umbrausen. Kein Staat, Volk, Mann, Weib wird nach diesem Krieg sein, wie sie zuvor waren. Trachtet, Fürsten und Staatswächter, die Menschheitrevolution, die, wie jeder Sonnengang, in Ost begonnen hat, vor neuer Blutschuld zu schützen und in die Welt des Geistes einzugrenzen! Weil Kaiser Konstantin noch in der rechten Stunde in das Christenthum übertrat und es in den Rang der Staatsreligion hob, ward die Weltmacht der Orientrömer gerettet. Weil Nikolai Alexandrowitsch die Stunde letzter Rettungmöglichkeit versäumte, riß er Holstein-Gottorp ins Grab.

„Was den großen Ring bewohnet, huldige der Sympathie!“

Rußlands neue Regenten sind selbst von Denen noch schwer wägbar, die nicht so thöricht waren, das Seil ihrer Hoffnung an Puppen von der Jämmerlichkeit Stuermers oder gar Protopopows zu knüpfen. Allmählich erst lernt Europa die Männer kennen und schätzen, denen der Wille des Heeres, der Arbeiterverbände und der geistigen Menschen die Gestaltung des Russenschicksals einstweilen anvertraut hat. Nur Herrn Miljukow, der jetzt das Auswärtige Amt leitet, kannten wir; er war in Sofia Professor, der Liebling dieser Hauptstadt, trat immer für die Bulgaren gegen die Serben ein, wurde, weil Zar Ferdinand und sein (dem russischen Professor eng befreundeter) Ministerpräsident sich den mitteleuropäischen Kaisermächten zuwandten, verhöhnt und gescholten und hofft nun, daß die Bulgaren (die auch er für einen echten Slawenstamm zu halten scheint) in dem freien, von Herrschsucht freien Rußland nur noch das Reich zuverlässiger Brüder erblicken werden. Kulturhistoriker, Staatsrechtslehrer, Geigenkünstler (auch in dieser Kunst Herrn Radoslawow gesellt); England und Amerika hörten ihn. Um das Vertrauen der Serben, die er unterschätzt hatte, zurückzugewinnen, hat er in seiner Botschaft an die Presse des Zehnbundes besonders freundlich von ihnen gesprochen. Das nächste Ziel unserer Revolution war, sagt er, „die Befreiung von all den Hindernissen, die Rußland auf dem Weg zum Sieg hemmten. Das ist gelungen; und wir werden unsere Anstrengung doppeln, um uns den Sieg zu sichern, der für uns die Vorbedingung gedeihlichen Daseins ist. Deutschlands Sieg wäre der Sieg rückständiger Mächte und das Grab unserer schönsten Hoffnungen. Der Regirungwechsel hat unseren Anspruch nicht geschmälert. Stärker als je ist unser Verlangen nach Konstantinopel, das zur Sicherung unserer Wirthschaftfreiheit unentbehrlich ist. Wir wollen die von Oesterreich-Ungarn unterdrückten Völker erlösen und die gerechten Wünsche jeder Nation erfüllen. Die Staaten, die Deutschlands Fuß zertreten wollte, Belgien, Serbien, Rumänien, werden auferstehen und größer sein, als sie zuvor waren. Wir wollen ein lebensfähiges, starkes Südslawenreich schaffen und das von Ruhm gekrönte Serbien durch einen uneinnehmbaren Schutzwall gegen deutschen Vordrang in den Balkan schirmen. Diese Kriegsziele sind nur nach endgiltigem Sieg zu erreichen. Der ist uns ge-

wiß; denn der Wille, ihn zu erstreiten, ist im russischen Volk nicht zu erschüttern." Später hat er die Türkei, der Armenien, Mesopotamien und die Wallfahrtstätten fürs Erste verloren sind, mit der Andeutung zu ködern versucht, sie könne Konstantinopel behalten, wenn sie sich vom Deutschen Reich löse und dem Schutz der russischen Demokratie anvertraue. Unter keinen Umständen soll den Kriegsschiffen fremder Nationen die Durchfahrt ins Schwarze Meer gestattet werden. Oesterreich-Ungarn soll die Slawen, Italer, Rumänen an deren Stammstaaten verlieren (die Ukrainer an Rußland) und nur Deutsche und Magyaren behalten. Also: zwei Kleinstaaten mehr. Was Herr Miljukow auf dem Sitz der Nesselrode, Gortschakow, Giers, Lobanow, Jswolskij, Sasonow zu leisten vermag, wird bald erkennbar werden; auf der dürren Haide steten Kritikermühens kann auch der Kräftigste nicht das Maß und die Fülle seines Schöpferwesens zeigen. Herr Rodsianko, das Haupt des Wohlfahrtausschusses, war Hitzköpfen lange als ein Lauer verdächtig. Der, hieß es, wird sein Geschäft stets mit dem Hof machen und zufrieden sein, wenn er im Rang der Hohen Excellenzen thront. Gerade er aber hat den Zaren in den Entschluß zu ernsthafter Reform zu drängen versucht, dann die Abdankung durchgesetzt und nicht gezaudert, den entkrönten Nikolai Alexandrowitsch, der ins Hauptquartier des Generals Alexejew geflohen war, nach Zarskoje Selo, in Haft, führen zu lassen. In der letzten Sitzung der Zarenreichsduma hatte er das Präsidium an den Gefährten Nekrassow abgegeben und sprach selbst über die (durch völlige Verkehrsstockung, nicht, wie uns immer wieder erzählt wurde, durch Mangel bewirkte) Nährmittelnoth. „In Petrograd und anderen Großstädten sind, weil das Volk sich nicht auskömmlich ernähren kann, Unruhen entstanden, von denen uns in dieser schweren Kriegszeit Gefahr droht. Der Hauptgrund ist, wie hier oft betont wurde, die Unzulänglichkeit der Organisation. Das Volk muß schnell und gründlich beruhigt werden. Unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten wird heute ein Ausschuß berathen, was geschehen kann und muß. Außer vier Ministern und deren Gehilfen, den Präsidenten des Reichsrathes und der zuständigen Semstwo-Verwaltung und dem Bürgermeister von Petrograd wird der Vorstand der Reichsduma anwesend sein; und Sie dürfen die Ueberzeugung mitnehmen, daß wir mit festem Willen für die Beschlüsse eintreten werden, die der Reichsduma zur Wahrung der Volks-

gesundheit nothwendig scheinen." Der Abgeordnete Godnew (jetzt Reichskontroleur) hatte gesagt: „Wie viele Regirungerlasse, denen Gesetzeskraft zugesprochen wurde, sahen wir kommen und, entkräftet, verschwinden! Rekrutenaufgebot: hinfällig; Arbeitpflicht der Fremdvölker: zurückgenommen. Das Volk glaubt nicht mehr an solche Erlasse; und ich habe den Eindruck, daß die Regirung selbst ihnen nicht ernstlich Gehorsam heischt. Sind denn Gesetze noch überall bindend? In Kasan ist seit einem Jahr die Zahl der zu nährenden Bürger ermittelt und, nach der Einführung des Kartensystems, jeder Lebensmittelbedarf gedeckt worden. Dort ists Gesetz und darf es sein. Weshalb nicht in Petrograd?"

Vorangegangen war ein Rededuell der Herren Schingarew (der jetzt Landwirthschaftminister ist) und Rittich (ders im zarischen Rußland zuletzt war.) Schingarew: „Statt uns zu sagen, was er thun will und daß er überhaupt einmal Wirksames thun will, übt der Landwirthschaftminister sich in den Künsten der Polemik. Er ist, natürlich, unschuldig; schuldig sind seine Vorgänger, die Höchstpreise, Treibereien der Presse und Verbände, Semstwobeamte und deren Beziehung zu allerlei Statistikern. Wo aber ist sein Plan, wo, in all dem Gerede eines Aufgeregten, die Andeutung des Systems, das uns helfen könnte? Der Minister erzählt uns, nur das vaterländische Gefühl, die Begeisterung könne seinem Mühen den Erfolg sichern. Nirgends, Herr Minister, fehlt dieses Gefühl; ihm, der begeisterten Hingabe ans Vaterland, haben wir zu danken, daß Rußland noch aufrecht ist und den Krieg weiterführen kann. Wer aber sucht das Feuer, dessen Gluth über alle Fehler hinweghalf, zu ersticken und die Begeisterung, die Alles und Alle zusammenhält, zu dämpfen? Etwa der Städtebund? Weshalb haben wir nicht ein innerlich einiges Kabinet? Warum wagt der Minister für Volksgesundheit nicht, sich heute hier zu zeigen? Wer hat die ehrwürdigen Greise des Reichsrathes gekränkt und im ganzen Land das Gemeinschaftempfinden untergraben? Die Leistung des Reichsrathes hat mir selten gefallen; durfte man ihn aber, dem Geist und dem Wortlaut des Gesetzes zu ewigem Hohn, wie ein Spielzeug behandeln und erfahrene, im Staatsgeschäft ergraute Männer wie Puppen abtreten und durch neue ersetzen lassen? Der Minister ruft zu Einigkeit auf, fürchtet aber das Licht der Oeffentlichkeit. Kongresse werden verboten. Der Wolost (der kleine Landgemeindebezirk und die von ihm gewählte

Behörde) darf in seinen Versammlungen Fremde nicht dulden. Welche in Rußland lebende Fremden haben wir in dieser Kriegszeit denn zu fürchten? Wenn der Minister sich nicht zum Ausbau der örtlichen Einrichtungen entschließt, wird er nichts erreichen. Den von ihm so stark betonten Gegensatz zwischen Erzeugern und Verbrauchern hats immer gegeben; die Regirung ist aber zur Wahrung des Staatsinteresses verpflichtet. Die Rede des Ministers klingt, als sei nur das Heer und die für dessen Bedürfniß thätige Arbeiterschaft zu ernähren. Das für sie nöthige Getreide wird in Beschlag genommen. Doch was soll die Volksmasse thun? Wie sollen die Städter ihren Hunger stillen? Ist Das dem Minister gleichgiltig? Aus seinen Worten wird das Land die Losung heraushören: Alles fürs Heer; die Anderen mögen sehen, wo sie bleiben! Alle Russen aber müssen Brot erhalten; das Getreide muß gefunden, geliefert, befördert werden. Und die Reichsduma muß sagen: Wir haben Soldaten und Geld bewilligt; jetzt schaffet Brot, sonst fehlt Ihr der heiligsten Pflicht, deren Erfüllung das Vaterland fordern muß. Wir haben das Unsere gethan. Zu Einigkeit soll der Minister seine Kollegen mahnen; sie soll er laut vor leichtfertiger Zersplitterung der Volkseinheit warnen und ihnen sagen, daß die Auflösung der Reichsduma in der Kriegszeit die That Wahnsinniger wäre. Bekümmert er sich um die Feldarbeit, deren Wiederbeginn im Süden naht, um die Lieferung von Saatgut, Maschinen, Geräth? Sorgt er dafür, daß nicht zu viel Hafer angebaut werde und dann Hirse, Gries, Kartoffeln fehlen? Die in seinem Ministerium herausgegebenen ‚Nachrichten des Ausschusses für Ernährungfragen‘ beschreiben, wie fleißig und umsichtig in anderen Ländern gearbeitet worden ist; da giebt es Statistiken, Bestandsaufnahmen, Organisation aller Art und man zittert weder vor den Arbeitern noch vor dem Dritten Stand. Der Vergleich stimmt bitter; denn bei uns ist nichts geschehen. Die Patronenfabrik in Tula verspricht in großen Inseraten Denen, die ihr Mehl liefern, hohe Provision; ladet also die Herren Stationvorsteher, Kommissionäre und Schieber zu Besuch. Muß man sich nicht schämen, wenn man solches Inserat liest, das so deutlich das Elend unseres Zustandes beweist? Uns wird gepredigt, die Politik vergifte Alles und müsse für die Kriegszeit ausgeschaltet werden. Staatsangelegenheiten sind aber von dem Bezirk der Politik nicht zu trennen. Treiben denn die Herren auf den Minister-

sitzen nicht Politik, wenn sie den Reichsrath gewaltsam zerreißen und flicken, das Verkehrswesen zerrütten, das Reich an den Rand des Abgrundes bringen, nach Beschwerden über die militärische Censur sich in das Mythengewand des Ausnahmezustandes hüllen, Semstwo und Wolost befehden und überlegen, wie man die Paragraphen des Strafgesetzbuches zur Entfernung lästiger Abgeordneten benutzen könne? Politik beherrscht das staatliche Leben. Aber es giebt verschiedene Arten von Politik: eine abgelebte, schlechte, grausame, gefährliche und eine auf Vernunft gebaute, von Schöpfergeist bediente, die dem Staat nützt. Und wir streiten mit der Regirung darüber, auf welcher Seite die Politik der Vernunft, auf welcher die des Wahnsinns ist. Heute haben wir die Diktatur des Wahnsinns, die den Geist des Landes knebelt, seinen Besitz vergeudet, aus ergiebigen Quellen nicht schöpft, die Volksnerven aufpeitscht und foltert, in der Stunde schlimmster Gefahr das Reich dem Untergang nähert. Auch diese Diktatur des Aberwitzes ist Politik; und ihr Gift hat den Landwirthschaftminister angesteckt." Rittich: „Die Herren Schingarew und Miljukow wollen durchaus nachweisen, daß der Landwirthschaftminister im Unrecht und Alles grundfalsch ist, was er gethan hat. Nur er ist schuldig: weil er seine Pläne nicht durch die Schablone zeichnet, von denen manche Kreise die Rettung erhoffen. Ich theile diese Hoffnung nicht, glaube nicht, daß das Ernährungproblem leicht zu lösen ist, halte mich selbst aber für viel schuldiger, als mir durch alle Anklageschriften und Reden bewiesen werden könnte, und werde in jeder Stunde des Tages und der Nacht von dem Bewußtsein gepeinigt, daß ich nicht ein Tausendstel des in dieser furchtbaren Zeit von mir zu Fordernden leiste. (Sehr richtig!) Rußland braucht heute Riesen: und ich bin nur ein Durchschnittsmensch. Meine Schuld, die ich offen eingestehe, ist: daß ich nicht Titanenkraft habe." (Adshemow: Dann gehen Sie doch! Miljukow: Die Erde wird nicht beben, wenn Sie zurücktreten!) „Dürfen wir in dieser Stunde uns mit Kleinem aufhalten? Vielleicht hebt das Schicksal zum letzten Mal die Wage, in deren Schalen Rußlands Zukunft ruht. Auf die Wägschale, die den Sieg, den Wohlstand, die Zukunft Rußlands trägt, sind aus unsichtbaren Welten die Blicke all der Millionen gerichtet, die für des Vaterlandes Zukunft schon ihr Herzblut vergossen haben. Auf diese Schale müssen wir, unermüdlich in jeder Stunde, Alles legen, was zur Erhaltung der Leben

mitzuwirken vermag, die das Vaterland vielleicht auch noch für sich fordern wird." Dieser Rede antwortete nur der Ruf, der Minister solle sich vor der Entweihung heiligen Gefühles hüten. Ein Agrarier aus der Oktoberpartei rief, die Politik des Verkehrsministers werde durch die Thatsache beleuchtet, daß da, wo Wagons fehlen, Getreide sei, und da, wo es fehle, sich die Wagons sammeln. Später sagte Schingarew noch: „Nicht nur in Petrograd, sondern auch in anderen Städten schreien auf der Straße hungernde Menschen nach Brot. Ist dieser Zustand noch erträglich? Der für Petrograd Bevollmächtigte soll behauptet haben, der Brotvorrath reiche für zwanzig Tage. Warum haben dann die Bäcker nichts? In der Hauptstadt hatte der Stadtpräfekt Fürst Obolenskij für die Vertheilung zu sorgen. Der schied, nach einem Gemunkel über allerlei dunkle Vorgänge, aus dem Amt; und aus den Händen seines Nachfolgers ist das Vertheilungrecht dann auf einen Herrn Weiß übergegangen. Die Gemeinde, alle Organe der Selbstverwaltung sind davon ausgeschaltet; sie hatten einen vernünftigen Plan ausgearbeitet, wollten Brotkarten einführen, aber Herr Weiß war dagegen. Wer ist denn dieser Herr Weiß, dessen Wille alle Bemühungen der Gemeinde über Nacht vereiteln kann? (Ein Deutscher!) Ordnung könnte nur der Bürgermeister schaffen; er allein, der sofort Bürgerausschüsse bilden und alle Volksklassen zur Mitarbeit heranziehen müßte, käme ans Ziel. In Petrograd sollen fünfzigtausend Pferde sein, die man jetzt, weil Hafer und Heu fehlt, schon mit Brotgetreide und Mehl zu füttern anfängt und die den Menschen also das Brotkorn wegfressen. Ist Das zu dulden? Noch hoffe ich, daß die tauben Ohren endlich die Stimme des Volkes hören und ihr antworten werden. Thun sie es nicht, so wissen wir, daß diese Leute auf eine Lebensfrage des Reiches keine Antwort haben und daß nur der Volkswille das Volk retten kann."

In den letzten Sitzungen der zarischen Zeit wurden wirthschaftliche und soziale Fragen heftig erörtert. Im Reichsrath sprach der Oktobrist Gutschkow, der dem Ausschuß für Kriegsindustrie vorsaß und nun Kriegsminister ist: „Die Wirrniß im Verkehrswesen wird mehr und mehr zur Reichsgefahr. Auf den Stationen lagert das Getreide; die Mühlen erhalten kein Korn; das in Mittelasien und Sibirien gestapelte Fleisch wird ungenießbar, weil an den Knotenpunkten sich die Wagons knäueln und nicht vorwärts können, bis

Thauwetter wird. Seit den letzten Januartagen nehmen die Eisenbahnen Güter zur Beförderung nicht mehr an; sie befördern nur noch Heizstoff für ihren Eigenbedarf und scheuen sich niemals, die anderen Abnehmern zugedachte Kohle in Beschlag zu nehmen. Selbst die mit Getreide nothdürftig versorgten Mühlen mußten, weil ihnen Kohle und Naphtha fehlt, ihren Betrieb einstellen. Viele Städte und Dörfer sinken nach Sonnenuntergang in Nacht und verlieren dadurch unersetzliche Arbeitzeit. Erz und Koks, Nährmittel für Mensch und Thier kommen nicht an die Erzeugungstätten. Schon ist der Metallmangel merkbar und bald werden noch mehr Industrien in Stillstand gezwungen werden. Was hat sich gebessert, seit der neuen Regirung (Galitzyns) durch Allerhöchsten Erlaß die Sorge für Heer und Hinterland als Hauptpflicht eingeschärft wurde? Nichts; der Wirrwarr ist sogar noch schlimmer, die Kluft zwischen Regirung und Volk breiter geworden. All diese Erscheinungen sind Folgen des selben Grundübels. Rußland ist schwerkrank, seine Regirung kraftlos und lahm, seine Zukunft ernstlich gefährdet." In der Reichsduma redete der Abgeordnete Konowalow, der jetzt im Wohlfahrtausschuß sitzt. „Die Gewerkschaften sind verfolgt, die Mitglieder des Arbeiterrathes verhaftet worden. Ein unerhörter Fehler; der beweist, wie richtig Miljukows Wort war, eine dicke Mauer hindere die Stimme der Vernunft und des Volksgewissens, endlich ins Ohr der Regirung zu dringen. Menschen, die für die Landesvertheidignng arbeiteten, wurden ins Gefängniß geworfen, weil sie verdächtig schienen, Rußland in eine sozialdemokratische Republik umwandeln zu wollen. Nur Blödsinn konnte in solche Beschuldigung kommen. Ich hatte Tag vor Tag mit den Vertretern des Arbeiterrathes zu thun und muß hier bezeugen, daß sie mit kräftigstem Ernst, mit klugem Verständniß, mit begeisterter Hingebung für die nationale Sache gearbeitet haben. Das war nur möglich, weil in ihnen das Feuer der Vaterlandliebe glühte. Sie halfen den Sieg organisiren und scheuten kein Opfer, das dem Reich eine helle Zukunft sichern könnte. Sie haben von Strikes abgemahnt und die Ausständigen beschworen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Der Aufruf, der dafür wirken sollte, wurde von der Censur nicht durchgelassen. Gutschkow schickte ihn dann mit einem Begleitbrief an den zuständigen Minister, den Obercensor und die Zeitungen. Irgendeine dunkle Macht hat um zwei Uhr nachts verboten, daß dieser nothwendige, nützliche Auf-

ruf erscheine. Der Arbeiterrath erstrebt Einigungämter, die Anerkennung seiner Vertrauensmänner in den Fabriken, Gemeinschaftküchen, Förderung des Konsumgenossenschaftwesens. Er will das Vaterland gegen den Feind vertheidigen und sein Vorsitzender, Gwosdew, hat das Gerücht, der Arbeiterrath setze seine Hoffnung auf Rußlands Niederlage, öffentlich eine Verleumdung genannt. Ein Genosse Gwosdews hat gesagt: ‚Rußlands Niederlage können nur Schwächlinge wünschen; sie würde unsere Industrie und die Hoffnungen der Arbeiter vernichten.‘ Ein anderer rief in Moskau: ‚Nie würden wir einen Sonderfrieden annehmen. Kein Arbeiter ist für die Losung: Frieden um jeden Preis!‘ Den Arbeitern wird vorgeworfen, daß sie Politik treiben. Ist Das Verbrechen, so ist das ganze Volk schuldig. Wer irgendwie zur Besserung des Gesellschaftzustandes zu wirken strebt, treibt Politik. Wem bahnt denn die Regirung den Weg, wenn sie die Gruppe zerstört, die gefährliche Strömungen in der Arbeiterschaft dämmen kann und will? Der Kampf gegen den Arbeiterrath ist nur ein Symptom, doch ein besonders trauriges, in dem Gesammtkampf der Regirung gegen Volk und Oeffentlichkeit. Wir sind als Wächter russischer Würde und Ehre bestellt und dürfen nicht dulden, daß der Arbeiterrath und damit die ganze Gesellschaft rauh ins Dunkel zurückgestoßen werde. Die Volksmasse ist zu Pflichterfüllung freudig bereit und verbürgt uns ein Kriegsende in Ehre.“

Der Sozialdemokrat Tscheidse, jetzt Mitglied des Wohlfahrtausschusses, verlas einen im Dezember gefaßten Beschluß des Arbeiterrathes, der ausspricht, daß er stets gegen Krieg war, den Angriff des Feindes aber mit aller Kraft abwehren und einen dem Willen der Demokratie genehmen Frieden sichern wolle. „Die Regirung (der ich, wie Jedem, ob Freund oder Feind, gerecht zu werden versuche) zerstört den Arbeiterrath und die Arbeiterpresse, die Gewerkschaften und die Bildungvereine. Kann die Verurtheilung solchen Handelns zu schroff sein? Man hat von Burgfrieden, von Einheit und Brüderlichkeit geredet; doch ists bei schönen Worten geblieben. Im Bund mit der Regirung haben auch Unternehmer gegen die Arbeiter gekämpft. Zwar geht die Legende um, der Krieg habe nicht nur Spekulanten bereichert, sondern auch die Regirung, jeden Kapitalisten, Bauer, Arbeiter. Der gerade sei jetzt in nie erträumten Wohlstand gelangt. Diese Angabe ist unhaltbar. Vor dem Krieg wurde neun bis zehn, jetzt wird zwölf Stunden (im

kiewer Arsenal sogar dreizehn) täglich gearbeitet. Diese Thatsache und der Ausfall mancher Feste hat die Arbeitwoche um die Hälfte verlängert. Darunter leidet die Gesundheit. Und die viel beredete Lohnerhöhung bleibt weit hinter der Erhöhung der Lebensmittelpreise zurück. Da die Arbeiterklasse, deren Organisationen zerstört wurden und der man das Recht auf eine eigene Presse abspricht, schutzlos der Polizeiwillkür und Unternehmerhabgier ausgeliefert ist, wollte sie wenigstens in Einigungämtern vertreten sein. Dagegen sogar wehrte sich die Regirung und ein in Petrograd mächtiger Fabrikantenklüngel. Nie zuvor war die Ausbeutung der Arbeitkraft so unbarmherzig grausam wie während dieser Kriegszeit. Unsere Genossen sind verhaftet und in die Ferne verschickt worden; und wenn wir diese zum Himmel schreienden Rechtsbrüche hier an den Pranger stellten, versuchte man, uns mit Versprechungen abzuspeisen, und wisperte: ‚Nur keine Uebereilung! Vielleicht werden die nach Sibirien verbannten Arbeiter vom Kaiser begnadigt!‘ Welche Ueberfülle hohler Phrasen floß in der Kriegszeit von der Tribüne dieses Hauses! Auch das Wort ‚Provokation‘ war und ist sehr beliebt. Alles soll Provokation sein. Ich aber sage, daß die Regirung Alles nur benutzt, um im Trüben zu fischen; daß die Arbeiterklasse weder verhetzt wird noch provoziren will, sondern von dem Zustand Rußlands genöthigt wird, mit aller Kraft selbst für den Schutz ihrer Interessen zu sorgen."

Der Abgeordnete Kerenskij, Führer der Trudowaja-Partei (der in „Mühsal Fronenden", deren agrar-sozialistisches Programm ungehemmte Selbstverwaltung, Vertheilung des der Dynastie, dem Staat, Klerus, Grundadel gehörigen Landes an die Bauern, Demokratie und Republik fordert), in der Provisorischen Regirung Justizminister: „Der Regirung liegt gar nicht daran, ob die Arbeiter, die sie verhaften und dann in der Presse verleumden läßt, über den Krieg und über den Zustand Rußlands diese oder jene Meinung haben. Daß die gestern Verhafteten über den Krieg ganz anders denken als die vor zwei Jahren Verschickten, ist der Regirung gleichgiltig. Sie zittert vor jeder Organisation, vor jedem einigen Willen des arbeitenden Volkes. Sie will sich um jeden Preis auf ihren Plätzen halten und findet diese Aufgabe viel wichtiger als irgendeine Arbeit für die Zukunft des Volkes. Jede nervöse Bewegung, jede politische Regung der Masse wird als Hochverrath hingestellt. Deren Geduld neigt aber

dem Ende zu; und die Stunde naht, da Sie die wahre Stimmung dieser Menschen erkennen werden, die nur höchster Bürgermuth ohne Vorrechte den furchtbaren Drang des Alltages so lange ertragen ließ. Wir brauchen nicht klingende Worte und schöne Gesten, sondern freie Entwickelung des Gesellschaftlebens; sonst ist der Zusammenbruch nicht zu vermeiden. Lesen Sie die Zeitungen der Konservativen: da wird offen empfohlen, all dem Gefasel von Burgfrieden ein Ende zu machen und den Keim der Revolution in Blut zu ertränken. Das alte System und dessen Diener können Rußland nicht retten. Das vermag nur der Wille der Demokratie, vom Wort zur That überzugehen. Die Leute, die auf Kosten der Reichszukunft sich selbst, ihr privilegirtes Dasein, retten wollen, sind die Feinde des Reiches; und ich bin gewiß, daß schon der Tag dämmert, der unerbittlichen Kampf gegen diese Leute bringen wird." Eine Woche danach fiel Nikolai und sein ganzer Troß. Für das Januarheft einer petrograder Monatschrift hatte Herr Kerenskij einen Artikel geschrieben, dessen Hauptsätze nicht nur für Russen beträchtlich sind. „Der Krieg hat das Gesellschaftbewußtsein aus Europa nach Asien zurückgeworfen. Das Verhältniß der Regirung zum Volk erinnert an die Tatarenzeit oder an das alte Moskowiterthum. Das aber gestattete dem Volk wenigstens eine ‚Meinung'; heute ist sie verboten. Nach dem Rückfall in die Weltanschauung und Denkform der Urzeit entstehen neue Mythologien und Fetischismen. Das Unglück des Vaterlandes wird als eine Folge feindlicher Tücke, das Mißgeschick des Feindes als gerechte Himmelsstrafe beleuchtet. Hier waltet Gott, dort der Teufel oder wenigstens ein Kleiner von den Seinen. In dem trefflichen Roman ‚Mr. Britting leert den Becher bis zur Neige' schildert Wells die qualvolle Bewußtseinswandlung, die England während des Krieges durchlebte. Zuerst Staunen und Wirrniß; dann Spionenfurcht und die Sucht, Verrath, Drückebergerei, gefährliche Verwandtschaft und Freundschaft zu erschnüffeln. ‚Ist (fragt die Kaffeeschwester) von den deutschen Tanten unseres Königs nichts zu fürchten? Man müßte sie beobachten lassen. Eine legt überall Grundsteine. Wozu? Weil da Cement ist. Das braucht man, um Geschütze in Stellung zu bringen. In die Zeitungen kommt darüber nichts. Die müssen Alles verschweigen.' Doch aus der Kriegspsychose fand der gesunde britische Bürgerverstand den Rückweg in helle Vernunft. So weit sind wir noch nicht. Lange schrieb man die Niederlagen irgendwelchem ‚Verrath' zu: und daraus ent-

stand die niederträchtige Verdächtigung der ganzen Judenheit. Etwas besser ists seitdem geworden. Das Heer, hieß es, war schlecht gerüstet und genährt; daher das Unglück. Allmählich tastet man sich in die Erkenntniß: Das ganze System trägt die Schuld. Wer zuvor gegen die Verleumdung gekämpft hatte, war beschuldigt worden, im Solde des Feindes zu stehen. Nicht nur von fromm gläubiger Einfalt: auch von Würdenträgern, Priestern, Interessenten aller Art, die zwar die Wahrheit kannten, doch die Lüge verbreiteten und die getäubten Massen in immer ärgere Wuth hetzten. Die Theuerung, das Symptom der Wirthschaftkrankheit, schob einen neuen Sünder vors Auge: den Industriellen, Zwischenhändler, Kleinkrämer. Eine Pogromseuche wüthete im Reich; bis der Bürger merkte, daß er wieder Personen die Schuld des Systems aufgebürdet habe. Die dünne Kulturhülse der Meisten ist während der Feuer- und Schwert-Probe geplatzt. Und nur tapfere, politisch empfindende, ihrer Verantwortlichkeit bewußte Menschen nehmen das undankbare Amt auf sich, den ‚Patrioten‘ zu widersprechen. Bequemer ists ja, die Stimmung erbitterter Massen auszubeuten und ihnen heute den Feind, morgen den Juden, übermorgen den reichen Kaufmann als Sündenbock auszuliefern. Die Psychose muß, endlich, aber ganz und gar abgeschüttelt, die lebendige Tragoedie des Weltkrieges darf nicht länger als eine an Posse grenzende Tragikomoedie betrachtet werden. Moskauer Wahrsagerinnen erklärten vor kurzer Zeit noch alle Vorgänge innerer und äußerer Politik aus dem Wesen des Satans und ‚der Engländerin‘ (Kaiserin Alexandra), die gemeinsam Kabalen gegen das Mütterchen Rußland ersannen. Ist der Rückfall in solchen Unsinn unseres Volkes würdig? Von Ammenmärchen müssen wir ins Licht der Vernunft gelangen, die dem größten Theil der Gebildeten allzu lange umnachtet war. Wir müssen erkennen, welche Ursachen die üblen Erlebnisse bewirkten und welches System das Staatsgebäude bis in die Grundmauer erschüttert hat.“

Alle Reden und Artikel beweisen, daß in Nikolais letzten Herrschertagen das Wort freier war als in manchem westlichen Reich. Was jetzt wird, ist noch immer nicht klar zu erkennen. Vor zwölf Monaten schrieb ich hier: „Der Orkan reinigt Rußland von Tatarenwust und Spukbleibseln; dann lebt es, mit breitem Ausgang in stets offenes Meer, fern von der Sucht, aus Glaubensgemeinschaft, über Binnensee und Gebirg hinweg, Machtzoll zu pressen; wird dem Völkergerichtshof verpflichtet, Balten, Finen

Polen, Ukrainern, Letten, Juden kein Staatsbürgerrecht zu stümmeln; Bauerland, das alle Kraft für moderne Wirthschaft, Schulen, Wege aufwendet, seine Städte aus funkelnden Beulen in Sammelbecken für die kräftigsten Volkssäfte wandelt und seinen Tshin, geistlichen und weltlichen, im Feuer fessellosen Massenzornes läutert." Wird es so? Den Finen ist das alte Staatsrecht zurückgegeben, den Juden das russische Vollbürgerrecht zuerkannt, den Polen die Wiederherstellung ihres Reiches (des großen, das von der Ostsee sich bis an die Karpathen streckte, Posen und Krakau umfing) gelobt worden. Jedem Fremdvolk, das auf seinem Siedelgebiet die Mehrheit hat, wird das Recht auf Selbstverwaltung gewährt. Den Schweden und Norwegern verkündet, daß russischer Vordrang an ihre Küsten nie mehr, auch nicht im Nothfall, zu fürchten sei. Aus den Kerkern, aus Sibiriens Steppe und Bergwerken kehren die Verbannten heim. Ringsum regt sich neues Leben und aus Millionen leuchtet die Hoffnung, daß die Sonne der Freiheit auf allen Feldern rasch ganze Garben junger Talente reifen werde. Die ungeheuren Krondomänen, Paläste, Landgüter der entthronten Dynastie, sogar die Sonderzüge Nikolais sind in Reichsbesitz übernommen und die Eigenthümer von Bildnissen eines den Häusern Romanow und Holstein-Gottorp Angehörigen öffentlich aufgefordert worden, solche Gemälde, Skulpturen, Zeichnungen ins moskauer Historische Museum einzuliefern. Da den Russen, Herrn und Knecht, Gebildete und Landvolk, der Treubruch, die Lösung aus dem Bündnißvertrag und dem londoner Waffengemeinschaftpakt, immer Todsünde dünkte, war an Sonderfrieden nicht zu denken und das Mühen abenteuernder Dilettanten und Milchbärtchen zu Unfruchtbarkeit verdammt. Die Republikaner und Sozialdemokraten rufen in alle Lüfte, daß sie den Krieg mit gedoppeltem Ungestüm führen, den Sieg um jeden Preis erstreiten wollen. Das wird in den größten Sozialistenblättern Petrograds täglich gesagt. Als Sprecher des revolutionären Arbeiterrathes, in dem jetzt auch Reichsduma und Heer vertreten sind, rief der Mitregent Genosse Tscheidse den Truppen zu: „Lernet, Offiziere und Mannschaft, einander verstehen und achten, wahret, als freie Bürger gleichen Rechtes, eiserne Zucht und schützet, mit der Bayonette in starker Hand, Rußland, Eure Mutter! Schrecket, als die Löwen der Revolution, den Feind und erlahmet nicht im Kampf, bis er unserem Vorgang gefolgt ist." Justizminister Kerenskij (der die Frauen ins Amt der Anwälte und Richter zuläßt

und ihnen das Wahlrecht verschafft hat) spricht als Haupt der grimmen Trudowicki, denen deutsche Sozialisten gestern noch unendliche Sehnsucht nach schnellem Friedensschluß zuschrieben: „Die internationale Brüderschaft der Arbeiterklassen wird die rückständige und gewaltthätige Kaiserei mit der Waffe besiegen.“ Wolosts, sogar sibirische, bestürmen die Regirung, vor dem endgiltigen Sieg im Kampf nicht zu rasten. Preobrashensker und andere Garderegimenter aus beiden Hauptstädten huldigen in kriegerischer Rede den neuen Reichsleitern; und von den Fronten, aus den Hauptquartieren kommt der Massenbeschluß, jeden Versuch zur Dämpfung des Kriegsfeuers als Verbrechen, als Reichsverrath anzuprangern. Kinder, die gestern lallten, der Britenbotschafter Buchanan habe die ganze Reichsduma gekauft, plärren heute, die Revolution sei der Friede. Trotzdem das Alkoholverbot (eine Großthat, die wir dem Feind selbst nachahmen müßten) noch in voller Kraft ist und, nach dem Gelöbniß des Finanzministers Tereshtenko, fortan bleibt, ist Rußland noch in beseligendem Rausch. Den zeugte die Hoffnung, den stärksten Feind zu bezwingen und zugleich dem an Schätzen überreichen Vaterland den Weg in Freiheit, Wohlstand, Bürgerglück breiter zu bahnen. Und er brach wohl in Taumel aus, als die Botschaft kam, Amerikas Norden, dem der Süden bald folgen werde, habe sich, einen Erdtheil und die stärkste Demokratie der Welt, in die Kampfgenossenschaft der Zehn eingereiht. Wie es, in dem Land ohne Uebergangstemperatur, morgen aussehen werde, kann Niemand wissen. Verstand begreift den Russenislam nicht; man muß dran glauben. Der entkrönte, verhaftete Gossudar mahnt, in der Oberstenuniform, die er nie mit eines Generals vertauscht hat („Ich kann mich doch nicht selbst avanciren lassen“), die Truppen, der aus Revolution geborenen Regirung die Treue zu halten. Aus dem vom Rebellenheer bedrängten Schloß tritt, in Schwestertracht, die Kaiserin und spricht, gelassen, ohne ein Flackern des Tones: „Meine Kinder sind krank und ich pflege sie, wie ich Verwundete pflegte. Ich lasse nicht schießen. Schaltet hier, wie Euch Recht scheint.“ Ihre Garde giebt die Waffen ab, die Revolutionäre beziehen die Wache und in Zarskoje Selo kehrt sogleich wieder Ruhe ein. Das vornehmste Garderegiment, dessen Chef bis zum Kriegsausbruch der Deutsche Kaiser war, rückt mit klingendem Spiel in den Taurischen Palast, heischt, in anständiger Rede, den Entschluß zu schleunigem Umsturz der Reichsordnung und bleibt im Saal, bis die letzte Sitzung der Gossudarstwennaja Duma geschlossen ist. Aus

allen Reichszonen bringen ergraute Vertreter des Mir, der Dorfgemeinde, deren Name auch die Welt, die schöne, friedliche Ordnung des Weltalls, den Kosmos des Russen bedeutet, dem Wohlfahrtausschuß Brot und Salz, segnenden Gruß aus dunkler Ferne. Großindustrielle und Händler spenden ihm Millionen, Banken und andere Aktiengesellschaften bieten ihr Grundkapital für den Zweck innerer Anleihe an. Und ein greises Bäuerlein trägt, Tage lang auf müden Füßen, zweiundsechzig Rubel nach Petrograd und verpflichtet die neue Regirung, der er das mühsam Ersparte schenkt, durch Handschlag, „der alten keine Kopeke davon zu geben." Das ist Rußland. Unter der Stachelschale des Zarismus war es immer urdemokratisch, urchristlich kommunistisch. Nur für den russischen Bauer konnte das Wortgebild „revolutionärer Konservatismus" ersonnen werden. Nur dort ein alter Mushik (Halbmann, Unfreier) vor Jahrzehnten schon einen Beamten in frommer Einfalt fragen: „Ists wahr, daß wir statt eines Kaisers nächstens einen Reichsältesten haben werden?" Weil auch diese Menschheit noch tiefer in Blutstrom will, weint das deutsche Reich Schillers und Beethovens, wo einst der sanfte Flügel der Freude weilte und alle Menschen, alle nach feiner Freude langenden, Brüder wurden.

„Duldet muthig, Millionen! Duldet für die bessere Welt!"

Wintersleid kann dem Lenzrausch, wehe Enttäuschung dem Jubelsang folgen, ehe aus dem gelockerten, nicht mehr von der byzantischen Theokratie umschnürten Völkerbündel die von den Entbindern erträumten Vereinigten Staaten von Rußland werden. Vielleicht dauert dieses Werden eben so lange wie, nach dem Satz Samarins, die Erziehung des Mushik, der auf plumpen Beinen zuerst stehen, dann, mühsam, gehen lernte. Ob er so weit wandern kann, wie ihn Tscheidse führen will, ob er nur bis in Gutschkows (noch mit Heiligenbildern geschmückten) Unterstand stampft oder aus Wirrniß umkehrt? Einerlei: der russische Mensch sieht heute ein Ziel, an dem er von aller Qual entschädigt zu werden hofft; und weiß, daß er sein grün sprossendes Ideal in langwierige Finsterniß einscharren müßte, wenn der Krieg ihm nur Verlust eintrüge. Deshalb müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß er tapfer, mit geduldiger Umsicht im Krieg ausharren, die nicht sogleich heilbaren Mängel des Verkehrswesens ertragen und, mindestens, versuchen werde, da fest zu stehen, wo er jetzt auf dem Posten ist. Mehr erwarten die Verbündeten fürs Erste wohl kaum von ihm. Denen

ist das freie Rußland das allen ganz oder halb slawischen Staaten winkende Banner, Kornkammer, Jungferboden, das gestern angeschürfte Eden der Minen- und Industriemänner, Geld- und Waarenhändler, das Pelzparadies, der Naphthaquell, Urwald, Vieh-, Wild-, Fisch- und Tabakmarkt, der nächste Weg in Reis- und Theegefilde; das Gelobte Land, wo Milch und Honig in breiterem Strom fließt, als die Eingeborenen selbst ahnen. Mit den drei Kaiserreichen und der bulgarischen Bauerdemokratie hoffen die Feinde auch ohne wuchtigen Eingriff Rußlands fertig zu werden. Noch in diesem Jahr, sagte ich zuvor, könnte Friedensverhandlung beginnen, wenn (auf beiden Seiten) der Glaube an die Entscheidung durch militärische Machtmittel wiche; ohne jähen Niederbruch einer Gruppe nur dann. Bagdad englisch, die Vortruppen der Briten und Russen an Persiens Grenze in Fühlung, weite Strecken französischer Erde wieder im Besitz der Republik, Chinas heftige Abkehr von Deutschland, der Britenerfolg bei Arras, die neue Gemeinschaft mit hundert Millionen Amerikanern, die für sich weder Land noch Geld, nicht einmal Kriegskostenersatz begehren und mit ihrer ideellen Losung auf jeden Menschheitnerv wirken, die zuversichtliche Hoffnung auf Mittel- und Südamerika: kann ein Nüchterner, der vor unseren Kriegern nicht erröthen will, wähnen, daß dieser Vierteljahresertrag die Feinde in Gewimmer nach flauem Frieden erschlafft habe? „Vor der civilisirten Welt klagt der Senat die Deutschen an, in den von ihnen besetzten Gebieten gegen das Privateigenthum, die öffentlichen Gebäude, gegen Ehre, Freiheit und Leben verbrecherisch gehandelt, das von den Vertretern des Deutschen Reiches unterzeichnete Abkommen vom achtzehnten Oktober 1907 bewußt gebrochen zu haben; er liefert die Anstifter zu solchen Schandthaten, deren Sühnung die Gerechtigkeit fordert, den Flüchen des Erdkreises aus und bestätigt mit stärkerem Nachdruck als je den Willen Frankreichs, den ihm aufgezwungenen Krieg fortzuführen, bis der deutsche Imperialismus und Militarismus, die für das Elend, die Trümmer und Trauer der Welt Verantwortlichen, für immer zerschmettert sind." Dieser Beschluß des pariser Herrenhauses klebt seit dem ersten Apriltag an den Mauern aller französischen Gemeindehäuser; aus jedem Wort flammt unlöschbare Wuth. Herr Hanotaux (der meint, der Friedenskongreß werde länger als der siebenjährige, der 1648 in Münster und Osnabrück endete, währen) stellt die Landsleute vor die Wahl: Kampf bis

in Triumph, der die Freiheit unter den Schutz irdischen Weltgerichtes birgt, oder Tod des vom deutschen Stiefelabsatz zerquetschten Erdballes. Auch aus dem von Tauchbooten und Minen umdräuten Inselreich, aus dem Depeschenwechsel der feindlichen Feldherren klingt keine Friedensglocke. Und die Reden des Senators Chéron, des Berichterstatters über die Gräuel deutscher Landverwüstung, und des Justizministers Viviani scheinen von schäumender Lippe gepfaucht zu sein. Was hülfe Widerspruch, was gar Aufflug der Friedenshoffnung, dem Enttäuschung, gefährliche Ermüdung folgen könnte? Die darf nicht sein. „Schließt den heiligen Cirkel dichter!“ Und bestellet, in banger Wartezeit, Euer Haus.

Selbstbewußte Volkheit läßt sich nicht vom Fremdling vorschreiben, was ihr fromme. Doch sie erniedert sich nicht, wenn sie der Stimme einer feindlichen Welt lauscht, die aus dreizehnhundert Millionen Menschen, nicht aus Zufallsgeklüngel, spricht. „Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, im Kampf gegen eine Uebermacht des Auslandes im äußersten Nothfall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich kein Bedenken getragen, die damals stärkste aller freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Cirkulardepesche vom zehnten Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale omelette zu stecken.“ War Bismarck, weil er so handelte und sprach, „ein schlapper Kerl, der aus feiger Angst vor dem Feind Königsmacht und Regirungrecht verschleuderte“, oder stark genug, um den Schein der Furchtsamkeit nicht zu scheuen? Damit die dem Preußen gewährte Athemfreiheit nicht von Feinden überboten, ihnen günstige „revolutionäre Nationalbewegung“ vermieden werde, gab der Staatsmann allen Bürgern gleiches Wahlrecht. Nie darf Stillstand sein, weil der Feind Bewegung ersehnt: durch schlauen Zwang in Verneinung würde er sonst unseres Schicksals Meister. Das hängt nicht an Landstücken (die Europäerstaaten einander nicht mehr abnehmen und, zu eigenem Dauernutzen, behalten können), sondern an dem Erwerb höheren Seelenwerthes. Hebt sich das Menschheitbewußtsein und erhellt auch das deutsche Haus, dann wird, was der Feind allzu laut fordert, was wir still als Nothwendigkeit empfinden: freier Volkswille; und Deutschland weiß, wofür seines Schoßes liebste Kinder sterben und leiden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Auf Dich kommt es an!

Sage nicht: Andere haben mehr Geld und verdienen mehr als ich; d i e sollen Kriegsanleihe zeichnen!

Sage auch nicht: Was machen meine paar hundert oder paar tausend Mark aus, da doch Milliarden gebraucht werden!

Und sage noch weniger: Ich habe schon bei früheren Anleihen gezeichnet und damit meine Pflicht getan!

Auf jede Mark kommt es an!

Es ist wie bei der Nagelung unserer Kriegswahrzeichen; jeder einzelne der vielen tausend eisernen Nägel ist winzig. Aber in ihrer Gesamtheit umfangen sie das Gebilde mit einem ehernen Panzer. So muß auch unser deutsches Vaterland geschützt und gesichert werden durch das freudige Geldopfer der großen u n d der kleinen Sparer. Jetzt, in der Stunde der Entscheidung, darf **keiner** zögern und **keiner** fehlen!

Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Geschäftsbericht für das Jahr 1916.

Dank den unvergleichlichen Leistungen unseres tapferen Heeres und unserer schneidigen Marine konnte die deutsche Volkswirtschaft sich auch im Berichtsjahre ungestört von feindlichen Eingriffen entwickeln.

Mehr noch als in den beiden vorausgegangenen Kriegsjahren ist das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes im Jahre 1916 in allen Zweigen durch die vom Kriege erheischten harten Notwendigkeiten bedingt worden. Seine Entwicklung weist daher in vertieftem Umfange dieselben Erscheinungen auf, welche das voraufgegangene Jahr kennzeichneten, und die wir in unserem vorjährigen Geschäftsbericht besprochen haben. Die Länge der Kriegsdauer und die stärkere Einschnürung der Einfuhr haben zu einem vermehrten Verbrauch der Vorräte an Lebensmitteln und Rohstoffen jeder Art geführt. Die Folge war die Zunahme der allgemeinen Teuerung. Trotzdem blieben die Preise der meisten für die Volksernährung wichtigen Erzeugnisse hinter den Weltmarktpreisen zurück. Der im allgemeinen günstige Ernteausfall wurde abgeschwächt durch das Mindererträgnis an Kartoffeln, welches durch die ungünstige Witterung verursacht wurde, und durch den Ausfall an Brotgetreide, der sich bei unseren Bundesgenossen ergab. Eine weitere Beschränkung des freien Handelsverkehrs und eine weitere Ausdehnung der staatlichen Bewirtschaftung griff Platz. Wenn auch der Erfolg der obrigkeitlichen Maßnahmen den Erwartungen nicht immer entsprach, so hat die Bevölkerung die ihr zugemuteten Unbequemlichkeiten und Entbehrungen doch willig auf sich genommen. Die in der eroberten Walachei gemachte Kriegsbeute hat dann gegen Ende des Jahres die Schwierigkeiten der Verpflegung für uns und unsere Bundesgenossen gemindert und dahin geführt, daß die Grundlagen der Volksernährung bis zur nächsten Ernte jetzt vollkommen gesichert erscheinen.

Aehnliche Schwierigkeiten wie bei der Volksernährung ergaben sich zum Teil bei der Versorgung Deutschlands mit den wichtigsten Rohstoffen. Besonders machte sich die Knappheit der Vorräte in den Gewerben fühlbar, die auf die jetzt abgeschnittene oder stark erschwerte Zufuhr von Materialien aus dem Auslande angewiesen sind, namentlich in verschiedenen Zweigen der Textilindustrie. In glänzender Weise und in zunehmendem Maße gelang es der Wissenschaft und Technik, hier Ersatzmittel zu schaffen, welche uns auch für die Friedenszeit in nicht unerheblichem Umfange vom Auslande unabhängig machen und unsere Handelsbilanz vorteilhaft beeinflussen werden.

Alles das erforderte ein Maß von Arbeit, das noch weit über das in den beiden ersten Kriegsjahren geleistete hinausgeht. Zu ihrer Organisation wurde das Kriegshilfsdienst-Gesetz geschaffen und mit seiner Durchführung der Anfang gemacht Belastet mit wohlgemeinten, aber zweckwidrigen Bestimmungen sozialpolitischer Fürsorge, hat dies Gesetz den erhofften Nutzen leider bisher nicht in vollem Umfange geschaffen und die schon zu zahlreichen und zu sehr zersplitterten Organisationen unserer Kriegswirtschaft um weitere vermehrt.

Die Heranziehung aller Arbeitskräfte, sei es zum Kampfe mit der Waffe, sei es für die Ausrüstung des Heeres oder für sonstige Arbeit daheim, hat zur Folge gehabt, daß auf dem Arbeitsmarkt die Arbeitslosigkeit fast ganz verschwunden ist.

Den von Monat zu Monat steigenden Ansprüchen der Heeresverwaltung hat unsere Industrie in vollem Umfange entsprochen, und die hierfür erforderlichen umfangreichen Erweiterungsbauten und Kapitalaufwendungen wurden ohne Schwierigkeiten durchgeführt. Eine Einschränkung der Produktion haben nur diejenigen Industriezweige eintreten lassen müssen, welche durch die Knappheit der Rohstoffe dazu gezwungen waren. So hat sich das deutsche Wirtschaftsleben dank der hingebenden Tätigkeit aller Beteiligten, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Männer und Frauen, in geordneten Bahnen entwickeln und abspielen können. Wenn seit der letzten Jahreswende eine mit mannigfachen Unzuträglichkeiten verbundene Knappheit an Heizmaterial hervorgetreten ist, so lag der Grund nicht in dem Mangel an geförderter Kohle, sondern in der ungenügenden Zahl der für die Verfrachtung bereitstehenden Transportmittel, die durch die infolge unserer Eroberungen ständig zunehmende Erweiterung des Versorgungsgebietes bedingt wurde.

Die Tätigkeit der Industrie, insbesondere der Schwerindustrie, wurde nach und nach ganz auf den Krieg und seine Erfordernisse eingestellt. Die Anspannung aller Betriebe und die Notwendigkeit, die Leistungsfähigkeit zu steigern und an Rohstoffen und Arbeitskräften zu sparen, führte zu zahlreichen Vereinigungen kleinerer, bisher selbständiger Betriebe mit größeren, namentlich in der Montanindustrie. Dieser Verschmelzungsprozeß wurde noch beschleunigt durch die Steuergesetzgebung, welche bei erheblicher steuerlicher Mehrbelastung es verabsäumte, der Doppelbesteuerung des von Gesellschaften vereinnahmten Gewinnes aus Beteiligungen an anderen Gesellschaften in genügendem Maße vorzubeugen, und er hat in neuester Zeit auch auf andere Gebiete übergegriffen. Es ist dringend zu wünschen, daß hier durch die Gesetzgebung baldigst Abhilfe durch Freistellung bereits besteuerter Gewinne geschaffen und der künstliche Antrieb für eine weder im volkswirtschaftlichen noch im kommunalen Interesse wünschenswerte Bewegung beseitigt werde, ehe diese noch größere Ausdehnung angenommen hat.

Aus dem Gebiet der Syndikatsbestrebungen ist als wichtigstes Ereignis neben der bis 1920 erstreckten Erneuerung des Roheisensyndikats die Erneuerung des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats auf fünf Jahre hervorzuheben, nachdem im Jahre 1915 eine vorläufige Verlängerung des Vertrages bis zum 1. April 1917 stattgefunden hatte. Die preußische Regierung ist dem Syndikat mit ihrem Bergwerksbesitz in Rheinland-Westfalen beigetreten, den sie jetzt durch fast vollständige Erwerbung der Aktien der Bergwerksgesellschaft Hibernia wesentlich verstärkt hat. Im Stahlwerksverbande haben die Verhandlungen zur Syndizierung der sogenannten Produkte B, die in früheren Jahren nicht herbeigeführt werden konnte, nun

Aussicht auf Erfolg begonnen. Ebenso steht nach langen schwierigen Verhandlungen der Abschluss eines deutschen Zement-Syndikats bevor.

Die Ergebnisse dieser aufs höchste angespannten Tätigkeit der Industrie waren ausserordentlich günstige. Wenngleich ein bedeutender Teil des Gewinnes auf Grund des Kriegssteuergesetzes und der erheblichen Erhöhung der staatlichen und kommunalen Steuerbelastung für öffentliche Zwecke in Anspruch genommen wurde, so hat doch im allgemeinen eine bedeutsame Steigerung der Dividendenausschüttungen stattgefunden. Ob hierbei der gesteigerten Abnutzung der Anlagen und Maschinen sowie den bei der Überleitung in die Friedenswirtschaft erforderlich werdenden Aufwendungen in genügender Weise Rechnung getragen worden ist, wird erst die Zukunft lehren.

Die naturgemäße Folge dieser Erscheinungen war, daß die Bewertung aller direkt oder indirekt an der Kriegskonjunktur beteiligten Unternehmungen eine aufwärts gerichtete war, wie dies der vom Reichskanzler auf Grund von tatsächlichen Verkäufen und von amtlich vorgenommenen Schätzungen festgestellte Steuerkurszettel vom 31. Dezember 1916 dartut.

Auch die fest verzinslichen Werte, welche infolge der Steigerung des Zinsfußes für langsichtige Anlagen während der voraufgegangenen Kriegszeit eine erhebliche Kurseinbuße erlitten hatten, haben sich im Berichtsjahre im Kursstande wieder gehoben. Besonders gilt dies für die guten Industrieobligationen, für welche sich trotz der gewaltigen Summe der zur Ausgabe gelangten hochverzinslichen Kriegsanleihen dauernd eine rege Nachfrage erhielt, und für eine große Anzahl ausländischer Schuldverschreibungen, welche unter dem Einfluss der für sie günstigen Wechselkurse, zum Teil zu erheblich gestiegenen Preisen, aus dem Markte genommen wurden.

Im Vergleich mit der französischen Rente und den englischen Konsols kann auch die Kursentwicklung der deutschen Staatspapiere als eine günstige bezeichnet werden. Seit Ende Juli 1914 sind 3% deutsche Reichsanleihen von 72% auf 66%, also um 6%, im Kurse gesunken; englische Konsols jedoch von 70½% auf 55⅛, also um 15⅜%, französische 3% Rente von 77% auf 62%, also um 15%.

Der Geldmarkt hat die Flüssigkeit der Jahre 1914 und 1915, von einigen kurzen Schwankungen abgesehen, auch im Jahre 1916 behauptet. Der Reichsbank-Diskont betrug unverändert 5%, während der Durchschnittssatz des Privat-Diskonts sich auf etwa 4⅗ gegen 4⅛ im Jahre 1915 stellte. Die von uns in den früheren Berichten näher gekennzeichneten Ursachen für das Zusammenströmen gewaltiger Mengen fremder Gelder in Banken und Sparkassen in den beiden ersten Kriegsjahren sind im dritten Kriegsjahre in gleicher Weise wirksam gewesen und haben so auch bei den Berliner Wechselstuben und Zweigstellen der Disconto-Gesllschaft ein weiteres, fast ununterbrochenes Steigen der Depositen zur Folge gehabt. Den bisher veröffentlichten Tabellen zufolge war der zum 15. Juli 1914 mit 100% angenommene Bestand der Depositen am 31. Dezember 1914 auf 119% und am 31. Dezember 1915 auf 128% angewachsen. Die Entwicklung im Jahre 1916 ist aus folgendem ersichtlich:

Bestand am 15. Juli 1914 mit 100% angenommen. Am 31. Dezember 1915 128%, am 15. Januar 1916 143%. am 31. Januar 1916 143%, am 15. Februar 1916 148%, am 29. Februar 1916 151%, am 15. März 1916 166%, am 31. März 1916 136%. Vom 31. März bis 18. April erste Einzahlung auf die IV. Kriegsanleihe. Am 15. April 1916 148%, am 29. April 1916 143%, am 15. Mai 1916 159%. Bis 24. Mai zweite Einzahlung auf die IV. Kriegsanleihe. Am 31. Mai 1916 156%, am 15. Juni 1916 162%. Bis 23. Juni dritte Einzahlung auf die IV. Kriegsanleihe. Am 30. Juni 1916 158%, am 15. Juli 1916 162%. Bis 20. Juli letzte Einzahlung auf die IV. Kriegsanleihe. Am 31. Juli 1916 165%, am 15. August 1916 176%, am 31. August 1916 171%, am 15. September 1916 178%. Vom 30. September bis 18. Oktober erste Einzahlung auf die V. Kriegsanleihe. Am 14. Oktober 1916 169%, am 31. Oktober 1916 163%, am 15. November 1916 180%. Bis 24. November zweite Einzahlung auf die V. Kriegsanleihe, am 30. November 1916 183%, am 15. Dezember 1916 196%, am 30. Dezember 1916 195%. Bis 9. Januar 1917 dritte Einzahlung auf die V. Kriegsanleihe, am 15. Januar 1917 199%, am 31. Januar 1917 207%. Bis 6. Februar 1917 vierte Einzahlung auf die V. Kriegsanleihe. Am 15. Februar 1917 205%, 28. Februar 1917 209%, am 15. März 1917 226%.

Die Kapitalkraft Deutschlands hat sich auch im abgelaufenen Jahre durch die Zeichnungen auf die vierte Kriegsanleihe von 10768 Millionen Mark und auf die fünfte von 10699 Millionen Mark erwiesen. Von dem durch den Krieg verursachten Geldbedarf des Reiches sind mithin im ganzen bereits 47 Milliarden Mark durch langfristige innere Anleihen vollkommen gedeckt worden, und es kann mit Sicherheit erwartet werden, dass auch der Zeichnung auf die sechte Kriegsanleihe, bei welcher neben der fünfprozentigen Rentenanleihe in neuer, eigenartiger und anziehender Form eine viereinhalbprozentige, innerhalb fünfzig Jahren tilgbare Anleihe zur Ausgabe gelangt, ein grosser Erfolg beschieden sein wird. Die anhaltende Geldflüssigkeit brachte es mit sich, dass auch bei den oben erwähnten beiden Kriegsanleihen die Einzahlungen erheblich früher geleistet wurden, als es nach den Zeichnungsbedingungen erforderlich war. Die Darlehnskassen sind für diese Kriegsanleihen wiederum nur mit verhältnissmässig ganz geringen Beträgen in Anspruch genommen worden, die sich zu den verschiedenen Zahlungsterminen zwischen 0,61 und 3,64 % der Einzahlungen bewegten. Einen weiteren Beweis für die Finanzkraft des deutschen Volkes bietet die Tätigkeit der Sparkassen im Jahre 1916. Die Gesamtzunahme der Sparkasseneinlagen weist dem Amtsblatt der deutschen Sparkassen zufolge, ohne Berücksichtigung der auf die Kriegsanleihen abgebuchten Summen, den grossen Betrag von 2430 Millionen Mark (2491 Millionen Mark im Jahre 1915) auf. Rechnet man noch die ersparten Jahreszinsen in Höhe von 700 Millionen Mark hinzu, so würde sich am Ende des Jahres wieder ein Zuwachs der Sparkassenguthaben von über drei Milliarden Mark ergeben. Da aber im Laufe des Jahres aus den Sparkassenguthaben rund drei Milliarden Mark auf Kriegsanleihen gezeichnet und eingezahlt worden sind, so hat sich ihr buchmässiger Bestand am Ende des Jahres nur um 250 Millionen Mark auf 20450 Millionen Mark gehoben. Die aus [illegible] Kriegsanleihen abgehobenen Summen betragen im

ganzen 7550 Millionen Mark. Im Januar 1917 haben die Sparkassenguthaben aufs neue einen Zuwachs von 600 Millionen Mark erfahren, gegen 500 Millionen Mark im Januar 1916 und 420 Millionen Mark im Januar 1915.

In dem von uns im August 1916 herausgegebenen zweiten Nachtrage zu unserer Denkschrift über die „deutsche Volkswirtschaft im Kriege“ ist bereits auf die Gründe hingewiesen worden, welche diese grossen finanziellen Leistungen des deutschen Volkes ermöglicht haben. Im wesentlichen von dem Verkehr mit dem Auslande abgeschlossen, hat die deutsche Volkswirtschaft die ausserordentlich hohen, für die Kriegführung wie für die Volksernährung erforderlichen Kapitalien nicht an das Ausland abgeführt, sondern nur im Kreislauf in Bewegung gesetzt und zu einem erheblichen Teile sich erhalten. Die Kapitalkraft Deutschlands hat somit im Vergleich zu derjenigen unserer Feinde, die ihre Volks- und Kriegswirtschaft durch Aufnahme gewaltiger Anleihen im Auslande aufrecht erhalten haben, nur eine verhältnismässig geringe Einbusse erlitten. Seine finanzielle Leistungsfähigkeit hat aber ferner eine sehr wesentliche Stärkung dadurch erfahren, dass durch die Abstossung des bedeutenden deutschen Besitzes an fremdländischen Wertpapieren, die noch keineswegs beendet ist, durch die Einziehung namhafter Guthaben im neutralen Auslande und Veräusserung ausländischer industrieller Unternehmungen oder Beteiligungen an solchen neues Kapital seiner binnenländischen Volkswirtschaft zugeführt wurde, — Zuflüsse, welche angesichts des Standes der Wechselkurse auf das Ausland mit namhaftem Gewinn verknüpft waren.

Zu diesem Zustrom der in die Heimat fließenden Kapitalien gesellte sich das beschäftigungslos gewordene Betriebskapital vieler heimischer Unternehmungen, die desselben nicht mehr bedurften, nachdem seit Kriegsausbruch durch das Eintreten des Staates als Hauptabnehmer das Kreditsystem durch das System der Barzahlung ersetzt worden war und die geräumten Läger einstweilen keine Ergänzung erfuhren.

Hat die uns aufgedrungene Kriegswirtschaft somit eine Verstärkung und Zentralisierung unserer finanziellen Kräfte bewirkt, so hat sie nach anderer Seite hin zu einer beachtenswerten Verschiebung in der bisherigen Verteilung des Volksvermögens geführt. Nicht nur haben einzelne Gesellschaften und Privatpersonen erhebliche Gewinne aus Heereslieferungen erzielen können, während andere durch den Krieg in ihren Verhältnissen zurückgegangen sind, sondern es hat sich auch nicht vermeiden lassen, daß Landesteile, welche die besten Bedingungen für schnelle und allen Anforderungen entsprechende Deckung des Heeresbedarfs boten, vor anderen, in denen diese Bedingungen fehlten, begünstigt worden sind. Dadurch wird u. a. eine Wandlung der steuerlichen Leistungsfähigkeit weiter Gebiete herbeigeführt, deren Bedeutung für die Allgemeinheit und für die einzelnen in vollem Umfange erst nach dem Wiedereintritt friedlicher Verhältnisse ermessen werden kann, sich aber auch jetzt bereits geltend machen muß.

So gewaltig sich auch die finanzielle Leistungsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft im Kriege erwiesen hat und so günstig unsere Finanzlage im Vergleich mit derjenigen unserer Feinde erscheint, ist doch im Auge zu behalten, daß die Verzinsung und Tilgung der Kriegsanleihen, die Fürsorge für die Hinterbliebenen und Kriegsbeschädigten, sowie die Wiederherstellung des Kriegsmaterials dem deutschen Volke für die Friedenszeit Lasten aufbürden werden, deren Umfang vor dem Kriege für unmöglich gegolten hätte. Eine fühlbare und wesentliche Erleichterung kann nur dadurch erreicht werden, daß beim Friedensschluß wenigstens ein Teil der Kriegskosten auf die Feinde abgewälzt wird. Von der Lösung dieser Frage werden Inhalt und Umfang der bevorstehenden Finanzreformen im Reich und in den Bundesstaaten abhängen, die für die Volkswirtschaft Deutschlands nach dem Kriege von maßgebendem Einfluß sein werden. Mehr noch als die Höhe der Kriegsentschädigung wird aber für die Zukunft Deutschlands die Frage entscheidend sein, ob es gelingt, diese Finanzreform derart durchzuführen, daß der Unternehmungsgeist nicht erstickt und der Intelligenz freie Bahn zur Entfaltung belassen wird. Dazu wird es erforderlich sein, die uns durch die Kriegsnot aufgezwungene staatliche Verwaltung zahlreicher Betriebe ehestens wieder zu beseitigen und unter Vermeidung aller Monopole — soweit sie nicht aus anderen als finanziellen Gründen geboten erscheinen — den freien Wettbewerb wieder eintreten zu lassen. Nur dann wird das deutsche Volk in der Lage sein, die unvermeidliche hohe Steuerbelastung ohne Gefährdung seiner Zukunft zu tragen.

Der Bedarf an Zahlungsmitteln hat einen fortwährend wachsenden Umfang angenommen. Diese Erscheinung hängt zusammen mit der eingetretenen Vermehrung der Kriegskosten für die technische Ausrüstung von Heer und Flotte, mit der erheblichen Preissteigerung aller Produkte, der Ausschaltung des Wechselverkehrs und der bedeutenden Erweiterung des Verkehrsgebietes im Westen und Osten, das durch die Eroberung der Walachei eine weitere Ausdehnung erfahren hat. Durch die Errichtung einer Notenbankabteilung bei der Societé Générale in Brüssel sowie der Darlehnskassen in Polen und Kurland und ferner im laufenden Jahre einer Notenabteilung in Rumänien bei der Banca Generala Romana soll der R[illegible]chsbank die Sorge für die Befriedigung des Bedarfs an Umlaufsmitteln in den bes[illegible]en Gebieten erleichtert werden. Bisher ist dies nur in recht geringem Masse ges[illegible]hen, da die „Polnische Landesdarlehnskasse“ ihren Geschäftsbetrieb noch nicht aufgenommen und die Notenabteilung in Rumänien ihn erst vor kurzem begonnen hat. Am 31. Dezember 1915 hatte der Notenumlauf der Reichsbank 6917,9 Millionen Mark betragen, von dem 35,8 % durch Metall — darunter 35,2 % durch Gold — gedeckt waren. In den nächstfolgenden Monaten verringerte sich der Notenumlauf, während der Goldbestand von 2445,2 Millionen Mark vom 31. Dezember 1915 stetig, wenn auch immer langsamer, stieg. So besserte sich das Deckungsverhältnis bis Ende April, dann aber nahm der Notenumlauf so stark zu, dass er am 30. Dezember 1916 mit 8054,6 Millionen Mark ausgewiesen wurde, dem 2536,8 Millionen Mark Metall — darunter 2520,5 Millionen Mark Gold — gegenüberstanden. Damit war zum ersten Male seit Kriegsbeginn die Dritteldeckung des Notenumlaufes durch Metall unterschritten: die Metalldeckung betrug nur noch 31,5 %, die Golddeckung 31,3 %. Es war also der bei Kriegsausbruch vorausgesehene Fall eingetreten, für den damals durch eine Bankgesetznovelle bestimmt worden war, dass ausser Gold, Silber und

Reichskassenscheinen auch die im Besitze der Reichsbank befindlichen — bekanntlich mit eigener vollwertiger Deckung versehenen — Darlehnskassenscheine als Metalldeckung gelten sollten. Einschliesslich der Darlehnskassenscheine betrug die gesetzliche Bardeckung des Notenumlaufes am 30. Dezember 1916 36,7 %. Die Unterschreitung der Dritteldeckung durch Gold um die Jahreswende ist an der Geschäftswelt völlig eindruckslos vorübergegangen. Sie hat das Vertrauen in die Reichsbank und die Güte unserer Währung in keiner Weise erschüttert.

Verfehlt wäre es, aus dieser Erscheinung den Schluss ziehen zu wollen, dass die Goldwährung sich überlebt habe, und dass wir auch im Frieden der Einlösungspflicht für unsere Banknoten würden entraten können. Mehr denn je wird es zur Erhaltung des Kredits und zum Schutze unserer Währung erforderlich sein, die unbedingte Verpflichtung zur Einlösung der Banknoten in Gold so schnell als möglich wieder herzustellen.

Den Bedarf an Zahlungsmitteln einzuschränken, erscheint dringend geboten. Als wichtigstes Mittel der Abhilfe erscheint hier eine Veredelung des Zahlungsverkehrs durch ausgiebigste Benutzung aller dem bargeldlosen Verkehr dienenden Einrichtungen. Es hat denn auch erfreulicherweise eine überaus rege Werbetätigkeit nach dieser Richtung eingesetzt. Auch wir haben eine kleine Aufklärungsschrift an unsere Kundschaft versandt und zugleich der Allgemeinheit unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Ferner haben wir in Uebereinstimmung mit allen deutschen Bankfirmen materielle Erleichterungen für den Scheck- und Ueberweisungsverkehr geschaffen, trotzdem dieselben mit nicht unerheblichen Unkosten für uns verknüpft sind. Die Wirkung solcher eindringlichen Mahnungen tritt allerdings nur langsam zutage; dass sie aber nicht ausgeblieben ist, zeigt die Zunahme der Postscheck-Konten, deren Zahl im Reichspostgebiete Ende 1914 103 000 betrug, im Jahre 1915 auf rund 112 000 anwuchs, im Jahre 1916 aber den stattlichen Sprung auf 149 000 machte.

Die im Januar des Jahres 1916 zum Schutze unserer Währung erlassene Verordnung, durch welche der gesamte Verkehr in fremden Zahlungsmitteln (Devisen) ausschliesslich in die Hände der Reichsbank und einer beschränkten Anzahl Bankfirmen, zu denen auch wir gehören, gelegt wurde, hat zwar im allgemeinen günstig gewirkt, aber doch nicht ausgereicht, um jede schädliche Spekulation in Devisen und Marknoten auszuschliessen und den Import auf das unbedingt Notwendige zu beschränken. Es wurden daher durch Bundesratsverordnung vom 8. Februar 1917 die Bestimmungen über den Verkehr in fremden Zahlungsmitteln und über die Ausfuhr von Marknoten wesentlich verschärft. Gleichzeitig wurde jede Wareneinfuhr ohne Erlaubnis der Reichsbank verboten. Eine Verordnung ähnlichen Inhalts war in Oesterreich kurz zuvor ergangen.

Ein offizieller Börsenverkehr hat auch im Berichtsjahre nicht stattgefunden, dagegen war der freie Handel in den Börsenräumen zeitweilig recht lebhaft, da die andauernde Geldflüssigkeit die Nachfrage nach Wertpapieren dauernd rege erhielt und bei der Geringfügigkeit der Neuemissionen und der bereits erwähnten Abwanderung der ausländischen Wertpapiere die vorhandenen Bestände an noch nicht in dauernden Besitz übergegangenen Wertpapieren leicht und zu steigenden Kursen Absatz fanden.

Die Emissionstätigkeit der Banken war, abgesehen von der Beschaffung des Kapitals für die Rüstungsindustrie, in der Hauptsache durch die beiden Kriegsanleihen des verflossenen Jahres in Anspruch genommen, zu deren glänzendem Erfolge die Banken in hervorragender Weise beigetragen haben. Im übrigen beschränkte sich die Tätigkeit der Banken hauptsächlich auf die erfolgreiche Pflege des laufenden Geschäfts und auf die Teilnahme an dem freien Verkehr in den Börsenräumen.

Bei der Errichtung und Verwaltung neuer Kriegsgesellschaften, deren Gründung durch die fortschreitende Kriegsorganisation unserer Volkswirtschaft erforderlich wurde, haben auch diesmal die Banken erheblich mitgewirkt.

Das Kredit- und Wechselgeschäft hat sich ganz der durch den Krieg veränderten Gestalt unseres Wirtschaftslebens angepasst. Da das Reich fast allein als Käufer und Auftraggeber in Betracht kommt, so wurde es auch unmittelbar oder mittelbar durch die von ihm geschaffenen Kriegswirtschaftsgesellschaften zum Mittelpunkt des Kredit- und Wechselverkehrs der Banken. Der Handelswechsel, die hauptsächlichste Grundlage alles bankgeschäftlichen Verkehrs, verschwand mehr und mehr und an seine Stelle trat die Kreditgewährung an und für die Kriegswirtschaftsgesellschaften, sowie ein bedeutender Umsatz in unverzinslichen Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten. Auch die Kommunen und ihre wirtschaftlichen Organisationen traten als grosse Nehmer kurzfristigen Kredits auf. Mit der Einschränkung des Aussenhandels ging das Remboursgeschäft der Banken stetig zurück, dagegen wurde der auswärtige Kredit der Banken im vaterländischen Interesse insbesondere für die Industrie nutzbar gemacht, zumeist in der Form von Garantieübernahmen. Aeusserlich tritt dies auch in unserem Abschlusse in Erscheinung in einer starken Herabminderung der Akzeptverbindlichkeiten, einem Anschwellen der Aval- und Bürgschafts- wie der Nostroverpflichtungen und einem erhöhten Besitz an kurzfristigen Staats- und Kommunalwechseln.

Begünstigt durch die hohen Zinssätze hat das Kredit- und Wechselgeschäft zu besonders befriedigenden Ergebnissen geführt.

Von hoher Bedeutung für die Entwicklung des Bankgeschäftes dürfte in Zukunft die im Betriebsjahre unter unserer Leitung auf erweiterter Grundlage zustande gekommene Verständigung fast der gesamten Bankwelt Deutschlands sich erweisen, welche es sich zum Ziele gesetzt hat, den ungesunden Erscheinungen auf dem Gebiete des Bankwesens entgegenzutreten und durch eine Verbesserung der Geschäftsbedingungen einen Ausgleich zu schaffen für die durch steuerliche und soziale Lasten in erschreckendem Umfange sich mehrenden Unkosten.

Nicht nur der bankgeschäftlichen Tatigkeit, sondern unserer gesamten Volkswirtschaft wird es zum Nutzen gereichen, daß endlich dem seit vielen Jahren erfolglos gestellten Verlangen einer Aenderung der Steuerpflicht für Wertpapiere durch die Bundesratsverordnung vom 14. Dezember 1916 entsprochen wurde. Es ist dringend

zu wünschen, daß die damit zugelassene steuerfreie Einfuhr ausländischer Wertpapiere auch nach dem Frieden beibehalten wird.

Nachdem wir durch die Angliederung des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins A.-G. in Cöln, durch die Erweiterung unserer Filiale in Essen und die Errichtung von Filialen in Mülheim (Ruhr), Coblenz, Metz und Saarbrücken unseren Interessenkreis im Westen bedeutend ausgedehnt haben, erachten wir es für geboten, auch im Osten dem eigenen Geschäftsbetrieb eine weitere Ausdehnung zu geben. Wir haben zu diesem Zwecke neuerdings die Errichtung von Filialen in Königsberg (Pr.), Danzig, Stettin und Posen beschlossen. Während der Geschäftsbetrieb an den drei letzten Orten erst aufgenommen werden soll, sobald die durch die Kriegsverhältnisse geschaffenen Personalschwierigkeiten überwunden sein werden, haben wir mit der Königsberger Vereins-Bank in Königsberg (Pr.), vorbehaltlich der Genehmigung ihrer Generalversammlung, eine Vereinbarung getroffen, welche die Verschmelzung dieses angesehenen und in guter Entwickelung befindlichen ostpreußischen Bankinstituts mit unserer Gesellschaft vorsieht und es uns ermöglicht, die Betriebe der Königsberger Vereins-Bank in Königsberg (Pr.) und Tilsit alsbald als eigene Filialen fortzuführen. Eine Erhöhung unseres Kommanditkapitals wird hierfür nicht erforderlich.

Auch nach dem Norden und Süden konnten wir unsere Beziehungen in erfreulicher Weise ausgestalten, indem wir sowohl mit der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank in München wie mit der Vereinsbank in Hamburg Vereinbarungen getroffen haben, durch welche die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen für eine weitere Zukunft enger geknüpft werden. Im Zusammenhang damit ist von uns die Errichtung einer weiteren Filiale in Hannover vorgesehen, welche die bisherige Filiale der Vereinsbank dort ersetzen soll.

Wir versprechen uns von der Ausgestaltung dieser Beziehungen zur Vereinsbank in Hamburg auch Vorteile für die Norddeutsche Bank in Hamburg, deren gesamtes Kommanditkapital nach wie vor in unserem Besitz ist, und deren Verhältnis zu uns keinerlei Veränderung erfährt.

Die Anknüpfung engerer, vertraglicher Beziehungen zur Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank in München gab uns Gelegenheit, unseren Besitz an Aktien der von uns mit ihr gemeinsam begründeten Bayerischen Disconto- und Wechsel-Bank A.-G. in Nürnberg unseren Münchener Freunden mit gutem Nutzen und unter Wahrung unserer geschäftlichen Interessen zu übereignen.

Im Gegensatz zum Jahre 1915 konnten wir im Berichtsjahre mit unserer Londoner Zweigniederlassung in einen, wenn auch beschränkten, schriftlichen Verkehr treten. Das ermöglichte uns, unserer Kundschaft bei der Abstoßung ihrer in England ruhenden Wertpapiere erfolgreich behilflich zu sein. Leider wurde es der Niederlassung nicht gestattet, uns auf verschiedene Anfragen Auskunft zu erteilen, insbesondere uns über ihren Vermögensstand irgendwelche Nachricht zu geben. Wir haben daher auch diesmal davon absehen müssen, den Vermögensstand dieser Niederlassung bei der Aufmachung unserer Bilanz zu berücksichtigen, vielmehr wiederum nur den Saldo eingestellt, der sich aus unseren Büchern für unsere Rechnungsverhältnisse mit ihr ergab. Hierbei ist den uns aus der zwangsweisen Liquidation unserer Niederlassung drohenden Verlusten Rechnung getragen worden.

Die Tätigkeit der deutschen Ueberseebanken in Amerika und Asien war auch im Berichtsjahr durch den Krieg vielfach ungünstig beeinflußt. Es konnte nicht ausbleiben, daß das von England angewandte System der schwarzen Listen, auf die alle mit den deutschen Ueberseebanken in Verbindung stehenden Firmen gesetzt wurden oder gesetzt zu werden fürchten mußten, dem Betriebe der Banken starke Einschränkungen auferlegte. Um so erfreulicher ist es, daß die Brasilianische Bank für Deutschland für das Jahr 1915/16 wiederum eine Dividende von 8% hat ausschütten können. Auch die Bank für Chile und Deutschland, welche für das Jahr 1915 keine Dividende verteilt und den ganzen Gewinn auf neue Rechnung vorgetragen hat, wird für das Jahr 1916 ihre Dividendenausschüttungen voraussichtlich wieder aufnehmen können. Die Deutsch-Asiatische Bank hat trotz der Schwierigkeiten, mit denen sie zu rechnen hatte, bei ihren chinesischen Filialen einen angemessenen Geschäftsumfang aufrechterhalten können, während der Geschäftsbetrieb ihrer außerchinesischen Filialen durch die feindlichen Behörden unterbunden wurde. Ein Jahresabschluß ließ sich infolge der Verkehrsunterbrechung bisher nicht aufstellen. Die Deutsche Afrika-Bank hat, nachdem die Besetzung des Schutzgebietes seinerzeit durch die Truppen der südafrikanischen Union durchgeführt war, ihre Arbeit in der Kolonie wieder aufgenommen. Vorwiegend ihrer Tätigkeit und Unterstützung ist es zu danken, daß das Wirtschaftsleben in Deutsch-Südwestafrika wieder aufleben und die notwendigen Bedürfnisse der Bevölkerung für ihren Unterhalt befriedigt werden konnten. Im Verein mit der in der Kolonie unter der Aufsicht der Unionsregierung wieder tätigen deutschen Verwaltung nimmt die Bank an der Lösung der durch den Krieg hervorgerufenen Wirtschaftsfragen regen Anteil. Einen Abschluß für das Geschäftsjahr 1915 vorzulegen, ist die Bank jedoch nicht in der Lage gewesen.

Unsere Beziehungen zu dem befreundeten Bulgarien waren auch im vergangenen Jahre äußerst rege. Die uns nahestehende Kreditbank in Sofia, welche ihr Kapital im Berichtsjahre von 3 Millionen Leva auf 6 Millionen Leva erhöht hat, hatte mannigfache Gelegenheit, sich nützlich zu betätigen und ihre besondere Aufgabe, die Pflege des finanziellen und Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Bulgarien, zu erfüllen. Im Verein mit den bulgarischen Staatsbanken errichteten wir mit einer unter unserer Führung stehenden deutsch-österreich-ungarischen Bankengemeinschaft die Bulgarische Nationale Bergwerks-Gesellschaft in Sofia, welche dazu bestimmt ist, in Ausführung des 1914 mit der bulgarischen Regierung geschlossenen Vertrages die ehemals staatlichen bulgarischen Braunkohlengruben von Pernik und Bobowdol zu übernehmen und auszubauen.

Der Eintritt Rumäniens in den Krieg hat unsere langjährigen Beziehungen zu diesem Lande unterbrochen und die in Deutschland untergebrachten Anleihen dieses Staates notleidend werden lassen. Man darf sich aber der Erwartung hingeben, daß das

sehr erhebliche in Deutschland beschlagnahmte Vermögen der Rumänischen Nationalbank und die Herrschaft, die uns der schnelle Sieg über das Land gewährt, die deutschen Gläubiger vor Verlusten schützen werden. Während wir selbst durch diese Ereignisse eine kaum nennenswerte materielle Schädigung erlitten, wurde die uns nahestehende Banca Generala Romana insofern empfindlich getroffen, als ihre Depots von der rumänischen Regierung bei deren Rückzug nach Jassy verschleppt wurden. Mit dem Einzug unserer Truppen konnten sowohl die Hauptniederlassung in Bukarest wie sämtliche Filialen ihren Geschäftsbetrieb wieder aufnehmen, auch wurde der Bank auf Befehl des Oberkommandos, wie bereits oben erwähnt, eine Notenabteilung angegliedert, die ihre Tätigkeit vor kurzem aufgenommen hat. Unter den gegebenen Umständen wird die Bank wohl nicht in der Lage sein, für das Berichtsjahr eine Bilanz aufzustellen und eine Dividende zur Ausschüttung zu bringen.

Die fortdauernde Einziehung von Beamten zum Kriegsdienst, unter denen sich, je länger der Krieg dauert, um so mehr Herren in wichtigerer Stellung befinden, hat natürlich zu immer steigenden Schwierigkeiten bei der ordnungsmäßigen Erledigung der notwendigen Arbeiten geführt. Diese Schwierigkeiten konnten aber dank der gesteigerten Pflichterfüllung aller unserer Beamten überwunden werden. Das Eiserne Kreuz und andere Kriegsauszeichnungen haben 445 Beamte erhalten; gefallen sind 205 Beamte. Ein Verzeichnis dieser Tapferen, deren Andenken wir stets in Ehren halten und deren Namen, wie bereits früher mitgeteilt, den kommenden Geschlechtern an sichtbarer Stelle in unserer Bank auf einer Ehrentafel verkündet werden sollen, ist auch diesem Berichte beigefügt.

Die ausserordentlichen Aufwendungen für die im Felde stehenden Beamten und ihre Familien haben im abgelaufenen Jahre eine weitere beträchtliche Erhöhung erfahren. Die Ausgaben für diese Zwecke seit Kriegsbeginn bis 31. Dezember 1916 belaufen sich auf über 6 Millionen Mark und haben mit den unseren Beamten mit geringerem Einkommen gewährten Gehaltszulagen und ausserordentlichen Unterstützungen sowie den namhaften Beiträgen für die allgemeine Kriegswohlfahrtspflege dazu beigetragen, unsere Verwaltungskosten, die schon durch die Steigerung der Beamtenzahl eine Erhöhung erfahren haben, wesentlich zu vergrössern.

Unter den in der Bilanz ausgewiesenen Stiftungen hat die Dr. Arthur Salomonsohn-Stiftung durch eine neue Zuwendung des Stifters eine Erhöhung erfahren. Neu erscheint die Dr. P. D. Fischer-Stiftung, welche wir der Hochherzigkeit des Vorsitzenden unseres Aufsichtsrates, Wirklichen Geheimen Rats Dr. P. D. Fischer, Exzellenz, verdanken, der seiner ständigen warmen Fürsorge für unsere Beamtenschaft durch Bereitstellung dieses anlässlich seines achtzigsten Geburtstages ihm zur Verfügung gestellten Stiftungsfonds für die Unterstützung kriegsbeschädigter Beamter tatkräftigen Ausdruck verliehen hat. Wir sprechen auch an dieser Stelle namens unserer Beamtenschaft den Stiftern herzlichen Dank aus.

Der Abschluß gestattet die Verteilung eines **Gewinnes** von 10% auf das Kommanditkapital von 300 000 000 ℳ. Der **Rohgewinn** beläuft sich einschließlich des Gewinnvortrages aus 1915 von ℳ 1 235 445.80 auf ℳ 57 665 458.57. Hiervon sind abzusetzen die Verwaltungskosten, Steuern usw. mit ℳ 20 803 783.09. Es wird vorgeschlagen, von verbleibenden ℳ 36 861 675.48 als Gewinnanteil von 10% auf die Kommandit-Anteile sowie als Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber und des Aufsichtsrats zu verwenden ℳ 33 600 448.99, für Talonsteuer zurückzustellen ℳ 300 000.—, auf Mobilien abzuschreiben ℳ 200 000.—, an die David Hausemannsche Pensionskasse für die Angestellten der Gesellschaft zu überweisen ℳ 400 000.—, dem Unterstützungsfonds für Angestellte zu überweisen ℳ 100 000.—, der Allgemeinen (gesetzlichen) Reserve zu überweisen ℳ 25 000.—, der Besonderen Reserve zu überweisen ℳ 1 000 000.— und auf neue Rechnung vorzutragen ℳ 1 236 226.49, zusammen ℳ 36 861 675.48. Das **Kommanditkapital** mit ℳ 300 000 000 ist unverändert geblieben. Die **Allgemeine Reserve** von ℳ 94 975 000 erfährt einen Zuwachs von ℳ 25 000 und beträgt nunmehr ℳ 95 000 000, und die nach Art. 9 des Statuts gebildete **Besondere Reserve** von ℳ 24 000 000 erfährt einen Zuwachs von ℳ 1 000 000 und beträgt nunmehr ℳ 25 000 000. Beide Reserven zusammen betragen ℳ 120 000 000. Das **Eigenkapital** der Disconto-Gesellschaft stellt sich nunmehr wie folgt: Aktienkapital der Disconto-Gesellschaft ℳ 300 000 000, Bilanzmäßige Reserven der Disconto-Gesellschaft ℳ 120 000 000, Bilanzmäßige Reserven der Norddeutschen Bank in Hamburg ℳ 18 800 000. Bilanzmäßige Reserven des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins A.-G. in Cöln ℳ 10 000 000. Zusammen Kapital und bilanzmäßige Reserven ℳ 448 800 000. Unser Bankgebäudekonto, das unsern Grundbesitz in Berlin, Bremen, Coblenz, Essen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Hattingen, London, Mainz, und Mülheim (Ruhr) umfaßt, stellt sich auf ℳ 27 085 752.73. Durch die beantragte Ueberweisung an die **Pensionskasse** wird ihr Vermögensbestand auf die Höhe von ℳ 5 198 062.72 gebracht werden. Die von uns für die Versicherung unserer Angestellten bei dem Beamten-Versicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes (a. G.) aufgewendeten Beträge sind in gewohnter Weise unter den Verwaltungskosten gebucht.

Im **Wechselverkehr** betrugen: der Umsatz ℳ 12 828 876 081.52 (1915: ℳ 7 544 164 560.96), die Zahl der Wechsel 999 532 (1915: 861 598), der Durchschnittsbetrag eines Wechsels ℳ 12 834.88 (1915: ℳ 8 756.01). Am 31. Dezember 1916 beliefen sich die Bestände an Wechseln auf ℳ 831 392 992.21 (1915: ℳ 628 964 293.34). Die Umsätze in unverzinslichen Schatzanweisungen sind in dem Wechselverkehr einbegriffen. Der Uebung aller anderen Grossbanken uns anschliessend, haben wir den Gewinn aus dem Kurswechselverkehr unter Wechsel und Zinsen zur Verrechnung gebracht. Der Reinertrag aus **Coupons usw.** belief sich auf ℳ 692 307.64 gegen ℳ 694 489.90 im Jahre 1915.

Der **Verkehr in Wertpapieren**, in dem auch die verzinslichen Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten einbegriffen sind, im Kommissionsgeschäft, für Konsortial- und eigene Rechnung betrug ℳ 3 700 681 723.78 (1915: ℳ 2 651 996 232.01), wovon auf die dem Wertpapierverkehr zugerechneten Coupons und ausländischen Noten ein Umsatz von ℳ 634 816 787.12 (1915: ℳ 604 280 418.80) entfiel. Es betrug der

Bestand an eigenen Wertpapieren ℳ 60102278.71 gegen ℳ 44018350.78 im Jahre 1915, an Konsortial-Beteiligungen ℳ 44482667.51 gegen ℳ 52092982.64 im Jahre 1915, zusammen ℳ 104584946.22 gegen ℳ 96111333.42 im Jahre 1915. Der Bestand an verkauften, erst nach dem 31. Dezember 1916 abzuliefernden Wertpapieren (Reports) und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere betrug ℳ 131250035.36 gegen ℳ 119207310.82 im Vorjahre. Das Konto umfaßt auch die unserer Kundschaft zum Zwecke der Zeichnung deutscher Kriegsanleihe unter Verpfändung der letzteren gewährten Vorschüsse. Aus dem Effektengeschäft, aus den eigenen Wertpapieren und aus den Konsortialgeschäften, welche im vorigen Jahre einen Verlust von ℳ 2595163.81 ergaben, haben wir in diesem Jahre ein Erträgnis in die Gewinn- und Verlustrechnung nicht eingestellt, dasselbe vielmehr zu einer Minderbewertung unserer Aktiva verwendet.

Wir übernahmen u. a. folgende Wertpapiere oder beteiligten uns an deren Uebernahme durch eine Gemeinschaft: Festverzinsliche Wertpapiere: 5% Ungarische Staatskassenscheine, fällig am 1. Oktober 1918, 5½% Ungarische Staatskassenscheine, fällig am 1. Oktober 1919. Aktien: Neue Aktien der Assecuranz-Union von 1865, Hamburg, Neue Aktien der Gebr. Böhler & Co. Aktiengesellschaft, Aktien der Braunkohlenwerke Borna Aktiengesellschaft, Aktien der Chemischen Werke Grenzach Aktiengesellschaft, Neue Aktien der Deutscher Lloyd Transport-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft, Neue Aktien der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Neue Aktien der Gothaer Waggonfabrik Aktien-Gesellschaft, Neue Aktien der Hamburg-Bremer Feuer-Versicherungs-Gesellschaft, Neue Aktien des Osnabrücker Kupfer- und Drahtwerks. Neue Aktien der Rheinischen Stahlwerke, Neue Aktien der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff A. G., Neue Aktien der Rositzer Braunkohlenwerke Aktiengesellschaft, Neue Aktien der Siegener Dynamitfabrik A. G., Neue Aktien der Textilosewerke und Kunstweberei Claviez Aktiengesellschaft, Neue Aktien der Vereinigten Cöln-Rottweiler Pulverfabriken, Aktien der Bulgarischen Nationalen Bergwerks-Gesellschaft, Neue Aktien der Kreditbank in Sofia, Neue Aktien der K. K. Priv. Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe, Neue Aktien der Ungarischen Allgemeinen Creditbank, Aktien der Ungarischen Stickstoffdünger-Industrie A. G. Gesellschaften mit beschränkter Haftung: Anteile der Deutschen Tabak-Handelsgesellschaft m. b. H., Anteile der Vereinigten Textilwerke G. m. b. H.

Die Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft ist auch gegenwärtig beim Mangel von ausreichenden Nachrichten noch nicht in der Lage, sich einen Ueberblick über den Geschäftsbetrieb ihres Unternehmens in Südwestafrika während der fortdauernden Einwirkung des Weltkrieges zu verschaffen. Sie hat sich daher genötigt gesehen, sich auch für das Geschäftsjahr 1915/16 von der Verpflichtung zur Vorlegung einer Bilanz bis auf weiteres durch die Reichsregierung entbinden zu lassen. Die Eisenbahn- und Bergbauanlagen der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft sind fortdauernd von den Japanern besetzt. Auch für das Geschäftsjahr 1915 hat der Reichskanzler die Gesellschaft von der Verpflichtung zur Aufstellung der Bilanz befreit. Soweit die vorliegenden, nicht lückenlosen Berichte ein Urteil über die Lage der Großen Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft zulassen, hat sich der Betrieb ohne wesentliche Störungen abgewickelt. Mehrkosten wird die Materialbeschaffung verursacht haben. Immerhin wird mit einem dem der Vorjahre gleichkommenden Ergebnis (3%) gerechnet werden können. Fortlaufende Berichte der Verwaltung, die ein abschließendes Urteil über die Verhältnisse der Neu-Guinea-Compagnie geben könnten, fehlen. Vereinzelt eingegangene Berichte gestatten den zuverlässigen Rückschluß, daß sich die Pflanzungsunternehmungen zufriedenstellend weiter entwickelt haben, zumal der Dürre des Jahres 1914 günstige Witterungsverhältnisse gefolgt sind. Die von uns im Jahre 1910 ins Leben gerufene Gewerkschaft Braunkohlenwerke Borna wurde von uns im Berichtsjahre nach Vollendung ihres Ausbaues in die Braunkohlenwerke Borna Aktiengesellschaft umgewandelt. Sie gehört mit einer Produktion von 45000 Doppelwagen zu den besten Braunkohlenunternehmungen im Königreich Sachsen und verspricht angesichts der Güte ihrer Produkte eine günstige Weiterentwicklung. Die Kaliwerke Aschersleben konnten gleich den ihnen angegliederten Kaliwerken Sollstedt, Craja und Neu-Sollstedt im Berichtsjahre etwas bessere Ergebnisse erzielen, dank der im Juli 1916 in Kraft getretenen Erhöhung der Verkaufspreise und einer Steigerung des Absatzes um 30%. Immerhin leiden diese Werke gleich allen Kaliwerken unter der gesetzlichen Preisfestlegung, welche sich angesichts der Steigerung der Löhne und Betriebsmaterialien besonders nachteilig fühlbar macht und dringend einer Abänderung bedarf.

Unsere **Niederlassungen**, Zweigstellen und Wechselstuben befinden sich in günstiger Weiterentwicklung. In ihrem Bestande hat nur insofern eine Veränderung stattgefunden, als wir genötigt waren, aus Mangel an Personal unsere Zweigstellen in Höchst a. M. und in Oranienburg einstweilen zu schliessen. Die Norddeutsche Bank in Hamburg wird auf ihr Aktienkapital von 60 Millionen Mark, welches sich gänzlich in unserem Besitz befindet, für das Jahr 1916 einen Gewinn von 10% verteilen, der in unserer diesjährigen Gewinnrechnung erscheint. Der A. Schaaffhausen'sche Bankverein Aktiengesellschaft in Cöln wird auf sein Aktienkapital von 100 Millionen Mark, welches sich auch gänzlich in unserem Besitz befindet, für das Jahr 1916 einen Gewinn von 6% zur Verteilung bringen, der ebenfalls in unsere diesjährige Gewinnrechnung eingestellt ist. Der Gewinn aus der dauernden Beteiligung an anderen befreundeten Banken enthält die im Jahre 1916 vereinnahmten Erträgnisse für das Geschäftsjahr 1915 bezw. 1915/16, und zwar erzielten: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt 7%. — Süddeutsche Disconto-Gesellschaft A.-G. 5%. — Bayerische Disconto- und Wechsel-Bank A.-G. 5%. — Bank für Thüringen vorm. B. M. Strupp Aktiengesellschaft 8%. — Stahl & Federer Aktiengesellschaft 6%. — Rheinisch-Westfälische Disconto-

Gesellschaft A.-G. 4½%. — Barmer Bank-Verein Hinsberg, Fischer & Comp. 5½%. — Magdeburger Bank-Verein 5%. — Oberlausitzer Bank in Zittau 7%. — Geestemünder Bank 6%. — Brasilianische Bank für Deutschland 8%. — Banca Generala Romana 3%. — Kreditbank in Sofia 6%. — Compagnie Commercial- Belge anciennement H. Albert de Bary & Co. in Antwerpen 6% für die bevorrechtigten Aktien und 7% für die Stammaktien und Fr. 6 für jeden Genussschein. Die Compagnie Commerciale Belge anciennement H. Albert de Bary & Co., Antwerpen, hat trotz der Kriegswirren wieder ein recht befriedigendes Ergebnis erzielt, das ihr für das Jahr 1916 dieselben Ausschüttungen wie im Vorjahr gestatten wird. Die Summe der Beteiligungen an diesen Banken belief sich Ende 1916, nachdem wir unseren Besitz an Aktien der Oberlausitzer Bank in Zittau auf die Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt in Leipzig übertragen haben, auf ℳ 56 684 820.35 gegen ℳ 58 438 732.95 Ende 1915. Die auf sie für das Geschäftsjahr 1915 bezw. 1915/16 entfallenden und im Berichtsjahre vereinnahmten Gewinnanteile betragen ℳ 2 947 461.82 gegen ℳ 2 826 571.66 im Vorjahre.

Die **Einlagen auf provisionsfreier Rechnung** betrugen am Schlusse des Berichtsjahres ℳ 757 943 776.06 gegen ℳ 632 631 974.79 am Schlusse des Jahres 1915.

Der **Laufende Rechnungsverkehr** ergab:

	1916	1915
Schuldner am Schlusse des Jahres	ℳ 533 451 733.07	ℳ 477 296 076.23
Gläubiger am Schlusse des Jahres	„ 886 634 070.54	„ 630 146 300.69

Der Umschlag im gesamten laufenden Rechnungsverkehr einschliesslich der Einlagen auf provisionsfreier Rechnung, betrug ℳ 72 113 501 026.26 gegen ℳ 48 610 679 644.17 im Jahre 1915. Die Zahl der laufenden Rechnungen betrug am Schlusse des Jahres 1916 80 939 gegen 72 215 im Jahre 1915. Von diesen Rechnungen waren mit Wertpapier-Hinterlegung verbunden am Schlusse des Jahres 1916 51 613 gegen 44 154 im Jahre 1915. Die in den Passiven aufgeführten **Accepte und Schecks** betrugen ℳ 44 838 967.90 gegen ℳ 100 828 773.95 im Jahre 1915. Die **Aval- und Bürgschaftsforderungen**, denen der gleiche Betrag von **Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen** gegenübersteht, beliefen sich am 31. Dezember 1916 auf M. 136 869 322.38 gegen M. 77 031 830.71 im Jahre 1915. **Wechsel- und Zinsen-Konto** ergaben einschließlich des Gewinns auf Kurswechsel einen Ertrag von M. 29 271 911.38 im Jahre 1916 gegen M. 24 551 004.67 im Jahre 1915. Die erworbene **Provision** stellte sich auf M. 11 518 031.93 gegen M. 10 229 867.19 im Vorjahre.

Der **Umschlag der Kassen** betrug M. 25 587 956 367.84 gegen M. 23 310 624 007.21 im Vorjahre. Der **Gesamtumschlag** (von einer Seite des Hauptbuches) betrug M. 77 263 277 849.07 gegen M. 53 692 532 763.57 im Vorjahre. Der Beteiligung von M. 60 000 000 an dem Kommandit-Kapital der Norddeutschen Bank in Hamburg steht ein Gesamtumsatz dieser Bank von M. 14 233 111 694.62 von einer Seite des Hauptbuches gegen M. 12 402 302 847.97 im Vorjahre gegenüber. Der Beteiligung von M. 100 000 000 an dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G. in Cöln steht ein Gesamtumsatz dieser Bank von M. 14 369 888 000.— von einer Seite des Hauptbuchs gegen M. 13 518 163 000.— im Vorjahre gegenüber. Dem Gesamt-Kapital der Disconto-Gesellschaft entspricht im Jahre 1916 also ein Gesamtumschlag von M. 105 866 277 543.69 von einer Seite des Hauptbuches gegen M. 79 612 998 611.54 im Vorjahre.

Berlin, im März 1917.

Direction der Disconto-Gesellschaft.

Die Geschäftsinhaber

Dr. Salomonsohn. Schinckel. Dr. Russell. Urbig. Dr. Solmssen
Waller. Dr. Mosler. Dr. Fischer. Schlieper.

Commerz- und Disconto-Bank.

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M. pf	M. pf
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken		18 493 829 83
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		269 022 089 76
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		51 765 386 55
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		126 492 203 27
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		4 241 802 89
davon am Bilanztage gedeckt:		
a) durch Waren-, Fracht- od. Lagerscheine M. 4 024 653,84		
b) durch andere Sicherheiten „ 121 000,		
Eigene Wertpapiere:		
a) Anl. u. verzinsl. Schatzanw. d. Reichs u. d. Bundesst.	10 219 561 23	
b) Sonst. b. d. Reichsbk. u. and. Zentralnotenbk. bel. Wertp.	471 346 25	
c) Sonstige börsengängige Wertpapiere	12 875 001 87	
d) Sonstige Wertpapiere	3 649 578 29	27 215 487 64
Konsortialbeteiligungen		16 424 924 5[illegible]
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken u. Bankfirmen		12 [illegible] 040
Debitoren in laufender Rechnung:		
a) gedeckte	172 433 598 75	
b) ungedeckte	48 681 552 58	221 115 151 33
Außerdem Aval- u. Bürgschaftsdebitoren M. 31 173 538,35		
Bankgebäude u. Invent. in Hamburg, Berlin, Kiel, Hannover, Altona, Leipzig und Altenburg		6 74[illegible] 000
Sonstige Immobilien	2 820 500	
abzüglich Hypotheken	1 671 700	1 148 800
		75[illegible]

Passiva.	M. pf	M. pf
Aktienkapital		85 000 000
Reservefonds I		8 500 000
Reservefonds II		6 550 73[illegible] 88
Talonsteuer-Rückstellung		65[illegible] 490
Beamten-Pensions- und Unterstützungs-Fonds		1 47[illegible] 802 [illegible]
Kreditoren:		
a) Nostroverpflichtungen	17 7[illegible] 31	
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	2 755 518 96	
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	49 118 559 46	
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		
1. innerhalb 7 Tagen fällig M. 135 [illegible],71		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monat. fällig „ 107 [illegible]		
3. nach 3 Monaten fällig „ 17 [illegible] 96	260 849 8[illegible] 28	
e) sonstige Kreditoren:		
1. innerhalb 7 Tagen fällig M. 167 [illegible]		
2. darüb. hinaus bis zu 3 Monat. fällig „ [illegible]		
3. nach 3 Monaten fällig „ [illegible]	286 181 [illegible] 15	616 [illegible]
Akzepte und Schecks:		
a) Akzepte	20 [illegible]	
b) noch nicht eingelöste Schecks	[illegible] 98	[illegible]
Außerdem Aval- und Bürgsch.-Verpflicht. M. [illegible]		
Dividenden-Rückstände		[illegible]
Reingewinn		[illegible]
		[illegible]

Gewinn- und Verlust-Rechnung für das Geschäftsjahr 1916.

Ausgabe.	M. pf	Einnahme.	M. pf
Unkosten	5 892 711 80	Gewinnvortrag von 1915	634 301 88
Steuern	686 879 45	Zinsen	9 426 920 69
Abschr. a. Bankgebäude u. Inv.	476 782 23	Provision	5 010 260 48
Reingewinn	8 228 901 77	Gewinn a. Sort. u. Zinsscheine	213 792 20
	15 285 275 25		15 285 275 25

Die Dividendenscheine für das Geschäftsjahr 1916 werden vom 5. d. M. an. u. zwar

Nr. 45 mit M. 18.— per Stück von Aktien über M. 300.—
Nr. 19 mit M. 60.— per Stück von Aktien über M. 1000.—

in **Hamburg** an **unseren Kassen**, in **Berlin** an **unseren Kassen** und bei den Herren **S. Kaufmann & Co.**, in **Altona, Hannover, Kiel, Leipzig, Altenburg** und **Brandenburg a. H.** an den **Kassen unserer Filialen**, in **Frankfurt a. M.** bei den Herren **J. Dreyfus & Co.**, in **Barmen** beim **Barmer Bankverein, Hinsberg, Fischer & Comp.**, in **Chemnitz** beim **Chemnitzer Bankverein**, in **Dresden** bei der **Mitteldeutschen Privatbank A.-G.**, in **Köln** bei Herrn **J. H. Stein**, in **Magdeburg** bei der **Mitteldeutschen Privatbank A.-G.**, in **München** bei der **Bayerischen Vereinsbank** bezahlt.

Hamburg, den 4. April 1917.

Der Vorstand.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. April 1917.

Grundstücksorgen.

1. Zwangverwaltung.

Sequester machen leere Nester: dieses Sprichwort erwähnt schon Johannes Philippus in seinem Werk über Zwangversteigerungen von 1667; das alte Wort war aber nie so zeitgemäß wie heute. Im Preußischen Landtag hat der Abgeordnete Liepmann gesagt, die Vergütung, die unsere Berufsverwalter in einem Jahr erhalten, sei auf 7½ Millionen Mark und der Schade, der durch die Berufsverwaltung den betheiligten Hypothekengläubigern und Grundstückseigenthümern entstehe, auf 30 Millionen Mark errechnet worden. Auf Grund welcher feststehenden Zahlen ist eine solche Errechnung möglich? Welchen Werth hat sie? Für die Zwangverwaltung ist nur unzureichendes statistisches Material vorhanden. Die Zahl der Zwangverwaltungen in Preußen betrug im Jahr 1915: 9351; seitdem ist sie sicher gewachsen. Die Zahl für ganz Deutschland wird heute nicht unter 15 000 sein. Meist handelt es sich um Hausgrundstücke. Auch über den Durchschnittsertrag der Häuser fehlen amtliche Angaben. Ueber die Verkaufspreise städtischer Grundstücke von 1904 bis 1912 sind der Realkredit-Kommission Angaben gemacht worden. Danach betrug der Verkaufspreis eines Hauses im Durchschnitt etwa 190 000 M. Der Verkaufspreis steht in der Regel in einem bestimmten Verhältniß zur Bruttoeinnahme; je nach der Konjunktur pflegt das

Zwölf= bis Sechzehnfache des Bruttomiethertrages dem Verkaufspreis eines Hauses zu entsprechen. Legt man Dies zu Grunde, so kommt man zu einer Durchschnitt=Bruttoeinnahme von etwa 13 000 M. pro Haus und zu einem Bruttoertrag aller unter Zwangverwaltung stehenden Häuser von 195 Millionen jährlich. Von den Häusern werden etwa drei Viertel von Berufsverwaltern bewirthschaftet. Diese Verwalter beziehen rund 5 Prozent der Mietherträge als Vergütung. Das gäbe eine Summe von 7 bis 8 Millionen Mark jährlich, also ungefähr den von dem Abgeordneten Liepmann genannten Betrag. Daß mit Rücksicht auf diese Vergütungen, das Plus an Ausgaben für Reparaturen und das Minus an Miethverträgen die Berufsverwaltung schlechter arbeitet als die Verwaltung, die der Schuldner oder ein Hypothekengläubiger führt, hat eine Umfrage des Schutzverbandes für Deutschen Grundbesitz ergeben.

Erfahrene Kenner schätzen heute auf Grund von Feststellungen in Einzelfällen den Minderertrag im Vergleich mit einer Verwaltung durch Interessenten auf mindestens 20 Prozent. Solche Schätzungen sind subjektiv; für ihre Richtigkeit wird auch die durch die erwähnte Umfrage erwiesene Thatsache angeführt, daß die Berufsverwalter in zahlreichen Fällen nicht die Zinsen der Ersten, innerhalb 60 Prozent des Werthes liegenden Hypothek herausgewirthschaftet haben, während diese Zinsen vor und auch nach der Berufsverwaltung herausgekommen sind. Nimmt man auf dieser Grundlage an, daß ein Grundstück, das unter der Verwaltung eines Berufsverwalters steht, regelmäßig 20 Prozent weniger einbringt als ein Grundstück, dessen Verwaltung durch den Schuldner oder Hypothekengläubiger geführt wird, so handelt es sich um einen jährlichen Schaden von 30 Millionen Mark. Ob diese Berechnung annähernd richtig ist, sollte nach Möglichkeit statistisch ermittelt werden. So sehr viel kommt aber darauf nicht an, denn als sicher kann angesehen werden, daß die Interessenverwaltung wirthschaftlich besser arbeitet als die Berufsverwaltung und daß es sich dabei um große Summen handelt. Ein Verwalter, der, wie es in Groß=Berlin vielfach geschieht, hundert Häuser zugleich zu verwalten hat, kann eben (ganz abgesehen von der Vergütung, die er empfängt, und von den höheren Reparaturkosten während der Berufsverwaltung) unter den schwierigen Verhältnissen von heute weder neue Miether finden noch alte Miether festhalten und nicht aus dem Hause herausholen, was herauszuholen ist. In Würdigung des alten weisen Satzes „vom Auge des Herrn“

hat die Regirung deshalb im April 1915 durch eine Neuordnung des Zwangverwaltungwesens an die Stelle der Berufsverwalter die Verwaltung durch Interessenten zu setzen sich bemüht; sie hat aber mit diesem Versuch nur geringen Erfolg erzielt. Nach dem Ergebniß der zuvor erwähnten Umfrage des „Schutzverbandes für Deutschen Grundbesitz“, die 1800 Fälle betrachtet, sind noch jetzt etwa drei Viertel aller Zwangverwaltungen in den Händen der Berufsverwalter. Die Gerichte fahren gern in den alten Gleisen; doch beherzigen manche den klugen Ausspruch eines berliner Landgerichtes, daß „die Zwangverwalter zwar formell richtig und zuverlässig arbeiten, aber bei der Menge ihrer Geschäfte meist nicht in der Lage sind, für das einzelne Grundstück das volkswirthschaftlich Nützliche zu erspähen und zu erreichen“. Die Verordnung stellt die Gerichte aber vor eine kaum lösbare Aufgabe. Sie sollen nach der Verordnung bei der Einleitung der Zwangverwaltung in erster Linie den Schuldner zum Zwangverwalter bestellen, wenn anzunehmen ist, daß er die Verwaltung ordentlich führen werde, und wenn sich eine geeignete Person findet, die bereit ist, die Aufsicht ohne Vergütung zu führen. Fällt diese Voraussetzung fort, so soll in zweiter Linie ein Angestellter des an dem Grundstück mit einer Hypothek betheiligten Kreditinstitutes, in dritter Linie der betreibende Gläubiger zum Verwalter bestellt werden. Alles ganz richtig und verständig. Solche gerichtlichen Feststellungen erfordern aber Zeit; und den Gerichten ist nicht gesagt worden, wo und wie sie sich die nöthigen Auskünfte beschaffen sollen. Der betreibende Gläubiger jedoch kann und will nicht so lange warten; er verliert die Miethen, wenn die Beschlagnahme des Grundstücks zu spät kommt. Viele Gerichte glaubten, dieser Schwierigkeit Herr zu werden, wenn sie zunächst einen Berufsverwalter bestellten, ihn dann, nach Abschluß ihrer Ermittelungen, auf Antrag der Interessenten wieder entließen und an seiner Stelle einen Interessenten zum Verwalter bestellten. Hier aber hat das Kammergericht eingegriffen und erklärt, ein Recht des Schuldners auf Bestellung zum Verwalter bestehe nur bei Einleitung des Verfahrens; in das eingeleitete Verfahren solle nicht störend eingegriffen werden. Der Justizminister hat im Abgeordnetenhause gesagt, er sei anderer Ansicht als das Kammergericht. Diesem Gericht müssen sich aber die unteren fügen; also muß die Verordnung geändert werden, was nach der Mittheilung des Justizministers auch in Aussicht genommen ist. Auch andere Mißstände sind erkannt

worden. Die Gerichte sind mit den Leistungen der privaten Verwalter, namentlich mit den Leistungen der Schuldner, unzufrieden und die privaten Verwalter beklagen sich darüber, daß die Gerichte an sie unerfüllbare Forderungen stellen. Oft hat die Art der Buchführung, der Verwahrung der Gelder und Skripturen, der Vergütung von Auslagen der Aufsichtpersonen zu Streit geführt. Dabei handelt es sich meist um für den eigentlichen Zweck gleichgiltige Formalitäten, während es zunächst darauf ankommt, daß ehrlich und gut gewirthschaftet und im Interesse namentlich der Hypothekengläubiger aus dem Haus herausgeholt wird, was herausgeholt werden kann. Die erwähnten Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten beruhen mit darauf, daß keine die besonderen Verhältnisse der privaten Verwalter ordnende Geschäftsanweisung ergangen ist. Die Gerichte sind dadurch genöthigt, für die Buchführung, Geldverwahrung und Aehnliches an die privaten Verwalter genau die selben Forderungen zu stellen wie an die Berufsverwalter. Der Grundsatz der neuen Ordnung des Zwangverwaltungwesens, die Verwaltung thunlichst durch die Interessenten zu führen, ein Grundsatz, der übrigens in den nach dem Siebenjährigen Krieg von Friedrich dem Großen erlassenen Anordnungen ein Vorbild hat, ist zweifellos richtig; nur muß die Verordnung von 1915 nach den Erfahrungen gebessert und den privaten Verwaltern eine vereinfachte Geschäftsanweisung gegeben werden.

Für die anzustrebende Reform kämen die folgenden Grundsätze in Betracht. Der Gläubiger hat schon in seinem Antrag einen Verwalter vorzuschlagen. Ein Berufsverwalter ist nur zu bestellen, wenn kein zur Uebernahme der Verwaltung geeigneter Interessent vorhanden ist. Bei privaten Verwaltern genügt die einfache, bei Hausverwaltungen übliche Rechnungführung. Der Aufsichtperson sind ihre baren Auslagen, auch die Auslagen für Gehilfen, zu ersetzen. Das Gericht hat bei Ausübung der Aufsicht zunächst zu prüfen, ob das Grundstück mit gutem wirthschaftlichem Erfolg verwaltet wird. Kein Verwalter darf mehr als dreißig Verwaltungen führen. Zur Vornahme von Reparaturen, außer kleinen und unaufschiebbaren, bedarf es der Zustimmung des Schuldners und des Gläubigers.

Die Zwangverwaltung ist nicht mehr, wie im Frieden, eine Begleiterscheinung der Zwangversteigerung, sondern pflegt die Natur eines Dauerzustandes anzunehmen und ist im Krieg die Hauptform der Immobiliarvollstreckung geworden (Nußbaum). Hier sind große Werthe gefährdet. Noch ist das Ende

der Krisis nicht zu sehen. Die Verluste treffen meist Eigenthümer und Hypothekengläubiger, die in unbestrittener Nothlage sind. Die Reform ist nothwendig und muß schnell kommen.

2. Beitreibung von Steuern.

Die Abgeordneten Dr. Arendt und von Gamp haben den Reichskanzler gefragt, ob ihm bekannt sei, „daß in Preußen Gemeinden wegen rückständiger Steuern in vielen Fällen Zwangversteigerung von Grundstücken herbeigeführt und dadurch die Verschleuderung von Grundstücken verschuldet haben", und ob er bereit sei, „die Bundesrathsverordnung zum Schutz der Hypothekengläubiger gegen Zwangversteigerungen während des Krieges so auszudehnen, daß solche schweren Mißstände ihr Ende finden". Anlaß zu dieser Anfrage hat gegeben, daß ein Grundstück für einen minimalen Betrag versteigert worden ist, im tieferen Grund aber die Thatsache, daß auf Antrag des berliner Magistrats mehr als hundert Zwangversteigerungen von Hausgrundstücken schweben und daß seit Anfang dieses Jahres nach den Mittheilungen in Ullsteins Versteigerung-Anzeiger 122 Grundstücke in Groß-Berlin zum Zweck der Beitreibung von Steuern zur Subhastation gestellt worden sind. Dabei umfassen die Angaben im Versteigerung-Anzeiger nur einen Theil der großberliner Gemeinden. Danach kann man sich vorstellen, wie viele Grundstücke in ganz Deutschland jetzt wegen Steuerforderungen zu öffentlicher Versteigerung kommen.

Die Gemeinden stehen ihren Steuerschuldnern anders gegenüber als andere Gläubiger. Diese Forderungen der Gemeinden werden aus dem Erlös des Grundstückes zuerst befriedigt; sie liegen im geringsten Gebot. Während der Hypothekengläubiger, der ein Grundstück zur Subhastation stellt, mit der Möglichkeit rechnen muß, es zu übernehmen, stellen die Gemeinden ihren Versteigerungantrag, bieten aber nicht mit und brauchen sich nicht darum zu kümmern, was aus dem Grundstück wird. So hat ein Gericht, um 97 M. Grundsteuern einzutreiben, ein Grundstück, dessen gemeinen Werth es auf 3300 M. festgestellt hatte, für 100 M. zugeschlagen. Der Zuschlag ist später, auf Beschwerde des ausgefallenen Hypothekengläubigers, durch die höhere Instanz aufgehoben worden. Das war aber nur möglich, weil der geschädigte Hypothekengläubiger rechtzeitig die Versagung des Zuschlags beantragt und Beschwerde eingelegt hatte. Der Eigenthümer des Grundstückes hätte sich bei dem Zuschlag beruhigen müssen. Dem Eigenthümer giebt das Ge-

setz weder ein Widerspruchsrecht noch ein Rechtsmittel. Hier ist eine Aenderung nothwendig.

Der Zwangverkauf eines Grundstücks vernichtet den Eigenthümer eines Grundstücks in der Regel wirthschaftlich und zerstört ganz oder zum Theil den Werth der nachstehenden Hypotheken. Diese sind meist im Besitz kleiner Rentner, Beamten, Witwen oder anderer dem Mittelstand Angehörigen, deren Lebensmöglichkeit beim Ausfall ihrer Hypotheken geschmälert, vielfach sogar gefährdet wird. Bei jeder Subhastation besteht daher, abgesehen von der Beunruhigung der Betheiligten, die Gefahr, für den Staat werthvolle Existenzen wirthschaftlich zu vernichten. Eine Ueberfülle an Subhastationen, zu der die beispiellose Krisis von heute führen kann, drückt nicht nur auf den ohnehin gesunkenen Preis und Kredit des städtischen Grundbesitzes, sondern würde dem ganzen Wirthschaftleben furchtbar schaden. Die Gemeinden sollten deshalb Subhastationen so selten wie möglich fordern; die Versteigerungen finden ja, wie richtig gesagt worden ist, jetzt unter Ausschluß der Oeffentlichkeit Statt und die Bieter sind so rar, daß Fälle wie der des Zuschlages zu 3 Prozent des Werthes vorkommen. In neueren Gesetzen, denen über Zuwachssteuer, Besitzsteuer, Wehrbeitrag, ist die Zwangversteigerung von Grundstücken zur Beitreibung von Steuern für unzulässig erklärt worden. Weshalb schreiten nun die Gemeindebehörden, denen die Aufsichtbehörden alle erdenkliche Schonung empfohlen haben, dennoch zur Subhastation? Sie greifen nach diesem äußersen Mittel meist nur, wenn die Steuern durch Mobiliarpfandungen nicht beizutreiben waren (§ 51 der Verordnung vom fünfzehnten November 1899) und wenn es sich um ältere Steuerrückstände handelt. Wegen der laufenden und der aus den letzten zwei Jahren rückständigen Steuern haben die Gemeinden den Vorrang vor allen auf dem Grundstück lastenden Hypotheken. Lassen sie aber die Steuerrückstände länger anstehen, so verlieren sie diesen Rang und werden aus dem Erlös erst hinter allen Hypotheken, in der Regel also gar nicht befriedigt. Die mit der Beitreibung betrauten Beamten müssen daher, sobald Rückstände zwei Jahre alt werden, pflichtgemäß die zur Wahrung des Rangrechtes nöthigen Schritte thun und das Grundstück in Beschlag nehmen lassen. Zu diesem Zweck würde auch die mildere Maßregel der Zwangverwaltung genügen; aber dann müßte die betheiligte Gemeinde dafür einen unter Umständen erheblichen Geldbetrag als Vorschuß leisten.

Das scheuen die Gemeinden wohl und ziehen deshalb die Versteigerung vor, um so mehr, als aus dem Ertrage der Zwangverwaltung nur die laufenden, die rückständigen Steuern aber nicht bezahlt werden. Auch der Weg, die Zwangversteigerung einzuleiten und sie dann einstweilen einstellen zu lassen, ist verschlossen, weil das Verfahren aufgehoben werden muß, wenn nicht binnen sechs Monaten die Fortsetzung des Verfahrens beantragt wird (§ 31 Zw.V.G.). Diese Bestimmung könnte abgeändert werden. Radikal kann aber nur geholfen werden, wenn die zweijährige Frist (§ 10 Zw. V. G.) ausgedehnt wird. Für nicht wiederkehrende öffentliche Lasten ist Das bereits durch eine Verordnung vom zweiundzwanzigsten April 1915 geschehen. Diese Verordnung brauchte nur auf wiederkehrende öffentliche Lasten ausgedehnt zu werden. Die Regirung scheint zu fürchten, daß dann die als Hypothekengläubiger interessirten Kreditinstitute, namentlich die Sparkassen, wiederum mit dem Antrag hervortreten werden, für mehr als zweijährige Zinsrückstände den selben Rang mit dem Kapital zu gewähren. Das würde die nachstehenden Hypothekengläubiger ernstlich schädigen. Aber Zinsen und Steuern stehen einander nicht gleich; und eine Gleichstellung der wiederkehrenden öffentlichen Lasten mit den nicht wiederkehrenden giebt noch nicht das Recht, die Zinsen eben so zu behandeln wie die Steuern. Sicher aber ist, daß die Schädigung der nachstehenden Hypotheken durch eine Zwangversteigerung ganz unvergleichlich höher ist als die durch den Vorrang alter Steuerrückstände, bei denen es sich ja meist um verhältnißmäßig geringe Beträge handelt.

Hier müßte im Interesse des Grundbesitzes das Gesetz geändert werden. Nach altem preußischen Recht durfte die Subhastation von Grundstücken zur Beitreibung von Steuern nur mit Genehmigung der Aufsichtbehörden erfolgen (§ 34 der Verordnung vom dreißigsten Juli 1853). Auch hierdurch wurden der Allgemeinheit schädliche Subhastationen erschwert. Den Gemeinden muß durch Aenderung der für die Kriegszeit nicht passenden Gesetze die Möglichkeit gegeben werden, billige Rücksicht auf die Steuerschuldner zu nehmen, ohne ihre Steuerforderungen zu gefährden. Vor Allem aber muß die drohende Fluth der Versteigerung und Verschleuderung von Häusern zur Beitreibung von Steuern abgedämmt werden.

Justizrath Dr. Willy Loewenfeld.

Ein Frauenroman.

(„Ich bin das Schwert“, Roman von Annemarie von Nathusius.)

Auch „Henker und Opfer“ wäre ein passender Titel für diese Tendenzschrift von ungewöhnlicher Intensität.

Bei Ichromanen ist man geneigt, die Autorin mit der Heldin des Romans (Renate von Falkenhain heißt sie) zu identifiziren. In der That müssen furchtbare Schicksale, tötlich Erlebtes innerhalb ihrer Familie oder ihrer Kreise, der Aristokratin das rächende Schwert in die Hand gedrückt haben. Siehe: ein Mensch, der seine wahren Gedanken ausspricht ohne Furcht vor Golgatha. Mit Schwerhörigen (die Gegner der Feministinnen sinds) muß man laut sprechen, um verstanden zu werden. Der Frau Nathusius feuerflüssige Beredsamkeit aber ist ein wilder Schrei aus wunder Brust, ein Schrei, Verschlafenste zu wecken. Ein weiblicher Simson, der an den Pfeilern der Paläste rüttelt, in denen die Philister wohnen.

„Ich bin das Schwert!“ Ja, — sie bohrt es in das Herz der Kulturwelt, sie schleift es an der Inbrunst eines rachgierigen Hasses, glüht es an dem unermeßlichen Mitleid mit dem tausendjährigen Martyrium des Weibes und vollstreckt Massenhinrichtungen an Denen, die es zermarterten. Brennendes Blut speit sie auf ihre Feinde. Und immer trägt sie ihr pochendes Herz auf der Zunge: mitten in einen aristokratischen Kreis hinein schleudert sie ihre blutrothen Ideen; was man im Allgemeinen nicht gern thut.

Alle Rechte, die Annemarie Nathusius der Frau erobern will, alles Unrecht, das sie brandmarkt, es steht längst auf dem Programm der Frauenbewegung: die Verheuchlung und Verlogenheit der Gesellschaft, die doppelte Moral, die Vernunftlosigkeit so vieler Gesetze und Sitten. „Aberglaube, Wahnsinn (schreibt sie), daß eine Frau sinkt, wenn sie nicht ihre alleinige Ehre in ihrer sogenannten Unberührtheit sieht, eine Ehre, die erst unterhalb des Gürtels anfängt... Alle Freiheit ist für mich so gut vorhanden wie für den Mann.“

Eins der Rechte aber, die Frau von Nathusius, von Kriegslust berauscht, für die Frauen einfordert, steht nicht im Programm der Frauenbewegung. Entriegeln will sie ihnen eine Thür, die ins Freie führt, ins schrankenlose Freie, eine Thür, ihnen bisher streng verschlossen, die zu entriegeln selbst die radikalste Frauenrechtlerin nicht wagen würde. Sie will kein „sattes Philisterglück, in dem die Worte Pflicht, Treue, Recht bis ans Lebensende ihre Schatten warfen ohne Gnade und Barmherzigkeit...“

Roth, fieberroth ist das Blut der Frau von Nathusius, die doch blaues Blut haben müßte. Dennoch: mit einem Tropfen aristokratischen Oels ist sie gesalbt. Wie erklärte sich sonst ihre jubelnde Lust an der Jagd? Ein grausamer Zug in dieser Abkömmlingin alter Rittergeschlechter ist unverkennbar, denn sie schreibt: „Vergeltung ist die größte Lust." Wirklich? Ich fürchte, die Anbeter des Ressentiment kommen nicht in den Himmel.

Ein anheimelndes Intermezzo von weichem Lyrismus ist ihre Liebe zur heimathlichen Scholle; ein Stern, der wildes Gewoge mild überschimmert.

Ein lockender Vergleich soll nicht unerwähnt bleiben: der zwischen der Autorin und Emmy von Egidy. Auch diese in vornehmer Familie aufgewachsene Aristokratin schildert in einem ihrer Romane den auf ererbtem Grundbesitz angesessenen Adel. Wohl weiß sie von seinem unbeirrbaren Standesbewußtsein, seinen konservativen, starren Grundsätzen. Sie weiß aber auch, daß die würdevolle Repräsentation dieser norddeutschen Grandseigneurs ohne Hochmuth ist. Sie rühmt ihre Schlichtheit, ihre Echtheit, die Treue ihrer Pflichterfüllung, beherrscht von dem Grundsatz „noblesse oblige". Die Schlüsse aus diesen Gegensätzlichkeiten sind leicht zu ziehen: daß es unter den Aristokraten so viele verschiedene Typen giebt wie unter den Demokraten.

Unausgeglichenes ist in dem Roman, ein Räthsel auch und ein Widerspruch. Daß Renate von Falkenhain als junges Mädchen ihr „Frühlings Erwachen" (eines Frühlings von berauschender Frühlingspracht) für die wahre, echte Liebe hält, ist psychologisch durchaus überzeugend. Aber diese Liebesirrungen finden auch in späteren intimen Liaisons ihre Fortsetzung; immer wieder steht sie an Grablegungen der Liebe. Und immer wieder kommt Eros als Rattenfänger zu ihr, der sie mit süß verführerischer Melodie in den Hörselberg verlockt, wo es bekanntlich extra-sinnlich zugeht. Sie verdehmt die Sinnegier des Mannes, die Thierheit seines Strebens nach Besitz; und doch sind es immer Männer dieser Artung, denen sie sich schenkt. Und doch ist das Buch ganz erfüllt von Sensualität; selbst in Renates tiefsten Schmerzen noch ist Wollust. Wie ein rubinrothes Diadem trägt sie die Dornenkrone.

Und Du selbst, Renate von Falkenhain, sage: Warst Du nicht immer feuerselig in den Armen des Geliebten und nimmer sonnenselig? Und dem Einen, dem Reinen, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, dem an Leib und Seele Makellosen, der aus furchtbarster Gefahr Dich einst rettete, ihm konntest Du nur Schwester-

liebe widmen? O Eros, garstiger! Ich sage nicht, daß Du ein Lausbub bist; aber ein durchtriebener Schelm bist Du, der seine Gläubigen narrt.

Freilich entsühnt sich Renate mit der Reflexion: „Wenn er auch der ehrlichste Freund war, schließlich wollte auch er nichts Anderes als eine Umarmung.“ Und wenn er nun die Umarmung nicht wollte, wie sollte dem Geburtenrückgang, dem Kulturschreck der Gegenwart, gesteuert werden! Ach, edle Frau, was aus dem Urgrund der Natur stammt, ist unabschaffbar.

Und löse mir, Annemarie, den Widerspruch: Du sprichst der Frau das grenzenlose Recht zu, in jeder Stunde, so en passant, ihre physisch sexuellen Sehnsüchte zu befriedigen, wie nach altem Brauch es dem Mann zusteht. Irre ich oder ist Das nicht eine sündig lockende Aufforderung zu Nackttänzen der Sinnlichkeit, die Du eben erst in die Thierheit verwiesest?

Im letzten Abschnitt des Romans, im Zusammenleben mit ihrer Schwester, die langsam sich verblutet, verrollen die Donner ihres wuthbegeisterten Pathos, lösen sich in zärtlich bange Harfentöne. Hier wird sie auch die Seelen Derer ergreifen, denen die Gesammttonart des Romans unsympathisch ist.

Die Sexualität in all ihren Nuancen hat Renate mit verächtlichem Fußtritt aus ihrem Herzen gejagt. Das Hohe Lied der Freundschaft stimmt sie an. Und sie findet den Freund, den jungen, genialen, freilich noch nicht anerkannten Dichter Ganter. Unzertrennlich Beide, auch im tiefsten Elend. Und sind sich nur Schwester und Bruder. Und ein Dichter ist er! Und Dichtersleute feiern bekanntlich gern dionysische Feste, was ja ihr Beruf mit sich bringt. So giebt es doch wohl unter den Epheben scheue Fremdlinge in Aphrodites Reich. Ich höre die Botschaft, doch mir fehlt, beinahe, der Glaube.

Der Schluß ist ein hold naiver Märchentraum, mag er immerhin auf einer wirklichen Thatsache beruhen. Irgendein Millionär, eine Art Carnegie scheints, ein König im Reich der Charitas, trägt die beiden Platoniker auf goldenen Armen aus der Nacht der Lebensnoth empor ins Morgenroth verheißungvoller Sonnentage. Der Weg zum Parnaß ist frei. Das letzte hymnische Wort des Buches gilt der Freundschaft.

Möge der üppige Freiheitbaum, den Annemarie Nathusius der Frau errichtet, edle Früchte tragen!

Hedwig Dohm.

Der Riß in der Sozialdemokratie.

Die bürgerliche Presse hat im Allgemeinen von den Kämpfen, die sich in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands abspielen, immer nur beiläufig Notiz genommen; und daß sie dabei für die Richtung des gegenwärtigen Parteivorstandes und des so ziemlich aus den gleichen Personen zusammengesetzten Vorstandes der Reichstagsfraktion Partei nehmen würde, war zu erwarten. Die Opposition gegen den Vorstand kann nicht auf Gunstbezeugungen von den herrschenden Parteien Anspruch erheben und thut es auch nicht. Es kann ihr aber auch nicht gleichgiltig sein, wie Leute, die über den Tag hinaus denken (und einige solcher giebt es ja noch), über die Beweggründe und Absichten ihrer Politik und die Tragweite des Konfliktes urtheilen. Ich habe es nicht fertig bekommen, diesem Aufsatz den Titel „Spaltung der deutschen Sozialdemokratie“ zu geben und damit die Spaltung der Partei als eine vollendete Thatsache hinzustellen, bevor noch die hierfür entscheidende Instanz, ein bei freier Diskussion gewählter Parteitag, ihren Spruch darüber gefällt hat. Aber es ist kaum noch möglich, sich darüber zu täuschen, daß die Instanzen, die heute das Ruder der Partei in Händen haben, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel dafür aufbieten werden, den nach dem Krieg zusammentretenden Parteitag zu Dem zu machen, was man in Irland eine „gepackte Jury“ nennt. Das „Packen“ hat schon jetzt begonnen und wird nach einer Methode betrieben, die darauf berechnet ist und deren Gelingen ganz sicher die Wirkung haben würde, die Spaltung der Partei zur Thatsache zu machen.

Deshalb ist es auch für den Nichtsozialdemokraten nicht zu früh, sich über das Wesen des Gegensatzes, der die bis dahin so gefestete Partei zerreißt, und die muthmaßlichen Rückwirkungen ihrer Spaltung auf das politische Leben genauer zu unterrichten; und so sei es einem Parteigänger der Opposition gestattet, an dieser Stelle darzulegen, wie der Riß kam und um was es sich nach seiner Auffassung in dem Konflikt jetzt und in der nächsten Zukunft handelt. Ich werde mich bemühen, die damit unvermeidlich verbundene Kritik der Gegenseite so sachlich wie nur möglich zu halten.

I. Wie der Riß kam.

„Was ich vor allen Dingen von dieser Abstimmung fürchte, ist ihre Rückwirkung auf die innere Entwickelung unserer Partei.“ Diese Worte richtete am Nachmittag des dritten August 1914 der Vorsitzende der Reichstagsfraktion und des Vorstandes der Partei, Hugo Haase, an mich, als wir nach dem Schluß der Berathung der Fraktion über die Frage der Kriegskredite noch ziemlich eine Stunde im Thiergarten im Gespräch zubrachten.

Wir waren einander bis dahin wenig nah getreten. Haase hatte stets dem radikalen Flügel der Partei angehört, während ich in Wort und Schrift für die revisionistische Theorie und die refor-

mistische Praxis eintrat. Auch bei dieser Berathung in der Fraktion hatten wir einander gegenüber gestanden. Haase hatte mit großer Leidenschaftlichkeit die Bewilligung der Kredite bekämpft, ich hatte für sie gesprochen und gestimmt. Welche Gründe mich dazu bewogen, hat für die größere Oeffentlichkeit kein Interesse; daher mag genügen, wenn ich bemerke, daß sie mit opportunistischen Erwägungen nichts zu thun hatten, sondern sich aus meiner damaligen Auffassung von Ursache und Anlaß des Krieges ergaben. Auch hatte ich bei der Begründung meiner Stellungnahme in der Fraktion gesagt, was ich einige Monate später in einer im „Archiv für Sozialwissenschaften“ veröffentlichten Abhandlung wiederholte; daß nicht alle Argumente, die gegen die Bewilligung der Kredite vorgebracht waren, unbeachtlich seien. Niemals liege bei solchen Entscheidungen auf der einen Seite nur Wahrheit und auf der anderen nur Irrthum; es handle sich um das Abwägen gewichtiger Gründe für und wider, und wo für den Einzelnen die Wage sich tiefer neige, dahin werde eben seine Stimme fallen. Diese Sätze waren es wohl, die Haase bestimmten, nach dem Schluß der Sitzung ein Gespräch mit mir über die Entschließung der Fraktion anzuknüpfen, das wir im Thiergarten fortsetzten und in dessen Verlauf er die zuvor angeführten Worte sprach. Mir wollten sie nicht einleuchten; aber schon die ersten Kriegswochen genügten, mich stutzig zu machen, und nach Verlauf von zwei Monaten war mir klar, daß sowohl in diesem Punkt wie in den anderen Hauptfragen die Voraussetzungen, die in den Anfangstagen des August für mein Verhalten den Ausschlag gegeben hatten, irrig gewesen waren.

Nach der Darstellung des deutschen Weißbuches vom zweiten August 1914 mußte nach meiner Ansicht der deutsche Krieg seine Hauptkraft gegen den Osten richten, während gegen den Westen eine starke Defensive mir dem Zwecke gemäß schien. Wie sehr die Auffassung, daß es sich vor Allem um einen Krieg gegen Rußland handle, damals unsere Fraktion beherrscht und ihre Entscheidung bestimmt hatte, geht schon aus der Erklärung hervor, mit der sie ihre Abstimmung begründete. Da wird ausschließlich von der russischen Gefahr gesprochen. „Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft“, heißt es darin, „steht bei einem Siege des russischen Despotismus, der sich mit dem Blute der Besten des eigenen Volkes befleckt hat, viel, wenn nicht Alles, auf dem Spiel“. Eine Wendung übrigens, die deutlich erkennen läßt, wie sehr die Abstimmung durch die Tradition beeinflußt war, welche die Epoche nach 1848 beherrschte. Nicht auf die Aspirationen des heutigen Rußland, sondern auf die europäische Politik des ersten Nikolaus wird Bezug genommen. Aber, ob historisch richtig begründet oder nicht, der Satz leitet im Manifest zu der Schlußfolgerung über: „Es gilt, diese Gefahr abzuwenden, die Kultur und die Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen.“ So faßte die Fraktion am dritten und vierten August 1914 die Frage auf. Die

deutsche Kriegsführung dagegen richtete die Hauptkraft ihres Aufgebotes zunächst nicht gegen den Osten, sondern gegen den Westen; und der Krieg erhielt das Wesen eines europäischen Brandes. Das bestimmte die Mehrheit nicht, ihre Abstimmung vom vierten August einer Nachprüfung zu unterziehen. Noch störte es sie in ihrer Haltung, daß breite Volkskreise, die gewohnt waren, das Leitmotiv ihres Urtheils über die politischen Fragen des Tages von der Sozialdemokratie zu empfangen, ersichtlich aus der Abstimmung nur das Ja herausgehört und die Bewilligung der Kredite für eine Billigung des Krieges selbst genommen hatten. In diesen Kreisen griff auch, als die deutschen Truppen den größten Theil Belgiens und werthvolle Bezirke Nord- und Ostfrankreichs besetzt hatten, mit dem Jubel über die „Niederschlagung“ der Gegner die Neigung um sich, mit gewissen Annexionsplänen sich zu befreunden. Eine Neigung, die nur wirksam zu bekämpfen war, wenn die Vertreter der Partei dafür Sorge trugen, die grundsätzlichen Unterschiede zwischen den leitenden Gedanken ihrer Abstimmung und denen der bürgerlichen Parteien nicht verwischen zu lassen. Viele von ihnen aber vertheidigten gegen die Opposition, die sich schon damals regte, ihre Abstimmung mit Argumenten, die sich immer mehr einer Vertheidigung der Politik der Regirung annäherten. Der Beifall, der ihnen für die Abstimmung vom vierten August in der bürgerlichen Presse und von einzelnen behördlichen Organen im persönlichen Verkehr zu Theil wurde, erwies sich Manchen als verhängnißvoll. Es giebt Leute, die durch Verfolgungen nicht klein zu kriegen sind, denen es aber gefährlich wird, wenn man ihnen wohlwollend auf die Schultern klopft. Hat der Verlorene Sohn im Vaterhaus wieder Aufnahme gefunden, so entwickelt er sich gewöhnlich zum regelrechten Philister.

Während einige sozialdemokratische Blätter schon arg von der Censur bedrängt wurden, gab es andere, die auch ohne jede Censur sich bürgerlich brav gehalten hätten. Eins der größeren sozialdemokratischen Blätter hielt es für zeitgemäß, der Censur ein besonderes Loblied zu singen. Die unter ihr litten, hätten sichs nur selbst zuzuschreiben. Bei der richtigen „positiven“ Stellungnahme zum Krieg sei dem Redakteur unter ihr ganz kanibalisch wohl. Man ward, wenn man Das las, an das flammende Dichterwort von den Spießbürgerseelen erinnert, die über den Untergang der Inquisition greinten. Es hat in deren schlimmsten Zeiten ja auch an Leuten nicht gefehlt, deren Denkweise sie „voll und ganz“ entsprach. Man wird jedoch zugestehen, daß die von Militärs geleitete Censur zwar etwas Anderes ist als die Inquisition, daß aber zwischen der Auffassung, von der sie ausgeht, und der Denkweise, die bis zum Kriegsausbruch die Sozialdemokratie beseelte, ein breiter Abgrund klafft.

Auf mich und Andere wirkten die geschilderten Anzeichen dafür, daß die Partei in Gefahr war, ihre Seele zu verlieren, wahrhaft niederdrückend. Bei der Stellung, die ich nun einmal in den Kämpfer

der Partei einnehme, wird es nicht vordringlich erscheinen, wenn ich hier noch einiges Persönliche einflechte und gestehe, daß ich mich im Angesicht dieser Entwickelung der Dinge von den Zusammenkünften zurückzog, die damals Verfechter der Mehrheitpolitik wöchentlich in einem berliner Kaffeehaus abhielten, und an Hugo Haase mit der Erklärung herantrat: „Sie haben leider Recht gehabt, unsere Partei ist in einer Krisis, der gegenüber alle früheren inneren Konflikte nur Spielereien waren; ich kann diese Entwickelung nicht mitmachen." Aehnlich sprach ich zu Karl Kautsky und schrieb ich an Franz Mehring, von denen mich bis dahin sachliche und persönliche Differenzen getrennt hatten. Mit Haase und Kautsky verbindet mich seitdem Uebereinstimmung in allen wesentlichen Fragen dieser Krisis; einer Opponentengruppe schloß ich mich jedoch nicht an.

Als die Reichstagsfraktion Anfang Dezember 1914 zur zweiten Kriegskreditforderung Stellung zu nehmen hatte, zeigte sich bei den Berathungen darüber schon eine wesentlich gereiztere Stimmung. Wie stark der militaristische Geist, diese politische Ausartung des in seiner Sphäre berechtigten militärischen Geistes, schon die Köpfe ergriffen hatte, geht daraus hervor, daß namhafte Vertreter der Mehrheit sich dafür einsetzten, die Fraktion möge diese neuen Kredite ohne jede begründende Erklärung bewilligen, und daß es einer längeren und hitzigen Debatte bedurfte, bevor dieses Zugeständniß an die Tendenz, politische Fragen von der größten Bedeutung in der Vollsitzung des Reichstags im Parademarschritt zu erledigen, in der Fraktion zu Fall kam. Auch wurde nur mit Mühe erzielt, daß Haase, der wiederum von der Fraktion zur Verlesung ihrer Erklärung genöthigt wurde, der Einleitung wenigstens einen leisen Vorbehalt in Bezug auf Belgien vorangehen lassen durfte. Die Zahl Derer, die in der Fraktion gegen die Bewilligung der Kredite stimmten, war von vierzehn auf siebzehn gestiegen, und einer, Karl Liebknecht, verlangte in der Fraktion, daß ihm gestattet werde, auch im Haus gegen die Kredite zu stimmen, da die Bewilligung mit dem Programm und den Parteitagsbeschlüssen der Partei im Widerspruch stehe. Obwohl ihm sein Ersuchen abgeschlagen wurde, blieb er bei der Abstimmung im Hause doch sitzen und ward für dieses disziplinarwidrige Handeln mit einem Tadel bedacht. Er verblieb aber auch später bei dieser Haltung, und als im Mai 1915 es wieder über eine Kreditforderung zur Abstimmung kam, schloß sich ihm der Abgeordnete Otto Rühle an. In der Fraktion selbst war die Zahl der Gegner der Bewilligung inzwischen auf vierundzwanzig gestiegen.

Immer deutlicher hatte sich gezeigt, daß einflußreiche Kreise in Deutschland die Agitation für eine Annexionpolitik betrieben, die einer raschen Beendigung des sich immer mörderischer gestaltenden Kriegs entgegenwirken mußte und den überlieferten völkerrechtlichen Grundsätzen der Sozialdemokratie widersprach. Jedes Verkennen ausschließende Anzeichen lagen dafür vor, daß ein Verharren der Reichs-

tagsfraktion bei der Politik, die heute als die vom vierten August bezeichnet wird, die aber von der Abstimmung vom vierten August 1914 scharf zu unterscheiden ist (da diese, wie ich zeigte, noch einen ganz anderen Charakter trug), jedes gemeinschaftliche Einwirken der Internationale der Arbeiter auf die Beendigung des Krieges und die Gestaltung des Friedensschlusses unmöglich machen würde. Als dann auch Persönlichkeiten in autoritativer Stellung in Deutschland mehr oder weniger weitgreifende Annexionen forderten, wurden in der Sozialdemokratie zwei Mahnrufe veröffentlicht, welche die Partei und ihre Vertretung bewegen sollten, von dem gewählten Weg abzugehen: der Aufruf „Das Gebot der Stunde", unterzeichnet von Hugo Haase, Karl Kautsky und mir und zuerst veröffentlicht in der Leipziger Volkszeitung vom neunzehnten Juni 1915; und eine vom neunten Juni 1915 datirte „Werthe Genossen" überschriebene Denkschrift, die von den Reichstagsabgeordneten Albrecht, Henke, Herzfeld, Kunert, Ledebour, Liebknecht, Rühle, Schwarz, Stadthagen, Stolle, Vogtherr und gegen hundert anderen Sozialdemokraten in angesehener Parteistellung unterzeichnet war und die Unterschrift von ungefähr vierzehnhundert weniger bekannten Parteimitgliedern erhielt. Sie schließt mit den Worten: „Wir wissen, daß wir die Auffassung eines großen Theils der Parteigenossen und breiter Bevölkerungschichten ausdrücken, wenn wir fordern, daß Fraktion und Parteivorstand endlich ohne Zaudern dem Parteiverderben Einhalt thun, den Burgfrieden aufsagen und auf der ganzen Linie den Klassenkampf nach den Grundsätzen des Programms und der Parteibeschlüsse, den sozialistischen Kampf für den Frieden eröffnen. Die Verantwortung für Alles, was sonst kommt, fällt Denen zu, die die Partei auf die abschüssige Bahn getrieben haben und ferner darauf erhalten wollen."

Beide Aufrufe wurden von den Wortführern der Fraktion-Mehrheit, denen sich die Mehrheit des Vorstands der Partei an die Seite stellte, übel vermerkt. Der so wenig aggressive Aufruf „Das Gebot der Stunde" ganz besonders deshalb, weil Haase, der Vorsitzende der Fraktion und des Parteivorstands, ihn unterzeichnet hatte. Man stellte ihn als den eigentlichen Urheber hin, was jedoch nicht zutraf; Gedanke und Grundriß stammten von mir. Der Aufruf „Werthe Genossen" erregte durch den kritischen Theil des Inhalts den Zorn; auch wurde getadelt, daß man Unterschriften für diesen Aufruf sammelte und ihm dabei die Form einer Petition an die Parteileitung gab. Das sollte der Versuch einer Parteizerrüttung sein. Nachträglich wird behauptet, daß der Aufruf die Organisirung der Opposition zu einem geschlossenen Verband vorbereiten wollte. Wie viel daran richtig ist, entzieht sich meiner Kenntniß, da ich mit keiner Opponentengruppe in Beziehung stand und leicht zu errathende Gründe mir verbieten, hierüber jetzt Nachforschung anzustellen. Aus allerlei Veröffentlichungen geht nur hervor, daß die Opposition damals Konferenzen abhielt; auch, daß zugleich ein fester Zusammenschluß bestimm-

ter Gruppen sich vollzog, darf mit Sicherheit angenommen werden. In zwangloser Folge erschienen „Spartakus“ unterzeichnete Briefe, die mit zunehmender Schärfe das Verhalten der Mehrheit geißelten, aber auch jene Mitglieder der Fraktion nicht verschonten, die zwar gegen die Taktik der Mehrheit in Opposition standen, aber weder in der Theorie noch in der Anwendung den Grundsatz Klassenkampf wider Landespolitik in der selben schroffen Gegenüberstellung vertraten wie der oder die Verfasser der Briefe und in höherem Grade als sie Verpflichtungen der Fraktiondisziplin anerkannten. Ein ähnlicher Standpunkt ward in der von Rosa Luxemburg und Franz Mehring herausgegebenen Monatsschrift „Die Internationale“ vertreten, von der im April 1915 ein Heft erschien: das einzige; die Zeitschrift wurde danach verboten.

In der Reichstagsfraktion mehrte sich jedoch die Zahl Derer, die gegen die Kriegskredite stimmten. Sie wuchs im August 1915, wo über eine neue Forderung zu entscheiden war, auf dreißig Opponirende. Diese durften jedoch ihrer Gegnerschaft nicht in der Reichstagssitzung selbst Ausdruck geben. Eine in Friedenszeiten beschlossene und im Frühjahr 1915 erneute Vorschrift der Fraktion gestattet dissentirenden Mitgliedern nur, bei einer Abstimmung unauffällig den Sitzungsaal zu verlassen, verbietet ihnen aber, im Gegensatz zur Fraktion zu stimmen. Sinn und Zweck der Vorschrift ist, den Gegnern stets eine geeinte Front zu zeigen. Und in normalen Zeiten, wo es sich meist nur um wenige dissentirende Mitglieder handelte, war ihr auch willig gehorcht worden. Jetzt aber war ihr Sinn insofern hinfällig geworden, als gewöhnlich schon am nächsten Tag die Welt erfuhr, wer in der Fraktion gegen die Bewilligung gestimmt hatte, die geeinte Front also nur noch Schein war. Zugleich empfanden viele Dissentirende es als drückendes Opfer des Intellekts, der Abstimmung fern bleiben und dadurch die Feststellung ermöglichen zu müssen, daß der Reichstag die Kredite einstimmig bewilligt habe, während es ihnen aus Gründen der internationalen Rückwirkung von Wichtigkeit erschien, ihre ablehnende Haltung im Reichstag sichtbar werden zu lassen. So ward denn, als die Dreißig im Nebensaal saßen, während drinnen abgestimmt wurde, von einigen die Frage aufgeworfen, ob unter den gegebenen Umständen dieses Verfahren nicht eine Komoedie sei, der ein Ende zu machen die Selbstachtung gebiete.

Als daher im Dezember 1915 wieder eine Kreditforderung vorlag, entschlossen sich zwanzig von den inzwischen auf vierundvierzig angewachsenen Gegnern der Bewilligung, im Saal zu bleiben und ihr ablehnendes Votum durch eine kurze Erklärung zu begründen. Sie ward am vierundzwanzigsten Dezember 1915 durch den Abgeordneten Fritz Geyer verlesen und legt in wenigen Worten die Gründe dar, welche die Unterzeichner bestimmten, gegen die Forderung zu stimmen, enthält sich aber jeder polemisirenden Wendung gegen die bewilligende Mehrheit der Fraktion. Dennoch ward ihre Verlesung

von Wortführern dieser Mehrheit als ein Disziplinbruch bezeichnet; die Abgeordneten Legien und David beantragten in der Fraktion den Ausschluß der Zwanzig; ein Antrag Ebert und Genossen wollte ihnen die aus der Fraktionzugehörigkeit erwachsenden Rechte entziehen. Keiner dieser Anträge wurde angenommen; der erste ward mit großer Mehrheit abgelehnt, der zweite von den Antragstellern selbst zurückgezogen und statt seiner ein Antrag angenommen, der über die Zwanzig scharfen Tadel aussprach.

Was Diese besonders noch zu ihrem selbständigen Vorgehen veranlaßt hatte, war der Umstand, daß zwölf Tage zuvor ein Antrag der Minderheit an die Fraktion, den Reichskanzler zu interpelliren, ob er zu sofortigen Friedensverhandlungen auf der Grundlage des Verzichtes auf Annexionen jeglicher Art bereit sei, von der Mehrheit nur in der Fassung angenommen worden war, ob der Reichskanzler bereit sei, Auskunft darüber zu geben, unter welchen Bedingungen er geneigt sei, in Friedensverhandlungen einzutreten; daß für diese farblose Interpellation nur Redner der Mehrheit bestellt wurden und daß, nachdem der Reichskanzler in der Antwort die bekannten unbestimmten Wendungen gebraucht hatte, der Redner der Mehrheit es an jeder entschiedenen Abweisung der damit angezeigten Absichten fehlen ließ, die Worte des Kanzlers vielmehr nach Möglichkeit ihres, den Grundsätzen sozialdemokratischer Politik durchaus widersprechenden Sinnes durch Umdeutung zu entkleiden suchte und seine Rede statt in eine energische Kundgebung sozialistischer Völkerpolitik in eine militaristische Drohung ausklingen ließ. Selbst Angehörige der Mehrheit waren von dieser Behandlung der Friedensfrage wenig erbaut gewesen; der Antrag, die Fraktion möge erklären, daß sie mit des Redners Worten nicht einverstanden sei, wurde aber abgelehnt.

Im Lande draußen war ein Theil der oppositionellen Elemente mit der Erklärung der Zwanzig noch nicht zufrieden, sondern drängte auf eine schärfere Stellungnahme gegen die Mehrheit. Zwei Gruppen der schärferen Tonart hatten sich herausgebildet: eine Gruppe, deren Anschauungen die Spartakus-Briefe Ausdruck verliehen, und eine kleinere Gruppe, die sich Internationale nennt. Beide Gruppen schlugen heftig auf die Minderheit los, die zu ängstlich sei, um sich rückhaltlos von der Politik der Mehrheit loszusagen.

Da beschlossen am vierundzwanzigsten März 1916 siebenzehn Mitglieder der Minderheit ein Vorgehen, das zu ihrem Ausschluß aus der Fraktion führte. Nachdem die Mehrheit wieder für die Hauptdebatte über den Reichshaushalt 1916/1917 nur zwei Redner ihrer Richtung bestimmt hatte und außerdem sich anschickte, für den Nothetat zu stimmen, beschlossen sie, daß Hugo Haase im Haus ihre Ablehnung begründen solle, machten aber, um die Vereitelung ihres Vorhabens zu hindern, von diesem Beschluß der Fraktion nicht vorher Mittheilung. Die Folge war, daß Haase, trotzdem er sich sorgsam jeder Polemik oder auch nur polemischen Anspielung gegen die Mehr-

heit der Fraktion enthielt, von deren Mitgliedern mehrfach lärmend unterbrochen wurde, bis ihm, dadurch ermuthigt, die Reichstagsmehrheit das Wort entzog. In einer sofort anberaumten Fraktionsitzung wurde mit allen gegen sechsundzwanzig Stimmen ein vom Vorstand beantragter Beschluß angenommen, wonach Haase und Genossen durch Disziplin- und Treubruch „die Rechte verwirkt" hätten, „die aus der Zugehörigkeit zur Fraktion entspringen". In Ausführung dieses Beschlusses ward sofort auch der Vorstand beauftragt, dem Bureau des Reichstags mitzutheilen, daß Haase nicht mehr für die Fraktion dem Haushalts-Ausschuß angehöre. Damit war klar angezeigt, was der Beschluß praktisch bedeutete. Er kam für den Reichstag der den modernen Rechtsbegriffen widerstrebenden und seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auch beseitigten Strafe des bürgerlichen Todes gleich. Denn die Hauptarbeit des Reichstags vollzieht sich nicht im Plenum des Hauses, sondern in den Ausschüssen; und im Plenum kommt man, sofern man nicht einer Fraktion angehört, bei wichtigen Angelegenheiten nur selten zum Wort. Denjenigen, gegen die der Beschluß sich richtete, wäre durch ihn die Möglichkeit einer wirksamen Bethätigung im Reichstag entzogen gewesen.

Eine solche Strafe zu verhängen, steht nun freilich der Fraktion nicht zu. Sie ist keine Vereinigung aus eigenem Rechts- und Willensentschluß. Ihr gehört jeder Sozialdemokrat, der von einer Organisation der Partei in den Reichstag entsandt ist, kraft dieser Thatsache als gleichberechtigtes Mitglied an. Sie hat weder seine Aufnahme zu beschließen noch das Recht, ihn auszuschließen. Ein Ausschluß aus der Fraktion kann nur als Folge eines Ausschlusses aus der Partei selbst verfügt werden. Und deshalb kann die Fraktion auch keine Strafe verhängen, die der parlamentarischen Bethätigung eines Mitgliedes Abbruch thut. Sie muß die Sühne für Handlungen, die nach ihrer Anschauung das Parteiinteresse schädigen, der Partei überlassen. Doch ändert die Ungiltigkeit der Verfügung nichts an der Thatsache, daß sie in Wirksamkeit gesetzt war. Und da es ein Unding ist, Mitglied einer Körperschaft ohne Mitgliedsrechte zu sein, blieb den von der Maßregelung Betroffenen nichts Anderes übrig, als sich aus der Fraktion zurückzuziehen und eine eigene Fraktion zu bilden. Diese neue Fraktion nannte sich Sozialdemokratische Arbeitgemeinschaft; von bekannteren Sozialisten gehören ihr außer Hugo Haase die Abgeordneten Oskar Cohn, Dittmann, Geyer, Ledebour, Stadthagen, Vogtherr, Wurm und Zubeil an. Auch ich trat ihr bei, obwohl ich an der Aktion der Siebenzehn nicht betheiligt gewesen war. Die anderen Gegner der Kreditbewilligung blieben mit einer Ausnahme in der alten Fraktion; ihre Zahl ist seitdem auf zwanzig gesunken.

Die Spaltung der Fraktion brauchte nun nicht nothwendig zur Spaltung der Partei zu führen; zunächst vermieden die Ausgeschiedenen, im Reichstag polemisch gegen die alte Fraktion aufzutreten. Indes zeigte sich schon bei den Erörterungen über den Tauchbootkrieg

im Frühjahr 1916 ein Gegensatz, der zu einem Zusammenstoß führte. Noch mehr als im Reichstag verschärfte sich in den Mitgliedschaften der Partei im Lande selbst der Gegensatz. Im Frühjahr 1916 ward von Verfechtern der Mehrheitpolitik die Einberufung eines Parteitags der Sozialdemokratie angeregt, der den Streit entscheiden solle. Der Gedanke begegnete aber so starkem Widerspruch, daß er fallen gelassen werden mußte. So lange eine freie Erörterung der Fragen des Krieges in der Presse und den Versammlungen der Partei nicht möglich ist und die Hälfte der Mitglieder im Felde steht, könnte ein Parteitag als Recht sprechende und gesetzgebende Vertretung der Partei nicht anerkannt werden. Statt eines solchen tagte im September 1916 eine vom Vorstand und Ausschuß der Partei einberufene Parteikonferenz, die von 445 Personen, darunter 143 Mitglieder von Centralbehörden der Partei und Reichstagsfraktion, besucht war. In der Abstimmung darüber, ob die Konferenz sachliche Beschlüsse zu fassen berechtigt sei, stimmten 169 Theilnehmer oppositionell, während rund 251 Theilnehmer im Sinn der Mehrheit und für eine ihren Anschauungen entsprechende Resolution zur Friedensfrage stimmten und (bei Enthaltung der Fraktionmitglieder) 218 die Politik der Mehrheit billigten. So ungünstig die Zeitumstände und der Vertretungmodus der Opposition waren, hatte sie doch mehr als ein Drittel der Theilnehmer umfaßt, was ihr Vertrauen in die Stärke ihrer Sache sehr steigerte, den Führern der Mehrheit aber den Gedanken eingab, den Kampf gegen die Opposition mit größerer Energie als bisher zu führen.

Drei Wochen später nahm der Parteivorstand das Verbot des „Vorwärts“ zum Anlaß, sich die Verfügung über die politische Leitung dieses Blattes zu sichern, das bis dahin als Organ und im Sinn der Sozialdemokratie Groß-Berlins redigirt worden war. Er begründete sein Verfahren mit der Erklärung, daß im „Vorwärts“, da er zugleich Centralorgan der Partei sei, auch die Ansicht der Parteimehrheit vertreten sein müsse. In der Wirklichkeit ist jedoch der „Vorwärts“ seit seinem Wiedererscheinen Kampforgan der Parteileitung gegen die Opposition, während die zur Opposition haltende große Mehrheit der organisirten Sozialdemokraten Groß-Berlins ihn nicht mehr als ihr Organ anerkennt, in ihrer Erbitterung vielmehr offiziell den Boykott über ihn verhängt hat.

Die Opposition entnahm diesem und ähnlichen Vorgängen die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung über ihr künftiges Verhalten und die Art der Gegenwehr. Neben Elementen, welche die Hoffnung nicht aufgaben, die Mehrheit der Partei auf die alte Bahn der Politik zurückbringen zu können, waren andere, die ihr am Liebsten sofort den Rücken gekehrt hätten. So ward denn zur Erörterung dieser und verwandter Fragen eine Konferenz der Opposition einberufen, die am siebenten Januar 1917 in Berlin getagt hat und rund einhundertfünfzig Theilnehmer zählte. Zu einer Verständigung über eine gemeinsame Marschroute ist es dort nicht gekommen. Die Sozialdemo-

kratische Arbeitgemeinschaft will im Wesentlichen an dem Programm und den Grundsätzen der Partei festhalten, wie sie vor dem vierten August 1914 galten; die Gruppen Spartakus und Internationale wollen den sozialrevolutionären Gedanken in Theorie und Praxis zu stärkerem Ausdruck bringen. Die Abstimmung über die Resolutionen, die den neuen Weg vorzeichnen sollten, ergab 111 für die Arbeitgemeinschaft, 34 für die Spartakusgruppe und 6 für die Internationale.

In der von dem früheren Reichstagsabgeordneten Lipinski eingebrachten und begründeten Resolution der Arbeitgemeinschaft wird, nach der Aufzählung der Handlungen der Parteileitung, die als statutenwidrig und den Parteigrundsätzen widersprechend bezeichnet werden, erklärt, den Parteigenossen erwachse nun die dringende Pflicht, zum Schutz vor diesem Verhalten und zur Wahrung der Parteigrundsätze und des Parteistatutes einheitlich und entschlossen aufzutreten, und die folgende Weisung gegeben: „Die Orts- und Kreisorganisationen, deren Mehrheit die Auffassung der Opposition theilt, haben in stete enge Fühlung zu einander zu treten. Dort, wo die oppositionellen Genossen nicht die Mehrheit in der Organisation haben, haben sie im Rahmen des Parteistatuts unermüdlich für die Ausbreitung ihrer Anschauungen zu wirken und zur Erfüllung der der Opposition im Interesse der Partei obliegenden Aufgaben und zur eigenen Belehrung in geeigneter Weise einen Zusammenschluß herbeizuführen. Die Sperre der Parteibeiträge, die als schärfstes Mißtrauensvotum gegen den Parteivorstand gedacht ist, ist als ungeeignet zurückzuweisen, da sie die finanzielle Macht des Parteivorstands in keiner Weise ändert und ihm nur eine bequeme, wenn auch im Parteistatut nicht begründete Handhabe bietet, Parteiorganisationen ‚außerhalb der Partei‘ zu stellen und ihren Einfluß auf die Entscheidung der Partei auszuschalten. Diesen Einfluß preiszugeben, wäre eine großer Fehler. Der Parteitag, der nach Wiederherstellung verfassungrechtlicher Garantien und gründlicher Vorbereitung zusammentritt, soll die Opposition auf ihrem Platz finden, wenn es gilt, darüber zu entscheiden, ob die Partei die alten Bahnen aufgeben soll.“ Die Spartakus-Gruppe und die Internationale erklärten in ihren Resolutionen, daß sie nur in der Partei bleiben, um die Politik der Mehrheit zu bekämpfen und zu durchkreuzen; sie forderten zur allgemeinen Durchführung der Beitragssperre und zur Agitation für den verschärften Klassenkampf in den Gewerkschaften auf.

Nachdem der im Wesentlichen eine Begutachtunginstanz bildende Parteiausschuß am achtzehnten Januar 1917 die Konferenz für einen Sonderparteitag, ihre Beschlüsse als Beweise für die Bildung einer Sonderpartei erklärt und den Parteivorstand aufgefordert hatte, die Einheit der Partei zu sichern, erließ der Vorstand am zwanzigsten Januar 1917 ein Rundschreiben, worin am Schluß gesagt ward, jetzt müsse Klarheit geschaffen werden; Diejenigen, welche sich mit den Beschlüssen der oppositionellen Gruppen der Partei solidarisch erklärten,

könnten „nicht länger Mitglieder der Partei sein oder bleiben". Das richtet sich nicht etwa nur gegen die beiden Gruppen der äußersten Linken, sondern auch (und sogar in erster Linie) gegen die Sozialdemokratische Arbeitgemeinschaft. Nach einer seitdem vom Parteivorstand ausgegebenen Weisung wird da, wo in der örtlichen Organisation der Partei die Anhänger des Vorstands die Mehrheit haben, den Mitgliedern, die sich nicht ausdrücklich von den Beschlüssen der Konferenz der Opposition lossagen, in der einen oder anderen Form der Stuhl vor die Thür gesetzt, während da, wo die Mehrheit zur Opposition steht, die Parteigänger des Vorstands neue eigene Organisationen bilden, die von ihm als die einzig berechtigte Organisation der Partei anerkannt werden.

Der Prozeß der Zerreißung der Partei ist also im vollen Gang. Nach statutarischem Recht sind die geschilderten Maßnahmen ungiltig. Aber sie schaffen einen Thatbestand, der dem Parteivorstand für den kommenden Parteitag von vorn herein die Mehrheit verbürgt. In der überwiegenden Mehrheit der von ihm anerkannten Organisationen werden nur noch Delegirte gewählt werden, welche sein Handeln gegen die Opposition billigen, und die Delegirten der von ihm für „außerhalb der Partei" erklärten Organisationen wird er mit Hilfe dieser Mehrheit einfach auf den Parteitag nicht zulassen. Dann brauchen nur noch Beschlüsse gefaßt zu werden, die seinen Handlungen nachträglich Giltigkeit zuerkennen: und die als Faktum vollzogene Spaltung wird es in gleicher Weise „von Rechts wegen" sein wie einst die preußische Verfassung vom einundzwanzigsten Januar 1850.

II. Was die Spaltung bedeutet.

Fragt man zunächst, welches das voraussichtliche Stärkeverhältniß der streitenden Fraktionen sein wird, so läßt sich eine leidlich sichere Schätzung noch nicht machen. Daß der Vorstandsfraktion, wie ich sie der Kürze halber genannt habe, die überwiegende Mehrheit der vor dem vierten August gewählten Beamten und Ortsleiter, ferner fünf Sechstel der Parteipresse zur Seite stehen, ist allein noch kein Gradmesser für ihre zukünftige Stärke. Noch steht die Mehrheit der Parteimitglieder im Felde; viel wird davon abhängen, in welcher Stimmung sie zurückkehren und welche Verhältnisse sie zu Haus finden werden. Auch ist die Verfügung über Presse und Beamtenthum kein untrüglicher Gradmesser für den Einfluß auf die politisch interessirte Schicht der Arbeiterklasse. In Berlin wird seit dem Oktober 1916 der „Vorwärts" im Sinn der Mehrheit redigirt, auf deren Seite die Mehrzahl der festangestellten Beamten der Partei und der Gewerkschaften steht. Aber bei der Nachwahl im Zweiten berliner Landtagswahlkreis (für den zu Zuchthaus verurtheilten Karl Liebknecht) stimmten in diesem Bezirk, der fast ausschließlich von Arbeitern und Kleingewerbetreibenden bewohnt ist, für den Kandidaten der Opposition, Franz Mehring, 4222, für den Kandidaten der Vorstandsfraktion L. Brunner dagegen nur 288 Wähler, obwohl Brunner Vor-

sitzender einer Gewerkschaft ist und der Arbeiterklasse angehört, Mehring aber ein aus der Bürgerklasse hervorgegangener Schriftsteller ist. Die Hoffnung, daß die Arbeiter einen Mann ihrer Klasse dem Literaten vorziehen würden, wurde bitter enttäuscht.

Zur Opposition steht die große Mehrheit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft Königsbergs und der meisten kleineren Ortschaften Ostpreußens, des Bezirks Leipzig-Stadt sammt Umgegend, noch anderer Wahlkreise des Königreichs Sachsen, des Kreises Halle, verschiedener Wahlkreise Thüringens, Unterfrankens, der Wahlkreise um Frankfurt am Main, mehrerer rheinischer Kreise; in vielen anderen Wahlkreisen hat sie sehr ins Gewicht fallende Minderheiten der sozialistischen Arbeiter für sich. Man darf also nicht meinen, daß es ihr gehen werde wie früheren Abspaltungen von der Partei. Die Umstände und Ursachen der Spaltung sind diesmal durchaus andere. Es handelt sich heute nicht um den Austritt einiger exaltirten Männer und unerfahrenen Neulinge aus der Partei, sondern um die Ablösung ganzer Mitgliedschaften, darunter Genossen, die über die Erfahrungen eines ganzen Menschenalters politischer Arbeit im Dienst der Partei verfügen. Auch war es in der Geschichte der Sozialdemokratie bisher noch nie geschehen, daß die Parteileitung selbst dafür sorgte, die Spaltung unvermeidlich zu machen. Wird die sich jetzt anzeigende Spaltung in der Sozialdemokratie Thatsache, so wird nicht, wie 1890/91, einer festorganisirten, aus der Feuerprobe des Sozialistengesetzes erfolgreich hervorgetretenen, nach rechts scharf abgegrenzten Partei eine Anzahl nur lose verbundener Gruppen tastender Enthusiasten, sondern es wird einer Partei, die in einer Frage von weittragender Bedeutung ihre frühere Politik aufgegeben hat, eine andere Partei gegenüberstehen, die in diesem Punkt sich grundsätzlich von ihr unterscheidet und in ihrem Gegensatz gegen diese Politik ihren geistigen Kern hat.

Bis vor dem Krieg war die Sozialdemokratie die deutsche Friedenspartei. Sie war es zu Hause durch die unnachgiebige Bekämpfung der Rüstungpolitik und aller Handlungen und Reden, welche die freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Nationen stören konnten, und durch die Unterstützung und Förderung aller Maßnahmen, welche geeignet erschienen, diese Beziehungen zu verbessern. Der beharrlichen Ablehnung der Militäretats stand die beharrliche Abstimmung für die Regirung bei Handelsverträgen und ähnlichen internationalen Abmachungen gegenüber. Nach außen hin pflegte und förderte die Partei die internationale politische und wirthschaftliche Organisation der Arbeiterklasse und war für Deutschlands Stellung in der Welt ein werthvoller Faktor durch das außerordentliche Vertrauen, das sie bei allen demokratischen Parteien und anderen Friedensfreunden als Friedensbürge genoß. Auf sie beriefen sich in den Parlamenten und in der Presse der Entente Alle, die, der große Jean Jaurès voran, gegen Deutschland gerichtete Agitationen und Regirungakte bekämpften. Die Abstimmung der Partei vom vierten

August 1914 hatte dieses Vertrauen erschüttert, doch nicht sofort entwurzelt. Man hatte, da die Kriegserklärungen von Deutschland ausgingen, mindestens Stimmenthaltung von ihr erwartet und war bestürzt, sie nun plötzlich für die Kriegskredite stimmen zu sehen. Weidlich ward und wird dagegen die Abstimmung in London, Paris und Petersburg von den Kriegsparteilern ausgenutzt. Daß aber die Partei auch in der Folge die Kredite bewilligte und daß schließlich ihre Vertreter und Zeitungen ein nur wenig abgetöntes Echo der Aeußerungen des Kanzlers und seiner Leute hören ließen, hat auch bei der großen Mehrheit der Sozialisten und Friedenspolitiker des Auslandes dem Glauben an die Widerstandskraft dieser Partei ein Ende gemacht. Bei dem Satz, daß dem Ausland nicht nur in der Schlacht eine „geeinte Front“ gezeigt werden müsse, wird immer vergessen, daß das Ausland wohl ein einheitlicher geographischer Begriff, aber keine einheitliche politische Realität ist. Es giebt überall, auf den Krieg bezogen, zweierlei Land; und man kann seine Politik nicht lediglich gemäß dem Land der einen Art einrichten, ohne das der anderen Art zu schädigen. Die Politik der geeinten Front hüben stärkt die Politik der geeinten Front drüben und lähmt dadurch die Internationale der Arbeiter. Mehr noch. Die Logik des Dogmas von der geeinten Front heißt Verwerfung der Politik, welche die Sozialdemokratie vor dem Krieg in der Rüstungfrage trieb. Noch weiß kein Mensch, wie und womit dieser Krieg enden wird. Wenn er ein verhetztes, noch schärfer als zuvor in zwei Lager getrenntes Europa hinterläßt und das Wettrüsten weitergeht: was wird die Vorstandspartei dann thun? Schon mehren sich in ihrem Lager die Stimmen, die für die Zukunft Bewilligung der Militärvorlagen voraussagen; und schwer läßt sich ausdenken, mit welchen Argumenten die Partei die Ablehnung begründen könnte, nachdem sie den einst so felsenfesten Glauben an die Wirkungskraft der Internationale als Friedensmacht durch die Aufnahme des Dogmas von der geeinten Front in seinen Grundmauern erschüttert hat. Selbst Diejenigen, welche grundsätzlich auf anderem Boden stehen als die Sozialdemokratie und in der beharrlichen Ablehnung der Militärvorlagen die Erbsünde der Partei erblicken, werden zugeben müssen, daß das stärkste Argument, das zu Gunsten dieser Politik vorgebracht werden konnte, ja, ich glaube sagen zu dürfen, der archimedische Punkt aller für sie anzuführenden Argumente die Feststellung ihrer Internationalität war. Giebt man sie auf (und Das geschieht mit der Annahme des Grundsatzes von der geeinten Front), dann können wohl Anhänger Tolstois, Quäker und Gleichgesinnte sie noch vertreten, Sozialdemokraten aber, die die kriegerische Gewalt nicht bedingunglos verwerfen, würden sich mit ihr in die größten Widersprüche verwickeln. Ihnen würde auf Schritt und Tritt der Boden unter den Füßen wanken. Auch die Politik hat ihr Gesetz der Konsequenzen, das stärker ist als der persönliche Wille. Die Wortführer der Vorstandspartei werden nicht müde, zu betheuern,

daß sie noch die alten Sozialdemokraten seien, an den alten Grundsätzen festhalten und sie stets hochhalten werden. Sie mögen sich Das einreden. Aber sie rechnen nicht mit der zwingenden Kraft der politischen Zusammenhänge. Schon zeigt sie sich an der unsicheren Haltung von führenden Mitgliedern der Vorstandspartei zu den Projekten, die auf Bildung handelspolitischer Sonderbünde abzielen, an der gegen früher völlig veränderten Einschätzung der Kolonialpolitik, an dem Einstimmen von Führern und Presse der Partei in die unkritische Sprache der Offiziösen bei Gelegenheit des Notenwechsels zwischen Wilson und den beiden kriegführenden Parteien über die Friedensmöglichkeit, wo selbst ein so national gesinnter Mann wie Prinz Alexander von Hohenlohe die Note der Entente sehr viel ruhiger und verständiger besprach als diese Wortführer, und an Aehnlichem mehr. Man kann eben nicht eine Politik, die von einer ganz bestimmten sozialen Auffassung ausgeht, nach Laune oder Bedürfniß des Tages bald in allem Wesentlichen preisgeben und bald als unantastbares Heiligthum dogmatisch verfechten. Die Vorstandspartei ist in der Lage eines Seefahrers, dessen Kompaß schwere Beschädigungen erlitten hat. Die Sonne und der Sternenhimmel liefern ihm nach wie vor gewisse Anhaltspunkte für seinen Lauf. Aber sie schützen ihn nicht gegen Festfahren auf Sandbänke und gegen Gerathen in verrätherische Strömungen.

Nichts beleuchtet die falsche Lage der Vorstandspartei mehr als ihr Verhältniß zum Reichskanzler Ich bin niemals Verfechter der Politik des Opponirens unter allen Umständen gewesen und bins auch heute nicht. Die Unabhängigkeit und geistige Freiheit einer Regirung gegenüber wird nicht durch Handeln nach einer simplistischen Formel bewährt. Ein stereotypes Nein bedeutet von der anderen Seite her die gleiche Unfreiheit wie ein unabänderliches Ja. Das Schauspiel aber, das die Vorstandspartei, wie sie durch ihren Hauptredner vertreten ist, in ihrem Verhalten zu Herrn von Bethmann Hollwegs Kriegspolitik darbietet, hat eine erschreckende Aehnlichkeit mit der berühmten Unterhaltung zwischen Hamlet und Polonius: „Seht Ihr die Wolke dort, beinahe in Gestalt eines Kamels?“ „Beim Himmel, sie sieht wirklich aus wie ein Kamel!“ „Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.“ „Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.“ „Oder wie ein Walfisch?“ „Ganz wie ein Walfisch.“ Es kann dahingestellt bleiben, ob der philosophische Kanzler mit dem redegewandten Scheidemann bewußt und berechnend das gleiche Spiel spielt, wie der philosophische Dänenprinz es mit dem geschwätzigen Oberkämmerer seines Vaters that. Aber es liegt, wenn nicht in der Natur seiner ursprünglichen Anlage, so jedenfalls in der Natur seiner Politik, daß er oft genug das Kamel als ein Wiesel erscheinen läßt. Auch wenn man es nicht billigt, begreift man es schließlich aus der Lage eines Mannes, der mit dem Gewicht sehr disparater Kräfte zu rechnen hat und nicht unabhängig genug ist, ihnen eine starke, grundsätzlich bestimmte Po-

litik entgegenzusetzen. Kann, darf aber der Leiter einer demokratischen Partei, die nichts ist, wenn sie nicht eine eigene Politik hat, ihm und seinen politischen Zügen sklavisch folgen? Heißt Das nicht, sich selbst aufgeben? Wem nützt er, wenn er pathetisch erklärt, der Kanzler habe Weiß gesagt, wo dieser wohlbedacht Weißlich-grau sagte, um im Nothfall erklären zu können, er habe eigentlich Schwarz gemeint? Seinem Lande nützt er schwerlich.

Die Rückwirkung der Politik der Umdeutungen, wie man das Verfahren der Vorstandspartei nennen kann, auf das Ausland ist bisher nur die gewesen, daß das Mißtrauen, welches dieses den Erklärungen des Kanzlers entgegenbringt, sich auf die Sozialdemokratie ausgedehnt hat. Sie gilt heute fast im ganzen Auslande als die Schleppenträgerin der Regirung: und Das ist für Deutschland kein Gewinn. Der von einer erstaunlich kindlichen Psychologie zeugende Gedanke, das gegnerische Ausland werde vor Deutschland zu Kreuze kriechen, wenn es sehe, daß die Deutschen einmüthig hinter der Regirung stehen, hat sich als von Grund aus falsche Rechnung erwiesen. Die Haltung der sozialistischen Mehrheit hat im Gegentheil die Widerstandslust im feindlichen Lager noch gesteigert; sie konnte gar keine andere Wirkung haben, da sie drüben als ein Beweis dafür ausgegeben und aufgefaßt wird, daß an eine wirksame Gegenkraft gegen den deutschen Militarismus aus dem deutschen Volke selbst heraus auf absehbare Zeit nicht zu rechnen sei. Wenn im Lager der Entente das Schlagwort „wider den deutschen Militarismus“ für Viele nur eine Deckung ist, hinter der sich imperialistische Eroberungabsichten bergen, so ist doch die Zahl Derer noch viel größer, die an seine Realität glauben.

Man kann eine Sache nicht ohne ihre nothwendigen Nebenwirkungen haben. Eine sich für die Regirungpolitik einsetzende Sozialdemokratie ist für die Regirung unzweifelhaft etwas sehr Angenehmes und mag durch ihr Wohlverhalten auch Gegenleistungen in Gestalt irgendwelcher politischen Zugeständnisse einernten. Aber sie hört dann auf, unter Verhältnissen, wie wir sie heute haben, eine internationale Kraft von besonderer Art zu sein. Sie spielt als politischer Faktor die selbe Rolle, die im Wirthschaftleben die Gelben Gewerkschaften spielen. Sie zählt bei den Entscheidungen nicht mit, sie wirkt nicht selbständig auf sie ein. Die Vorstandsfraktion der deutschen Sozialdemokratie ist völlig außer Stande, irgendetwas von Wirkungskraft für den Friedensschluß zu thun. Die Internationale der Arbeiterklasse, vor dem Krieg eine so große Verbindung, könnte heute, wo die Völker nach dem Retter ausschauen, der sie aus der Wirrniß herausreißt, Großes für diesen Zweck leisten, wenn sie ihre Einheit bewahrt hätte. Das war aber selbst nur möglich, wenn vor allen Dingen die deutsche Sozialdemokratie durch ihr Verhalten jeden Zweifel an ihrer politischen Unabhängigkeit und ihrer Ueberzeugungtreue ausschloß. Dadurch, daß es nicht geschah, ist die Internationale heute und, fürchte ich, noch auf längere Zeit hinaus politisch gespalten und

der Glaube an sie untergraben. Das ist, wie sich noch zeigen wird, ein großer Verlust für die Welt. Aus dem Spiel der politischen Elemente des Völkerlebens ist eine Kraft ausgeschaltet, die, wenn sie noch nicht stark genug war, positiv zu gestalten, doch als Gegenkraft gegen die auf die Verhetzung und den Krieg hinarbeitenden Elemente zunehmende Bedeutung erlangte.

So ist die Frage, ob der Riß in der deutschen Sozialdemokratie zur vollendeten Spaltung wird, eine Frage von europäischem Interesse. Die Spaltung wird das Vorherrschen des Opportunismus in der Vorstandsfraktion zur Folge haben. Mit ihm wird die Behandlung der völkerpolitischen Fragen vom nationalistischen Standpunkt der bürgerlichen Klassen aus immer stärkere Geltung in ihrer Politik erlangen. Die Partei wird den Internationalismus nicht geradezu abschwören, sie wird ihm in ihrem Tempel noch einen bescheidenen Altar gönnen. Aber sie wird ihn kraftlos vertreten, wie ja auch ihre Opposition gegen Vorgänge, die sie nach ihrem Programm heftig bekämpfen müßte, heute der Kraft entbehrt, über die sie einst verfügte. Abermals ein großer Schade für das Ansehen Deutschlands im Ausland. Ein Land, in dessen Parlament eine Partei fehlt, die als ihre Mission erachtet, als sein Gewissen sich zu bethätigen, wird nie in der Welt populär werden.

Wo es ihr möglich ist, sucht die Opposition zu leisten, was die Vorstandsfraktion versagt, und dem Erbe treu zu sein, das die großen Vorkämpfer der deutschen Sozialdemokratie hinterlassen haben. Sie ist in ihrem Wirken durch den Kriegszustand in der verschiedensten Weise gehemmt, während die Vorstandspartei ihn sich gründlich nutzbar zu machen weiß. Die Art, wie sie Das thut, hat die Erbitterung in den Reihen der zur Opposition stehenden Parteimitglieder ungemein verschärft, so daß, wenn die Spaltung perfekt wird, die gegenseitige Bekämpfung sehr leidenschaftlich werden dürfte. Die Opposition verfügt über viel geringere materielle Machtmittel als die Vorstandspartei und wird in ungleich höherem Maße auf die Ideologie als Triebkraft angewiesen sein. Das wird aber auch zugleich ein großes Moment der inneren Kraft für sie werden. Denn was ist die Partei der aufstrebenden Klasse der Gesellschaft ohne ein starkes idealistisches Element in ihrem Fühlen und Denken? Und wenn sie in weniger Mitgliedschaften die Mehrheit haben würde als die Vorstandspartei, so würde sie darum doch mit unvergleichlich größerer Anhängerschaft aus dem Krieg hervorgehen als die der beiden feindlichen Fraktionen der Sozialdemokratie nach dem Kriege von 1870 zusammengenommen, so daß an ihrer Lebensfähigkeit gar nicht zu zweifeln wäre. Ein Memento für Alle, die in der Leitung der Vorstandspartei eine entscheidende Stimme haben.

Eduard Bernstein,
Mitglied des Reichstages.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt, Leipzig.

Bilanz-Konto per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	pf
Kasse, fremde Gelds., Kup. u. Guth. b. Not.- u. Abrechn.-Bk.	44 664 586	06
Wechsel u. unverz. Schatzanw.	151 006 349	65
Nostroguth. b. Bk. u. Bankfirm.	24 220 218	69
Lomb. u. Rep. geg. börsengäng. Wertpap. einschl. Vorschüss. geg. Deutsche Kriegsanleihe	49 836 213	92
Vorschüsse a. Waren u. Warenverschiffungen	2 554 415	82
Eigene Wertpapiere	35 903 507	72
Konsortial- u. Finanzgeschäfte	11 941 502	98
Dauernde Beteilig. bei Banken	14 955 412	50
Debitoren in lauf. Rechnung	275 462 035	84
Bankgebäude	7 082 000	—
Immobilien abzgl. Hypotheken	2 645 587	04
Hypotheken	5 829 079	50
Mobiliar	1 000	—
Pfandbrief-Abt., Aktiv-Saldo	3 051 683	97
	629 153 593	69

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	110 000 000	—
Reserven		
Reservefonds I M. 39 450 000		
„ II „ 6 350 000		
Fil.-Reservefds. „ 1 200 000	47 000 000	—
Kreditoren	427 096 834	88
Akzepte u. Schecks	32 251 928	66
außerd.: Aval- u. Bürgsch.-verpflichtung. M. 12 618 318.41		
Beamten-Pensionsfonds . .	2 387 886	80
Akt.-Div., noch nicht erhobene	63 129	—
Gewinn- u. Verlust-Konto Reingewinn	10 353 814	35
	629 153 5[illegible]3	69

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1916.

Soll.	M	pf
Abgaben u. Staatsaufsicht . .	1 457 201	15
Besoldungen	3 108 258	93
Handlungsunkosten	1 956 961	92
Abschreibung auf Mobiliar .	148 154	02
Abschreibung a. Bankgebäude	98 427	93
Filialen-Reservefonds . . .	75 000	—
Reingewinn d. 61. Rechnungsj.	10 353 814	35
	17 197 818	30

Haben.	M.	pf
Übertrag v. vor. Rechnungsj.	419 148	79
Zins. u. Gewinn a. Wechsel . .	5 506 611	18
„ „ „ „ Wertpapiere	991 756	06
Laufd. Rechnung, ber. Zinsen abzüglich vergütete . . .	5 420 590	70
Vereinnahmte Provision., ber. abzüglich vergütete . . .	4 136 020	12
Agio-Gewinn	228 488	93
Ertrag d. dauernden Beteilig. .	345 671	95
Überschuss d. Pfandbrief-Abt.	149 530	57
	17 197 818	30

Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt.

Keller. Petersen. Dr. Schoen.

DEUTSCHE BANK.

Geschäftsbericht für das Jahr 1916.

Wir berichten über das siebenundvierzigste Geschäftsjahr der Deutschen Bank.

Noch immer wütet der verbrecherische Krieg, der so viele hoffnungsvolle Menschenleben, soviel Arbeit, Gut und Wohlstand vernichtet. Die deutschen Heere, sowie unsere tapferen Bundesgenossen haben im wesentlichen ihre Stellung auf allen Fronten behauptet. Verdientes Schicksal hat Rumänien ereilt, das sich ohne Not in den Kampf einmischte. Durch die Besetzung der Walachei und Dobrudscha ist den Zentralmächten wertvolles Gebiet für die Erzeugung von Getreide und die Gewinnung von Erdöl zugewachsen. Mit einer Einmütigkeit und Opferbereitschaft, wie sie nur seltene Höhepunkte der Völkergeschichte aufweisen, tritt das deutsche Volk voll ernster Entschlossenheit und Zuversicht in den entscheidenden Endkampf, für den unsere Streitmacht zu Wasser und zu Lande ebenso gerüstet ist, wie die Volkswirtschaft in der Heimat.

In zunehmendem Grade haben die Ereignisse seit Kriegsbeginn aufgedeckt und erwiesen, auf welcher Seite das überwiegende Schwergewicht nicht nur der Stärke, sondern auch des moralischen Rechtes liegt, ob auf der Seite unserer Gegner, die um Befriedigung ihres Hasses, um Gewinn an Land und Gütern kämpfen, oder auf seiten Deutschlands und seiner Verbündeten, die um ihre Unabhängigkeit, um die Behauptung ihres Besitzes, die Sprengung unerträglicher Einkreisung, um die Freiheit der Meere und des Welthandels, um gleiches Recht für alle in den Kampf gezogen sind. Die Geheimakten der Archive von Brüssel, Bukarest und Kowno haben bestätigt, was der seit einem Jahrzehnt vor Ausbruch des Krieges von unseren Gegnern geführte Feldzug der Verhetzung gegen Deutschland und der planmäßigen Vergiftung der öffentlichen Meinung hatte ahnen lassen.

Deutschlands Kraft steht ungebrochen. Die Ernte war gut, wenn auch ungenügend im Ertrag an Kartoffeln. Zwei Kriegsanleihen lieferten in 1916 jede über 10 Milliarden Mark. Die bevorstehende sechste Kriegsanleihe verspricht wieder guten Erfolg. Die Einlagen in Banken und Sparkassen sind höher als jemals zuvor. Obwohl aus deutschen Sparkassengeldern über 7 Milliarden Mark zur Anlage in Kriegsanleihen verwendet worden sind, ist der absolute Einlagebestand noch ebenso hoch wie zu Anfang des Krieges, mehr als 20 Milliarden Mark. Für die Deutsche Bank lassen wir unsere Zahlen reden.

Unser Gesamtumsatz erreichte 129 Milliarden und überstieg den vorjährigen um 22 Milliarden Mark.

Die Aktiven und Passiven unserer Londoner Filiale sind in unseren Abschluß nach dem von der englischen Regierung veröffentlichten Bericht des Zwangsverwalters eingestellt. Obwohl die Liquidation unserer Filiale einen Ueberschuß von mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling über alle Verbindlichkeiten aufweist, verkündet die britische Regierung, von einer gewissen Presse aufgestachelt, unser Bankgebäude solle verkauft werden. Es war England vorbehalten, das böse Beispiel zu geben, unter Mißachtung allen Völkerrechts und auf Grund für überwunden gehaltener mittelalterlicher Gebräuche das Privateigentum anzutasten. Wird London künftig als ein sicherer Aufbewahrungsort ausländischen Privatvermögens zu betrachten sein?

Der Banksatz betrug während des ganzen Jahres 5 %. Der Goldbestand der Reichsbank hat sich noch etwas vermehrt, übersteigt den englischen Goldschatz um mehr als das Doppelte und nähert sich dem wirklichen Goldbestande der Bank von Frankreich, der früher ein Vielfaches des deutschen Goldvorrats zu betragen pflegte. Was die Bank von Frankreich in ihrem Status als „or à l'étranger" aufführt, ist hauptsächlich (gegen das Versprechen dereinstiger Rückgabe) nach London abgeflossenes Gold, das wohl längst seinen Weg nach New York für die Bezahlung der riesenhaften amerikanischen Munitionslieferungen gefunden hat. Jedenfalls wird das gleiche Gold an mehr als einer Stelle als Bestand aufgeführt. Goldmünzen sind in allen kriegführenden Ländern aus dem Umlauf verschwunden. Die Währung der glücklichen an dem Kriege unbeteiligten Länder wird über dem Goldpunkt bewertet.

Die Aufhebung des Scheckstempels hat eine erfreuliche Zunahme des Scheckverkehrs, wenn auch entsprechende Belastung unseres Personals zur Folge gehabt. Durch Einführung zweckmäßiger Zahlungs- und Ueberweisungskarten haben wir dazu beigetragen, den bargeldlosen Verkehr zu fördern.

Was unsere Abschlußzahlen anbelangt, so dürfen wir im wesentlichen auf unsere vorjährigen Erläuterungen hinweisen. Die stärkste Abweichung zeigt die Summe unserer Kreditoren, die sich um über 900 Millionen Mark erhöht hat. Dieser Zunahme der uns anvertrauten Gelder steht eine entsprechende Vermehrung unserer Wechsel, Bankguthaben und Lombard-Vorschüsse gegenüber. Das Verhältnis unserer flüssigsten Mittel zu den Verpflichtungen hat sich weiter gehoben; von sämtlichen Verpflichtungen unserer Bank betragen:

die leicht greifbaren Mittel . . . . 78,87 % gegen 71,25 % im Vorjahr,
unter Einrechnung der Warenvorschüsse . . 84,63 % gegen 77,41 %.

Die Zahl der bei der Deutschen Bank geführten Kundenrechnungen hat sich von 360 049 auf 380 416 am Ende des Berichtsjahres erhöht.

Die Zahl unserer Beamten, einschließlich der Mitglieder des Vorstandes und der Direktionen aller Zweiganstalten, sowie einschließlich der großen Zahl der im Heeresdienst Wirkenden und der zu teilweisem Ersatz angestellten Hilfskräfte, betrug am Jahresschluß 10 603 gegen 10 120 im Vorjahr. Wir geben wiederum als Anlage zu diesem Bericht das Verzeichnis der unvergessenen Tapferen, die in Erfüllung ihrer Pflicht ihr Leben für das Vaterland lassen mußten.

In Anbetracht der herrschenden Teuerung haben wir unserer Beamtensch[illegible] neben dem bereits in 1915 bis auf weiteres gewährten laufenden Zus[illegible]

des abgelaufenen Jahres dreimal besondere Kriegsbeihilfen bewilligt. Einschließlich der aus dem Jahresgewinn zu entnehmenden Abschluß-Gratifikationen hat die Deutsche Bank für ihre Beamten im Berichtsjahre über die festen Gehälter hinaus die folgenden Summen aufgewendet:

Weihnacht- u. Abschluß-Gratifikationen	M.	5 118 698.20
Wohlfahrtseinrichtungen	„	492 158.56
Beiträge zum Beamtenfürsorge-Verein	„	1 612 893.79
Pensionen u. Unterstützungen a. d. Dr. Georg von Siemens-Fonds	„	544 674.73
	M.	7 768 425.28
Dazu aus Anlaß des Krieges laufende Beihilfen und Teuerungszulage an die zum Heeresdienst einberufenen sowie die im Betriebe tätigen Beamten (Kriegsfürsorge)	„	7 544 018.35
	M.	15 312 443.63

also einen Gesamtertrag gleich annähernd der Hälfte der Dividende.

Vom 1. Januar 1917 ab gewähren wir unseren fest angestellten Beamten, unter Ausschluß der Tantiemeberechtigten, für jedes Kind bis zu dessen vollendetem sechzehnten Lebensjahre einen jährlichen Erziehungsbeitrag von M. 200; natürlich auch den zum Heeresdienst einberufenen Beamten nach ihrer Rückkehr das gleiche, und zwar an Stelle der jetzt von ihnen bezogenen Kinderzulage.

Außerdem haben wir wegen der Teuerung unseren in Ruhestand befindlichen Beamten und den Witwen und Waisen der verstorbenen Beamten zu den ihnen aus dem Dr. Georg von Siemens-Fonds gezahlten Pensionen, rückwirkend vom 1. Januar d. J. ab, bis auf weiteres einen besonderen Zuschuß bewilligt. Der Witwen und Waisen der im Kriege gefallenen Beamten ist bereits, wie in unserem Jahresbericht für 1914 ausgeführt, durch eine Erhöhung der üblichen Sätze gedacht worden.

Auch in diesem Jahre haben wir alle Neuausgaben für Einrichtung völlig abgeschrieben, sowie einen Betrag von M. 6 167 843.23 (einschl. M. 4 Millionen Sonderabschreibung) auf Bankgebäude abgesetzt. In Trier wurde ein Grundstück für den Neubau unserer dortigen Filiale erworben.

Für Steuern und Abgaben hatten wir M. 5 200 151.91 zu erlegen, gegen M. 4 190 670.32 im Jahre zuvor; zusammen mit dem Wehrbeitrag und der Zinsbogensteuer jedoch über sechs Millionen Mark.

Unsere Zweiganstalten haben sich unter den, durch die Verringerung der arbeitenden Beamtenschaft, recht schweren Umständen jeder billigen Anforderung gewachsen gezeigt. Durch die Aufnahme des Schlesischen Bankvereins und der Norddeutschen Creditanstalt, die in der außerordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre am 7. März beschlossen wurde, ist die Zahl unserer eigenen Bankstellen auf 102 gewachsen. Die Deutsche Bank ist nunmehr außerhalb Groß-Berlins durch Filialen, Zweigstellen und Kassen an folgenden Plätzen vertreten:

Aachen, Allenstein, Augsburg, Barmen, Bergedorf, Berncastel-Cues, Beuthen O.-S., Bielefeld, Bocholt, Bonn, Bremen, Breslau, Bromberg, Brüssel, Bütow, Chemnitz, Coblenz, Crefeld, Cronenberg, Culmsee, Danzig, Darmstadt, Deuben, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Elbing, Frankfurt a. M., M.-Gladbach, Glatz, Gleiwitz, Glogau, Gnadenfrei, Goch, Görlitz, Gumbinnen, Hagen i. W., Hamburg, Hamm i. W., Hanau, Hindenburg O.-S., Hirschberg i. Schl., Hohensalza, Idar, Insterburg, Jauer, Kattowitz, Kolberg, Köln, Köln-Mülheim, Königsberg Pr., Königshütte O.-S., Konstantinopel, Langenbielau, Langerfeld, Langfuhr, Leipzig, Leobschütz, Libau, Liegnitz, Lippstadt, London, Lötzen, Meißen, München, Neheim, Neiße, Neuß, Nürnberg, Offenbach, Oliva, Opladen, Paderborn, Posen, Potsdam, Radeberg (Sachsen), Ratibor, Reichenbach i. Schl., Remscheid, Rheydt, Ronsdorf, Rybnik, Saarbrücken, Schlebusch, Schweidnitz, Schwelm, Soest, Solingen, Spandau, Sprottau, Stettin, Thorn, Tiegenhof, Trier, Vegesack, Velbert, Wald, Waldenburg i. Schl., Warburg, Weißer Hirsch, Wiesbaden, Zoppot.

Die beschlossene Eröffnung einer Filiale in Sofia ist in Vorbereitung; die Zweigstelle Metz hat ihren Betrieb wegen des Kriegszustandes noch nicht aufgenommen.

Wir haben uns kommanditarisch an der hochangesehenen Bankfirma C. G. Trinkaus in Düsseldorf beteiligt. In Trier übernahmen wir das altangesessene Bankhaus Reverchon & Co., dessen Teilhaber die Herren Kommerzienrat Adrian Reverchon und Justizrat Dr. jur. Lorenz Hey, mit Beginn des neuen Geschäftsjahres als Direktoren in die Leitung unserer Filiale Trier eingetreten sind.

Die Deutsche Ueberseeische Bank ist infolge der Schwierigkeit des Verkehrs mit Uebersee noch nicht in der Lage, einen Abschluß aufzustellen, dürfte aber nach den eingelaufenen Nachrichten wiederum 6 % Dividende verteilen können.

Der Ertrag aus „Dauernden Beteiligungen“ und Kommanditen enthält die für 1915 vereinnahmten Dividenden auf unseren Besitz an Aktien der Deutschen Ueberseeischen Bank (6 %) (für 1916 6 %), der Deutschen Vereinsbank (5½ %) (für 1916 6 %), der Essener Credit-Anstalt (8 %) (für 1916 8½ %), der Hannoverschen Bank (6½ %) (für 1916 7½ %), der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank (15 %) (für 1916 15 %), der Niederlausitzer Bank A.-G. (6½ %) (für 1916 7 %), der Oldenburgisch. Spar- u. Leih-Bank (10 %) (für 1916 10 %), der Pfälzischen Bank (6 %) (für 1916 6 %), der Privatbank zu Gotha (6 %) (für 1916 6 %), der Rheinischen Creditbank (6 %) (für 1916 6 %), des Schlesischen Bankvereins (7 %) (für 1916 7½ %), der Württembergischen Vereinsbank (6 %) (für 1916 7 %) und der Deutschen Treuhand-Gesellschaft (12½ %) (für 1916 12½ %).

Wie aus der obigen Aufstellung der für 1916 schon empfangenen oder zu erwartenden Dividenden oder Zahlungen ersichtlich ist, können alle diese Institute für das dritte Kriegsjahr den gleichen oder einen höheren Gewinn vorschlagen, als im zweiten.

Wir haben die Geschäfte verschiedener Kriegsausschüsse und Abrechnungsstellen weitergeführt, als deren wichtigsten wir den Kriegsausschuß für Oele und Fette hervorheben.

Unsere in dem vorjährigen Bericht erwähnte Einrichtung zur Vermittlung von Geldsendungen an deutsche Gefangene im feindlichen Ausland, in der jetzt nicht weniger als 8. Beamte arbeiten, hat ihr segensreiches Wirken fortgesetzt.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. April 1917.

Am tausendsten Tag.

In Briefen, die August Ludwig Schloezer vor hundertvierzig Jahren in seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhaltes“ aufnahm, steht allerlei heute wieder Lesenswerthes. „Ich glaube, daß Amerika von Europa unabhängig werden wird; aber ich glaube nicht, daß der Tag dieser Unabhängigkeit schon nah ist. Nordamerika wird dann Peru und Mexiko erobern, deren Gold und Silber es braucht; nördliche Völker haben südliche ja stets überwunden. Noch aber hat England in Nordamerika eine mächtige Partei. Und welches Verhältniß ist zwischen der fürchterlichen englischen Seemacht und den Fahrzeugen der Amerikaner, zwischen disziplinirten Truppen und Landmiliz, zwischen den Schätzen Englands und dem Papiergeld der Kolonien? Der Aufruhr der Amerikaner, deren Handel nun vertilgt ist, war voreilig und wird nur dem englischen Mutterland, für eine Weile wenigstens, Vortheil bringen. Warum aber reden viele Briten selbst so mißmuthig über den Krieg und blasen an allen Ecken Lärm? Die glückliche englische Verfassung giebt, in Verbindung mit dem unglücklichen englischen Spleen, dieser Nation eine ganz eigene närrische Mode: sie lästert am Liebsten sich selbst. Andere Völker zeichnen sich durch lächerlichen Nationalstolz aus, tragen ihre schöne Seite zur Schau und bedecken ihre Fehler: Dies

ist der Gang der Eigenliebe. Der Brite hingegen verleumdet sich oft selbst, verkennt seine Vorzüge, übertreibt seine Mängel und zieht immer an der Sturmglocke: Alles, was geschieht, droht ihm den Untergang seines Königreiches. Vor drei Jahren sagte ein Parlamentsmitglied von der opponirenden Partei zu dem Grafen Bathurst, dem Vater des Großkanzlers: ‚Heute ist England ruinirt worden'. Das, antwortete der Graf, ‚kann nicht sein: denn vor fünfzig Jahren habe ich in der schönsten Rede meines Parlamentslebens bewiesen, daß wir damals schon ruinirt worden seien.' Da habt Ihr englische Redegewohnheit." (Auch Ihr, denen Britaniens Untergang, des stärksten Weltreiches, zu nahen scheint, wenn Klage über Knappheit oder hohen Preis der Nährmittel, künstlich gesteigerter Widerhall von Leid, das wir ums Zwölffache länger schon tragen, über den Kanal schallt. Was den Briefschreiber von 1776 närrische Mode dünkt, ist von der Pflicht geboten, öffentlich hörbares Geräusch dem Volkswesen anzupassen. Auf das wirkt nur der Ton einer Stimmung, die von Thorheit „Pessimismus" gescholten wird und auf dem Festland fast überall heute unbeliebt ist, weil sie aus dem ernsten Gefühl der Pflicht kommt, als Wahrer eines Gemeinschaftbesitzes früh genug stets mit der schlimmsten Möglichkeit zu rechnen. Das seit Jahrhunderten reiche und mächtige Britenvolk, das auch im Innersten schon frei war, als deutsche Fürsten noch „Unterthane" wie Mastvieh verschacherten, sinkt in die Gelassenheit alltäglicher Körperspielfreude zurück, wenn es nicht hört, nur das Aufgebot aller Kräfte könne es aus Lebensgefahr retten. Daher die grelle Durchstrahlung, nie eine Verschleierung nationaler Schwierigkeit und die noch im dichtesten Drang neidenswerthe, in ihrem Nutzen unüberschätzbare Offenheit der Sprache in Parlament und Presse; daher der rühmliche Entschluß, jetzt, mitten im Krieg, das Ergebniß des parlamentarischen Gerichtsverfahrens über das Unternehmen an den Dardanellen und auf Gallipoli, mit allem Mißgriff und plumpem Fehl, zu veröffentlichen. In solcher Klarheit kann nur ein Volk leben, das sich selbst regirt und schlechte Verwalter, unfähige Minister, verlogene Feldherren wegzujagen vermag.) „Hier, in Nordamerika, ist jetzt ein richtiger Deutschenhandel. Da in den deutschen Ländern die Bauern gemeiniglich mit Auflagen beschwert werden und nicht einmal ihre Felder gehörig bauen können, weil das Wild,

das dem Vergnügen ihrer Herren dient und das sie deshalb schonen müssen, ihnen beständig die Saat wegfrißt: so macht oft die Verzweiflung, daß sie die Felder ihrer Väter verlassen und ihre elenden Tage in einer anderen Welt zu verlängern suchen. Oft geht eine ganze arme Familie nach Amerika; hier verkauft dann der Vater eins oder etliche seiner Kinder einem Herrn, dem sie für die bloße Kost dienen müssen. Dafür lernen sie bei ihm aber auch Etwas: Kochen, Ackerbau, Handwerk. Mündige Kinder werden, nach dem Gesetz, frei; und der Herr, dem sie gedient haben, muß Ihnen eine Kuh, Geräth zu Ackerbau oder Handwerk oder Aehnliches geben, damit sie eine eigene Haushaltung anfangen können. Diese Bestimmungen sind wohl entstanden, weil Bediente hier so selten sind." Katharina hatte die Zumuthung, ihre Russen in den Dienst einer fremden Sache zu verkaufen, wie den frechsten Schimpf abgewehrt. Deutsche Potentaten aber, mit besonderem Eifer der Herzog von Braunschweig und der Landgraf von Hessen-Kassel, den Seume, eins seiner Werbeopfer, „den großen Menschenmakler" nennt, lieferten prompt, was verlangt wurde, und hielten nur darauf, daß Knochen und Fleisch „ihrer Leute" gut bezahlt werde. Ists nicht begreiflich, daß Neu-Engländer und andere Amerikaner sich schwer entschlossen, das Volk zu achten, das solche Fürstenpest stumm duldete und dessen Kinder sie fast nur als Knechte und Mägde, Dienstboten und Miethlinge für Acker, Haus, Schlachtfeld kennen lernten? Wie über ein Wunder staunte der Kongreß, als der Sachse Steuben, den Höflingzettelei aus dem hechinger Zollernschloß gescheucht hatte, ohne die Forderung hohen Soldes, als Freiwilliger, das Amt des Armeeinspektors annahm. Ein Deutscher, der sich von Ueberzeugung, nicht von Gewinngier, leiten läßt! Der jauchzte, da er dem Kerker entronnen war. „Hätte ich meine Jahre nicht so verschleudert! Welch ein schönes, glückliches Land ist dieses! Ohne Könige, Hohepriester, aussaugende Generalpächter und müßige Barone! Hier ist Jeder frei und glücklich. Wir sind in einer Republik und der Herr Baron gilt nicht einen Heller mehr als Mr. Jakob oder Peter. Unser Artilleriegeneral war Buchbinder in Boston; ein würdiger Mann, der sein Handwerk aus dem Grunde versteht und sein neues Amt mit viel Ehre verwaltet. Und ich verschleuderte vierzehn Jahre meines Lebens!" Steuben war Organisator, nicht

Feldherr; und nie hat ihn solcher Glanz umleuchtet wie Rochambeau, LaFayette und andere Franzosen, die unter George Washington fochten. Aus der Seele dieses großen Amerikaners kam, mit gewaltigerer Wirkung als aus dem Beilblitz der Englischen Revolution (der die Festlandszeit noch nicht reif war), der Ruf zur Völkerbefreiung. Ihm dankt die Menschheit edlere Wohlthat als irgendeinem General, der einem Dynastenvortheil oder einer Klassenhabgier Hunderttausende opferte oder in sinnlosem Wüthen, hinter dichtem Lügenschleier, Menschen hinschlachten und verbluten hieß, weil er sich nicht durch das Geständniß, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei, selbst entmachten wollte. Washington hat den Bund der Vereinigten Staaten mit Frankreich unlösbar geknüpft. Nach seinem Tod befahl der Erste Konsul Napoleon Bonaparte allgemeine Landestrauer; und zehn Tage lang hüllten alle Fahnen Frankreichs, als wäre ein Volksheld gestorben, sich in schwarzen Flor. Washingtons Gedanke hatte, mit dem Saft und der Kraft britischen, in Neuland verpflanzten Geistes, den Westen des Europäerfestlandes erobert: und zwei Welten huldigten einander in der Gemeinschaft einer Idee, aus der dem Wollen der Menschheit Flügel gewachsen waren. Schlaget noch einmal den alten Schloezer auf. „Zur Ehre unseres Jahrhunderts kann man behaupten, daß ein Geist der Menschlichkeit, Toleranz und Mäßigung sich bis in das Innerste der Fürstenzimmer verbreitet. Man nimmt Grundsätze an, die der willkürlichen Macht, der Tyrannei entgegen sind. Die finstere, krumm laufende Politik wird geächtet, deren Endzweck war, den Landmann, Handwerker, das ganze Volk zu unterdrücken, damit sie fleißig seien und sich nicht zu Empörung aufraffen. Man fängt zu fühlen an, daß politische Freiheit und bürgerliche Gleichheit Naturrechte sind. Nur die subalternen Politiker, die in Fürstenschlössern und Ministerkabinets nisten, sagen noch, alle Grundsätze der Freiheit und Menschlichkeit seien Irrlehren, die in Unordnung, Aufruhr, Anarchie führen. Sie sprechen wie Photin zu Ptolemäus: Im Staatsleben ist Gerechtigkeit keine Tugend; wer furchtsam auf Volkswünsche lauscht, schwächt die Macht der Krone; Könige haben das Recht, ohne Schonung zu handeln.“ 1776. Noch hörte Deutschland selten (nur in den hellsten Stunden Friedrichs, dessen Freiheitliebe auch nie zu That flügge ward) andere als photinische Weisheit. In Eng-

lands Parlament aber sprach im selben Jahr gegen die vom Lord North betonte „militärische Nothwendigkeit“ der Truppenwerbung in fremden Ländern Lord Cavendish: „Das ist eine Schande für uns“; und Lord Jnham: „Die deutschen Fürsten schänden Deutschland vor Europa dadurch, daß sie ihre Länder zu Menschenmärkten für Den machen, der das meiste Geld hat, und sie erschweren ihr Verbrechen noch dadurch, daß sie Menschen, die besseren, edleren Wesens als sie selbst sind, in den Tod jagen.“ Zwei Welten. Wer Bancrofts Geschichte der Vereinigten Staaten gelesen hat, muß empfinden, wie schwer es war, das Denken und Wollen des Amerikaners in Achtung deutschen Volksthumes zu stimmen.

Allmählich ists gelungen; weil der anschmiegsame Deutsche sich gern, meist mit Steubens Frohgefühl, in die neue Freiheit und Weite gewöhnte und rasch den Ehrgeiz lernte, ein aufrecht sich selbst regirender, sein Schicksal schmiedender Mensch, nicht nur ein fleißiger Diener, zu sein. Die Wipfel der zwei Stämme berührten, streichelten, durchdufteten einander. Doch die jenseits vom Weltmeer angesiedelten Deutschen thaten wenig zur Aufklärung der alten über die neue Heimath; und in der alten waren die Mächte noch leidig stark, die Vortheilsucht trieb, Amerika in Verruf zu halten. Ein Riesenland, das nur für Unabhängigkeit, gegen Sklavenschmach, für Freiheit gekämpft, jeder staatlich organisirten Volksgruppe, jedem Glauben und Einzelmenschen zulänglichen Athemraum gewährt und dennoch Wohlstandsgipfel erstiegen hat: so gefährliches Beispiel zu zeigen, paßte blinden Fürsten und feilem Hofgeschmeiß nicht in den Kram. Drüben, hieß es alltäglich drum, ist Alles verseucht und versumpft. „Dollarjagd! Korruption!“ In Europa wird, wie ein Rundblick auf das Geld scheffelnde Gesindel der Kriegverlängerer lehrt, nicht dem Gewinn nachgejagt; wird auch nirgends bestochen. Ein Völkergemeng, dessen Wurzeln, alle, in Europas Erde ruhen, macht aus den Vereinigten Staaten ein Imperium von nie erblicktem Wirthschaftvermögen. Die Kinder der Rassen und Nationen, die einander hier schlugen oder neidig beschielten, vertragen sich dort. Die Republik der Washington und Lincoln wird die Friedensoasis in einer starr gepanzerten Welt; und scheint planetenfern von dem Wunsch, jemals sich in die Händel der Basaltländer zu mischen, durch die noch Ritter- und Räuberromantik spukt. Ein Professor, Demokrat und Pazifizist wird

Präsident; wird, nach dem Ablauf seiner Amtszeit, wiedergewählt, weil das Volk in ihm den Friedenswahrer sieht, der es unter allen Umständen „aus dem Krieg halten“ werde. („He kept us out of war.“) Sein erster Staatssekretär, Bryan, und sein nächster Freund, Colonel House, sind Säulen der Friedensvereine. Trotz dem herzlichsten Gefühl für Belgien und Frankreich (weniger, als man bei uns annimmt, viel weniger für England) sind neun Zehntel der Staaten gegen den Krieg. Der Ausschuß für die Neutralenkonferenz, der Friedensbund der Frauen, der Nationalbund für Friedenserhaltung, die Antimilitaristenliga, alle Arbeiterverbände und von Carnegie, Henry Ford und anderen reichen Männern geförderten Friedensorganisationen schüren das reine Feuer des Menschheitempfindens. Herr Roosevelt erlebt, weil er für den Eintritt in den Krieg gezetert hat, als Werber um die Präsidentschaft die kläglichste Niederlage und reißt nicht nur seine Fortschrittspartei, sondern danach auch den von ihm unterstützten Republikaner Hughes in das Schicksal des vom Wahlglück Gemiedenen. Herr Ford, der für kein Amt kandidirt hat und keins annimmt, wird von vielen Stimmen auf den Präsidentensitz gerufen und in Michigan, seiner Heimath, zum Gouverneur gewählt. Und trotz Alledem kündet am ersten Lebenstag des neuen Kongresses der Präsident Woodrow Wilson den Entschluß, die ganze Streit- und Wirthschaftmacht der Vereinigten Staaten in den Krieg wider das Deutsche Reich einzusetzen. Wie wurde Das möglich? Nur von Amerika können wirs lernen. Hier ist (nach etwas sorglicherer Uebertragung, als sie der Tagespresse erlangbar war) die Rede, in der Herr Wilson selbst sein Handeln erklärt.

„Ich habe den Kongreß zu außerordentlicher Tagung einberufen, weil ernste, höchst ernste Beschlüsse zu fassen sind, die ich, nach Recht und Verfassung, allein, nur unter meiner Verantwortlichkeit, nicht fassen kann. Am dritten Februar habe ich Ihnen die verblüffende Anzeige vorgelegt und erläutert, in der die Kaiserlich Deutsche Regirung ihren Willen aussprach, über alle Bedenken der Gesetzlichkeit und Menschlichkeit hinwegzuschreiten und vom ersten Februar 1917 an von ihren Unterseebooten jedes Schiff versenken zu lassen, das den Häfen Großbritaniens und Irlands, der Westküste Europas, den von Feinden des Deutschen Reiches bewachten Mittelmeerhäfen nahe. Das schien schon im Anfang

des Unterseekrieges das Ziel Deutschlands; doch seit dem April 1916 hatte die Kaiserliche Regirung den Tauchbootführern Beschränkungen anbefohlen, die der uns gegebenen Zusicherung entsprachen: Passagierschiffe sollten nicht versenkt, jedes andere Schiff, das weder zu fliehen noch Widerstand zu leisten versuchte, sollte in den vorgeschriebenen Formen gewarnt und mindestens der Mannschaft die Möglichkeit gelassen werden, in ihren Rettungsbooten sich der Lebensgefahr zu entziehen. Unmenschlich grausames Handeln bewies uns, in tief betrübender Erfahrung, wie gering die Wirksamkeit der beschlossenen Vorsichtmaßregeln war; immerhin aber wurden gewisse Schranken noch geachtet. Der neue Beschluß Deutschlands hat sie umgestoßen. Alle Schiffe werden, ohne irgendwelche Unterscheidung ihrer Art, Ladung, Fahrtziele, mitleidlos auf den Meeresgrund versenkt; sie werden nicht zuvor gewarnt und keinem Menschen, Mannschaft oder Passagieren, Feinden oder freundlich Neutralen, wird von erbarmender Menschenliebe Hilfe zur Rettung des Lebens gewährt. Sogar Lazaretschiffe und Fahrzeuge, die dem hart heimgesuchten Volk Belgiens Lebensmittel bringen sollten, sind ohne Mitleid, ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Menschlichkeit versenkt worden; und doch war den nach Belgien steuernden Schiffen, die durch unzweideutige Zeichen jedem Auge erkennbar gemacht waren, von der deutschen Regirung selbst freie Fahrt durch das Sperrgebiet zugesagt worden. Zunächst hatte ich nicht für möglich gehalten, daß eine Regirung, die bisher den Bräuchen civilisirter Völker treu geblieben war, sich zu solchem Handeln entschließen werde. Die Wurzel internationaler Gesetze ist das Mühen, eine Regel zu finden, der auf den Meeren, den offenen, keiner nationalen Sonderherrschaft unterthanen Weltwegen, Jeder Achtung und Gehorsam erweisen müsse. Diese Gesetze sind allmählich, trotz mannichfachem Hinderniß, entstanden. Was im Augenblick erreichbar war, wurde erreicht; und über den kleinen Umfang des Ertrages tröstete uns das Bewußtsein hinweg, daß stets das Herz, das Gewissen der Menschheit die Linie des Wollens bestimmt habe. Die Willkür der deutschen Regirung hat dieses winzige Bündel erlangter Rechte fortgeschleudert; wir hören von ihr, sie müsse Vergeltung üben und die einzige Waffe anwenden, über die sie zu See gebiete. Die Anwendung dieser Waffe ist aber nur möglich, wenn alles ehrfürc

tige Bedenken der Menschlichkeit, alle Achtung der in unserer Welt geltenden Verkehrsgrundsätze in den Wind geblasen wird. In dieser Stunde denke ich nicht an die ungeheure Vermögenseinbuße, an den Materialverlust, sondern nur an die gewollte Vernichtung des Lebens friedlicher Menschen, die mit dem Krieg nichts gemein haben; an die Tötung von Männern, Frauen, Kindern, deren Leben und Thun noch in den finstersten Zeiten moderner Geschichte unter dem Schutz der Gesetze stand. Von verlorenem Gut kann uns Geld entschädigen, nicht von dem Hingang friedlicher, wehrloser Menschengeschöpfe. Deutschlands Tauchbootkrieg gegen den Handel ist ein Krieg gegen die Menschheit, ein Feldzug gegen alle Völker. Amerikanische Schiffe sind versenkt, amerikanische Bürger getötet worden. Die Kunde davon und die Vorstellung der schrecklichen Umstände, unter denen diese Menschen ihr Leben verloren, hat uns heftig bewegt. Unter den selben Umständen aber sind auch Schiffe und Bürger anderer neutralen, uns befreundeten Staaten in die Wogen versenkt, auf den Meeresgrund begraben worden. Unser Gefühl kennt keinen Unterschied; es sieht in den Opfern nur Menschen. An die ganze Menschheit ist die deutsche Herausforderung ergangen. Jede Nation muß selbst Weg und Ziel ihres Handelns wählen. Unsere Wahl muß von weiser Selbstbescheidung berathen und so ruhig erwogen sein, wie unsere Wesensart und unser Interesse gemeinsam heischen. Wir wollen weder Rachsucht sättigen noch physische Kraft siegreich bewähren, sondern nur das Menschheitrecht sichern, dessen Vorkämpfern wir uns in schlichter Bescheidenheit eingliedern.

Als ich am sechsundzwanzigsten Februar vor dem Kongreß stand, glaubte ich noch, wir könnten uns begnügen, mit gewaffnetem Arm unser gutes Neutralenrecht zu vertreten, das uns gestattet, ohne Furcht vor rechtwidriger Belästigung die Meere zu befahren und unsere Mitbürger vor rechtwidriger Gewaltthat zu schirmen. Heute ist offenbar, daß bewaffnete Neutralität unserem Zweck nicht dienen würde. Die deutschen Tauchboote scheiden sich, in der nun beschlossenen und durchgeführten Art ihrer Anwendung gegen Handelsschiffe, aus dem Bereich aller giltigen Gesetze. Gegen ihren Angriff erst unsere Schiffe zu vertheidigen, ist nicht möglich. Das internationale Gesetz erlaubt Kauffahrern, den Angriff von Korsaren, Kreuzern oder anderen sichtbaren Schiffen abzuwehren,

die sie auf hoher See verfolgen. Gegen unsichtbare Schiffe kann Vertheidigung nicht wirken. Die einfachste Vorsicht, die von dem geschaffenen Zustand uns aufgezwungene Nothwendigkeit befehlen den Versuch, die Tauchboote zu zerstören, ehe sie ihre Absicht erwiesen haben. Später wäre es zu spät. Die deutsche Regirung bestreitet den Neutralen das Recht, in den von ihr abgegrenzten Seesperrgebieten irgendwelche Waffe zur Vertheidigung zu brauchen; niemals ist dieses Recht irgendwo in moderner Zeit bestritten worden. Deutschland hat angekündet, daß es die zur Vertheidigung der Handelsschiffe bestellte Mannschaft als rechtlose Piraten behandeln werde. Wider solche Anmaßung vermag bewaffnete Neutralität nicht das Allergeringste; sie würde oft gerade Das erwirken, was sie verhindern soll, und uns sicher einen Krieg aufbürden, in dem wir ohne die Rechte und die Machtmittel des Kriegführers fechten müßten. Uns bleibt also keine Wahl. Wir können uns doch nicht unterwerfen und in Demuth dulden, daß die heiligsten Rechte unserer Volkheit gebrochen werden. Das Unrecht, gegen das wir nun aufstehen müssen, ist keins der gewöhnlichen Art, sondern eins, das bis in den Wurzelgrund alles Menschenlebens hinabreicht. Des Ernstes, der Tragik dieser Stunde bin ich im Innersten bewußt. Ich muß, ohne Zaudern, die von der Verfassung mir auferlegte Pflicht erfüllen und den Kongreß auffordern: im Angesicht des neuen Vorgehens der Kaiserlichen Regirung gegen das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika den dadurch erwirkten Kriegszustand in aller Form anzuerkennen und schnell die Beschlüsse zu fassen, deren Ausführung nicht nur die stärkste Landesvertheidigung sichern, sondern, wenn wir all unsere Kräfte einsetzen, Deutschland zwingen wird, den Krieg unter den Bedingungen zu enden, die wir vorschreiben. Deutschlands Handeln ist nichts Anderes als Krieg gegen Volk und Regirung der Vereinigten Staaten. Diesen uns aufgezwungenen Krieg müssen wir mit dem Aufgebot aller Machtmittel führen. Welche Pflichtenfülle uns aus diesem Entschluß zuwächst, ist klar. Mit Rath und That müssen wir, in weitestem Umfang, mit den Völkern zusammenarbeiten, die schon im Kriege gegen Deutschland stehen, und durch die Gewährung großen Finanzkredites unsere Wirthschaftkraft ihrer gesellen. Um das Bedürfniß des Krieges, des Landes, des gesammten nationalen Lebens ganz und für die Dauer

zu decken, um in wirksamer und zugleich wirthschaftlich vorsorgender Bereitschaft zu sein, müssen wir alle Mittel der Vereinigten Staaten organisiren und mobilisiren; die Flotte schnell mit all dem Rüstzeug (dem besten, das zu erlangen ist) ausstatten, das sie besonders zum Kampf gegen feindliche Unterseeboote braucht; das Heer, die für den Kriegsfall aufgestellte Kämpferschaar, sofort um fünfhunderttausend Mann vermehren (die, nach meiner Meinung, die allgemeine Wehrpflicht auszuheben hat) und die Ermächtigung fordern, diese Zahl zu erhöhen, wenn wir mehr Krieger brauchen und, nach gründlicher Ausbildung, erlangen können. Zu Alledem braucht die Regirung Geld und muß deshalb beträchtliche Kredite von Ihnen erbitten. Da mir nicht richtig scheint, den Krieg nur mit dem von den Bürgern unseres Landes entliehenen Geld zu führen, müssen wir trachten, den Aufwandstheil, den das lebende Geschlecht abzutragen vermag, durch wohlbedachte, nach Menschenmöglichkeit gerechte Steuern zu decken. Die Ueberfluthung mit Riesenanleihen wäre ein Unglück, vor dessen bitteren Folgen wir unser Volk bewahren müssen. Mit Ehrerbietung, aber auch mit allem Nachdruck muß ich den Kongreß auf diese Pflicht hinweisen. Klugheit räth, unsere eigene Vorbereitung und Rüstung so zu besinnen und zu besorgen, daß wir dadurch nicht in der Erfüllung einer anderen wichtigen Pflicht gehemmt werden: der, den schon gegen Deutschland kämpfenden Völkern Alles zu liefern, was sie nur aus unserem Land oder mit unserer Hilfe erlangen können. Sie stehen im Feld: und unsere Aufgabe ist, zu dem Sieg, den sie dort suchen, mit aller Kraft mitzuwirken. Ich werde mir gestatten, von den zuständigen Ressorts Ihren Ausschüssen die Vorschläge machen zu lassen, deren Annahme mir zur sicheren Deckung all der verschiedenen Bedürfnisse unerläßlich scheint; und ich hoffe, daß Ihre Prüfung ergeben wird, mit welcher gründlichen Besonnenheit jede verantwortliche Behörde ihre Pläne durchdacht und ausgearbeitet hat. Im Drang dieser ungeheuer wichtigen Arbeit wollen wir aber nie vergessen, uns selbst und dem Erdtheil unsere Motive und Ziele vors Auge zu halten.

Die traurigen Ereignisse der Monate Februar und März haben meinen Geist nicht aus der gewohnten, von Vernunft gewiesenen Bahn zu drängen vermocht; und ich bin gewiß, daß auch der Geist der Nation von ihnen nicht gewandelt, getrübt wurde.

Ich denke heute genau so, wie ich dachte, als ich am zweiundzwanzigsten Januar zum Senat, am dritten und sechsundzwanzigsten Februar zum Kongreß sprach. Unser Ziel ist, jetzt wie damals: die Wahrung der Grundsätze des Friedens und der Gerechtigkeit gegen die selbstsüchtige Gewalt einer Autokratie und die Stiftung eines Bundes der wirklich freien, sich selbst regirenden Völker, der im Weltverkehr die Eintracht des Wollens und Handelns erstrebt und seinen Grundsätzen Gehorsam sichert. Wo der Friede der Welt, wo die Freiheit der Völker auf dem Spiel steht, ist Neutralität weder wünschenswerth noch möglich. Weltfriede und Völkerfreiheit sind aber so lange stets bedroht, wie eine auf organisirte Macht gestützte Regirung selbstherrisch, nur nach ihrer Willkür, schaltet und nirgends an den Willen des Volkes gebunden ist. Wir haben erlebt, wohin, unter solchen Umständen, Neutralität führt. Wir stehen an der Pforte einer Zeit, die fordern wird, daß Völker und Regirungen nach den selben Rechtsnormen handeln und, wo sie gefehlt haben, die selbe Verantwortung tragen wie jeder Bürger eines civilisirten Staatswesens. Wir sind nicht in Streit mit dem deutschen Volk, auf das wir nur aus dem Empfinden mitfühlender Freundschaft blicken. Nicht das Drängen des deutschen Volkes trieb die deutsche Regirung in den Krieg. Das Volk wußte nichts, erfuhr nichts, wurde nicht zu Urtheilsfindung berufen. Der Entschluß zum Krieg entstand gerade so wie in den fernen, traurigen Tagen, wo man, ohne das Volk zu fragen, Kriege erzwang oder erklärte, weil man meinte, daß sie Herrscherhäusern nützen oder einem kleinen Klüngel Ehrgeiziger zinsen würden, die sich gewöhnt hatten, ihre Mitbürger als Werkzeug und Pfand zu benutzen. Völker, die sich selbst regiren, denken nicht daran, Nachbarländer mit Spionen zu übersäen und durch heimliche Zettelung eine Krisis zu erwirken, die ihnen die ersehnte Gelegenheit zu Schlag und Eroberung liefert. Solches Planen gedeiht nur unter dichter Hülle; nur da, wo Niemand das Recht hat, Fragen zu stellen. Schlau ersonnene Pläne für Trug oder Ueberfall, die, vielleicht, ein Geschlecht dem anderen als Vermächtniß hinterließ, sind nur in der Heimlichkeit eines Hofes oder im sorgsam gehüteten Vertrauensbezirk einer, abgeschlossen, im Vorrecht wohnenden Kaste zu fördern. Sie werden, der Menschheit zum Heil, da vereitelt, wo Oeffentliche Meinung befiehlt und volles Licht über alle

der Nation wichtigen Angelegenheiten fordert. Ein festes, haltbares Abkommen über den Frieden ist nur unter Demokratien möglich; von einer selbstherrischen Regirung ist nicht zu erwarten, daß sie solchem Abkommen unter allen Umständen treu bleiben und in seinem Sinn handeln werde. Nur einträchtige Ueberzeugung kann den Bund der Ehre knüpfen, den die Welt ersehnt und braucht. Intriguen würden sein Leben entkräften, Verschwörungen kleiner, zum Schein dem Bund eingefügter Gruppen, die insgeheim Pläne schmieden könnten und nirgends zu Rechenschaft zu ziehen wären, würden den Giftstoff bis in das Herz der Vereinigung schleppen. Nur freie Völker können, mit Ueberzeugung und Ehre, ohne Schwanken, dem Gemeinschaftziel allgemeinen würdigen Friedens zustreben; nur sie sind bereit, den Sondervortheil beschränkter Schichten dem großen Menschheitinteresse zu opfern.

Fühlt nicht jeder Amerikaner, wie kräftig die wunderbaren, das Herz erwärmenden Vorgänge, deren Schauplatz in den letzten paar Wochen Rußland war, unser Hoffen auf Weltfriedenssicherung nähren? Wer Rußland, nicht nur die Oberfläche, kannte, hat nie gezweifelt, daß es im Urgrund, im Triebleben, in der Wurzel seines Denkens, in Lebensgewohnheit und intimer Umgangsform immer demokratisch war. Die Autokratie, die krönende Zinne seines Staatsgebäudes, war nicht Rußland; lange hielt sie sich in fürchterlicher Macht, doch nie vermochte sie das Wesen, den Willen Rußlands in ihre Farbe zu kleiden. Nun ist sie zertrümmert: und das große, edle Russenvolk reiht sich in majestätischer Einfalt und Kraft der Schaar ein, die für den Frieden der Erde, für die Freiheit der Völker, für das Ideal der Gerechtigkeit ficht. Dem Bund der Ehre ist ein neuer, würdiger Genosse erstanden.

Einen der Gründe, die uns in die Ueberzeugung trieben, daß die preußische Selbstherrschaft uns nicht freundlich gesinnt war noch je sein konnte, muß ich stark betonen. Seit Krieg ist, hat diese Autokratie in unserem Land ihre Spione in arglose Körperschaften, sogar in die Amtsstuben unserer Regirung eingeschmuggelt und durch verbrecherische Zettelei die nationale Einheit, den inneren Frieden, die Industrie und den Handel zu stören versucht. Heute ist, über jeden Zweifel hinaus, gewiß, daß sie schon vor dem Krieg hier Spione hielt; und nicht Vermuthungen, sondern vor unseren Gerichten erwiesene Thatsachen haben leider gelehrt, daß

die Intriguen, die oft den inneren Frieden und das nationale Gewerbe mit naher Gefahr bedrohten, von Beamten, die von der Kaiserlichen Regirung bei uns beglaubigt waren, angestiftet, gefördert, sogar persönlich geleitet wurden. Noch in dem Versuch, dieses Gewebe zu entwirren und wegzufegen, ließen wir uns, wo es irgend möglich war, von Großmuth leiten: weil wir wußten, daß so häßliche Dinge nicht aus feindsäligem Gefühl oder Wollen des deutschen Volkes kamen (das sicher eben so wenig wie wir selbst davon gehört hatte), sondern aus dem eigennützigen Planen einer Regirung, die, ohne ihr Geheimniß dem Volk zu entschleiern, thut, was ihr beliebt. Nach Alledem mußten wir uns schließlich überzeugen, daß diese Regirung nicht freundschaftlich für uns empfindet, sondern bereit ist, wann es ihr paßt, unseren Frieden zu stören, unsere Sicherheit zu gefährden und, wie die aufgefangene Note des Staatssekretärs Zimmermann an den Deutschen Gesandten in Mexiko deutlich gezeigt hat, unter unseren Augen als Feind gegen uns zu wirken. Den Fehdehandschuh, der uns zugeworfen wurde, heben wir auf: weil wir überzeugt sein müssen, daß eine Regirung, die mit solchen Mitteln arbeitet, niemals uns aufrichtig befreundet sein kann, und weil die organisirte Macht, die stets auf der Lauer liegt und die für die Ausführung irgendeines Planes günstigste Stunde abwartet, alle Demokratien der Erde gefährdet. Deshalb heben wir den Fehdehandschuh auf, den der geborene Feind aller Freiheit uns hinwarf, und werden keinen Kraftaufwand scheuen, der seine Anmaßung bändigen, seine Macht vernichten kann. Wir sehen jetzt, was ist, haben den Schleier trügenden Scheines gelüftet und sind glücklich in dem Bewußtsein, für den Frieden der Welt, für die Freiheit aller Völker, jeder großen und kleinen Nation, auch der deutschen, zu kämpfen. Wir waffnen uns für das Menschenrecht, auf jedem Erdfleck selbst zu bestimmen, wie man leben und wem gehorchen wolle. Die Welt verlangt nach sicherer Bürgschaft für das Dasein der Demokratien; nur aus dem bewährten Grunde der Freiheit kann ihr Friede erblühen. Nicht der Selbstsucht wollen wir dienen, niemals von ihr uns das Ziel zeigen lassen. Wir streben nicht nach Eroberung und Herrschaft. Wir fordern nicht Entschädigung von den Kosten, nicht irgendwie greifbaren Ersatz der Opfer, die wir ohne Knauserei bringen werden. Wir sind nur ein Mitkämpfer in dem für das

Menschheitrecht mobilisirten Heer und werden zufrieden sein, wenn dieses Recht so fest verbürgt worden ist, wie Völkerfreiheit und guter Wille es vermag. Weil wir ohne Wuth in den Kampf gehen und nicht ein Ziel des Eigennutzes erreichen, sondern nur erlangen wollen, was allen freien Völkern nützt, gerade deshalb, hoffe ich, werden wir den Krieg ohne blendende, bethörende Leidenschaft führen und mit stolzer Strenge uns an die Grundsätze und ehrlichen Spielregeln halten, für die wir zu fechten behaupten.

Wo der Krieg das einzige Mittel zur Vertheidigung unseres Rechtes ist, sind wir gezwungen, ihn zu führen; nur da. Und auch im Krieg noch können wir dem edlen Geist höchsten Rechtes und redlichen Anstandes um so leichter treu bleiben, als uns nicht wilder Haß leitet. Wir sind nicht in Feindschaft gegen ein Volk, wünschen nicht, irgendeiner Nation Weh oder Schaden zu bereiten, sondern heben die Waffe gegen eine Regirung, die sich nicht verantwortlich fühlt und in ihrem Amoklauf alle Bedenken des Rechtes und der Menschlichkeit von sich wirft. Erlauben Sie mir, zu wiederholen, daß wir aufrichtige Freunde des deutschen Volkes sind und keinen sehnlicheren Wunsch haben als den nach rascher Wiederkehr des Vertrauensverhältnisses, das dem Vortheil beider Länder dient. Das zu glauben, mag den Deutschen jetzt schwer werden; aber ich sage es in aller Aufrichtigkeit. Weil Deutschlands Freundschaft uns so werthvoll ist, haben wir von seiner Regirung in all diesen bitteren Monaten so viel hingenommen; haben ihr eine Geduld und Nachsicht gezeigt, die sonst ganz unmöglich gewesen wäre. Und noch jetzt bleibt, zu unserer Freude, an jedem Alltag uns die Möglichkeit, dieses Freundschaftempfinden den Millionen zu bewähren, die, Männer und Frauen, in Deutschland geboren, ihrer Heimath anhänglich sind und nun in enger Gemeinschaft mit uns leben. Unser Stolz wird sein, dieses Empfinden Jedem und Jeder von ihnen so lange zu erweisen, wie sie, in der Stunde der Prüfung, durch ihr Handeln dem Nächsten und der Regirung unseres Landes sich als ehrliche Menschen offenbaren. In ihrer Mehrheit sind sie so aufrichtig treue Amerikaner, als hätten sie niemals andere Treue und Bürgerpflicht gelobt. Ohne Zögern werden sie sich auf unsere Seite stellen und das Häuflein Derer, die sich in Ansicht und Absicht von der Mehrheit abspalten wollen, in die ihm ziemenden Schranken weisen. Wo sich der Wille zu Treubruch regt, wird er

mit fester Hand, mit unerbittlicher Strenge unterdrückt werden; wir stehen aber auf dem Glauben, daß Solches selten geschehen und nur von schlechten Leuten ohne Rechtsgefühl begünstigt werden wird.

So zu den verehrten Kongreßmitgliedern zu sprechen, gebot eine leidig harte Pflicht. Vor uns liegen Monate, die vielleicht schwere Prüfung bringen und ernste Opfer von uns fordern werden. Furchtbar ist die Vorstellung, dieses große Volk friedlicher Menschen in einen Krieg zu führen, gar in den gräßlichsten, an Verwüstung reichsten Krieg, den die Erde je sah. Das Schicksal der ganzen Civilisation scheint an dem Wägbalken zu hängen. Doch das Recht hat höheren Werth als der Friede. Und wir werden für Güter kämpfen, die unserem Herzen immer die theuersten waren: für Demokratie, für den gerechten Anspruch der einer Obrigkeit Unterthanen auf Mitwirkung zum Staatsgeschäft, für das Recht und die Freiheit kleiner Völker, für die Weltherrschaft des Rechtes und für einen Bund freier Nationen, der allen das Reich sicher behüteten Friedens bringen und die Welt, endlich, von Schreckensgewalt erlösen will. Der Hoffnung, an dieses Ziel zu gelangen, weihen wir Leben und Besitz, Alles, was wir sind und haben, in dem stolzen Bewußtsein, daß der Tag angebrochen ist, der Amerika aufruft, Blut und Macht an den Kampf für die Grundsätze zu wagen, dem es sein Leben, sein Glück und das kostbare Gut des Friedens verdankt. Gott helfe uns; wir können nicht anders handeln.“

Die Hauptsätze aus den Antworten der vier Präsidenten. „In der Stunde, da die edle Regung Eurer Excellenz die große, dem Ideal, dem geistigen Vermächtniß der Väter treue Amerikanerrepublik zu den Waffen, zur Vertheidigung des Rechtes und der Freiheit ruft, erbebt Frankreich in brüderlichem Empfinden. Ich bin gewiß, die Stimme allen französischen Denkens zu sein, wenn ich, Ihnen und dem ganzen Volk Amerikas, sage, wie stolz und glücklich wir, Alle, in dem Bewußtsein sind, daß unser Herz abermals in gleichem Takt mit Eurem schlägt. Dieser Krieg hätte nicht seine volle Bedeutung erlangt, wenn nicht der Feind selbst den Eingriff der Vereinigten Staaten erzwungen hätte. Klarer als je zuvor erkennt nun jeder unbefangene Geist, daß die deutsche Kaiserei, die den Krieg gewollt, vorbereitet und erklärt hat, sich in dem Wahnsinnstraum von Weltherrschaft wiegte. Nur die Empörung des Menschheitgewissens hat sie zu erwirken vermocht. Vor dem

Weltall sind Sie, in unvergeßlicher Sprache, der beredte Wahrer des geschändeten Rechtes und der bedrohten Civilisation geworden. Das ehrt Sie, Herr Präsident, und Ihr edles Land. Ich bitte Sie, in mir den ergebensten Freund zu sehen." (Präsident Poincaré an Woodrow Wilson.) „In uns ist, in Allen, das Gefühl, daß Großes geschehen ist, Etwas, das über die Maße eines politischen Ereignisses hinaus ragt. Die friedlichste Demokratie der Erde tritt neben uns und unsere Genossen, tritt in den Krieg: die Bedeutung dieses Schrittes ist in aller Geschichte keinem anderen vergleichbar. Nachdem es zur Bekräftigung seiner Friedfertigkeit alles Erdenkliche gethan hat, spricht das große Amerikanervolk in feierlicher Form aus, daß es in dem ungeheuren Kampf des Rechtes gegen Gewalt, der Civilisation gegen Barbarei nicht neutral bleiben kann; daß es durch Ehrenpflicht gezwungen wird, die mühsam, in Gemeinschaftarbeit aller gesitteten Völker, geschaffenen Völkerrechtsgrundsätze gegen dreisten Bruchversuch zu vertheidigen. Und mit dem selben Athem spricht es aus, daß es nicht für Sondervortheil kämpft, weder Eroberung noch Entschädigung will, sondern nur den Sieg des Rechtes und der Freiheit erstrebt. Die Größe, der Adel dieses Handelns empfängt das schönste Licht von der schlichten Klarheit, in die das würdige Haupt der großen Demokratie seine Rede gekleidet hat. Wäre irgendwo in der Welt über den tiefsten Sinn des uns aufgezwungenen Krieges auch nur der leiseste Zweifel geblieben: vor dem Wort des Präsidenten der Vereinigten Staaten müßte er weichen. Dieses Wort offenbart Jedem das Wesen des Streites: als eines, der zwischen den Freiheitanspruch moderner Gesellschaften und dem Herrschaftanspruch der noch dem Militärdespotismus unterthanen Gesellschaften schwebt. Deshalb wird diese Botschaft, diese Ankündung nahender Welterlösung bis in die Tiefe des Menschheitherzens widerhallen. Das Volk, das im achtzehnten Jahrhundert, unter der Einwirkung unserer Philosophen, die Menschenrechte verkündete, Washington und Lincoln in den Heldenrang hob, im neunzehnten Jahrhundert, um die Erde von Sklaverei zu säubern, sich selbst zerfleischte, dieses Volk war würdig, der Welt solches Beispiel zu geben. In Treue steht es zu dem Vermächtniß der Männer, die seine Unabhängigkeit sicherten, und beweist, daß die Wunderblüthe seiner Wirthschaft, der Industrie

und Finanz in ihm nicht das Sehnen nach dem Ideal geschwächt hat, ohne das eine Nation sich niemals groß nennen darf. Neben der Trikolore wird bald nun das Sternenbanner wehen: unsere Hände werden sich in einander schlingen, unsere Herzen in Einklang schlagen. Nach all dem heldisch getragenen Leid, nach all der Trauer und Verwüstung naht dem Gefühl, das in so langer Prüfung uns beseelte und aufrecht hielt, ein neuer Frühling. Die mächtige, die entscheidende Hilfe, die uns aus den Vereinigten Staaten kommt, wird nicht nur im Materiellen, wird viel mehr noch im Bereich sittlicher Werthe wirksam sein und uns im Innersten wahrhaft stärken. Ringsum erwacht, in allen Völkern, das Gewissen und allgewaltig ist der Empörungschrei über die uns angethanen Frevel. Wir sehen, wir hören: und empfinden tiefer als je, daß wir nicht für uns nur und für unsere Gefährten kämpfen daß unser Kampf um Unsterbliches geht, unser Mühen eine neue Weltordnung vorbereitet. Drum wird unser Opfer nicht fruchtlos wird das von Frankreichs Söhnen vergossene edle Blut der Saft sein, der die Gedanken der Gerechtigkeit und der Freiheit in Frucht treibt und den Acker der Völkereintracht nährt." (Ministerpräsident Alexandre Ribot im Parlament.) „In seiner Persertragoedie spricht Aischylos: ‚Lasset die Frechheit keimen: aus ihr wird die Aehre des Verbrechens wachsen und in der Erntezeit werdet Ihr Schmerz heimsen.' Heute dürfen wir sprechen: ‚In der Verbrechensähre birgt sich auch die Rache: und auf die Ernte der Schmerzen folgt nun die Ernte der Gerechtigkeit.' Der Schrei der von ekler Schandthat in Abgründe geschleuderten Kinder und Frauen hallt von einer Erdgrenze bis an die andere. Das Gebein Washingtons und Lincolns erbebt: und die große Seele dieser Männer ruft Amerika zu den Waffen. Und gilt es etwa nur, Amerikaner zu rächen und den Bruch von Verträgen zu sühnen, unter denen Amerikas Name steht? Nein. Die unvergänglichen Wahrheiten der Botschaft von 1776, die heilige, von La Fayette und Rochambeau verfochtene Sache, das reinem Gewissen entsprossene Ideal, dessen Verkündung das Weltziel der großen Republik ward, Sittlichkeit, Ehre, Freiheit: vom Abglanz dieser höchsten Seelengüter schimmern die Falten des Sternenbanners. Die im Geist des Evangeliums erzogenen Puritanerenkel aus Neu-England, die, unter Gottes Auge, aufstehen, um Lüge und Meineid, Raub

und Mord, Knechtung und Schändung, Marterung und Vernichtung, alles Höllengebild des bösen Genius zu strafen; Katholiken, die das wilde Wühen gegen ihre Kirchen und deren Heiligenbilder, die Zerstörung von Loewen und Reims, wie ihrem Glauben angethane Schmach, mitten ins Herz getroffen hat; Hochschullehrer, die sich als Wächter des Rechtsgedankens fühlen; Industrielle aus Ost und den Staaten der Reichsmitte; Pflanzer und Züchter aus Westen; Arbeiter und Handwerker, denen die Versenkung der Schiffe und das Stocken des Handels den Taglohn, die Möglichkeit der Lebensfristung zu entreißen droht und die von der Schändung der nationalen Flagge empört sind: Alle sind nun zum Kampf gegen die aberwitzige Anmaßung geschaart, die den Himmel, die Erde, das Meer, die Seelen in Knechtschaft zwingen will. In der Stunde, da, wie in der Heldenzeit des Freiheitkrieges, die Amerikaner an unserer Seite kämpfen wollen, müssen wir noch einmal das Ziel unseres Strebens zeigen. Wir wollen keinen Menschen hindern, in Freiheit zu leben, zu arbeiten, Handel zu treiben. Preußens Tyrannei aber ist für die Neue wie für die Alte Welt, für Britanien wie für Rußland, für Italien wie für Oesterreich und am Ende für Deutschland selbst eine Gefahr geworden. Von seiner junkerlichen Kriegerkaste durch den gemeinsamen Kraftaufwand aller Demokratien die Welt zu befreien und auf das Recht fest den Frieden zu gründen: Das ist ein dem Heil der Welt förderliches Werk der Menschheiterlösung." (Kammerpräsident Deschanel.)
„Ich bin, glaube ich, der erste englische Minister, der, im Namen des Volkes, die Amerikaner als Waffengefährten begrüßt. Das macht mich froh; nicht nur, weil diese große Nation ihre ungeheure Kraft in unseren Bund einfügt, sondern auch, weil ich Demokrat bin. Erst der Eingriff der Vereinigten Staaten giebt dem Krieg die endgiltige Prägung eines Weltkampfes gegen selbstherrischen Militarismus. Nie haben die Vereinigten Staaten für Anderes gekämpft als für die Freiheit; nicht ein einziges Mal. Und nie ist für die Freiheit ein gerechterer Krieg geführt worden als der, in den sie jetzt eingetreten sind. Sie haben lange gewartet. Mancher Amerikaner erinnerte sich wohl der Thatsache, daß Europa Erobererkriege gekannt hat, und hegte den Verdacht, die Könige könnten wieder ihre alten Kniffe anwenden. Jetzt ist der große Kampf für die Erlösung der Menschheit. Amerika wußte,

natürlich, nicht, was wir in Europa von der preußischen Militärkaste auszustehen hatten. Preußen ist keine Demokratie. Nach dem Krieg, sagt der Kaiser, wird es eine sein. Diesmal, glaube ich, ist er im Recht. Einstweilen aber ist Preußen weder eine Demokratie noch auch nur ein Staat. Was denn? Ein Heer. Es hat große, höchster Leistung fähige Industrien, ein weithin ausgebautes Erziehungsystem, Schulen aller Grade, Wissenschaftpflege; Alles aber ist dem einen Zweck unterthan: mit einem unbesiegbaren Heer die Welt in Schrecken zu halten. Das Heer ist für Preußen die Lanzenspitze; alles Andere ist nur der Schaft. Das steht uns, in diesen alten Ländern, vor dem Auge. Dieses preußische Heer hat in neuster Zeit dreimal für Landzuwachs und Herrschaft gekämpft. Was dieser Zustand bedeutet, weiß Europa; und hat ihn satt. Auf den Straßen, Paradeplätzen, Manöverfeldern Preußens ist ein ewiges Gedröhn von den Tritten dieser Legionen. Das ist dem Kaiser in den preußischen Kopf gestiegen. Bis in den Traum hörte ers und wurde trunken davon. Er schrieb der Welt Gesetze vor und that, als sei Potsdam ein neuer Sinai, auf dem er, dicht in Wolken gehüllt, den Blitzen gebiete. Keine Selbsttäuschung: unserem Erdtheil war nicht wohl zu Muth; Europa war halb schon eingeschüchtert, war in steter Sorge und wußte nur nicht, wann das Gewitter, das heraufzog, sich entladen werde. Die allein nützliche Arbeit für das Volkswohl war in all den Staaten gelähmt, über denen die Wolke der preußischen Drohung hing. Nichts Anderes bezeichnet so deutlich das Wesen Preußens wie die Hindenburg-Linie. Was ist denn Das? Diese durch das Gebiet anderer Völker gezogene Linie bedroht jeden ihnen Zugehörigen, der sie überschreiten will, mit Lebensgefahr. Und seit fünfzig Jahren ist diese Linie in vielen Ländern gezogen worden. Vor ein paar Jahren wurde in Frankreich der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten auf Preußens Wunsch aus dem Amt gejagt. Warum? Was hatte er gethan? Nur, was jeder Minister eines unabhängigen Staates mit vollem Recht thun kann; doch er hatte die von der Einbildung des preußischen Despotismus auf Frankreichs Erde gezogene Linie überschritten: und mußte vom Platz weichen. Jetzt hat sich Europa, endlich, in den Entschluß aufgerafft, dafür zu sorgen, daß Preußen selbst durch die Hindenburg-Linie abgegrenzt werde. Das muß sein; es giebt keine andere Möglichkeit, Europa

und die Welt zu befreien. Amerika war schließlich der selben Prüfung ausgesetzt wie Europa. Deutschland sagte, als handle sichs um sein gutes Recht, den Amerikanern, sie dürften nur noch auf eigene Gefahr über den Atlantischen Ozean fahren; es versenkte, ohne Warnung, amerikanische Schiffe und tötete amerikanische Bürger. Die Hindenburg-Linie an Amerikas Küste: wer sie zu überschreiten wagt, stirbt. Amerika fragt: ‚Was ist denn da?‘ Deutschland antwortet: ‚Das ist unsere Sperrlinie; über die dürft Ihr nicht.‘ Wieder nimmt Amerika das Wort; und sagt: ‚Diese Linie gehört nicht an den Atlantic, sondern an den Rhein; und wir wollen Euch helfen, sie dort zu ziehen.‘ Und jetzt geht es los. Daß der Kampf um die Freiheit geht, wird durch zwei große Thatsachen klar erwiesen: durch Amerikas Eingriff und durch die russische Revolution. Als im achtzehnten Jahrhundert Frankreich Soldaten in den Amerikanerkampf für Freiheit und Unabhängigkeit schickte, war es selbst noch einem Selbstherrscher unterthan. Aus dem Kampf um die Freiheit aber, aus der Luft, dem Athem der Freiheit brachten die Franzosen den Drang nach Freiheit heim: und ihr Vaterland wurde frei. Eben so ists nun den Russen geworden. Für die Freiheit Serbiens, Montenegros und auch Bulgariens nahmen die Russen die Last des Krieges auf sich. Sie wollten Europa, wollten sich selbst befreien. Das haben sie gethan. Und sie werden im tiefsten Sinn frei werden, wenn (wie wir glauben dürfen) sie erkennen, daß die Freiheit nur durch nationale Zucht gesichert werden kann. Ich habe mir die Frage gestellt: Warum hat Deutschland im dritten Kriegsjahr Amerika herausgefordert, auch dieses Land noch zum Eintritt in den Krieg gezwungen? Mit vorbedachter Absicht; daran bleibt kein Zweifel. Mancher meint, Deutschland habe gehofft, ein Theil der in Amerika lebenden Leute werde die Kriegserklärung hindern. Das war mir immer unwahrscheinlich. Jetzt hat der Feldmarschall Von Hindenburg in einer Interview die Antwort gegeben. Er glaubt, der Unterseekrieg werde die internationale Schiffahrt so völlig vernichten, daß England außer Gefecht gesetzt ist, ehe Amerika bereit sein kann. Nach seiner Rechnung könnte es nämlich erst in einem Jahr bereit sein. Der Mann kennt Amerika nicht. Wenn es, denkt er, bereit ist, findet es keine Schiffe mehr, die seine Truppen aufs Schlachtfeld bringen könnten. Deshalb hat Amerika für ihn gar keine Bedeutung; es hat ja keine

Schiffe! So sieht die deutsche Rechnung aus. Wir müssen, Alle, Großbritanien, die Vereinigten Staaten und die anderen Bundesgenossen, dafür sorgen, daß die Hindenburg-Rechnung als eben so brüchig erwiesen werde wie die Hindenburg-Linie. Die ist, wie wir heute wissen, schon durchbrochen. Den Weg in Sieg weist, die Bürgschaft, die Gewißheit des Sieges giebt uns das eine Wort: Schiffe! Zum zweiten Mal: Schiffe! Zum dritten Mal: Schiffe! Das weiß Amerika; und baut heute schon Schiffe für den Atlantic. Tausend? Nein: dreitausend. Mir scheint, Deutschlands Militärköpfe fangen allmählich zu merken an, daß sie wieder einen Rechenfehler gemacht haben; einen tragischen, dessen Folge Unheil und Zusammenbruch sein wird. Wir (entschuldigen Sie mich, bitte, von der Wiederholung des Satzes) sind ein Volk, das langsam, aber sicher vorgeht. Langsam und nach manchem thörichten Irrthum sind wir dahin gelangt, wo wir heute stehen. Wir haben Dummheiten gemacht. Das thun wir immer. Beim Ausschachten unserer Linie haben wir keine Dummheit vermieden; aber wir hatten auch was zu knabbern. Mit aller schuldigen Hochachtung möchte ich Amerika bitten, unsere Dummheiten gründlich zu studiren; dann kann es da anfangen, wo wir heute sind; und nicht da, wo wir vor drei Jahren waren. Wir standen vor Neuland, kannten die Wege nicht und hatten keine Karten. Wir mußten uns dem Instinkt anvertrauen: und habens geschafft. Amerika hat uns schon geholfen. In Amerika habe ich die Maschinen bestellt, die zur Herstellung tauglichen Geschützes nöthig sind. Daraus wurden die Kanonen (nicht alle), deren Geschoß die Gräben und Stacheldräthe der Deutschen verschütteten und zerrissen und in der großen Schlacht bei Arras uns den vollen Sieg erstreiten halfen. Für die preußische Militärautokratie wars ein schwarzer Tag, als sie die große Republik des Westens zum Kampf herausforderte. Wir wissen, was Amerika kann, und, daß es, einmal in Krieg gezwungen, seine ganze Kraft aufwenden wird. Sein Krieg wird stark, wirksam, siegreich sein; und danach wirds noch Wichtigeres thun: einen wohlthätigen Frieden sichern. Ich habe diese drei Jahre, mit all ihren Sorgen und Aengsten, durchgemacht und wäre der schäbigste Kerl der Welt, wenn ich nicht ausspräche, daß Amerikas Beistand uns zu herzlichster Freude Grund giebt; aber ich schäme mich auch nicht des Bekenntnisses: Noch froher bin ich der Gewißheit, daß neben uns, wenn die Verhandlung

über den Frieden beginnt, Amerika am Konferenztisch sitzen wird. Diese Konferenz wird das Schicksal der Völker und den Lauf des Menschheitlebens auf Jahrhunderte hinaus (Gott weiß, auf wie viele) bestimmen. Für die ganze Menschheit wäre es ein tragisches Verhängniß geworden, wenn Amerika nicht dabei wäre und alle Macht, alles Ansehen, das sein muthiger Eintritt in den großen Kampf für das Recht ihm erworben hat, in die Wägschale würfe. Jetzt sehe ich den künftigen Frieden: einen wahrhaftigen, nicht einen, der neue Rüstung, neuen Krieg, neue Blutvergeudung ermöglicht. Unsere Welt war einst Ozean; und Europa stand immer unter der Drohung des Schwertes. Als der Krieg anfing, waren zwei Drittel des Erdtheiles unter Selbstherrschaft. Heute ists anders. Frankreichs Demokratie verwarf den Krieg, Englands bebte und schauderte vor ihm und wäre ohne den deutschen Einbruch in Belgien niemals in den Siedekessel zu bringen gewesen. Demokratien wollen keinen Krieg und kämpfen nur für den Frieden; wenn in Preußen das Volk regirt hätte, wäre nicht Krieg. Die Geschichte kennt Epochen, wo die Welt still zu stehen scheint, und andere, wo die Ereignisse sich mit so schwindelnder Schnelle überstürzen, daß in den Zeitraum eines Jahres gepreßt wird, was sonst kaum in Jahrhunderten Platz fand. In einer Epoche der zweiten Art leben wir. Vor sechs Wochen war Rußland Autokratie: heute ists fast allen Demokratien voraus. Heute wüthet der wildeste Vernichtungskrieg aller Erdgeschichte: morgen (vielleicht wirklich schon morgen) wird der Krieg von der Liste menschlicher Verbrechen gestrichen werden. Ist, was wir erleben, der gewaltsame Ausbruch der Winterswuth vor dem Endsieg des Sommers? Ueber die tapferen Krieger, die im Namen Kanadas und unserer Heimath (die alt ist, aber bewiesen hat, daß man sie nicht verlebt nennen darf) den Feind am vorigen Montag in Flucht schlugen und vierzig Meilen französischer Erde von dreijähriger Besudelung durch Gewissenlose säuberten, ist geschrieben worden: ‚Ihr Angriff begann, als Tag wurde.‘ Dieses Wort birgt tiefen Sinn. Das Ende der finsteren türkischen Schreckensherrschaft, die seit Jahrhunderten die sonnigsten Erdgefilde umwölkte, Rußlands Befreiung von Druck, der wie ein Bahrtuch auf ihm lastete, die Botschaft, die Präsident Wilson, als Vertreter seines großen, starken Volkes, in die Welt gehen ließ: Das sind Vorboten des Sonnenaufganges. ‚Ihr Angriff be-

gann, als Tag wurde.' Unter dem Strahl der aufgehenden Sonne rückten unsere Männer vor. Und über Franzosen, Amerikanern, Briten, Italern, Russen, auch über Serben, Belgiern, Rumänen wird bald die Sonne des herrlichsten Tages leuchten." (Premierminister Lloyd George im londoner American Luncheon Club.)

Von dem Akademiker Poincaré, dem oft nachgerühmt wurde, daß er in Frankreich das schönste Französisch spreche, (und zu dessen Nachfolge Herr Paul Deschanel, in unverbrauchter Eleganz des Leibes und Geistes, sich nun bereitet), bis zu dem genialisch überkräftigen, „mit der Milch heißer Menschenliebe genährten" Praktiker und urbritischen, an Swift erinnernden Humoristen Lloyd George: vier Redner ersten Ranges. An ihre Kunst reicht Wilsons nicht heran. Dennoch wird seine Rede bald, neben denen der Demosthenes, Cicero, Pitt, Mirabeau, Robespierre, Bismarck, Gambetta, in den Schullesebüchern stehen; und alle, die zuvor und zugleich waren, überglänzen: weil sie von der Lippe eines Staatshauptes kam, das sprach wie keins je in der Menschheitgeschichte, das sich in das Bekenntniß zu nicht weichlichem Idealismus erkühnte und in stickiger, tausendfach vom Athem Unsauberer hin und her geschobener Luft den Muth zu Neuem fand. Am dreiundzwanzigsten Januartag, der Wilsons Friedensbotschaft in den Senat brachte, hörte die Welt die erste Stimme, die in klaren, gründlich vorbedachten Worten, nicht im Schleier zager Wünsche, den Weg in die Möglichkeit haltbaren Erdfriedens wies; am dritten April vernahm sie aus dem selben Mund eine Kriegskündung, wie keine je war, seit Staaten sind. „Wir wollen weder Rachsucht sättigen noch physische Kraft siegreich bewähren. Wir stehen an der Pforte einer Zeit, die fordern wird, daß Völker und Regirungen nach den selben Rechtsnormen handeln und, wo sie gefehlt haben, die selbe Verantwortung tragen wie jeder Bürger eines civilisirten Staatswesens. Wir sind nicht in Streit mit dem deutschen Volk, auf das wir nur aus dem Empfinden mitfühlender Freundschaft blicken. Wir streben nicht nach Eroberung und Herrschaft. Wir fordern nicht Entschädigung von den Kriegskosten, nicht irgendwie greifbaren Ersatz der Opfer, die wir ohne Knauserei bringen werden. Wir kämpfen für Demokratie, für die freie Mitwirkung aller Bürger zum Staatsgeschäft, für die Weltherrschaft des Rechtes und für einen Bund freier Nationen, der allen das Reich

sicher behüteten Friedens bringen will." Das war noch nicht; niemals ein Volk, das bei freiwilligem Eintritt in gräßlich wüthenden Krieg nicht auf irgendwelchen Gewinn nur, nein, auch auf jeden Ersatz der Kosten verzichtete (für deren Anfangsbetrag es am Tag dieses öffentlichen Verzichtes fünfunddreißigtausend Millionen Mark bewilligte). Selbsttäuschung wäre jetzt Todsünde. Amerika konnte, wenn es neutral blieb, in diesem Krieg (nicht durch Waffenlieferung, aus der nur ein winziger Theil seiner Einkunft stammt, sondern durch Weltversorgung) unermeßliche Schätze häufen: und verschmäht die Fortdauer nie erschauten Konjunkturgeschäftes und bebürdet sich mit einer Ausgabenlast, die kein anderes Reich ohne ernste Schädigung seiner Gesundheit tragen könnte. Dumme und heute deshalb frevle Selbsttäuschung wäre auch die Verkenntniß der Thatsache, daß Präsident Wilson, trotz allem Schimpf, den zwei rüstig entamtete Direktoren der Darmstädter Bank und andere Lebenserheiterer auf ihn schleudern, trotz Allem, was begreifbarer deutscher Groll ihm als Schuld einkerben mag, auf der bewohnten Erde jetzt der geliebte Vertrauensmann erdrückender, täglich noch schwellender Mehrheit ist. Schon im zweiten Kriegsmonat habe ich hier gefragt, ob es würdig, ob nöthig sei, jeden Feind tückischer Niedertracht zu zeihen; ob nicht von Heer und Hirn der Krieg nobel geführt werden könne. „Ringsum Schufte, Eidbrecher, Strolche, schamlose Meßbudenkrämer und mittendrin Fridolin mit Krupps Festungpillen: wer glaubts? Nur aus Krieg gegen saubere, muthige Menschen ist Ruhm zu holen; keinem anderen dürfte solcher Strom deutschen Blutes fließen." Aus Militaristenköpfen, die eben so schwer verbesserlich sind wie Bäckerbeine und Schneiderhämorrhoiden, kam die höchst putzige Mahnung, sich nicht etwa von Amerika foppen zu lassen, das gar nicht an Krieg gegen Deutschland denke, nur die Gelegenheit zur Rüstung gegen Japan und Mexiko nütze. Wer sich solche Kinderei vom Hals hält (wahrscheinlich arbeitet der kühle Weise Balfour in Washington jetzt für den hier oft vorausgesagten anglo-amerikanischen Bund mit Japan und China, in den das freie Rußland sich morgen einknüpfen kann), wer die Schlagwörter Alberner wie Pech meidet und Selbstblendung scheut, darf nicht verkennen, daß die Vereinigten Staaten und ihr gelehrter, bis 1915 von hundert Deutschenfedern gepriesener Präsident, dessen Rede in Luthers wormser Endwort ausklang, entschlossen sind, mit dem Einsatz der ganzen

Volkskraft und aller ihrem Erdtheil erlangbaren Wirthschaft- und Kriegmittel den Kampf für ein Ideal zu wagen. Ein in rauher Wirklichkeit haltbares oder ein trügendes: es ist. Alles Mühen, dieses Ideal mit Worten zu „widerlegen", die ganze Ideologie der Feinde an jeder Kante mit billig erhökertem Hohn zu zerbeizen, müßte ertraglos bleiben. Wie wäre ein Gedankenbau zu stürzen, dessen innerste Fügung noch gar nicht begriffen ward?

Verständniß ist, nicht Widerlegung, zunächst nothwendig. Herr Wilson hat selbst betont, daß er „eingleisig denke"; nicht den Ruhm pfiffiger Verschmitztheit, nur den in Schlichtheit majestätischen Menschenverstandes erstrebe. Von der ersten Kriegsstunde an war sein Ziel, der Vermittler des Friedens zu werden. Weil dieses Amt unsterbliche Namensdauer verheißt? Vielleicht. Weil er sein Leben lang in Friedenssicherung die höchste Wohlthat sah, die ein Mensch der Menschheit spenden könne? Gewiß. Auch Nutzensbedenken und Idealismus können, wenn ein gesundes Hirn Beide gebar, sich auf ein Gleis bescheiden; müssen, wo dieses Hirn das Schicksal großer Volksgemeinschaft zu betreuen hat. Im August 1914 sagt Präsident Wilson, an jedem Tag, der ihm aus beiden Kriegslagern den Wunsch ankünde, sei er zum Versuch der Friedensstiftung gern bereit. Trotzdem ihn die Heimath als unbeirrbaren Pazifizisten kennt, wendet er sich nicht schroff gegen die Forderung, Heer und Flotte für den Nothfall zu stärken: weil er für die allgemeine Abrüstung, die er, wie jeder unbefangen muthige Politiker, als die sicherste Kriegsfolge voraussieht, stärker wirken zu können glaubt, wenn er nicht als Vertreter einer wehrmittellosen Macht spricht. Euch, würde ihm sonst erwidert, ist der Entwaffnungvorschlag billig: denn Ihr habt keine Waffe abzulegen und der Antrag dient nur Eurem Interesse. Deshalb läßt er sich große Wehrkredite bewilligen (nicht, weil er, durch dessen Adern Irenblut kreist, auf die Gelegenheit brennt, für England zu fechten; dieses Feuer wäre von der leidenschaftlich tiefen Kriegscheu des seelisch von der Frau beherrschten Reiches rasch in Asche erstickt worden). Die Geldgewährung dient noch anderem Zweck; zwiefachem. Sie ermöglicht ihm, den Militaristen, Roosevelt, Root und Genossen, zu sagen, er sei nicht der als „schlapp" verschriene Professor, der das Land gegen Angriff (Japans, Merikos, vielleicht gar Deutschlands) wehrlos lasse; und dem Deutschen Reich jeden Zweifel an seiner Entschlossenheit zu ernster Wehr zu

nehmen, wenn es den zweimal angekündeten scharfen Untersee-krieg, ohne Schonung Neutraler, beginne. Gegen Englands See-sperre meint er kein taugliches Werkzeug zu haben; in ihr, die Menschenleben nicht gefährdet, erblickt er ein in solchem Umfang zwar vom Völkerrecht nicht erlaubtes, doch das mildeste Kriegmittel und weiß, daß in den Versuch, mit einem Ausfuhrverbot dagegen zu kämpfen, der Kongreß, weil solches Verbot das Geschäft der Farmer, Industriellen, Händler vernichten müßte, ihm niemals folgen, er also nicht nur seine Wiederwahl, sondern auch jede Hoffnung der Demokratenpartei vereiteln würde. Deshalb schränkt er auf dieser Kriegsseite sich in rügende Noten (auf deren härteste Grey, leider, meisterlich zu antworten weiß). Von einer Neutralen-konferenz hofft er zunächst nichts; befreundet sich, weil der Wille zum Frieden ringsum von Mond zu Mond lauter wird, mählich aber dem Gedanken und möchte sie allen Völkern europäischer Abkunft, also auch den Südamerikanern, öffnen. Doch weder House noch eine der Tauben, die er übers Meer schickt, bringt je ein Oelblättchen zurück; und Vermittlerdienst, der nicht von beiden Seiten erbeten wurde, könnte nur ein läppisch Aufdringlicher anbieten. Als der Mann, der das Land „aus dem Krieg hält" und in dessen Wahlspruch Friede und Wohlstand vor der Vertheidigungwehr (Peace, Prosperity, Preparedness) stehen, wird Wilson wiedergewählt. Was hört er aus Deutschland? Von unseren Amokläufern nur Schimpf und Fehderuf; Amerika ist der Erzfeind, wars vom ersten Tag an und der Krieg gegen diesen schnöden, nur von Schacher-profitsucht bestimmten Feind wird selbst vom schwächlichsten Zauderer nicht zu vermeiden sein. Von den Verantwortlichen: Wir pflegen die Freundschaft mit den Vereinigten Staaten besonders zärtlich und lösen den Unterseekrieg nicht aus den vereinbarten Fesseln. (Das Gerede, unser Botschafter habe drüben irgendwas verthan, muß ich, nach dem Bericht vieler ruhigen Deutschen, Skandinaven und Amerikaner, für grundlos halten. In ungemein schwierigem Verhältniß hat Graf Bernstoff, trotz dem tief zu bedauernden Uebereifer mancher zuchtlosen Deutschen, im letzten Jahr stets klug und würdig gehandelt und ein Ansehen erlangt, neben dem der britische Kollege Spring Rice im Schatten stand. Aber wers mit der Centrale in der Wilhelmstraße nicht verderben oder einen der Ihren kitzeln und doch die Spannkraft seines Muthes erweisen will, schilt die schwertlosen Vorposten.) Im Dezember hört

der Präsident das „Friedensangebot“ der mitteleuropäischen Mächte; den (nicht von Psychologenkunst geformten) Ausdruck einer Bereitschaft, die alles Wesentliche verschweigt. Die Kaiserreiche möchten verhandeln. Wollen sie immer noch, wie ihre Lärmpresse und mancher von der Schwerindustrie Besoldete schreit, Briey, Kurland, Wolhynien, Stücke von Serbien und Rumänien behalten, Polen und Belgien in ihre Einflußsphäre zwingen? Klare Antwort ist nicht leichter zu erhaschen als in vollem Waschgefäß ein glitschiges Seifenbröckchen. Das Gleis, auf dem Herr Wilson vorwärts wollte, ist nun gesperrt. Er stellt die Weiche so, daß er das zweite befahren kann; nimmt den Friedensvorschlag aus der Lade, wo er des Doppelrufes zu Vermittelung harrte, und sagt, wie er sich die künftige Weltordnung denkt. Die sanfte, nicht schwüle Sonne sieglosen Friedens soll den guten Willen zu freundlicher Verständigung reifen, der eben so wichtig ist wie das der Rasse, dem Stamm zu gewährende Recht. Das soll dem Kleinsten selbst fortan nicht bestritten werden; der Riese, ders ihm zu schmälern trachtete, wäre dem Weltbund, der internationalen Schutzgenossenschaft, haftbar. Völker sind nicht das Eigenthum Derer, die über die Staatsgewalt verfügen. Niemand darf Völker in Wechsel des Staatsverbandes, in neue Unterthanschaft, in den Dienst eines Staatszweckes zwingen, der ihrem Wesen feindlich ist. Keine Nation und kein ihr Zugehöriger soll Dünger auf fremder Scholle sein; alle sollen den Weg ihres Lebens, Glaubens, ihrer seelischen und gesellschaftlichen Entwickelung frei wählen. Wilsons Botschaft vom dreiundzwanzigsten Januar 1917 spricht aus, was ich am zweiundzwanzigsten April 1916 den Präsidenten meiner Vorstellung hier sagen ließ. Der Zehnbund wittert, das schemenhafte Friedensangebot solle nur die Wortbrücke schlagen, auf der Deutschland in schonunglosen Tauchbootkrieg übergehen will: und antwortet, weil er diesen Krieg ruhig in den Kauf nimmt, der ihm Amerikas Beistand sichert, mit einer Liste von Bedingungen, die wüster klingen, als sie gemeint sind, von Oesterreich-Ungarn das Selbstregirungrecht für alle Fremdvölker fordern und dem Deutschen Reich die Nothwendigkeit der Rückgabe seines Lothringens, vielleicht gar elsassischer Landstücke andeuten. (Von dem Hohn und Spott, der ihr oft nachgesagt wird, finde ich in dieser schrill trutzigen Antwort keine Spur; sie kommt aus der Furcht vor einer Falle und öffnet deren zweite Luke: will durch Ueber-

bietung des Siegertones und durch Ueberforderung den Tauchbootkrieg, den sie angedroht glaubt, und damit den Eintritt Amerikas in ihre Genossenschaft erzwingen.) Den leisen Vermittelungvorschlag des Präsidenten lehnt die Kaiserlich Deutsche Regirung, sehr höflich, ab; sie werde sich allein mit dem Gegenbund verständigen. Also müßte Amerika dem Friedenskongreß, der den wichtigsten Erdfragen Antwort suchen soll, fern bleiben und fände in all den Monaten, die er, mindestens, währen wird, nicht die schmalste Gelegenheit zur Vertretung seiner idealen und an Irdischem haftenden Wünsche? Der Abweisung des Vermittlers folgt schnell die Ankündung des verschärften Unterseekrieges, die den (darauf durchaus nicht mehr vorbereiteten) Präsidenten jäh überrascht. Daß mit dieser Kriegsform die Neutralität Amerikas unvereinbar sein würde, hat er deutlich gesagt; und seine fast grobe Abwehr des Versuches, die englische mit der deutschen Seesperre, Verhaftung mit Vernichtung von Schiffen und Mannschaft, in eine Abkommenslinie zu stellen, hat Berlin schweigend hingenommen. Will es nun einen neuen Feind herausfordern? Der Präsident, der selbst das Kriegsamt einem unbeugsamen Pazifizisten, Herrn Baker, zuvor Bürgermeister von Cleveland, anvertraut und im Fall Dumba, später in ähnlichen Gefahrfällen die Zurückhaltung allen Zündstoffes befohlen hat, glaubt, trotz der schlimmen Ereignißfolge, die seine Botschaft um jede Wirkensmöglichkeit bringt, nicht an feindsälige Absicht. Gestern ist sein Botschafter (der Franzosenenkel Jimmy Gerard, dessen Ahn Steubens Freund war und dessen undiplomatisch grilligen, doch nicht von Bosheit trächtigen Richterkopf ein breites Märchengewinde kränzt) von berliner Reichswürdenträgern so laut gefeiert worden, daß er auf ihren guten Willen schwor. Heute heißts, die Entfesselung des Unterseekrieges solle den Friedensschluß beschleunigen. Dazu, denkt Herr Wilson, habe auch ich noch ein Mittel, nur eins noch: und bricht, am dritten Februar, den staatsgeschäftlichen Verkehr mit dem Deutschen Reich ab. Was wird? Bewaffnete Neutralität.

Das, meint er, ist noch nicht Krieg; wird drüben aber die Zweifler lehren, daß wir in engem Drang den Krieg nicht scheuen werden: und ihn gerade dadurch verhindern. Herr Gerard war in Washington und hat, ganz wie der Deutsche Botschafter, im Weißen Haus gesagt, der Kanzler und dessen Staatssekretäre für Außen und Innen seien von keiner Macht in den Plan des Admirals Von

Tirpitz zu locken. Banketreden nähren diese Hoffnung. Da wird eine von dem Staatssekretär Zimmermann (der im Außendienst Vicekonsul in Tientsin war und von dem redlich gescheiten Gönner Knappe in die Huld und Lehre Holsteins empfohlen wurde) an den Deutschen Gesandten in Mexiko gerichtete Weisung aufgefangen. Der Gesandte soll, wenn der hemmunglose Unterseekrieg, der am ersten Februar beginnen werde, die Vereinigten Staaten aus der Neutralität treibe, dem General Carranza, Präsidenten von Mexiko, sagen, England werde nach ein paar Monaten in Ohnmacht geschwächt sein; ihm ein Bündniß mit Deutschland anbieten, das ihm Geldhilfe bringen und die Eroberung der Staaten Arizona, Neu-Mexiko, Texas gestatten werde; und ihn bitten, Japan aus der feindlichen in die deutsche Gruppe hinüberzuziehen. Die Weisung ist vom neunzehnten Januar; aus der Zeit der Gerard-Feier. Bismarck pflegte zu sagen, den ärgsten Diplomatenfehler seines Erlebnisses habe der Herzog von Gramont gemacht, als er den sigmaringer Verzicht auf Spaniens Thron nicht für einen Triumph Frankreichs ausgab und dadurch den Krieg und den Sturz des Kaiserreiches fürs Erste vermied. Diesen französischen Fehler vom Juli 1870 überragt der ostpreußische vom Januar 1917 um die ganze Höhe des Unterschiedes zwischen einem nach acht Wochen im Wesentlichen sieghaft beendeten Krieg und einem, der heute, am tausendsten Tag, militärischer Entscheidung viel ferner ist, als er am dreißigsten war. In neuer Geschichte ist ähnliches Verkennen aller Wirklichkeit nirgends zu erblicken. Wenn Herr Carranza den von sechzehn Millionen Menschen bewohnten Estados Unidos Mexicanos die drei reichen und schönen Staaten Arizona, New-Mexiko, Texas mit fünf Millionen Einwohnern erobern und so den Flächenumfang seiner Heimath fast doppeln könnte, braucht er nicht Erlaubniß von Deutschland, das ihm zum Gelingen dieses Planes nicht zu helfen vermöchte; er müßte zunächst den General Villa schlagen, der das ameriko-mexikanische Puffergebiet noch durchaus beherrscht (wußte mans in der Wilhelmstraße?), und danach in das Lederstrumpfabenteuer eines Krieges gegen das reichste Volk der Erde stürzen, gegen hundert Millionen Menschen, in deren Dienst das beste Geschütz, die modernste Technik und Industrie ist und die lieber verbluten als Mexikanern drei Staaten als Beute lassen würden. Noch unergründlicher ist der Wahn, das schrankenlos stolze, stets auf sein Treu-

gefühl pochende Japan könnte, gar unter Motonos Ministerpräsidium, von dem kleinen, zerklüfteten Mexiko im Hui aus einträglichem und noch viel höheren Zins verheißenden Bündniß, das sein Eid besiegelt hat, sich in ein anderes locken lassen, in dem es fünf Sechstel des Erdkreises gegen sich hätte. Und das Unverzeihlichste: die Erniederung in den Entschluß, auf Freiersfüßen gerade Japan nachzulaufen, das eine schwere Stunde Deutschlands zu häßlicher Nöthigung mißbraucht hat. In Diplomatenprüfungen wird dieses Fehlerknäuel, zu nützlicher Warnung strammer Assessoren, so oft auftauchen wie in Roßkammkongressen der Schatten des mit allen erdenkbaren Mängeln und Siechthumsmalen verbresteten Pferdes. Daß es ans Licht kam, nicht, wie zuvor mancher vom Eiffelthurm geschriene Mißgriff, verborgen blieb, ist das Beste daran. Präsident Carranza lehnt den Antrag ab; Mexiko (hattet Ihrs in bösem Traum für möglich gehalten?) ein Bündniß mit dem Deutschen Reich. Weigert sich, die Offerte nach Ostasien weiterzugeben. Japan sagt, eiskalt und kurz, so unsinnige Zumuthung könne weder ein Staubkorn auf den Schild seiner Ehre blasen noch zu ernster Abwehr herausfordern. Amerika lacht und erinnert sich der „Botschaft an Garcia", einer (im März 1905 hier abgedruckten) Skizze, worin Herr Elbert Hubbard erzählt, wie der Präsident der Vereinigten Staaten (Mac Kinley) im Krieg gegen Spanien einen Brief an den kubanischen Rebellenführer Garcia gelangen ließ. „Rowan, der Bote, wickelt den Brief in Oeltuch, birgt ihn unters Kleid, landet im Segelboot an einer unbeobachteten Küstenstelle Kubas, versteckt sich Wochen lang im Dschungel, durchquert dann die Insel und liefert den Brief in Garcias Hand. Rowans Büste gehört in jede Schule; denn nicht Bücherweisheit braucht unsere Jugend, sondern Stärkung des Rückgrates, die sie befähigt, kühn und klug zu handeln, die ihr auferlegte Pflicht zu erfüllen, jede ‚Botschaft an Garcia' zu bestellen. General Garcia ist tot; aber noch leben mancherlei Garcias." Und Carranzas; nur werden, wie wir sahen, nicht überall die nöthigen Rowans gefunden. (Auf meine Frage, warum der Wunsch nicht dem Gesandten Mexikos anvertraut worden sei, empfing ich, nur von einem Privatmann freilich, die Antwort, im Auswärtigen Amt habe kein der Spanirsprache Kundiger gesessen.) Der Heiterkeit folgt ein Wuthausbruch der Amerikaner; der Veröffentlichung des zimmermännischen Briefes sofort, im Abgeordnetenhaus, die Annahme (mit 403 gegen

13 Stimmen) des Antrages Flood, der die Waffnung amerikanischer Kauffahrer gegen Tauchboote fordert. Präsident Wilson fühlt sich persönlich verletzt. Während er seinen Friedensvorschlag ausfeilte, hatte die berliner Regirung den hemmunglosen Unterseekrieg beschlossen; da der Kanzler sich im Reichstag als Pfleger der aus Fritzens Zeit überlieferten Freundschaft für Amerika rühmte, kannte er den Brief, der für den Fall offenen Bruches den Mexikanern fremdes Eigenthum, drei blühende Sternbannerstaaten, anbot und Sennor Carranza bat, Japan auf die Westflanke der United States zu hetzen. Der gerechte Feind muß begreifen, welches Licht aus so greller Enttäuschung auf Deutschlands Handeln fällt. Durch beide Kammern des Kongresses tobt der Zorn über den Brief, in dem der mildeste Richter nur einen unbedachten Bluff sehen kann. Die Friedensvereine, die mit hunderttausend Depeschen das Weiße Haus bestürmt haben, verstummen in dumpfen Groll. Gewiß, denkt Herr Wilson, stürzt die Veröffentlichung die Zwei, die nicht aufrichtig zu mir waren, und erleichtert dadurch die Verständigung über den Tauchbootkrieg, hinter der das Thor des Friedenstempels weit aufspränge; gewiß verdammt das deutsche Volk so seltsames Spiel mit seines Schicksals Mächten. Nein. Die Beth- und Zimmermann bleiben; ihr Thun wird von den Scheide- und Stresemann gebilligt. Nun dünkt den Präsidenten Wahl nicht länger möglich. Mit den vom Reichstag Gestützten will, mit Anderen kann er nicht verhandeln; und amerikanische Bürger und Schiffe werden von deutschen Unterseewaffen getötet. Würden steifnackige Republikaner und der alte Stamm Jakobs Schiff ihm die Wehrgenossenschaft mit dem Zarthum verzeihen? Rußland wirft das Joch ab. Der letzte Zweifel flieht. Der Pazifizist zwingt sich in die Verkündung des Kriegszustandes. Südamerika, die Inseln zweier Meere, fünf Erdtheile jubeln ihm zu. Die Hochfinanz, die er durch die Einführung des Achtstundentages für Eisenbahner gekränkt hatte, schaart sich in Ehrerbietung um ihn. Die gestern grimmigsten Gegner, Hughes, Roosevelt, Elihu Root, Taft, huldigen dem Träger des Volksvertrauens.

So steht das Bild der Entwickelung vor dem Auge des Amerikaners, dessen Geldbeutel (warum wirds nie betont?) Jahre lang Belgien ernährt und unserem Rothen Kreuz fast hundert Millionen Mark geschenkt hat. Er sieht, daß in seinem Land Sprößlinge aller Völker sich gut vertragen, weil alle, Briten und Romanen, Kelten

und Deutsche, Skandinaven und Iberer, Schotten und Niederländer, reden, glauben, thun dürfen, wie ihnen beliebt, und Niemand in Mummenschanz, in das Kleid fremden Nationalwesens gezwungen wird. Weshalb, fragt er, kann es drüben nicht eben so werden, nicht auch dort ein Bund in Freiheit vereinigter Staaten entstehen, in den wir uns gern aufnehmen ließen? Wären nicht die von Steubens Wehschrei verrufenen Könige, Hohepriester, Aussauger und lungernden Barone: Europa sähe, endlich, ein, daß Tollheit ihre Glieder trieb, zu Verwundung und Totschlag sich wider einander zu waffnen. Ist deren Krieg, Krieg eines auf den Anderen Angewiesenen, der dem Befehdeten nichts Dauerbares wegnehmen kann und in ihm auch sich selbst, sein Kapital und seinen Markt, schwächen muß, nicht, als zerfleische der rechte den linken Arm, den zu naher Arbeit unentbehrlichen Gesellen? Der Amerikaner glaubt, im Deutschen Reich habe der Bürger nicht mehr Recht zur Mitarbeit am Staatsgeschäft als einst in Fritzens Preußen, dem Steuben den Rücken kehrte. Darin ist Irrthum der Kurzsicht. Unser Reich hat eine empörend ungerechte Wahlkreisordnung, doch, wenigstens für Männer, ein breiteres Wahlrecht als die meisten Demokratien; und das Bestimmungfeld seines Kaisers (der erste nannte sich selbst Charaktermajor, das Präsidium, ein Neutrum) ist auf wichtigen Seiten enger umgrenzt als das vom Wahlhaupt des Weißen Hauses beherrschte. Wäre den Reichstagsfraktionen nicht vor ihrer Gottähnlichkeit bang, schaarte sich, nur um die Lebensfrage des Reiches, eine Mehrheit, die das Recht zur Geldbewilligung ernst nähme und hundertfach als unfähig bewährter Excellenz, statt sie zu hätscheln, den Sold weigerte: sie könnte den Personalwechsel rasch erzwingen und ihre Mitregirung in unverschrammter Rechtsform durchsetzen; auch, ehe sie den ersten Kriegskredit giebt, die Vorlegung aller Akten fordern, um selbst zu ermessen, ob sichs um Nothwendigkeit oder Vermeidliches, Ueberfall oder Präventivkrieg, Vernunft oder Wahnsinn handle. Der Reichstag konnte und kann; wollte und will aber nicht. Er war und ist weder ohnmächtig noch geknebelt, sondern jeder Schuld mitschuldig und von jeder Verantwortlichkeit mitbelastet. Von der idealen Forderung der Westwelt bleibt Manches noch unerfüllt. Bismarcks Vierteljahrhundertkampf gegen militaristische Geschäftsstörung ist, wie das nachgelassene Buch, durch das er noch laut hallte, und wie der

Ruf des Greises nach Ministerverantwortlichkeit und behutsam feiner Sitte im Nationenverkehr, ohne Wirkung verschollen. Doch der Rechtsanwalt, Major und Aufsichtrath, der nach dem (zu früh ausgeklingelten) Sieg den Helm (der Anderen) fester binden, Heer und Flotte noch stärken will, und seine wunderlichen Parlamentsgenossen, die, heute, erörtern, welcher Fetzen Europas annektirt und warum ein Waffenstillstand von Deutschland abgelehnt werden müsse: all diese Spukgeister, die von Wirklichkeit ferner sind als, am Maul des großen Himmelhundes, der Sirius von unserer Erde, führen im Namen des Volkes, das sie erkürt hat, nicht eines Caesar Augustus, Dschenghis oder Jwan das Wort. Auch sie würden, gerade sie, mit Allem, was ihr ist, haftbar, wenn der Krieg, für den sie verantwortlich sind, nicht so endete, wie die Leistung des Volkes, die zu Haus und im Feld nie lahme, erlaubt.

Am tausendsten Kriegstag, der nun blutig aufgeblüht ist, ziemt wohl Selbstbesinnung. Amerikas Eintritt in den Kampf ist das seit dem vierten August 1914 verhängnißvollste Ereigniß; für den Krieg und die Friedensgestaltung viel wichtiger noch als die Russenrevolution, die uns, bis den Plechanow, Krapotkin, Roditschew das Heft aus der Hand sinkt (und rothen Pazifizisten nicht mehr auf der Eisenbahn und in der Offiziösenpresse der draußen ächtende Preußenstempel aufgeprägt wird) kaum mit Sonderfreude begnaden kann. Die selbe Blindheit, die Britaniens Landheer den Rekruten Falstaffs verglich, höhnt jetzt, Amerika, ein Erdtheil, der an Geld, geschulter Körperkraft, Feldfrucht, Bodenschätzen und Technik reichste, vermöge nichts. Ob es, wie der vom Generalstab erleuchtete Herr Barrès rieth, den Westmächten sofort Hunderttausende durchgebildeter Arbeiter stellt und dadurch mittelbar deren Fronten stärkt oder wartet, bis sein Heer in modernster Rüstung fertig, der Nachschub von Menschen, Geräth, Proviant sicher ist: sein Eingriff wird im weitesten Umfang wirksam werden, wenn der Krieg nicht zuvor endet. Durch militärische Entscheidung: gewiß nicht. Wer erfrecht sich des unsühnbaren Frevels, das deutsche Volk, in der steinernen Majestät seines Kampfes und Leides, seiner nie erträumten Opfer an Blut und Gattungsamen, mit schleimigem Mundquark, stinkigem Letternschwarz zu betrügen? Selbst wenn Rußlands Heer sich zersetzte: die Westfeinde, die Bagdad, Mekka, Valona, Goerz, einen Theil des Trentino, Saloniki, die deutschen Kolonien haben, in zwölf Apriltagen

sich vierunddreißigtausend Gefangene zuschrieben und deren Zorn über die Verwüstung der Picardie himmelan brüllt, sehen Erlebniß und Kriegszukunft nicht in Düster, das sie bestimmen müßte, die Waffen zu strecken; die uns feindliche Menschenmilliarde wird nicht, sammt Chinesen, Südamerikanern und allen Völkern, die das Deutsche Reich als den Völkerrechtsbrecher verschreien, demüthig nach Haus trollen, ehe das Riesengewicht der Vereinigten Staaten eine Wägschale gesenkt hat oder noch zu leicht befunden ward. Was kann vor diesem fernen Tag nützlich werden? Nicht: sehnsüchtiges Gewimmer nach Frieden, nicht: die Weberschiffchenfahrt wilder Amateur-Diplomaten, schwarzer, rother, karirter. Aber: der tapfere Versuch, Wirklichkeit wieder klar zu erkennen; die Rückkehr in würdige Freiheit der Kritik, ohne deren Obacht und Drohung auch kräftigere Regentenkunst, in Jahren ungeschreckter Selbstherrlichkeit, verkränkeln, das sittlich tüchtigste Volk in Selbstvergottung erblinden müßte; und: der Entschluß, das deutsche Haus heute noch so zu bestellen, daß es morgen wohnlich, der Welt nicht ein Gräuel sei. Die Vereinigten Staaten werden nicht gegen ein Deutsches Reich kämpfen, das von unverbrauchten Männern geleitet wird und vornan auf dem Weg an das von Wilson gezeigte Ziel ist. Nicht, weil ers gezeigt hat, müssen wir es erreichen, sondern, weil gebieterische Nothwendigkeit deutschen Daseins, des Geistes und der Wirthschaft, schon lange dahin drängt. Ringsum ist Demokratie; wer hemmt die Speichen des Rades? Der Völkerbund wird; wollen wir draußen frieren? Nie wieder wird, niemals unter weißen Menschen, solcher Krieg; soll Kriegsvorbereitung fortan noch Wurzel und Wipfel deutschen Reichslebens bleiben, die Vorsorge für äußersten, morgen vermeidbaren Nothfall jeden Alltag beherrschen, die Rüster des entthronten Mars die gesundesten Säfte des Bodens aufsaugen? Triumph und Eroberung, vielleicht nach Jahren, vielleicht nie, oder stolz bewußte Einordnung der edelsten Volkskräfte in den Menschheitwillen: besinne jetzt jeder und jede Deutsche die Wahl; nur die rechte, schleunige winkt Frieden herbei. Und die Verantwortung des Friedens, der werden muß, kann nicht ein Fürst, nicht eine Familie, kann nur der Nacken der ganzen Nation ungebeugt tragen. Demokratie ist unaufhaltsam; wird über Nacht das dringlichste Fürstenbedürfniß. Diesen Frieden kann nur Deutschlands Volk schließen: wenn es erkannt hat, was es wollen muß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Mai 1917.

Der rothe Mond.

Antworten.

Sie fragen, Herr Oberst, ob die Angabe feindlicher Blätter wahr sei, daß ich im Hochsommer 1914 den Krieg als ein Glück gepriesen und sicheren Sieg des Deutschen Reiches vorausgesagt habe. Nein. Die Frage erinnert an die Pflicht, ein in Jahren gereiftes Bläschen aufzustechen. Mindestens fünfhundertmal, wahrscheinlich viel öfter, sind in Englands, Frankreichs, Italiens, Rußlands Presse diese Sätze gedruckt worden: „Wozu elende Entschuldigung? Ja, wir haben zum Krieg herausgefordert. Dieser Thatsache freuen wir uns. Wir haben zum Krieg herausgefordert, weil wir des Sieges gewiß waren. Harden in der ‚Zukunft‘; August 1914.“ Noch jetzt gönnt Herr Gustave Hervé fast in jeder Woche wenigstens einmal sich die Freude, in seiner Zeitung diese Sätze in Fettlettern zu wiederholen. Nach den Aprilerfolgen der Briten und Franzosen haben auch andere pariser Blätter es wieder gethan. Immer klangs wie Citat; als wärs ein Stück von mir. In dem Streben, diesen Krieg zu vermeiden, und in der Voraussicht seiner ungeheuren Schwierigkeit und Länge bin ich von Keinem übertroffen worden. Meine Fristziffer („Ende 1917“), die mancher vom Sieg über Belgien Trunkene belächelte, war vielleicht um drei bis fünf Monate zu niedrig gegriffen. In den Ruf, den Krieg gewollt zu haben, bin ich von Unverstand und Bosheit gebracht

worden, weil ich laut, gegen gefährlichen Zweifel, stets die deutsche Bereitschaft betonte, einen mit Anstand und Nutzen nicht vermeidbaren Krieg zu führen. Nur ein Rindvieh hätte dieses Mittel gewählt, um Krieg zu erwirken; den durch spottschlechte, zwischen grimmem Gefuchtel und Zagheit, dröhnender Rede und Gelispel schwankende Politik wahrscheinlich gewordenen sollte mein Mittel dadurch hinausschieben oder ganz verhindern, daß es die Gegner vor dem Wahn warnte, Deutschland werde die härteste Zumuthung, hinter der eine starke Koalition stehe, wehrlos hinnehmen. Daß dieser Glaube, weil ihn nur Einer bekämpfte, weiter wucherte, war eine der Hauptursachen des Krieges. „Die Französische Republik will den Frieden wahren und den Gefahren der Massentyrannis und Besitzrechtsschmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzen. Diese bündiger als je zuvor jetzt (durch das Ergebniß der Kammerwahl) erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Versuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Weder Weihrauch noch Schimpf. Kein hätschelndes, kein hämisches Wort. Kein Versuch, das Staatsgeschäft der Pariser zu stören. Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht die schmächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Umfang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Triple-Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal.“ („Die Zukunft“ vom sechzehnten Mai 1914.) Lesen Sie, wenns Ihnen lohnt, die Artikel „Principes“, „Wetterscheide“ und (recht aufmerksam) „Falsche Mäuler“, die im Juli hier, nach der Ermordung Franz Ferdinands, erschienen: mein Wollen wird sich Ihnen dann aus Nebeldunst lösen. (Wer einsamer, unbequemer Wahrheit Gehör schaffen will, darf sich darauf berufen, daß Werdendes ihm früh bewußt wurde. Schon im Mai 1913 hatte ich auf Rußlands Werben um die Polen, denen Selbstverwaltung zu-

gedacht sei, hingewiesen und Ungläubigen gesagt: „Näher als in Jahrzehnten je scheint den Polen der Tag, der ihr Schicksal noch einmal zur internationalen Frage macht.*) Als der Krieg Ereigniß war, trug mein Artikel den Titel „Wir müssen siegen“. Der sollte, wie der Inhalt unzweideutig zeigt, nicht die Gewißheit des Sieges verkünden; nicht das zweite, sondern das dritte Wort war zu betonen. Nicht der Beweis unseres Rechtes, nur der deutscher Macht könne noch helfen. „Ueber das mit einem Volke geborene Recht, zu leben, zu gedeihen, himmelan zu wachsen, giebts keinen Richter. Fremde Nationen haben uns getäuscht, überlistet, verrathen? Wir wollens nicht glauben. Aufs Kindernachttöpfchen die Geschäftsführer, die sich betölpeln ließen. Wer die Macht hat: nur darum gehts noch. Deshalb fortan keine Rechtfertigung; kein Gestöhn über Undank und Untreue, widernatürliche Bündnisse und perverses Handeln. Mit den uns jetzt Nächsten waren wir schon in Erzfeindschaft, ziehen sie, wie sie uns, schnödesten Verrathes; und hausten innig lich mit den Feinden von heute. Reden und Aktensammlungen, beklemmten Odems Sturm und Gelöbnißszenen: zu spät. Rängen wir England, Frankreich, Rußland nicht nieder: was hülfe die Anerkennung, daß unser einfältiger Biedersinn übertrumpelt ward? Wir müssen siegen: sonst wird uns niemals Recht. Alles kam, wie es kommen mußte. Und sollte morgen Italien sich gegen Oesterreich, Rumänien sich gegen Ungarn wenden: auch darüber dürften wir uns nicht wundern. Wo liegt die Welt, der jemals erweislich würde, daß Briten, Slawen, Franzosen, Italer, Wallonen, Walachen schäbige Lügner, treulose Wichte sind? Wir müssen siegen: sonst stirbt mit der Macht auch das Recht.“ (Achter August.) „Noch ist nirgends Entscheidung, zu Entscheidung Mitwirkendes geschehen. Wenn nicht jedes Zeichen trügt, stehen wir am Ende des Anfangs. Wir dürfen ruhig sein. Wie der zum letzten Opfer Bereite, der die Ehrenfahne der Volkheit nicht um eines Blickes Dauer überleben will. Den Krieg aber, der nun begonnen hat, diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Alle Schanzen unserer internationalen Politik sind eingestürzt. Darf auch der Politiker schon vom Ende des Anfangs reden? Noch nicht. Mißtrauet dem Schwatz! Noch nicht. Die Staaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhundert Millionen Men-

schen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Ungestört walte in seinem Bereich der Feldherr. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht." (Zweiundzwanzigster August.) „Keiner wollte den Krieg. Drüben glaubte man: Die Berliner weichen; denket an Tanger, Casablanca, Algesiras, Agadir, den Balkanbrand; Deutschland schlägt nicht. Da war der Fehler. Unsere Geberde schreckte nicht mehr; vor dem Entschluß zur That, hieß es, verkrüppelt der Wille. Wir mußten schlagen." (Neunundzwanzigster August.) Wars möglich, die Nothwendigkeit unverzauderten Friedensschlusses damals schon, vor der Entscheidung an der Marne, lauter zu betonen? „Lullet Euch selbst nicht noch gar unsere Krieger in den Wahn, der Sieg sei schon gesichert und des Feldzuges Ende absehbar. Der schwerste Theil der Arbeit lauert hinter den Herbstnebeln. Wir müssen uns für das Ueberwintern der Zuversicht bereiten; sonst fehlt sie in der ernstesten Stunde. Nicht für eines Blickes Dauer dürfen wir vergessen, daß wir ungeheures Wagniß auf uns nahmen. Das Ziel muß der Staatsmann weisen. Für die Sicherung des nationalen Gedeihens vorsorgen, wie der Walter des Heeres unter heißer Sonne schon für den Winterbedarf seiner Truppen. Sonst wird es zu spät." (Zwölfter September; zwei Tage vor Moltkes Entlassung aus dem Amt des Generalstabsleiters.) Keinen der in meine Sündenliste geschmuggelten Sätze habe ich je geschrieben (manchen anderen, freilich, den ich nicht wiederholen würde, seit die Erhellung der Kriegsvorgeschichte mir bis in die Spinnenwinkel gelang); von der ersten Stunde an dem Feind des Reiches gerecht zu werden gestrebt und, zum Beispiel, niemals gehehlt, daß der Einbruch in Belgien mir ein verhängnißvoller Fehler, nicht nur der Politik, schien. Was hilfts? Der starke junge Lyriker Franz Werfel sprach nur allzu wahr: „Ach, der Geruch der Lüge ist gediehen, daß er den Duft des Blutes überstinkt." Auch die Lüge, die ich hier zertrat, wird, sobald sie dem Feind in den Kram paßt, mit Heftfädchen wieder an den Stiel genäht werden. Schelten dürften wir nur, wenn unsere Schreiber, in Citat und Deutung, stets wahrhaftiger wären.

Woher das Wort „Burgfriede" stamme? Aus verstaubter Juristen- und Polizeisprache. Da hat es den zur Burg gehörigen Bezirk, das Abkommen über dessen Umfang und Rechtsschutz, die

Liste der dem Brecher solchen Rechtes drohenden Strafen, auch den Vertrag über eine Ganerbschaft bezeichnet. Ob irgendwo jemals die Pflicht, in einer belagerten Burg allen Streit ruhen zu lassen? Vielleicht. Die Ritterburg war Eigenthum eines Mannes oder Geschlechtes, dessen Gesinde kein Recht zu Mitrede, Mitentscheidung hatte. Wer in einem von Krieg umlagerten modernen Reich, das allen Bürgern, Männern, Frauen, Kindern, gehört und alle zu Vertheidigung, mit dem Schwert, an der Maschine, im Kontor, auf Verkehrsposten, im Heim, aufruft, das Verstummen klärenden, Erkenntniß fördernden Meinungstreites heischt, wer verlangt, daß die in Besitz und Vertheidigerpflicht Geborenen wortlos warten, bis vom unfehlbaren Willen über ihr Schicksal verfügt ist, muß ein anderes Wort wählen. Posas: Die Ruhe des Kirchhofes.

Ihren Rath, Herr Magister und Geheimer Rath, „Amerika nicht etwa als militärischen Nenner in die Rechnung zu stellen", habe ich wie lange Erwartetes aufgenommen; in so heiterer Ruhe, wie dieser späte Lenz grausen Massensterbens, die bisher entsetzlichste Zeit des Krieges, irgend erlaubt. Der Kongreß der (von hundert Millionen bewohnten) Vereinigten Staaten hat mit Zweidrittelmehrheit die allgemeine Wehrpflicht beschlossen; im September kann eine halbe Million Mann für die europäische Ost- oder Westfront ausgebildet sein. Nicht ernst zu nehmen? Alles wiederholt sich nur im Leben. „Die Milizen der englischen Kolonien mit Selbstverwaltung kommen für einen europäischen Kriegsschauplatz nicht in Betracht. Da ist nur mit der regulären Armee zu rechnen, die in England selbst steht und, ohne Train und Kolonnen, hundertdreißigtausend Mann zählt." Neben mancher anderen falschen Prophetie stehts in dem dennoch lesenswerthen Buch „Deutschland und der nächste Krieg", worin General Friedrich von Bernhardi das häßliche Wort „Durchhalten" prägte, das hübschere, doch nicht inhaltreichere „Die Freiheit der Meere" in neuen Umlauf setzte und, im Winter 1911, von der völligen Lähmung unseres Ueberseehandels, auch mit Nährmitteln, also von der „Aushungerung", als der natürlichen Folge anglo-deutschen Krieges sprach. Noch im Herbst 1914 war das britische, jetzt ist das amerikanische Heer (das nicht auf die Mannschaft der Sternbannerrepublik beschränkt zu bleiben braucht) „nicht ernst zu nehmen". Wir kennen die Weise; und zweifeln nicht, daß wir sie hören wer-

den, bis wieder ein Arras wird. Außer der Wehrpflicht wuchs aber wohl noch ein Wichtiges im Garten des Uncle Sam. Glauben Sie, daß der alte Herr Balfour, die vornehmste Gestalt britischer Politik, daß Herr Viviani, der, als Vicepräsident des französischen Ministeriums, den müden Siebenziger Ribot vom Alltagsgeschäft entbürdet, daß Marschall Joffre und der Abgeordnete Tardieu, der Auswärtige Minister von morgen, die jetzt schwierige Fahrt über den Atlantischen Ozean nur gewagt haben, um in Washington dem Präsidenten Wilson die Bäckchen zu streicheln oder, mit weniger dick belegter Stimme als Spring Rice und Jusserand, die Grundsätze künftigen Völkerrechtes, Staatengerichtes zu bereden? Wenn mich Ahnung nicht trügt, wurden die besten entbehrlichen Männer, die im hellsten Ansehen stehenden, aufgeboten, weils um eine im größten Stil geplante Verständigung Amerikas mit Ostasien geht. Die Vereinigten Staaten haben acht Schock tüchtiger Eisenbahntechniker nach Rußland geschickt, damit dessen Dampfverkehr, endlich, in Ordnung komme. Welcher zuerst? Der sibirisch-mandschurische. Hofft die wider uns verbündete Menschenmilliarde, der China und Brasilien fast schon innig gesellt sind, dem vom Zarthum erlösten Rußland werde Japan als Drillmeister und Mitkämpfer, nicht nur als Waffenlieferant, beistehen? Horchet: aus Washington hallt morgen vielleicht beträchtliche Kunde. Noch hat der feindliche Machtaufwand nicht den höchsten Gipfel erreicht; noch keins der Reiche, die blinde Einfalt schon in Todeszuckung wähnt, werthvollen Besitz von sich geworfen, um diesen Gipfel erklimmen zu können. Nicht ein einziges hat hohen Werbesold gezahlt. Ists nicht am Ende doch klüger, nicht alles Neue, noch Mögliche mit der Verachtung überlegenen Hochmuthes abzulehnen? Nicht weiser (und dennoch nicht feiger), ernstlich, „schon heute", jede Gelegenheit zu würdigem Friedensschluß zu bedenken? Die aus Ost winkte, ward versäumt. Wie stehts im Westen?

Die Inselkrankheit.

Der Krieg ist noch nicht Historie, ist nicht mehr Mythos. Daß er so schnell wie möglich Historie werde, muß das Wunschziel aller Menschen guten Willens sein. Aller, die seelische Werthe zu schätzen wissen und die selbst von Napoleon Bonaparte mit Ehrfurcht angeschaute „République du Saint Esprit" der Erde erhalten möchten.

Daß im dritten Lebensjahr (wo der kluge Erzieher sogar mit Kindern vernünftig zu reden anfängt) die mythologische Ausdrucksweise in der Erörterung der Kriegsfragen der rationalistischen, von nüchterner Vernunft bestimmten weiche, müssen wir erstreben; sonst kommen wir nicht um des kleinsten Schrittes Breite vorwärts. Der Sprecher oder Schreiber und das Volk, dem er angehört, der Inbegriff aller Tugend, Reinheit, Kraft, der Feind aber die niederträchtige Ausgeburt der Hölle, doch schon morsch und dem Zusammenbruch nah: Das mag im Anfang für die „Stimmung", wie der Deutsche, „le moral", wie der Franzose sagt, notwendig gewesen sein. Auch daran zu zweifeln, wäre erlaubt Heute ists nur schädlich. Fort den Plunder aus verstaubter Rumpelkammer! Wer Homers Helden in ihren Schimpfreden nachahmt, wird ihnen dadurch noch nicht ähnlich. Fort auch den törichten Brauch, hinter jeder Rede oder Schrift aus den in Krieg gerissenen Ländern eine heimliche Absicht zu wittern, die der Hörer verdächtigend auszubeuten trachtet, ein Schwachheitzeichen oder das Bemühen, durch prahlerische Drohung einzuschüchtern. Ich habe nicht den närrischen Dünkel, den Staatsmann eines uns feindlichen Landes auch nur um einen Centimeter von der Linie entfernen zu können, die ihm das Interesse seines Handelns vorzeichnet. Ich muß aber auch den Glauben fordern, daß meine Sehnsucht nach Frieden vom allgemeinen Menschheitempfinden bestimmt wird, nicht von beginnender „Ohnmacht des Deutschen Reiches". Die wird draußen vermuthet oder als Tonic für Front und Heimath benutzt; ist aber nicht. Und wem nützt, in so ungeheurem Streit, Irrthum, den die Allverschlingerin Zeit in ihren Rachen begraben muß? Unsere Nahrung ist knapp und die Behaglichkeit des Lebens eng, auf den kleinen Kreis der Reichsten eingeschränkt. Die Lebensmittelpreise sind sehr hoch; wer aber bedenkt, daß unsere größten Industriegesellschaften, besonders in Rheinland-Westfalen und Oberschlesien, noch niemals erreichte Gewinnziffern ausweisen, die höchste Dividende zahlen und, wenn sie nicht ungemein vorsichtig bilanzirten, viel höhere zahlen könnten, daß selbst die Deutsche Bank, trotz der Absperrung von den wichtigsten internationalen Geschäften, ihren Aktionären 12½ Prozent giebt, daß ein Eisendreher jetzt im Jahr fünftausend Mark verdient und ein ganzes Millionenheer von Frauen, Mädchen, Knaben arbeitet und Geld heimbringt, Der muß einsehen, daß die hohen Preise ge-

rade der breitesten Unterschicht nicht ganz so unerträglich sind, wie sie Dem scheinen mögen, der, von außen, die deutschen Einnahme- und Lohnverhältnisse der Friedenszeit als Norm annimmt. Im Feld haben wir heute mehr Männer als je während dieses Krieges; das Gesetz, das alle männlichen Reichsbürger vom sechzehnten bis an das sechzigste Lebensjahr dem Vaterland in Dienstleistung verpflichtet, ist bestimmt und geeignet, viele Felddienstfähige, die noch hinter der Front arbeiten, für die Kampflinien frei zu machen, die Kämpferzahl also noch beträchtlich zu erhöhen; und daß in einem Land von sechsundsechzig Millionen Einwohnern und der kriegerischen Tradition des Deutschen Reiches der Ersatz durch Nachwuchs noch gesichert ist, wird kein Ernster bezweifeln. Wir haben Eisen und Kohle, beherrschen die Hauptströme des europäischen Festlandes, Rhein und Donau, Elbe und Oder, den größten Teil der Weichsel, die Industriegebiete Belgiens, Nordfrankreichs, Polens, haben aus Rumänien in absehbarer Zeit Getreide, Oel, Vieh zu erwarten und sind durch den Mangel an Stickstoff, an Salpeter, Mangan, Kupfer, Gummi, Baumwolle und Aehnliches nicht gehindert worden, jedes Landstückchen, auch in der Großstadt, zu bestellen, unübertroffenen Stahl, Tauchboote, Luftfahrzeuge, Geschütze und Geschosse aller Art herzustellen. Erst nach dem Krieg wird die Welt staunend hören, mit welcher stillen Raschheit deutsche Technik und Industrie sich in der Noth geholfen, durch Erfindergeist, Anpassung, Umstellung für Fehlendes geschwind Ersatz gefunden hat. Wer gestern schon von Ohnmacht, von beginnendem Zusammenbruch sprach, täuschte sich selbst oder wollte Andere täuschen. Eine Koalition, deren Machtgebiet in ununterbrochener Strecke von Ostende bist nach Kleinasien reicht, könnte nur durch völligen Mangel an organisatorisch-administrativer Fähigkeit von innen her ausgehöhlt werden. Nur durch militärische Mittel ist sie niederzuwerfen. Ist die Hoffnung darauf aber nicht am Rand welk geworden, seit die Russen nicht, wie die Westmächte hoffen durften, am Tag nach Rumäniens Eintritt in den Krieg eine gewaltige Armee aus Beßarabien vorwälzten und den Versuch machten, einen Teil der Koalition von Deutschland zu trennen? Das zu erwägen, ist unserer Feinde Sache. Ich wünsche zunächst nur, daß aus dieser Erörterung des Möglichen und des Nothwendigen alle niedrige Verdächtigung, alle kindische Annahme unredlichen Hinter-

haltes ausgeschaltet werde. Als Männer wollen wir, als Gentlemen reden. Ich will nicht überlisten, sondern aussprechen, was ist.

Aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen: Das scheint mir die Pflicht und die Kunst des Politikers. Nimmt er Unmögliches als möglich an, so kann seine Rechnung nicht richtig werden, also auch nicht erkennen lehren, was nothwendig ist oder morgen sein wird. Für unmöglich (mindestens: im höchsten Grad unwahrscheinlich) halte ich, daß der Krieg enden werde, wenn England dieses Ende nicht will oder wollen muß. Das British Empire könnte weiterkämpfen, auch wenn die Russen oder wenn die lateinischen Westmächte sich in Sonderfrieden entschlössen. Ohne Englands See-, Finanz- und Industriemacht, ohne den Menschenzuzug, den es aus seinen Dominions und Kolonien zu sichern und mit bewundernswerther Schnelle und Zuverlässigkeit für das Bedürfniß modernen Kampfes zu erziehen vermag, würde der Versuch, den Krieg fortzuführen, für die zwei anderen Partner der Triple-Entente hoffnunglos. Nur die Hand Britanias kann heute den Tempel des Janus schließen. Wird sie es thun, wenn das Hirn Britanias erkannt hat, daß auch die Geschoßorkane, die in diesem verschüchterten Frühjahr gegen einander toben sollen, nichts den unerträumten Aufwand Lohnendes einbringen, die Vernichtung des Feindes nicht mit einer dem Menschenauge einleuchtenden Gewißheit bewirken können? Denn nur, wenn er Vernichtung erwirkt, war der Aufwand nicht verthan.

Hier schon erblicke ich, wie der den Hafen Suchende das Erste Feuerschiff, einen über die Fluth aufgewühlter Feindschaft hinragenden Zweifel. Hat wachsame Vernunft oder trunkene Leidenschaft das Ziel gewählt? Darf England wünschen, daß Deutschland, darf Deutschland wünschen, daß England vernichtet werde? Dürfen Beide diesen Wunsch hegen, ihm Erfüllung suchen, auch wenn der Pulverdampf ihr Gesichtsfeld nicht mehr verengt? Wodurch ist die alte Feindschaft zwischen Briten und Franzosen (Johanna von Orleans, Napoleon, Burenkrieg, Faschoda), zwischen Briten und Russen, die bis auf die Pamirs, an Indiens Pforten, in Persien und am Eingang ins Mittelländische Meer immer wieder aufgeflackert war, gelöscht worden? Durch den gemeinsamen Groll gegen das Deutsche Reich. Dieser Groll war der Stifter der Entente; King Edward nur der behende Regisseur,

der für rasche und wirksame Inszenirung sorgte. Nur als ein möglicher Helfer (der in Europa weitaus stärkste) gegen Deutschland war Großbritanien in West und Ost umworben. Dieses Werben würde zwecklos, sobald das Deutsche Reich aus dem ersten Rang der Großmächte sänke. Auf Dankbarkeit und ähnliche sentimentale Regung hat England nie gezählt; und es muß den Tag voraussehen, an dem, früh oder spät nach einer Niederlage Deutschlands, die alten (und wahrscheinlich auch neue) Feinde sich im Haß gegen „the perfidious Albion“ zu blutrünstiger Hochzeit zusammenfinden würden. Der anglo-russische Streit, den die noch nicht mit Seeminen, Torpedos, Unterseeboten gesegnete Menschheit den Hader des Bären gegen den Walfisch nannte, schien dem nicht kurzsichtigen Otto Bismarck eine so feststehende, von aller Wandlung der Politik unberührbare Thatsache, daß er auf dem Berliner Kongreß mit D'Israeli und Salisbury gegen Gortschakow ging: und damit, freilich, den folgenschwersten Fehler seines Lebens machte, weil er nicht nur russischen Uebermuth dämmte, sondern auch das berechtigte Selbstgefühl Rußlands, des Siegers im Türkenkrieg, unheilbar kränkte. So lange Gewalt in Europa Machtfragen beantwortet, wird dieser Streit, nach jedem Versöhnungversuch, wieder aufglimmen. Seit Peter „dem Großen“ und der in Staatskunst größeren Katharina schwankt Rußland vor dem Schicksalsproblem, ob es das Heil seiner Zukunft in Asien oder in Europa zu suchen habe. Aus Ostasien, wo es China umklammern und Indien bedrohen könnte, haben, auf den Wunsch, mit den Waffen und dem Geld Englands, die Japaner es vertrieben. (Daß Deutschland und die Vereinigten Staaten passiv zusahen, statt den gefährlichen Aufstieg der gelben Völker zu hindern, müßte längst als ein Fehler erkannt worden sein. Verbündeten sie, die der Kulturform des Industrialismus am Besten angepaßten Mächte, sich damals zum Schutz der Weißeninteressen und zur Sicherung eines von Gewalt nicht niederzureißenden Rechtszustandes mit Erdschiedsgericht und internationaler Miliz, traten sie eben so muthig für ihre Rasse ein wie Herr Jakob Schiff für seine, als er Japan gegen die russischen Judenverfolger Geld gab: das Bild der Erde wäre heute nicht so häßlich.) Nach Asien kann das jetzt den Japanern verbündete Rußland zurückkehren: und dann einem nach Frieden sehnsüchtigen England erst recht gefährlich werden. Und

würden Curzons Enkel sich freuen, wenn Rußland, wie Eduard und Lansdowne wollten, in Osteuropa, vom Weißen Meer bis an die Marmara, von Archangelsk bis Konstantinopel herrschte, mit seiner Menschenzahl, seiner einem Erdtheil gleichen Raumfläche, den noch nicht zum hundertsten Theil gehobenen Schätzen seines Bodens und den in solchem Besitz zu Land und zu Wasser erreichbaren militärischen Möglichkeiten über die Meerengen geböte, ins Mediterraneum vordränge, die Südslawen für seine Sache waffnete, der Suzerain des Mohammedanismus würde und den Persischen Golf gefährdete? Auch in Frankreich ist alter Groll, der einst die Bretonenwölfe gegen England aufheulen ließ, nicht ganz verstummt, nur durch den wilderen gegen Deutschland jetzt übertönt. Wie lange ist es denn her, seit der Transvalpräsident Krüger und sein Gesandter auf den pariser Boulevards umjubelt, die Briten in allen Singspielhallen (beuglants) von Montmartre beschimpft, die alte Königin und ihre Minister in Bild und Lied so boshaft beleidigt wurden, daß der Fürst von Wales, „le plus parisien des Parisiens", für ein Weilchen auf den Besuch seiner Vergnügunghauptstadt verzichten mußte? Noch jetzt, mitten in dem Krieg, in dem England die Republik gerettet hat (und retten konnte, weil Frankreichs Erfolg an der Marne, den der zweite Moltke früh als den entscheidenden erkannt hatte, ihm Zeit zu Rüstung ließ), schleicht durch die Reihen der Krieger und Bürger das Gemurr, England thue für die gemeinsame Sache zu wenig, denke nur an Calais und den Schutz seiner Küste, lasse den Bundesgenossen verbluten. Und Herr Briand mußte seine ganze Kunst aufwenden und abnützen, um mit der Sammetbürste seiner Beredsamkeit den Staub des Verdachtes wegzufegen.

Nur, wenn Deutschland stark ist, wird England umworben und hat die Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten. Auch ein deutscher Staatsmann aber, der über den Tag und die Noth von morgen hinausblickt, dürfte die Vernichtung Englands, dessen Sturz aus dem Rang der Großmächte nicht wünschen. Ich will nicht die Riesenziffern des deutsch-englischen Handelsverkehres wiederholen. Kundschaft und Absatz ist ersetzlich. Doch mit wem sollte ein zwischen Slawen und Romanen vereinsamtes Deutschland in Europa geistig, seelisch, politisch fortleben und wie auf die Länge sich der Gefahr erwehren, auf eine der beiden Völkergrup-

pen, gegen die es nur Kleinstaaten (wenn die dafür mobil zu machen sind) zusammenballen könnte, angewiesen zu werden? Lord John Russell, ein berühmter Herr des Auswärtigen Amtes, erhoffte die Einung Deutschlands einst als ein Glück für Britanien. Niemals hat der Gedanke an Krieg gegen England das Hirn Bismarcks auch nur gestreift. Sympathie, Antipathie? In den Sitzungberichten des House of Commons ist der Satz Palmerstons zu finden: „Daß Völker und Regirungen sich auf die Länge von Freundschaft und Gefühlen bestimmen lassen, ist eine Romantikervorstellung; nur ein Träumer kann wähnen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Verkehr der Nationen anwendbar.“ Von der Aera der Rosenkriege bis in die Chamberlains (der noch sagte, wer mit dem Teufel und dem Zaren aus derselben Schüssel essen wolle, müsse einen langen Löffel haben) war England immer zu klug, um sich in uneigennützige Freundschaft zu einem fremden Volk gleiten zu lassen. Der Freundschaft darf niemals, der Nation, die ihren Kindern das Land weit und hell machen will, muß überall der eigene Vortheil des Wollens Kompaß sein. Das Britische braucht dem Deutschen, das Deutsche dem Britischen Reich nichts zu nehmen, um leben und gedeihen zu können. Warum sollen sie einander Vernichtung wünschen? Der Wunsch ist Kriegsprodukt, ein kranker Zufallsschößling am Baum des kerngesunden nationalen Egoismus, und blickt nicht bis in die Nothwendigkeiten der Zukunft. Daß bei Hammel und Lachs, grünen Spargeln und Pudding in Schlössern und Rathhäusern Feste anglo-deutscher Verbrüderung gefeiert wurden, war nutzlose Thorhnit. Daß beide Reiche streben müßten, einander in Kraft zu erhalten, ist noch heute wahr. „Deutschlands Kraft ist die beste Bürgschaft gegen den Versuch anderer Länder, ohne Rechtsgrund mit diesem starken Reich Streit zu suchen. Die Oeffentliche Meinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und diese Flotte könnten zum Angriff benutzt werden. Wir haben den ernsten Wunsch, mit dem Deutschen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanische Gebietstheile zu kom-

men hofft, und ich werde, was ich irgend vermag, thun, um unser Verhältniß zu diesem Reich noch zu bessern." Nach dem Agadir-Zank hat Sir Edward Grey diese Sätze gesprochen. Deutschland, sagte er, dürfe auf seine Stärke stolz sein, müsse aber alles Mögliche zur Entkräftung des Verdachtes thun, daß es einen Angriff vorbereite. Warum gerade Deutschland? Haben denn nicht auch andere Staaten sich zu Kampf gerüstet? Warum wurden sie nicht der Absicht auf Angriff verdächtigt? Weil England sich immer genöthigt glaubte, den kräftigsten oder in den höchsten Machtgipfel emporstrebenden Festlandsstaat niederzuzwingen.

Nur genöthigt glaubte? Der Krieg ist nicht mehr Mythos und die Pflicht verbietet dem Politiker, der Verantwortlichkeit fühlt, im Stil schlechter Melodramen über den großen Gegenstand zu sprechen. Wir wollen vernünftig reden und uns bemühen, einander gerecht zu werden. Der Glaube trog nicht. England war in solche Feindschaft genöthigt. Durch seine insulare Lage, die ihm, seinen Freunden und seinen Neidern lange ein Glück schien und die doch die tiefste Ursache seines Leidens, der Verkrüppelung seines Seelenorgans ist. Morbus Insularis! Ehe Diagnose und Therapie dieses Uebels, des Inselleidens, in klare Sicherheit gestellt sind, wird England nie wieder in sorgenlosem Frohsinn leben.

Ein kleines Land, rings vom Meer umspült, will Riesengebiete beherrschen, eine Europa vorgelagerte Insel der Vormund und Schicksalslenker des Erdtheiles sein, auf dem ihr nicht die kleinste Parzelle gehört. Jede an der Peripherie auftauchende Gefahr wird im Centrum, im Mutterland, fühlbar. Das muß wachen, damit ihm die Wege nach und von den Dominions und Kolonien offen bleiben und es sie jedem Anderen sperren kann. Wasserwege, die Gott-Natur allen Geschöpfen zu Eigen gab und die, weil keine Macht sie zu ebnen, zu pflastern, vor Sand, Schlamm, Unkraut zu schützen braucht, keiner Macht unterthan sein dürften. England will ihre Unterthänigkeit. Wie Polypenarme, zürnt selbst der Britenbewunderer Friedrich Schiller, streckt es seine Handelsflotten aus; „und das Haus der freien Amphitrite will es schließen wie sein eigenes Haus". Diesen Willen konnte England nie leugnen. Nicht in Pitts Tagen, nicht im victorianischen Zeitalter. Als Piemonts Minister Cavour das franko-italische Bündniß ermöglicht hat, schreibt Königin Victoria an den Earl of Derby: „Wenn wir

auf den Weltmeeren nicht übermächtig sind, ist die Ehre, die Zukunft unseres Reiches verloren; sie ists schon, sobald Frankreich einen Bundesgenossen findet, der einer Kriegsflotte gebietet." Immer die alte Angst; weniger vor Invasion als vor der Hinderung der Weizen- und Rohstoff-Zufuhr, ohne die der kleine Kopf des ungeheuren Empire nicht leben könnte. Der Versuch, an der französischen Küste oder im niederdeutschen Hannover sich Bollwerke zu schaffen, läßt sich gegen das Aufbäumen des Nationalempfindens nicht ewig halten. Nur im Fleisch des militärisch schwachen und finanziell fast immer bedrängten Spanien blieb der fremde Pfahl stecken: Gibraltar, die Wacht am Eingang, Ausgang des Mittelmeeres. Frankreich durfte weder Egypten noch den Suezkanal, das Werk seines Lesseps, haben. Aden mußte, Koweit sollte englisch werden. Unersättliche Gier eigennütziger Krämer, sagt der unbedachte Mann auf der Straße. Unvermeidliche Folge der Inselkrankheit, spricht das Urteil des Politikers, der gerecht sein will. Völkerfreiheit oder Fürstenabsolutismus, atrocities oder Humanität, Menschenrecht oder Tyrannei: Begriffe und Worte. Empörung und Begeisterung sind nur Vorwände, müssen Vorwände bleiben. Hinter den prächtigen Wortschleiern und Begriffsteppichen harrt der Vogelsteller der Stunde, die ihm erlauben wird, den starken, gefährlichen Hochflieger zu fangen, in sein Vogelhaus zu sperren oder zu erdrosseln und zu rupfen. Mit der genialen Despotin Katharina und mit dem frömmelnden Schwärmer Alexander Pawlowitsch, mit dem grausamsten Geistbedrücker und mit der an Blut und Farbe fremdesten Rasse muß das Land alter Bürgerfreiheit und Erbweisheit sich verbünden, wenn keine andere Möglichkeit winkt, Uebermacht zu hindern und England die Herrschaft über Wege und Zufuhr zu erhalten. Wie dürfte es Kultur und technischen Fortschritt fördern, wenn es selbst dadurch in Lebensgefahr käme? Napoleon war gewiß ein Kerl von großem Kaliber, kein Reaktionär, selbst im Purpur, als Schwiegersohn des Erzhauses Habsburg-Lothringen, noch das Schwert der Revolution, der Robespierre zu Pferde; dennoch durfte England nicht ruhen, bis er, der Europa von dem Vormund John Bull befreien wollte, durch Schmähschriften, Wühlarbeit, Koalition, Waffensieg vom Thron gestoßen, aus dem Himmel seines vom Genius bedienten Ehrgeizes gestürzt war. Die Noth der Inselkrankheit

erfindet immer neue Schlagwörter, die dem Britenconcern Genossen angeln sollen. Das klangvollste und haltbarste hieß: „Wahrung des europäischen Gleichgewichtes“. Die Wortschale birgt, als Kern, den Wunsch, daß in Europa kein Staat mächtig genug werde, um England und dessen Alliirte bedrohen zu können; daß Alles bleibe, wie es für das Europa vorgelagerte Inselreich bequem ist; daß namentlich in der Mitte des Erdtheiles nicht eine Machtgruppe entstehe, die den starken Arm über die Nordsee hinrecken könnte. Drum soll Deutschland schwach sein und der Slawe sich kräftigen.

Der monomanische Drang, für den einen Zweck alle erlangbaren Mittel, manchmal auch unsaubere, anzuwenden, immer zu thun, als sei das Ideal der Menschheit und Menschlichkeit das Ziel und Leuchtfeuer der Politik, und stets doch vor Ertappung auf Treulosigkeit und Eigensucht zittern zu müssen, bewirkt schließlich überall Haß, hörbaren oder verborgenen. Die Geschichte Spaniens, Hollands, Amerikas, Dänemarks, der Afrikanderstaaten, Indiens und Egyptens, aber auch Frankreichs und Rußlands weiß davon zu erzählen. Der Mensch, der, noch wenn er Alkohol meidet, lieber berauscht als nüchtern ist, ergiebt sich ungern in die Erkenntniß, daß Staatssittlichkeit andere Norm hat als individuale und daß die Geschäfte großer, von Feindschaft umlauerter Reiche nicht auf allen Wegen ohne Hypokrisie zu führen sind. Die besondere Form der englischen Heuchelpolitik, konstitutioneller und internationaler Cant, war ein Symptom der Inselkrankheit; sie mußte im Lauf der Jahrhunderte entstehen, wie im Lauf beruflicher Arbeit das Bäckerbein, die Vergiftung durch Militarismus, Kohlenstaub, Phosphor und anderes Gewerbsleiden. Ohne diese Krankheit und deren häßliche Symptome hätte ein Volk, das für die Menschheit so viel gethan hat wie das britische, sich niemals solchen offenen und versteckten Haß zugezogen. Und um diese Krankheit hat man es noch beneidet. Daß es keinen Grenznachbar habe, nur von Meer umspült sei, schien ein Glück. Das wäre es vielleicht für ein bescheidenes Ländchen ohne ferne Filialen und Weltmachtstreben gewesen. Nicht für eins, das sich nicht selbst ernähren kann und doch berufen glaubt, ganzen Kontinenten sein Lebensgesetz vorzuschreiben. Noch heute aber giebt es Völker und Regirungen, die danach lechzen, auch, wie Großbritanien, auf ihre Marine, auf Legaten und Kolonialtruppen an-

gewiesen zu sein. Sie sind so klug wie der Gesunde, der den Lungenkranken um den Glanz seines Auges beneidet. Was Englands heuchlerischer Hochmuth schien, war die Folge seiner Lebensnoth, die nicht verzichten, sondern sich selbst zuerst und dann Andere täuschen wollte; war die Folge der Furcht, aus der Lage des Reiches in veränderter Welt den Schluß zu ziehen. Was Ueberhebung des allzu Glücklichen schien, kam aus dem Quell bittersten Leides.

Die Evolution der Technik hat dieses Leid verschärft. Gegen feindliche Seemacht und Landungversuch konnte Flottenmehrung und Koalition einigermaßen schützen. Nicht gegen die Waffen neuer Technik. Als der Amerikaner Fulton den ersten Unterseebootsplan nach London brachte, sagte Pitt, England werde niemals so dumm sein, ein Kriegsmittel zu begünstigen, dessen vollendete Herstellung dem Britenreich den Untergang bereiten könnte. Die Ausführung wurde verschleppt. Endlich aber geschieht sogar, was man gewünscht hat; ein Bischen früher gewöhnlich, was man am Meisten fürchtet. Der leichte Motor, der die Herrschaft über die Luft ermöglichte, trieb auch Fultons Experiment in grausig submarines Leben. Hundert Jahre nach Pitt ist das Tauchboot mit großem Aktionradius fertig: und bedroht keine andere Macht so gefährlich wie England, das die weitaus größte Handelsflotte hat und dem Feind, der vom Meer abgesperrt ist, nicht mit der selben Waffe vergelten kann. Ein anderes Beispiel. Admiral John Fisher, einst Erster Seelord, hat selbst gesagt, daß England seine älteren Geschwader, die ihm für absehbare Zeit erdrückende Uebermacht sicherten, entwerthete, als es sich zum Bau der Dreadnoughts und Supradreadnoughts entschloß, weil es annahm, die Nachahmung würde den Festlandsstaaten zu theuer sein. Schnell aber kam die Nachahmung: und da die Seeschlacht nach Menschenvoraussicht durch die geschwindesten, am Stärksten gepanzerten und bestückten Schiffe entschieden würde, konnte die deutsche Seegewalt der britischen sehr nah kommen und England hatte sich selbst um den sonst unentwindbaren Vortheil hoch überlegener Schiffzahl gebracht. Ob es die Technik beflügeln oder hemmen will: das Fatum läßt sich nicht zwingen. Luftschiffe, Torpedos, Tauchboote, Minen sind in der Welt, wie seit Kains Brudermord auf Edens Acker der Tod. Ein feindlicher Zwergstaat kann, wenn er flinke Boote hat, die Inseln des Vereinigten König-

reiches so lange mit Minen umkränzen, bis sie in dem Gewinde ersticken. Das ist der Zustand von heute; nicht Mythos, sondern gemeine Wirklichkeit. Und Britaniens Wille, die Welt in den ihm bequemen Zustand zurückzuzwingen, sich das arbitirium mundi zu sichern, auch in Europa, auf dessen Festland es Fremdling ist, bestimmend zu handeln, wäre nur durchzusetzen, wenn ihm die Gotthelt hülfe, die in Gibeon und im Thal Ajalon durch Josuas Mund Sonne und Mond stillzustehen zwang. Aus eigener Kraft wird die Menschheit nicht eine Weltordnung verewigen, deren höchster Zweck die Assekuranz des britischen Reichslebens ist.

Kann England diese Lebensversicherung von sieghaftem Abschluß des Krieges hoffen, der jetzt über die Erde dröhnt? Jeder Brite mag selbst dieser Frage die Antwort suchen; zuvor aber muß jeder die Möglichkeiten des Kriegsendes fest ins Auge fassen.

Erster Fall: Deutschland müßte die Waffen strecken. Nur Elsaß-Lothringen oder auch Posen, Nordschleswig, Theile West- und Ostpreußens, alle oder nur die besten Kolonien: in jedem Fall verlöre das Deutsche Reich Land; wohl auch den Kern seiner Seestreitkräfte und die Erlaubniß, zu Land über eine enge Rüstungsgrenze hinauszugehen. Die Folge? Und würde es, wider alles Erwarten, so schlimm wie, nach 1806 mit Preußen nach Napoleons Willen: wie damals wäre vom Tag so schmählichen Friedensschlusses an bis in die elendeste Hütte die Losung, alle Kräfte zum Rückgewinn des Verlorenen anzuspannen, alles Können des Volkes, des Landes in den Dienst dieser einen Aufgabe zu stellen. Jetzt aber würde solches Gelübde Alles, was deutsch ist und bleiben will, vereinen; bald siebenzig Millionen Menschen, deren Intelligenz und Muth, Industrie und Tüchtigkeit durch papierne Bestimmungen nicht zu vernichten ist. Sie wären arm; daran sind sie, die sich in Macht emporgehungert haben, gewöhnt und sie würden, ohne Seufzer, jedes Behagen, jeden Luxus entbehren, um den Kindern, spätestens den Enkeln das zerstückte Erbe wieder ganz herzustellen und Unabhängigkeit, Athemfreiheit zu verbürgen. Daß erzwungene Entwaffnung nicht lange wirkt, hat Bonaparte erfahren, hinter dessen Rücken Preußen sich zur Befreiung rüstete. An ehrliche internationale Vereinbarung wäre zwischen Siegern und Besiegten nicht zu denken. Der Haß gegen die Knebler, besonders gegen England, würde so tief

und fest eingewurzelt, daß er in Menschenaltern nicht auszuroden wäre. England müßte sein Stehendes Heer behalten, sich in unbequeme Koalition fügen, auf eine Serie fest ändiger Kriege gefaßt sein, in denen Deutschland nicht immer allein fechten müßte. Kann das Weltclearinghouse, das Reich, dessen aufgeschwollener Leib so viele reizbare, verwundbare Stellen hat, diesen Zustand wünschen? Allerlei Kombinationen und Koalitionen blieben möglich. Schon der Friedenskongreß brächte, wenn Deutschland leidlich klug vertreten wäre, die Sieger vor arge Klippen. Die Verständigung über die Zukunft Europas würde unendlich schwer.

Zweiter Fall: Deutschlands Schwert siegt. Die Annahme englischer Niederlage ist doch wohl eben so erlaubt wie die englischen Siege; wenigstens in der Theorie auch nicht unwahrscheinlicher. Die Folgen auszumalen, wäre grausam; und ist unnöthig. Unnöthig, in dieser Gedankenreihe an Irland, Egypten, Indien zu erinnern. Rußland und die Lateinerstaaten (deren Verhältniß zu England, nach britischem Herzenswunsch, dem Südamerikas zu den Vereinigten Staaten ähnlich werden soll) würden nicht lange fragen. England mit verblichenem Prestige, ohne gesicherte Seeherrschaft, Zufuhrstraßen, Nährstoffe, ohne Heilmittel gegen seine Inselkrankheit, ohne den alle Reichsgebiete düngenden Goldstrom, von New York als Finanzherrscher entthront, immer wieder Tauchbooten, Luftbomben, Minen ausgesetzt: für eine ganze Menschheit wäre aus dieser Katastrophe Beute zu holen. Und wer glaubt, daß Dankbarkeit oder andere Sentimentalität Japan, dem England in den Großmachtrang half, hindern würde, mit beiden gelben Händen in Britaniens asiatischen Besitz zu greifen?

Dritter Fall: Allgemeine Entkräftung erzwingt das Ende. Vierzig Millionen Männer (die Zahl ist gewiß nicht zu hoch angenommen) stehen im Kampf oder in schwerer Arbeit für den Krieg. Sie fehlen im Gewerbe, besonders im Ackerbau aller Länder. Sie müssen, um auszuhalten, gut und reichlich ernährt werden. Vielen Aeckern fehlt Stickstoff, vielen Kali, allen, auch denen neutraler Länder fehlen Hände. Die Landwirthschaft kann nicht leisten, was sie in normaler Zeit leistet und was sie gerade jetzt leisten müßte, um Krieger, Kriegsarbeiter, Völker mit Brot, Fleisch, Fett zulänglich zu versorgen. Ueberall werden die Eisenbahnen abgenutzt, überlastet,

der Privatwirthschaft, die mehr Wagons als je braucht, entzogen. Transportkrisis zu Land und zu Wasser. Ist nicht das heute sichtbare nur das erste Symptom einer wachsenden, unabsehbaren Noth, die im dritten, gar im vierten Kriegsjahr nicht auf eine Gruppe der in Krieg gerissenen Staaten beschränkt bleiben kann, sondern die ganze civilisirte Menschheit, mit ungestümer Heftigkeit zunächst aber den alten Erdtheil packen, pressen, ausdörren muß? Dieser dritte Fall, der Sündenfall Europas, führt in Wüste, deren Sand unter den Hufen Apokalyptischer Reiter aufwirbelt, in grausige Revolution, in Blut und Koth der Höhlenzeit, wo Halbmenschen einander um ein Weib, einen Fraß, ein Landstück zerfleischten. Die wüstesten Bilder der Offenbarung Johannis würden Wirklichkeit.

Das sind die drei Möglichkeiten. Eine vierte erblickt mein Auge nicht. Und um an eins dieser Ziele zu gelangen, hat auf Europas Erde Jahrtausende lang die Menschheit gesonnen und gearbeitet, geliebt und gedichtet, den Elementen getrotzt und sie bezwungen, Kinder gezeugt und in Schmerzen geboren? Damit eins dieser Ziele erreicht werde, müssen noch Millionen fallen, verröcheln, verkrüppeln? Weil England und Deutschland, deren Flottenstreit heute durch die Technik entschieden und abgethan ist und für deren Streben die Erde Raum genug hat, so in Nationalhaß verrannt sind, daß sie sich über Kleinkram nicht verständigen können und keiner von beiden den edelsten, nothwendigsten Muth findet, offen, amtlich, zwischen Millionen Schwertern und Feuerschlünden, zu sprechen: „Ich will Frieden, der meinem Reich die Würde, meinem Volk die Zukunft wahrt, will ihn, weil nur er Dauer verheißt, weil ich ein Mensch bin und menschlich fühle."

Feinde des durch Verständigung zu schaffenden Friedens, der aus furchtbarem Geschehniß das für Menschheit und Nationen Beste zu machen versucht, sind Alle, die von solchem Frieden das Ende ihrer Macht, ihres Herrschaftsystems fürchten müssen und in denen Egoismus stärker ist als frommes Weltempfinden. Kein Mensch guten Willens und reiner Seele darf müßig, wie ein Sensationen noch unbekannter Art bereitendes Schauspiel, den Untergang einer Welt erwarten, die nicht fleckĺos war, doch schön wie Menschengebild, dem Sonne und Sturm das Antlitz gebräunt, das Kleid in die Farbe ehrwürdigen Alterthumes verwittert haben

Blutschande.

Den Brüllern, die nur der Waffengewalt vertrauen und das rasche Nahen „endgiltigen Sieges“ ankünden (als könne eine in Denken und Wollen zerklüftete Minderheit über fünfzehnhundert Millionen Erdbewohner, über die Menschheit und den Weltwillen je endgiltigen Sieg erfechten), aber auch den in eitler Lauheit seichten Vernünftlern, denen ein durch Handelsmaklerthum oder Schachermachei, durch redlichen Landfetzenaustausch oder Schiebung zu stiftender Friede wünschenswerth scheint, sei der Bericht empfohlen, den der Abgeordnete Chulgin über die letzte Selbstherrscherstunde Nikolais Alexandrowitsch veröffentlicht hat. Am zwölften März rafft sich, im Großen Hauptquartier, der Zar in den Entschluß, den Wunsch der Reichsduma nach Ministerverantwortlichkeit und Parlamentarischer Regirung morgen zu erfüllen. Schnell sind die zwei blauen Hofzüge geheizt; in den ersten Würdenträger und Gesinde, in den zweiten der Kaiser mit dem nächsten Gefolge. Hinter Bolgoje wird gemeldet, daß der Vorderzug von rebellischen Truppen aufgehalten worden, die Strecke nach Zarskoje Selo unbefahrbar, die petrograder Garnison vom Zaren abgefallen sei. Nikolai wird geweckt, hört, was ist, und spricht, noch im Bett: „Wenn das Volk sie will, bin ich zur Abdankung bereit. Gebe Gott, daß Frau und Kinder gesund seien! Dann werden wir still in Livadia leben.“ Er kleidet sich an, tritt auf den Treppenhals des Schlafwagens hinaus; und Admiral Nilow, sein Flaggenchef, sieht in der Winternacht dicke Thränen in den Bart des Kaisers rollen. Kein Vorwärts: also zurück. Am vierzehnten Märzabend vernimmt, auf der Station Pskow, Nikolai aus dem Munde des Generals Rußkij, daß er selbst um den (allzu lange geweigerten) Preis Parlamentarischer Regirung heute sich den Thron nicht mehr retten könne. Von vier bis sechs Uhr früh spricht Rußkij durchs Telephon mit dem Kammerpräsidenten Rodsianko. Auch die Armeeführer Brussilow und Ewert halten die Abdankung für unvermeidlich. Am fünfzehnten Märzabend, gegen Elf, steigen die Herren Gutschkow, das Haupt der Oktobristenpartei und der Kriegsminister der Provisorischen Regirung, und Chulgin, als Vertreter des Vollzugsausschusses der Reichsduma, in den Eisenbahnwagen des Kaisers. Eine Lichtfluth umstrahlt sie; und Chulgin fühlt sich, in vertragenem, eingestaubten Straßenanzug, mit vier Tage alten Bart=

stoppeln im ungewaschenen Gesicht, zwischen den hellgrünen Seidendecken der Wände nicht sehr behaglich. Drei Generale: Rußkij, Baron Fredericksz, der Hausminister, und der zur Protokollführung berufene Hofmarschall Fürst Narishkin. Der Zar im Dienstrock des Obersten eines Kaukasierregimentes. Mit gesenktem Blick, um nicht den Eindruck seiner Worte zu sehen, spricht Gutschkow; lange, ruhig, ohne Rückschau in unverbesserlichen Fehl. Heute, schließt er, ist Wahl nicht mehr möglich: der junge Alexej Nikolajewitsch muß Kaiser, sein Oheim Michael Regent werden. Noch schlichter, von Erregungmerkmal freier als Gutschkows ist Nikolais Rede; als ordne sie alltägliches Herrschergeschäft. Weil er, erst an diesem Nachmittag deutlich, erkannt habe, daß die Trennung von dem einzigen Sohn ihn zu hart drücken würde („was die Herren gewiß begreifen"), wolle er zu Gunst seines Bruders auf die Krone verzichten. Chulgin bittet um die Erlaubniß, diesen Vorschlag mit Alexander Iwanowitsch Gutschkow zu besprechen, und begründet dann kurz das Einverständniß der Abgeordneten. Wie der Vater den Sohn, so würde der Sohn den Vater schmerzlich vermissen und die Erzwinger der Trennung, die Vollstrecker des Volkswillens, vielleicht hassen lernen; auch sei die Frage dornig, ob der Regent im Namen des Mündels mit einem bindenden Eid sich an die Verfassung ketten dürfe. Nikolai fragt noch, ob die Gäste überzeugt seien, daß sein Verzicht dem Reich die innere Ruhe zurückgeben werde; geht, da die Frage bejaht ist, in den nächsten Wagen; und bringt nach einer Weile die Verzichtsurkunde. Mit halber Stimme liest Gutschkow den Wortlaut von schmalen Blättchen. Die Sprache, sagt Chulgin, „war würdig und edel und ich schämte mich des Textes, den wir Zwei in Hast hingekritzelt hatten". Auch den über die Eidespflicht erbetenen Zusatz formt Nikolai klarer, als vorgeschlagen war. Drei Maschinendurchschläge; auf Briefpapier mit dem Aufdruck „Hauptquartier" und „Der Generalstabschef". Mit dem Bleistift unterschreibt der Kaiser. Nun ist ers nicht mehr. Zwölf Minuten vor Zwölf. Die in ihren Folgen unabsehbare Staatsaktion hat nicht einmal eine ganze Stunde gedauert. Der Hausminister beglaubigt, mit Tinte, Nikolais Unterschrift. Freundlicher Abschied. „Hatten wir schon zuvor einander die Hände geschüttelt? Mir ist so; doch ich war erregt und weiß es nicht mehr genau. Beim Abschied war der Kaiser vollkommen ruhig, zeigte

keine Spur bitteren Gefühles und gab sich wie ein uns befreundeter, nicht wie ein stolz auf Distanz haltender Mann.“ Warum glitt, der die schwerste Stunde so würdig trug, in höchster Noth über so lichten Menschenverstand gebot, dennoch vom Thron? Nicht, weil sein Heer das deutsche nicht zu schlagen vermocht, seine Frau Alexandra die Anbeterin Anuschka, dieses Hoffräulein den Brunstheiland Rasputin gehalten hatte, noch, weil in einem mit Nährstoff überstapelten Reich große Volkstheile hungerten. Ehe an Europäerkrieg, an die Einfuhr sapphischer Sitte und Schwarzmessenbrauches, an Verkehrswirrniß in Rußland zu denken war, habe ich die Nothwendigkeit der Abdankung hier, im März 1905, vorausgesagt. Nothwendig war sie, auch ohne neuen Krieg, sogar nach einem Sieg unvermeidlich: weil unter dem Schädeldach Nikolais nur altes, verlebtes Denken, mit dünnem, entfärbtem Blut, nistete und der schüchtern Gekrönte niemals den Muth zur Entlehnung jungen, zeugungfähigen Denkens fand; weil er weder sah noch ahnte, was die Zeit begehre, weder aus seinem Hirn (das nicht dunkler, nicht enger war als manches anderen Monarchen) den Schöpfergedanken, der allein heute zum Amt des Kaisers, des Königs weiht, gebar noch nur je begriff, daß in Ost und West, in Frieden und Krieg keines anderen Eroberers Werk Dauer verheißt als des Gedankens. Nur deshalb trug ihn der Thron nicht länger.

Das einzige große Europäerland, das in zwei Jahrhunderten vor der Frage, ob Monarchie oder Republik sein solle, nie in Krampf gebebt, nach Cromwells Tag diese Frage kaum je wieder gestellt hat, ist England. Das hatte keinen Grund, sie zu stellen. Woraus entsteht ein Staat? Aus dem Bedürfniß des Landschutzes und der Arbeitvertheilung. Wenn der Bauer nur sein Höfchen sichert, nur (sagt schon Platon) den vierten Theil seiner Kraft an die Nährmittelförderung wendet, die anderen drei Viertel in Maurer-, Zimmerer-, Kleidner- und Schusterarbeit verbraucht, kommt nichts Rechtes, nichts rasch zu Stand. Vernunft räth zu Gesellung und wiederum zu Sonderung; empfiehlt Schutzgemeinschaft und Pflege der Einzeltalente. Wo Alle für Jeden stehen, ist Jeder geborgen; leistet Jeder nur, wozu er anstellig und ausgebildet ist, so wird Alles schneller, reichlicher, schöner. Weil das der Höhlenzeit entwachsene Menschenwesen mehr braucht und ersehnt, als es allein, für sich, schaffen kann, verbündet es sich anders begabten Wesen

und wölbt, als der Arm einer Arbeitergemeinde, die Kuppel des Staates. Der kann ohne Herrscher gedeihen; ohne Staat aber ist ein Herrscher eben so wenig denkbar wie, nach dem Wort des Konsuls (nicht des Kaisers) Bonaparte, ein nackt unter Nackten wandelnder. Der Germane wählt seinen König, als den Vormann und Führer zu bestimmtem, umgrenzten Unternehmen und verlängert, dem Wahlkönigthum noch treu, da der Pflichtenkreis sich weiter auswärts dehnt, die Geltungsfrist nur bis an das Lebensende des Gekürten. Der König der Angelsachsen und der Normannen steht, noch als er die Krone durch Erbrecht, nicht mehr von Wählern, empfängt, unter dem Gesetz. Nur des Gesetzes Vollstrecker ist er und durch Eid verpflichtet, das Recht, die Sitte und Lebensgewohnheit des Volkes (folk and people) zu wahren. Dieses Volkes Wille, nicht eines Gottes, giebt ihm alle Gewalt; und entzieht sie schroff dem König, der sie mißbraucht, verzettelt oder, wo sie nothwendig wäre, träg ruhen läßt. Der König wird nie allmächtig, darf weder blindes Vertrauen fordern noch seine Souverainetät über die Kanten der Rechtsurkunden (Common Law, Magna Charta) hinaus strecken; nach der Gesetzlichkeit seines Handelns ist er zu richten und für dieses Handeln nicht etwa, wie noch der erste Karl Stuart wähnte, nur dem Himmel verantwortlich. Wars zuerst der Hundertschaft, später dem Reichsparlament; und sank in Ohnmacht, sobald er sich vermaß und mehr zu scheinen strebte, als der zur Ausführung des Volkswillens Bestallte sein darf. Von Bracton und Edward Coke bis auf Macaulay und Morley hat, in Hochadelsschlössern und Miethkasernen, über die Grenzen königlicher Gewalt nie Streit gewüthet. Seit Erfahrung lehrte, wie selten im Hirn des von Erbrechtszufall Gekrönten der fruchtbare Königsgedanke horstet, nahm man dem König die Möglichkeit, Schaden zu stiften. Er darf, schon nach Bracton, nur thun, was ihm das Gesetz erlaubt; und der von Speichelleckern in Willkürsinn gefälschte Satz „The king can do no wrong“ spricht nichts Anderes aus als die dem Briten seit dem fünfzehnten Juni 1215, dem Geburtstag der Magna Charta, nie von Zweifel umdunstete Gewißheit, daß der König nur in den Rechtsschranken Gebieter ist und hinter ihnen die Macht verliert, Unrecht zu thun. Wer die Tagebücher und Briefe der Königin Victoria kennt und das rastlos stille Wirken ihres Sohnes Eduard sah, wird nicht behaup-

ten, daß den Trägern der Britenkrone auch die Möglichkeit, ihrem Land zu nützen und in Weltschicksal Einfluß zu erlangen, gesperrt sei. Mit der Krongewalt Schädliches zu bereiten und dem Volk ein schwarzes Loos aufzuzwingen, sind sie gehindert; nicht, das Königswerkzeug ihrem Verstand, dem des Menschen im Purpur, dienstbar zu machen. Würde das Britenreich, wie Köpfe von der bewährten Weitsicht der Helfferich und Zimmermann uns zukünden geruthen, im August vom Hunger, würde es später von Waffen besiegt: kein Engländer, Schotte, Ire ziehe den fünften Georg der Schuld. Der brauchte um seinen Thron nicht zu bangen.

So wollen, endlich, auch wirs. Nicht: Trugspiel und Schiebung mit Volksrecht und Parlamentarismus; weder ein Binsengesetz über Ministerverantwortlichkeit oder anderen Stuckputz der Reichsfassade noch irgendeinen Erzberger, Schiffer, Payer, David als Konzession-Schulze in einem Reichsamt. Sondern: neue, dem Genius der Zeit genügende Abgrenzung der Rechte (also auch der Verantwortlichkeitzonen), die dem Kaiser und die der Nation ziemen. Ist diese Neuerung nur durch Opfer zu erkaufen: kein Kaiser kann vor ihnen zaudern; keiner auf dem Pfühl des Glaubens ruhen, nur das Volk, nicht der Herrscher habe, ohne zu zählen, zu wägen, dem Heil des Vaterlandes Opfer zu bringen. Doch ist, was werden muß, nicht Verlust; ist Gewinn und feste Versicherung der Familienzukunft. Monarchie ist eine in ihrer Dauerbarkeit zeitlich begrenzte Form und, wie alles Irdische, dem Gesetz der Wandlung unterthan. In engen oder epenhaft einfachen Verhältnissen kann sie Alleinherrschaft, Selbstherrschaft sein; auch da, wo die Vorsorge für den Nothfall des Krieges, eines nur durch zähe Geduld, nie müde Begeisterung und straffe Zucht gewinnbaren, jeden Alltag beherrscht, in die Züchtung des wichtigsten Typus, des Kriegers, nöthigt und, wie der Knecht dem Herrn, die Frau dem Gatten, das Kind dem Vater, so das Volk dem König willenlos untergeben sein muß. Das ist nicht unser Zustand; nicht unser Krieg. Dessen Ausgang bestimmen, sicherer noch als die Künste des Strategen und Taktikers, Industrie, Technik, flinke Organisation aller Wehr-, Nähr-, Zahl- und Verkehrsmittel; bestimmen Kräfte, die nur in Freiheit reif, nur von Freiheit dem Reichsschoß entbunden werden. Das alte Preußen, dessen Hauptgewerbe der Krieg war, brauchte die starre Härte der Stoa (aus der doch schon Fritz gern in Epikurs heiteren Bezirk floh). Dem Deutschland von morgen, dem liebens-

würdiger Ernst besser als Rauheit zinsen, Wirthschaftnutzen wichtiger als Mystik sein wird, würde ein Zeno bald eben so lästig wie ein Drillkönig oder ein auf den Götzensockel gehobenen Marschall, der auch den Bürgern befehlen dürfte. (Generallieutenant Groener, der als Leiter des Feldeisenbahnwesens Ungemeines geleistet hat, irrt in die Meinung, daß dem Generalstabschef solche Befehlsweite offen sei, und stärkt, unbewußt, damit, der Schwabe, den Auslandsglauben an die „preußische Militärautokratie".) Weder Selbstherrschaft noch Scheinkonstitutionalismus ist fortan möglich. Nur: Selbstregirung des Volkes, das ohne Murren gearbeitet, gedarbt, gefochten, geblutet hat. Demokratie, sagte ich vor acht Tagen, wird das dringlichste Fürstenbedürfniß. Wann und in welcher Gestalt der Friede komme: breite Schichten der Nation wird er enttäuschen und in bitteren Groll stimmen. Soll und darf der den Kaiser und das Hohenzollernhaus treffen? Und leugnet ein Redlicher, daß Zorn, der den Kanzler, den für das Handeln des Reichshauptes allein Verantwortlichen, schilt, heute schon höher zielt? Der Kaiser wird entbürdet, wenn er sich aus der Pflicht löst, den Kanzler zu wählen, für Kriegserklärung und Friedensschluß die innere, letzte Verantwortung zu tragen, mehr zu sein oder zu scheinen als des Volkswillens in Würde thronender Vollstrecker. Entbürdet wird er, nicht in der Wirkenskraft gelähmt; von gefährlicher Last freier, nicht leichter an Eigengewicht. Die Verantwortung des Friedens, der werden muß, kann nur der Nacken der ganzen Nation ungebeugt tragen. Ehe er danach drängt, ehe ein Ausschuß den Umbau der Verfassung fordert, rufe des Kaisers freier Wille, im Einklang mit den zu Ewigem Bund ihm gesellten Fürsten, Reichstag und Bundesrath in die Pflichtgemeinschaft einer Constituante, die dem Reich verantwortliche Minister, der vom Volk erwählten Parlamentsmehrheit Regirungmacht, allen selbständig sich nährenden Deutschen beider Geschlechter das Recht zu Mitwirkung am Reichsgeschäft sichert, die alten Gesetze neuem Bedürfniß anpaßt und dadurch der Nation die Freiheit, den fürstlichen Häuptern ungefährdete Lebensdauer verbürgt. Schnell: ehe die Gunst der Stunde versäumt ist; die Zeiger stehen zwölf Minuten vor Zwölf. Wer fürchtet das Geheul des um die Wahrung rostiger Privilegien, vermotteter Pfründen zeternden Trosses? Der mag sich tummeln, in eigene, nicht mehr von Gunststrahl erleichterte Arbeit schicken: dann wird ihm auch in der gelüfteten Heimath wohl.

Wen schreckt die Mondröthe, die vom letzten Aprildrittel bis in den Sonntag Exaudi währt? Die in der Erdatmosphäre aufgesogenen, abgelenkten, gebrochenen Sonnenstrahlen leihen dem Silber der sichtbaren Mondscheibe die Farbe des Kupfers; nicht, wie Höflingsaberglaube wimmert, des Blutes. Hütet den Strahl der irdischen, Euch alles Leben spendenden Sonne vor Ablenkung, Bruch, saugenden Schmarotzern, lasset ihn kein Theilchen seiner Wärmkraft verlieren: dann wird die Knospe vor Frost, die Frucht vor Säure bewahrt. Ist Roth, die Farbe des Purpurs, des Herzenssaftes, der Mohnblumen im Aehrenfeld, das Gewand des Volkswillens, so ists ein Wahrzeichen neuer Majestät, nicht Bleibsel alten Sündenfalles; so weist es nicht in Aufruhr und Bürgerkrieg, sondern mahnt leuchtend, die Völker ins Gewand entseelter Fürstenmacht zu kleiden. (Weil der Monarch darin fröre.)

Der rötheste Mond, die dem Brand ihrer Scharlachlaken entstiegene Sonne hätte, seit Kains Brudermord und den Metzeleien des Lahmen Timur, nirgends ruchloseren Frevel geschaut als unseren Krieg, wenn nach ihm Alles, Feindschaft und Rüstung, List und Gewalt, Herrenmacht und Knechtesfron, bliebe, wie es zuvor war; wenn aus der Sintfluth nicht Lüftung, Entseuchung, Heiligung der Erde und all ihres Staatengebildes würde. Was sein muß, wird; des Baumes Frucht und die Auferstehung des von triefenden Händen, von klebrigen Spaten verscharrten Geistes. Höret Ihr ihn athmen? Er spricht. „Nie wieder, Völker, niemals wieder, Menschen, darf Solches werden. Ihr sahet, in welchen Graus, welche Blutleifune Krieg heute Jeden und Alle reißt. Dahinein wagt der Mündige sich nur aus freiem Willen, nicht auf den Befehl eines Herrschers oder Zufallsklüngels; die Folgen des Entsetzens und der Wirbelstürme, Bruch und Untergang seines Hoffnungschiffes trägt geduldig nur, wer selbst das Wagniß der Fahrt gewollt hat, nicht, wer fest in die Hand genommen, in Traum gelullt und mit Betäuberkunst erhalten, unter Wetterwolken hin, über Klippen, in ungewolltes, unersehntes Schicksal getragen wurde. Schmiedet Euch in den Entschluß, Krieg nur zu führen, wenn Ihr sein Werden bis in die tiefste Wurzelfaser durchblickt und durchleuchtet, durchdacht und durchfühlt und ihn dennoch als unvermeidlich empfunden habt. Dann wird nie wieder einer. Und fest werde, wie Erzfels, Denen, die bluten und trauern, darben, verkrüppeln, verarmen, das Recht, in der Stunde, unter dem

Bedingung bach, die sie selbst bestimmten, Frieden zu schließen. Dann wird er morgen. Am letzten Tag, Germanen, vor Ragnaroks, des Weltunterganges, Vollendung. Dreiunddreißigmal schon fuhr das Leichenschiff Naglfar hin und her; und abermals hängt der Reifriese das Steuer ins Ruderjoch. Bauet nicht auf den neuen, den namenlosen Gott, der aus der Asenbrandstatt die schönere Erde zaubert, sie mit jungen Göttern bevölkert und dem des Geschöpfes dankbarer Schoß ohne Saat Ernte beschert. Im Schweiß Eures Angesichtes müßt Ihr säen und pflügen, reuten und eggen: umsonst wüchse kein Hälmchen, nicht Kohl noch Rübe Euch zu. Ist nicht in Euren Seelen selbst Gottheit: aus Wolken steigt sie nicht nieder. Verjüngt und schmückt nicht Euer zu Güte williger Geist die Welt: von keines Zaubers Gnade wird je noch ein Eden."

Das könnte erst werden, wenn der Geist wieder in Großmacht erstarkt, das Hirn des Schwertes Herr geworden ist. Solchen Wahnes lacht der „Siegeswille" der Lauten; und die laulich Seichten, die auch für diesen anbefohlenen Willen, wie für Butter und Kaffee, Sohlen und Benzin, „Ersatz" ausdüftelten, heben Achseln und Brauen. Dort: „Wir kriegen sie, sämmtlich, auf die Knie!" Hier: „Aus Nachfrage und Angebot wird ein Geschäft." Beiden ist der Gedanke ein feuchter Nebelstreif ohne Nährgehalt und kalorische Kraft, Idealismus ein Mandelmilchbrei aus der Puppenküche. Sie zanken, bespritzen einander mit Galljauche: und sind dennoch in steter Gemeinschaft der Blindheit und Taubheit. Aus der Weltseele (die keinem Hegel sich heute noch in dem fetten Imperatorenleib Bonapartes verkörpern würde) drängt ganz Anderes, heiß wallend, ans Licht. Ein Sehnen nach höherer Sittlichkeit, von deren Gesetz der Staat nicht weiter als irgendein Einzelner abweichen darf, deren internationaler Geltungbezirk, wie der allen privaten, öffentlichen, nationalen Rechtes, von Spruchgericht und Vollzugsgewalt beschützt, deren Verächter und Besudler, Volk oder Regirung, von Ankläger, Gericht, Strafvollstrecker eben so in Verantwortung gezwungen und für Fehl haftbar gemacht wird wie jeder Bürger eines civilisirten Staates für sein Vergehen. Diese Sehnsucht, das Sorgenkind aus endlos scheinender Kriegsnacht, hat der tapfere Wille zu Frieden und Menschenwürde im hellen Schacht der Erkenntniß gezeugt, daß Internationalismus die nächste, unüberspringbare Erlebensstufe weißer Menschheit ist und Gleichheit des Rechtes, der Pflicht und Verantwortlichkeit

Denen werden muß, die durch Grenzsteine, Schlagbäume, verschiedene Kleider der Rümpfe und Reden zwar getrennt, doch Glieder eines Körpers sind und Organe einer Seele sein sollten. Nicht herab: hinauf trägt die Sprosse des Internationalismus; aus dem Feuersumpf und den Geifertümpeln des Fenrirwolfes in des Galiläers ernst anmuthiges Menschenreich. Hinauf in den Hügelgarten einträchtiger Güte, von deren warmem Anhauch die Lust zu Feindschaft und Rüstung, Gewaltthat und schmählicher Tücke welkt, der Land- und Machthunger gestillt, die Inselkrankheit geheilt wird. Läßt Deutschland, dem in jeder Hochzeit der Gedanke die wirksamste Waffe ward, ihn nun den Feinden? Dürfen Die vor dem Auge und Ohr der Welt erweisen, daß sie für die Freiheit der Völker, der schwächsten und stärksten, religiösen und politischen Glaubens, bürgerlicher und völkischer Schicksalsbestimmung, für Civilisation, Wehrlastminderung, Staatenbund, Staatengericht kämpfen, während aus dem Deutschen Reich nur hörbar wird, daß es für Landeroberung oder Landzuwachs, Erz- oder Gelderwerb ficht? Dann wurde unter Albendruck ächzender Athem wildes Gepfauch. Nicht von draußen ist, von eines Gottes Altar, aus eines Teufels Esse, der Friede zu holen; nur im Innersten ist er zu bereiten und nur Deutschlands Volk kann ihn, in verantwortlicher Freiheit, schließen. Wer (noch einmal) erfrecht sich des unsühnbaren Frevels, dieses Volk, in der stummen Majestät seines Kampfes und Leides, seiner nie erträumten Opfer an Blut und Gattungsamen, mit schleimigem Mundquark, stinkigem Letternschwarz zu betrügen? Gebet ihm, was ihm gebührt: das Recht und den Luftraum zu Entscheidung in nirgends verdunkelter noch übertünchter Kenntniß des Machtbestandes, des Bedürfnisses und der Möglichkeit von morgen. Und grinset nicht, sondern sinket, Fürsten, Heerführer, Feinde, andächtig in die Knie, wenn es muthig sich zu Idealismus bekennt und, endlich, die Horde der Schieber, die sich bismärckischen Realiengeistes voll dünkeln, aus seinem Hause räuchert. Uralte Mär raunt, nur aus Blutschande könne der weiseste Wunderwirker geboren werden, nur naturwidrigem Gräuel die Allgewalt sich entbinden, die den Zauberspuk müd greisender Natur bricht und die von Zukunft trächtige Gegenwart aus dem Bann der Vergangenheit löst (Antigone; Siegfried.) Der Krieg ist Europens Blutschande. Der Purpur heldisch frommer Volksmajestät, die zur Sühnung des Frevels aufsteht, röthet mit seinem Abglanz den vergrämten Mond.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Aktiengesellschaft Johannes Jeserich.

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	pf
An Grundstücks-Konto . . .	1 002 034	82
„ Grundstück-Erw.-Konto Salz-Ufer 17	257 845	30
„ Gebäude-Konto	504 440	31
„ Maschinen-Konto . . .	123 803	60
„ Pferde- und Wagen-Konto	7 950	15
„ Apparate, elektrische Anlagen- u. Utensilien-Kto.	78 236	20
„ Kontor-Utensilien-Konto	1	–
„ Maschinen- und Gesch.-Utensilien-Erneuer.-Kto.	1	
„ Bahngleis-Konto . . .	1	
„ Patent-Konto	1	–
„ Assekuranz-Konto . . .	7 780	44
„ Bau-Konto	38 696	95
„ Kassa-Konto	16 889	45
„ Wechsel-Konto	11 869	05
„ Effekten- u. Beteilig.-Kto.	258 311	7[illegible]
„ Aval- u. Bürgschafts-Kto.	1 097 066	86
„ Konto-Korrent-Konto . .	1 097 362	24
„ Inventur-Konto	674 674	92
	5 176 965	86

Passiva.	M.	pf
Per Aktienkapital-Konto	2 356 000	
„ 4% Priorität-Anl.-Kto.	157 000	—
„ 4% Prior.-Anl.-Zins.-Kto.	1 440	—
„ 4% Prior.-Anl.-Tilg.-Kto.	8 000	–
„ Dividenden-Konto . . .	480	—
„ Vorzugs-Dividenden-Kto.	50	–
„ Reservefonds-Konto .	235 000	–
„ Spezial-Reserve-Konto	75 000	–
„ Straßengar.-Res.-Konto	425 000	
„ Talonsteuer-Res.-Konto .	19 193	70
„ Kriegs-Reserve-Konto .	60 000	–
„ Delkredere-Konto . . .	45 000	–
„ Interims-Konto	90 965	71
„ Aval- u. Bürgschafts-Kto.	1 097 006	86
„ Konto-Korrent-Konto . .	160 733	31
„ Gewinn- und Verlust-Kto.	446 096	28
	5 176 965	86

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Mai 1917.

Der zwölfte Feind.

Mit Stimmeneinheit, stand am fünften Maimorgen in der Zeitung, hat das Kabinet (Präsidenten und Direktoren, Central- und Provinzialregirung) des Großen Volksreiches China (Ta Chung-Hua-Min-Kuo) beschlossen, dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären. Der zwölfte Feind. Dessen Beschluß hebt die Kopfzahl der uns feindlichen Volksmassen über die Hälfte der zweiten Menschenmilliarde hinaus. Das Auge des Gedächtnisses fliegt über vier Jahrtausende, dunkle und helle, hin: und findet auf so ungeheurer Strecke nirgends eine Spur, die zu schließen erlaubt, daß China aus freiem Willen eine nennenswerthe Macht angegriffen habe. Als der Westwelt der Name des Landes (in der Armeniersprache Zunia oder Zenastan) zum ersten Mal ins Ohr klingt, hört es, dort, in der Erdmitte, wohne ein reiches Volk, das Seide spinne und den Frieden inbrünstiger als irgendein anderes Gut liebe. In Chinas Frieden sehnt aus dem Waffenlärm des Hunnenlagers die Fürstentochter sich heim, deren Klagelied Joseph de Guignes uns bewahrt hat. „Rohes Fleisch zur Stillung des Hungers, saure Milch nur, den Durst zu löschen, und eines Zeltes vom Wind bewegte Wände statt der schützenden Mauern unseres Palastes! So lebe ich, seit die Eltern mich einem Barbaren zu Wärmung und Gekos hinwarfen. Wüchse mir eines Vogels

Fittich: wie gern flöge ich, in freudiger Eile, in den Duft der friedlich blühenden Heimath zurück!“ Die im dritten Jahrhundert vor dem Christus geschichtete Große Mauer, von der die Vordrangswuth nördlicher Horden abgeprallt, westwärts gewendet und in die von der Geschichte als Völkerwanderung verzeichnete Bewegung getrieben worden war, die aus drei Stücken gefügte Weiße Wand hemmte den Hunnenstrom nicht. Er wälzt sich über die Reisfelder, die sonnigen Stätten der Seidenzucht, ertränkt Chinas unter dem Helm, im Panzer eingeschlafene Wehrmannschaft und zwingt den Kaiser in demüthige Unterwerfung. Und der Mongole begnügt sich als Sieger nicht mit Geld- und Waarentribut: weil seinem Volk im Strudel wüster Raubzüge das Weib zu rasch abgenütztem Werkzeug und geschundenem Hausthier wird, gesund reifender Nachwuchs eben so wie lechzendem Geschlechtssinn die Weide fehlt, fordert und empfängt er aus dem überwundenen Land ganze Heerden der schönsten Mädchen. Die müssen dem Kitzel des häßlichen, schmutzigen Tataren sich hinspreiten und in ihrem Schoße seinen Samen bis in den Erntetag tragen. Selbst diese Schmach weckt in den Vätern, Brüdern, Verlobten nicht den Willen zu Rache und Krieg. Zweimal wurden die Hunnen Chinas Herren. Zwar bequemten manche Theile der Horde mählich sich in die Sitten der neuen Heimath; doch ihr Führer war erst nach dem unter der Regirung des Wu-Ti erstrittenen Chinesensieg bereit, knieend den Treueid zu schwören und aus der Hand des Kaisers das Siegel, das Sinnbild der Lehnspflicht, anzunehmen. Wenn von den Bergen her Feuerzeichen rufen, muß der zuvor Ausgemusterte nach der Waffe greifen. Die aber ist ihm stets Last, niemals Ehre. Höret ihn singen! „So weit muß ich wandern, über hohes Gebirg, durch breite Thäler, und säße, statt Streit zu suchen, viel lieber doch im friedlichen Vaterland und labte mich an dem Wohlgeruch unserer Tschunghwa, der aus stiller Erdmitte erwachsenen Blume! Noth sehen wir ringsum, Nöthe müssen wir, widerwillig, schaffen; wann welkt, wie jede Pflanze unter dem Himmel, der Tag, der uns in ruhelose Qual kettet? Wie dem Kraut die Sonne, so fehlt hier dem Manne das Weib. Dürfen wir Gewaffnete uns noch der Menschheit zuzählen? Nicht Tiger bin ich, nicht Rhinozeros: durch Wüste muß ich dennoch immerzu; warum gebt Ihr dem armen Kriegertroß vom Morgen bis zum Abend keine Ruh?“ Ist einer

Schlacht nicht auszuweichen, sie auch nicht durch Einzelkämpfe Auserwählter zu ersetzen, dann schaaren die Streitwagen sich in die Mitte der Walstatt, die Schleuderer und Bogenschützen bilden die Flügel des Wehrkörpers und alle Willenskraft wird zu rascher Beendung des Ringens eingesetzt. Der Gefallene gilt, noch wenn ihn unwiderstehlicher Zwang ins Gefecht trieb, als Held und wird feierlich bestattet. Ein Stehendes Heer wurde erst unter der Thang-Dynastie, im siebenten nachchristlichen Jahrhundert, geschaffen. Ungewandelt aber blieb auch dadurch die Weltanschauung, der jeder Krieg, selbst der in Sieg führende, ein Uebel scheint.

Weil er die Ruhe, die Harmonie, das vom Himmel gewollte Gleichmaß des Lebens stört und Unvernunft auf den Herrschersitz hebt. China ist das Reich arbeitsamer Bürgerlichkeit; ist vom Himmel zum Staat geformt, wird von Himmelsmacht beherrscht und lebt nicht von eines persönlichen Gottes noch gar von eines Menschen Gnade, sondern von eines aus dem Allwalten abstrahirten Gedankens, der die Mittel zu gewaltsamer Eroberung weder braucht noch wünscht. Der Himmel will Ordnung, Ruhe, Vernunft; will nicht, daß sein Sohn, der Kaiser von China, nach freiem Belieben die Reichsgrenze vorrücke und fremdes Volk in lästiges Joch schirre. Wie könnte er Krieg wollen? Der schmiedet alle Gewalt in die Hand irgendeines Kräftigen, dessen Willkür fortan gebietet. Ohne Schranke; gerade in höchster Landesgefahr ohne Hemmung. In solcher Zeit reckt der Soldat, der zu Kampf gedungene Waffenknecht, sich über den Bürger auf, der ihn nährt; und der Leib des Staates wird zerrüttet, selbst wenn dem Heer die Ueberwindung des Feindes gelingt. Der Verletzung heiligster Pflicht aber ist schuldig, wer Machterhöhung, Eroberung mehr liebt als die Ruhe, den Wohlstand der Landsmannschaft. Die Große Mauer ist Chinas Symbol: so weit soll, nicht um eines Zolles Breite weiter will es reichen. Nur einen Eroberer ehrt es: den Gedanken, von dem Fremde in Sehnsucht nach dem Blüthensegen der Tschunghwa entbrennen. Nur Kaiser, die ihm den Frieden erhielten, hat es gepriesen und niemals dem Entschluß zu Krieg, nie der Kunde von Sieg zugejauchzt. Von frommem Drang nach Friedenswahrung, von feinster Menschlichkeit zeugen die uralten, heute noch giltigen Kriegsartikel des Feldherrn Sema. „Vor dem Entschluß zu Krieg muß das Volk gewiß sein, daß es redlich für das

Recht kämpfen und sich niemals von den Grundsätzen der Menschlichkeit lösen werde. Menschenleben darf nur opfern, wer nicht zweifeln kann, daß, wenn ers nicht thäte, noch mehr Menschen ums Leben kämen; nur, wo das Wohl der Gesammtheit es befiehlt, darf Einzelnen Weh bereitet werden. Deshalb darf nur harte Nothwehrpflicht uns die Waffen in die Hand drücken; und noch im Kampf müssen wir den Feind lieben, der Stimme menschlicher Tugend lauschen, die Kraft im Zügel halten und weniger an uns etwa erlangbaren Vortheil als an die Pflicht denken, den wider uns streitenden Völkern die Ruhe, das köstlichste Menschengut, zurückzugeben. In Sonnenbrand und grimmigem Frost, in den Jahreszeiten der Aussaat und der Ernte, in Tagen der Hungersnoth, Seuche, Landestrauer führen gesittete Völker nicht Krieg. Auch nicht, ehe sie jeden Weg zu Friedenswahrung beschritten, jede Vermittlerkunst genützt und ehrlich Alles versucht haben, was dem Volk den Krieg ersparen könnte. Unsittlich ist er, wenn Ehrgeiz, Selbstsucht, Rachgier ihn erwirkt hat; und noch der nothwendige, nicht vermeidliche dem Leib des Volkes nie gelinder als dem Einzelkörper schwere Krankheit. Der menschlich Empfindende bequemt sich in jeden Vergleich, der die Ehre und Lebensfähigkeit der Nation ungefährdet ließe. Muß aber Krieg sein, so ist jeder Kämpfer ein Werkzeug des Himmels. Der wird Jeden strafen, dessen Missethat zu ihm aufschreit. Vergießet nicht mehr Blut, als das Gemeinwohl befiehlt; schonet die Menschen und sinket niemals in Grausamkeit. In fremdem Land habt Ihr die dort webenden Geister zu achten und dürft nichts ihnen Leidiges thun: weder durch Reisfelder und durch andere Pflanzung marschiren noch Fruchtbäume fällen und Wälder ausholzen; weder Hausrath und Ackergeräth nehmen noch Hausthiere peinigen, tödten oder gar Euch aneignen. Feldfrucht oder Häuser durch Feuer zu vernichten, ist selbst unter dem Druck feindlichen Wüthens nicht erlaubt. Eben so wenig, die Mauern eroberter Städte, die Häuser und Habe der darin wohnenden Bürger zu zerstören. Alles Kunstwerk sei besonderer Sorge empfohlen. Nie dürft Ihr Wehrlose angreifen, nie einem Greis oder Kind Hilfe weigern noch je zaudern, nach der Schlacht die Verwundeten zu betreuen; denen aus dem Feindesheer soll stets die selbe Pflege werden wie unseren. Ist ein verwundeter Feind wieder rüstig, so sendet ihn, mit reich-

lichem Reisegeld, in die Heimath zurück, auf daß er die Bangniß der Verwandten ende und unter seinen Volksgenossen als ein Zeuge Eurer Menschlichkeit wandle. Das Handeln des Heeres und seiner Glieder darf nie einen Zweifel an der Ueberzeugung nagen lassen, daß es nur zum Zweck der Volksvertheidigung die Waffen trägt; befleckt es sich mit dem Makel unmenschlicher Grausamkeit, so schändet es die Ehre des Volkes, des Fürsten, des ganzen Reiches, dem es zu Dienst und würdigem Ruhm sein sollte. Nicht an Frau und Kind, an Sippschaft und Vortheil darf der Krieger denken; jeder seiner Gedanken ist dem Staat verpflichtet, der ihm sein Schwert gab und den er in Ehre erhalten muß. Weh ihm, wenn er vergäße, daß unter dem Himmel nichts Anderes dem Werth des Menschen gleicht, wenn er Menschenblut unnöthig, unnützlich verspritzte und eines Menschen Leid verlängerte, wo er es kürzen konnte! Und nicht milder darf das Urtheil über Den lauten, der einen Krieg in die Länge zieht, weil seine Besitzgier noch größere Eroberung, noch höheren Machtzuwachs erstrebt. Der vernünftige, des Himmelssegens würdige Mensch wird den Krieg enden, des Friedens Rückkehr sogar mit Geldopfern erkaufen, auch wenn der Ertrag hinter der Hoffnung bleibt."

Wie kam das Volk solcher Weltanschauung in den Entschluß, dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären? Was vernahm es von diesem Reich, von den Deutschen? Als Li-Hung-Tshang, der Vicekönig von Pe-Tschili, in Europa war, ließ ich in erdichteten Briefen an einen Bruder ihn hier von seinem Erlebniß berichten.

„Als die gute Mutter gestorben war, sahen wir einander zum ersten Mal wieder und tauschten, wie Geschwister zu thun pflegen, die nach vieljähriger Trennung an der Leiche der Mutter einander begegnen, Kindheiterinnerungen aus. Wir sprachen viel von unserem Vater, dem armen, scheuen Gelehrten, der sich plagen mußte, um uns durchzubringen, von den friedlichen Abenden am Jang-tse-kiang, der unsere Heimath befruchtet, und von den schönen Jahren, die wir auf der Hanlin-Hochschule in Peking durchlebten. Du, lieber Li, hattest immer mit einem leisen Neid, den aber viel Liebe versüßte und der nie gehässig war, auf den jüngeren Bruder gesehen, weil ich leicht lernte, meinen Meng-Tse gründlich kannte, die Worte des Höheren Menschen auswendig wußte und die vierzigtausend Verse, deren Besitz erst die wahre Vollkommenheit ver-

bürgt, beinahe ohne Stocken hersagen konnte. Ich war ja immer schon ein Bischen Dichter und Philosoph, durfte mich stolz zu den Gebildeten rechnen, die von den rothborstigen Barbaren des Westens verächtlich Literaten genannt werden, und konnte deshalb bei uns, wo der Literatus hoch geschätzt wird, rasch vorwärts kommen. Wir haben, Beide, keine Anlage zu Eitelkeit; aber es überrieselte uns, mitten in tiefster Trauer, damals doch wonnig, wenn wir auf unseren Lebensweg zurücksahen. Höher hinauf konnte er mich wenigstens nicht mehr führen: darüber waren wir einig, als wir nach alter Sitte beim Tode der Mutter aus allen Ehren und Aemtern schieden und uns in das Erbbegräbniß unserer Familie zurückzogen, um dort in Sack und Asche nur der Trauer zu leben. Ich hielt meine Laufbahn für beendet und lächelte im Stillen manchmal über die lärmende Freude der Opposition, die den Verhaßten, den ihre Wahnvorstellung allmächtig glaubte, nun beseitigt sah. Und als dann blitzplötzlich der Erlaß erschien, in dem der Kaiser mit dem Scharlachstift verfügte, ich solle schon nach drei Monaten die Trauer ablegen und in meine Aemter zurückkehren, als ich von Dir Abschied nehmen mußte und wieder in Tientsin, in meinem Gouvernement Pe-Tschili, war, da mußte ich erst recht sicher annehmen, den Gipfelpunkt der Ehren erreicht zu haben. Noch niemals, seit Fuhi und Yao das schwarzhaarige Volk beherrschten, war einem Unterthanen solche Auszeichnung widerfahren; noch nie waren auf kaiserlichen Befehl Trauergebräuche unterbrochen worden. Wie ein siegreicher Feldherr zog ich in meine treue Provinz ein und die Feinde mußten knirschend erkennen, daß die Macht Lis, des Schrecklichen, noch nicht gebrochen sei. Ich bin auch seitdem oft von der Huld unseres Allerhöchsten Herrn begnadet, bin nach Peking berufen und zum Kanzler ernannt worden, aber eine noch höhere Auszeichnung, als ich sie nach dem Tode der Mutter empfangen hatte, schien mir nicht mehr erreichbar. Deshalb erinnere ich mich jetzt so oft der fernen Zeit, die wir gemeinsam verlebten. Denn seit ich meine große Reise angetreten habe, sehe ich Dinge, die ich zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Kaisergnade ist ein köstliches Geschenk des Himmels; doch man lernt, je höher man auf der Mandarinenleiter klimmt, wie solche Gnade erworben, verdient und bewahrt werden will. Was aber soll ich nun sagen, da in dem ‚kultivirten‘ Westen der Menschenwelt, der sonst so

verächtlich auf uns herabsieht, große, von Ruhm gekrönte Völker mir, von dem sie nichts zu erwarten haben und der ihnen ein gleichgiltig fremder Mann sein sollte, jauchzend zu Füßen liegen?

Schon in Rußland war ich von den Ehren, die man mir erwies, überrascht. Ich war nicht allzu gern hingegangen. Wenn man bedenkt, daß unsere Stämme vor sechshundert Jahren dieses weite Reich unterjochten und daß noch der Peter, den unkluge Leute den Großen nennen, froh sein mußte, als der Sohn des Himmels ihm gnädig erlaubte, in jedem Jahr mit einer Karawane den Tribut nach Peking zu schicken, dann wird man als Vertreter Chinas nicht heiteren Auges auf den moskowitischen Glanz schauen können. Mir war zu Sinn wie etwa einem König, der abgedankt hat, nur noch den Schein der Herrschaft bewahrt und nun trauernd in pomphaftem Zuge aufbrechen muß, um dem Thronfolger zu huldigen, der längst schon, ohne sich um den Königsnamen zu kümmern, fest im eroberten Besitzrecht wohnt. Ich war auf hochmüthige Herablassung gefaßt gewesen und hatte für alle Fälle das Bild des Heiligen Nikolaus mitgenommen, den unsere Burjaten neben dem Bären und dem Blauen Löwen verehren. Es ist mir nun wirklich schwer, Dir zu schildern, mit welcher ausgesuchten Artigkeit ich empfangen und behandelt wurde. Der junge Kaiser, blaß und schmächtig, immer ein Bischen verschüchtert, als fühlte er sich bei den Prunkfesten nicht wohl und säße viel lieber im stillen Zimmer; Fürst Lobanow, ungemein schlau und gerissen, dem ich erst zuzwinkern mußte, um ihn zu erinnern, daß ich auch von der Zunft sei; ein Herr Witte, der früher ein kleiner Eisenbahnbeamter war und jetzt Finanzminister und Hauptmacher ist, mit gutmüthigen, Vertrauen erweckenden Augen, hinter denen der Kenner aber eine kühle, klare und rücksichtlose Energie spürt: Alle erwiesen mir eine so ungesuchte, erwärmende Achtung und Höflichkeit, daß ich mich bald wirklich wohl fühlte. Und dann dieses Land! Man muß es lieben, wenn man es nicht haßt; und man kennt es nicht, wenn man es nicht gesehen, empfunden hat. Neulich ließ ich mir eine Studie übersetzen, die ein großer weißer Forscher, Reclus, über Mongolen, Chinesen und Russen veröffentlicht hat. Der Mann ist Anarchist und hat für das selbstherrlich regirte Zarenreich also gewiß keine Vorliebe; aber er hat Recht, wenn er sagt, Rußland sei als Weltmacht unüberwindlich, weil der Russe zugleich Asiat

und Europäer ist. Die russische Fähigkeit, die verschiedensten Stämme in feste Einheit zu schweißen, fehlt uns Ostasiaten völlig; und die Westeuropäer werden nie das feine Verständniß erreichen, das die Russen den Völkern des Orients entgegenbringen. So, mit zwei Seelen in einer Brust, kann Rußland zum Vermittler zwischen zwei Welten werden, die heute noch von einander geschieden sind. Die Russen verstehen uns, denn sie sind uns nach Abstammung, Instinkten und Anschauung nah verwandt und trachten nicht nur, wie die gierigen Briten, danach, uns mit Opium langsam zu vergiften. Und wir verstehen auch sie. Du wirst von dem Unglück, das sich in Moskau bei der Krönung ereignete, im Shon-Pao gelesen haben; aber kein Bericht kann Dir einen Begriff von der Stimmung geben, die über den Massen lag. Als die Hunderttausende, Menschen aus allen Kasten, zwischen Blutlachen und Fleischfetzen auf die Knie sanken und die feierlich getragene Weise der Zarenhymne anstimmten, als der erste und letzte Gedanke der vom Uebermaß eigenen Jammers Entsetzten war, nun könnte dem jungen, vergötterten Kaiser die festliche Freude verdorben sein, da ergriff es mich selbst, ich fühlte mich in der Heimath und hätte am Liebsten meinen Klageruf in das irre Geheul der frommen Menge gemischt. Ach, liebster Bruder, was sollen wir, mit unserer mönchisch schwächlichen Mannschaft, in der keine Spur des mandschurischen Eroberergeistes mehr lebt, beginnen, wenn dieses zum Todesopfer begeisterte Volk einst gegen die chinesische Mauer marschirt? Unsere Lamas werden den Russen segnen, wie sie den Mandschukaiser gesegnet haben, und die kleine Schaar der tapferen Schamanen wird vergebens die Erinnerung an den Ruhm der Ahnen heraufbeschwören. Es geht zu Ende mit unserer Macht, lieber Li, und wenn erst der Dampfwagen bis nach Wladiwostok, der Königin des Ostens, rollt, wenn das große Thor am Altai geöffnet ist und die Menschheitstraße, die das Gesicht der Erde verwandeln wird, von Petersburg rasch Wanderer und Waaren nach Peking führt, dann wird kein Feldherr und kein Kaiser die Mongolei und die Mandschurei vor der russischen Umklammerung retten können und wir werden seufzend die Sünden büßen, deren Dschengis-Khan einst schuldig ward. Das wurde mir während meines Aufenthaltes in Rußland schmerzhaft klar; und je deutlicher es mir zum Bewußtsein kam, desto größer wurde mein Staunen über

die ausgeklügelte Artigkeit des Empfanges. O, diese Russen sind schlau! Sie verstehen die Kunst, den Ueberwundenen mit Rosenketten so eng und so fest zu umwickeln, daß er die Schmach der Erniedrigung gar nicht fühlt und selig den süßen Blüthenduft schlürft.

Hier, in Berlin, werden unglaublich oft Truppen besichtigt. Ich habe doch, von den Tagen des Taiping-Aufstandes, der mich fünfundzwanzigjährigen Hanlin-Studenten plötzlich zum Befehlshaber einer Schaar der Acht Fahnen aufhob und mich so in Berührung mit unserem guten General Gordon brachte, bis in die letzte, traurige Zeit, wo die winzigen japanischen Wasserratten uns überfielen, auch mit militärischen Pflichten viel zu thun gehabt und immer neugierig auf die Kunde von dem berühmten europäischen Heerwesen gelauscht; aber was mir hier an Waffenspielen geboten wird, ist beinahe schon zu viel. Das ganze Land und besonders die Hauptstadt gleicht einem Kriegslager. Früh, wenn Du noch in festem Schlummer liegst, schrecken Trommeln und Pfeifen Dich auf und Du hörst, daß die Regimenter der Garde zur Uebung ziehen; mittags, wenn Du unerkannt durch die Straßen fahren möchtest, findest Du ganze Stadtviertel abgesperrt und Dein Wagen muß kleine Ewigkeiten im Gedräng warten, bis die bestaubt rückkehrenden Regimenter vorbeimarschirt sind. Jeder dritte Mann trägt eine Uniform mit goldenen Litzen und Knöpfen; und den Kaiser, einen stattlichen, unendlich liebenswürdigen Herrn, habe ich in ein paar Tagen schon in fünf verschiedenen Uniformen gesehen. Dabei scheint das ganze Volk für das Heer und Alles, was mit ihm zusammenhängt, zu schwärmen. Hier, freilich, sind aber auch prachtvolle Truppen; die schönsten, die ich je gesehen habe. Und die Ruhe und Geduld der Bürgerschaft muß man eben so bewundern; die Leute warten ganze Stunden lang, wenn die Straßen gesperrt sind, und sind immer zum Jubel bereit, wenn endlich die Hofkutsche kommt, deren Nahen die Absperrung nöthig machte. Die Disziplin und der Sinn für höfische und militärische Schauspiele ist so stark wie nirgendwo sonst; ich frage mich manchmal, woher dieses nach unseren Begriffen zwerghaft kleine Land (nach kurzer Fahrt erreicht man auf allen Seiten die Grenze) noch Zeit und Kraft zu Leistungen auf anderen Gebieten findet. Und man sagt doch, daß Dichter und Denker drin wohnen. Du ahnst nicht, welcher Kultus hier mit mir getrieben wird. Ich kann es nicht

anders nennen. Wenn ich vor sechzehn Jahren Gordons Rath gefolgt und nach Peking marschirt wäre, wenn ich die Dynastie gestürzt und mich selbst zum Kaiser gemacht hätte, wie mirs der kühne Brite rieth (der Erfolg war so gut wie sicher): ich könnte auch dann in Berlin nicht anders aufgenommen werden als jetzt, wo ich doch nur als einfacher Botschafter unseres erhabenen Herrn anwesend bin. Man behandelt mich wie einen souverainen Fürsten, liefert mir Galawagen, führt mir Truppen vor, giebt mir ein militärisches Gefolge und veranstaltet nur für mich großartige Marineschauspiele. Das überrascht mich um so mehr, als ich früher gehört hatte, der Deutsche Kaiser sei ein Feind der gelben Rasse und wolle sie, an der Spitze der vereinigten europäischen Heere, für immer von der Erdoberfläche wegfegen. Aber nicht nur der Hof und die Minister bemühen sich um mich, nein: das ganze Volk scheint für mich begeistert zu sein und kann sich in Huldigungen und Auszeichnungen gar nicht genug thun. Ueberall hängt mein Bild und wird von der Menge umdrängt; Techniker und Kaufleute, Menschen, für die ich nie das Geringste gethan habe, nie das Geringste thun kann und thun will, geben mir glänzende Feste; die Zeitungen verherrlichen meine Thaten, berichten weitschweifig über jeden meiner Schritte; und neulich, als ich in Stettin die Anlagen besuchte, wo die großen Panzerschiffe gebaut werden, gab mir eine Zeitung, die so verbreitet ist wie unser Shon-Pao, einen besonderen Berichterstatter mit, der gleich Alles telegraphiren mußte, was vorging. Ich hätte den kleinen schwarzborstigen Barbaren, der flink wie ein Teufelchen umherschwirrte, gern kennen gelernt; aber es scheint hier nicht Sitte zu sein, daß vornehme Leute sich mit den Literati einlassen; und so konnte ich den flinken Irrwisch nur aus der Ferne beobachten und mich nachher an seinen munteren Erfindungen freuen, die unser Hanneken mir übersetzte. Doch ich muß Dir offen sagen, daß dieses Uebermaß der Huldigungen mir nachgerade unheimlich wird. Sollte irgendetwas dahinter stecken? Man darf in solchen Barbarenländern dem Schein niemals trauen. Da hatte ich, zum Beispiel, auch immer gehört, das Deutsche Reich habe eine Verfassung, die zwischen dem Kaiser, den übrigen Fürsten, dem Bundesrath und der Volksvertretung Rechte und Pflichten genau regle, und mein lieber Freund und Altersgenosse Grant hatte mir oft wiederholt, ein Deutscher Kaiser habe nicht mehr

Rechte als er selbst in den Tagen seiner amerikanischen Präsidentschaft. Und nun, seit ich hier bin, höre ich nichts weiter als: ‚Der Kaiser will und ‚Der Kaiser will nicht'; und damit scheint dann Alles erledigt zu sein. Sonderbare Zustände! Sollte die ganze, von unserer Opposition so laut gerühmte Verfassung mit allem Drum und Dran am Ende nur Schein ... Verzeih, ich muß eine Deputation empfangen, die mir eine Einladung zum Diner der berliner Industriellen bringt. Was die Leute nur an mir haben?

... Jetzt, lieber alter Li, bin ich dahinter gekommen. Die Leute halten mich für einen steinreichen Käufer; und die Ehren, die ich erlebe, gelten gar nicht mir, nicht meiner Person und meinen Verdiensten, sondern unserem Gelde, unseren guten Taels. Ach, wären wir damals am Grabe der Mutter, in unserer schönen Heimath, geblieben, dann hätte ich wenigstens Das nicht erlebt! Es hat mich hart getroffen. Du weißt ja, daß mir die übertriebenen Huldigungen gleich unheimlich waren; aber solche Heuchelei hätte ich den gottlosen Barbaren doch nicht zugetraut. Soll ich Dir sagen, was Detring mir erzählt hat? Diese Leute verachten uns, halten uns, die adeligen Söhne der alten Taitsingkwa, für eine niedere Rasse, machen sich mit frechem Spott über mich lustig und lachen mich hinter meinem Rücken aus. Ich wollte es nicht glauben, aber ich sah mit eigenen Augen, daß sie mir nachahmten, wie ich esse, und Detring übersetzte mir, was ein paar unvorsichtige Leute dicht neben mir sagten. Weißt Du, was es war? ‚Der alte gelbe Gauner schlingt wie ein Schwein!' Und mit diesen Gesinnungen im Herzen machen sie mir den Hof, scharwenzeln um mich herum, dienern und knixen, als ob ich ein König wäre! Sie hatten sehnsüchtig gewünscht, daß die Japaner uns vernichteten, und kümmern sich jetzt gar nicht um den Marschall Yamagata, der auch gerade hier ist. Es ekelt sie vor meiner Berührung und dennoch drängen sie sich winselnd und wedelnd an mein Gewand. Und warum diese jammervolle Erniedrigung? Weil sie hoffen, an mir ein paar Millionen verdienen zu können. Man hat mich versichert, dem großen weißen Manne, der so viel für dieses Land gethan hat, daß man ihn bei uns den deutschen Li-Hung-Tshang nennt, seien nie solche Ehren erwiesen worden wie mir; natürlich: an ihm war nichts zu verdienen! O, lieber Li, welch ein vornehmer Mensch ist neben diesen Westländern doch der Orientale! Nur von den

Juden, die man bei uns ja nur dem Namen nach kennt, hörte ich unbeglaubigte Beispiele solcher Schacherwuth erzählen; bei Ariern, und besonders bei den stolzen Germanen, hätte ich sie niemals gesucht. Wir erschweren in unserem Lande den Weißen, wo wirs irgend können, das Leben, lassen sie, ohne mit den Wimpern zu zucken, niedermetzeln und sehen nur in den Russen annähernd gleichberechtigte Menschenbrüder: und diese Weißen, diese Deutschen, die wir für die starken Herren und Gebieter der westlichen Welt hielten, wälzen sich nun vor uns, die ihr Dünkel insgeheim doch wie schmutziges Gewürm verachtet, freiwillig im Staub! Daß der einzelne Kaufmann seinen Kunden ehrt, ist begreiflich; und ich war nicht übermäßig erstaunt, als ich hörte, unser großer Handelsfreund Krupp habe mir in Essen ein Standbild errichtet; der Mann weiß, warum ers thut; er hat genug an uns verdient und wird noch genug an uns verdienen. Daß aber eine ganze Volksschaar sich in kläglichste Heuchelei vor einem verhaßten Feind erniedert, nur weil sie hofft, ihm sein Geld abnehmen zu können, hätte ich nie für möglich gehalten. Und weißt Du auch, was sie in solche Schmach treibt? Sie sind auf den Einfall gekommen, für die ganze weite Welt Waaren herzustellen, so billig wie möglich und, man darf es als ehrlicher Mann nicht leugnen, auch so gut, wie es unter diesen Umständen möglich ist. Die Konkurrenz ist nun aber groß, Einer unterbietet den Anderen, und wer die billigste Arbeit auf den Markt bringen kann, Der wird von neidig grünen Blicken als der Sieger im Wettkampf begrüßt. Statt zu versuchen, im eigenen Land Abnehmer zu finden und das eigene Volk allmählich so wohlhabend zu machen, daß es gute Waare kaufen, zahlen, verzehren kann, arbeiten sie für das Ausland und bedenken nicht, was an dem Tage aus ihnen werden soll, wo man draußen, in den Ländern, die ihr Hochmuth jetzt wilde nennt, all die schönen und meist überflüssigen Sachen selbst herstellen wird, von deren Anfertigung sie sich heute und morgen ernähren. Du verstehst mich noch immer nicht? Erinnere Dich einmal, wie England unserem armen Volk das Opium, den Fluch Chinas, förmlich gewaltsam aufdrängte, weil es hoffte, die Opiumsteuer werde die hohen Kosten der indischen Regirung decken. Denke Dir England nun einmal ohne seine Kolonien und ohne den dort gehäuften Nationalreichthum; denke Dir ein Land, das auf der ganzen bewohnten Erde

Handel treiben will und dem doch die zulänglichen Stützpunkte fehlen, von denen aus es die fremden Völker in seine Willenszone zwingen, sie füttern, in entnervende Luxussitten gewöhnen und sie langsam vergiften kann: Da hast Du Deutschland, wie es heute geworden ist. Wohin Dein Auge hier blicken mag: überall wird für das Ausland gearbeitet, für Asien, Amerika, Afrika und Australien; und wenn die Bauern jammern, denen das russische, amerikanische und indische Getreide die Preise verdirbt, wenn die Schneider stöhnen und die Schneiderinnen in den Theehäusern und an den Straßenecken den jungen Leib anbieten müssen, dann wird ihnen gesagt: Schicket Euch in die Zeit, sonst verlieren unsere Waaren den Weltmarkt; und wir leben nun einmal im Zeichen des modernen Verkehrs. Der Verkehr ist nämlich der große Götze, der hier Alles beherrscht, das angebetete Shin, vor dem Jeder sich beugt. Wenn die Rücksicht auf den Verkehr es verlangt, watet man durch die Gosse und leckt die Stiefel des ärgsten Feindes: denn man muß um jeden Preis einen fetten Kunden fangen und fragt nicht erst lange, wie er heißt und woher er kommt. Die Konjunktur und der Kunde: Das sind die letzten Ideale dieses Herrenvolkes, das einst den Caesar und den gewaltigen Bonaparte bezwang und der welkenden Welt neue Kraft zuführte. Eine Konjunktur schafft man durch allerlei schlaue Manipulationen, für die ein besonderes Haus, die Börse, erbaut worden ist, oder auch durch Riesenjahrmärkte, die sie hier Ausstellungen nennen und mit Schnapsbuden und Weiberwirthschaften besäen; und der Kunde wird mit allen erlangbaren Ködersorten herbeigelockt. Ach, mein alter Li, ich hätte nicht unklug auf die Fülle der Uniformen, die ich rings sah, schelten sollen! Uns wären sie untauglich; doch welches Glück für dieses Land, daß es noch eine starke Kriegerkaste hat und noch nicht völlig verhandelt und verschandelt ist!

Nur als Kunde bin ich hier zu Ehren gekommen. Diese Weißen halten sich die verwöhnten Nasen zu, sobald sie vom Chinesengeruch auch nur hören, sie schätzen uns nicht viel höher als eine Affenheerde und höhnen uns, weil wir so kläglich geschlagen worden sind, wir, die Erben alten Mandschu-Kriegerruhmes; aber sie sind gleich bereit, unseren Jackensaum demüthig zu küssen, wenn sie glauben, ein gutes Geschäft mit uns machen zu können. Deutsche Elektrotechniker, Maschinenbauer und Kaufleute geben mir

glänzende Feste, halten Tischreden auf mich und feiern mich wie einen Halbgott, nur, weil sie hoffen, ich werde ihnen von ihrem Kram recht viel abkaufen. Um den großen weißen Mann, der ihnen das Reich geschaffen hat, kümmern sie sich nicht oder beschimpfen ihn wohl gar, denn er wollte von ihrer Händlerpolitik nichts wissen und mahnte mit harter Rede zu rascher Umkehr auf falschem Weg; ich aber bin ihr Held, denn sie wittern die blanken Taels, über die ich verfügen kann. Dabei nehmen sie mich offenbar, all in ihrer Schlauheit, für einen kindischen Dummkopf und haben keine Ahnung von der ruhigen Nüchternheit eines vornehmen, gebildeten Orientalen. Ihre Purzelbäume kamen mir vom Anfang an nur possirlich vor; jetzt, seit ich die bewegenden Gründe kenne, sehe ich auf dieses Schauspiel menschlicher Entwürdigung mit einem Gefühl, das aus Spott und Trauer seltsam gemischt ist. Ich mustere Alles, lasse mich amusiren, lächle artig und danke in zierlichen Worten; aber ich bleibe, wie unser Freund Young aus Washington gern zu sagen pflegte, stets der kühle Mann hinter dem Ladentisch und bin unter den Händlern der pfiffigste Händler, der nur da kauft, wo er die günstigsten Bedingungen herausschlagen kann. Die guten Leute werden sich wundern; sie vergessen, daß Lobanow und Robert Hart früher als sie aufgestanden sind, und während sie wähnen, sie hätten mich von den englischen Konkurrenten abgesperrt und hielten mich fest in den Fängen, habe ich Detring, Harts Vertrauensmann, immer als kundigen Rathgeber bei der Hand. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht gar so traurig wäre; aber daß gerade dieses Land, das meine Seele so oft sehnend suchte, daß mir das Land der Dichter und Denker mit seinen Kommerzienräthen und Schacherwütherichen solche Enttäuschung bereitet ... Das thut selbst einem siebenzigjährigen Philosophen des Ostens noch weh. Und mit dieser Kultur, so verlangen hitzige Schwärmer, sollen wir unser still dahindämmerndes Volk beglücken!

Als ich herausgebracht hatte, weshalb diese weißen Barbren, die unsere heiligsten Güter bedrohen, mich gar so eifrig umschmeicheln, quälten mich gleich wieder andere Fragen. Warum, dachte ich bei mir, drängte sich aber auch die Regirung in all das festliche Gelärm? Sie macht doch keine Geschäfte, hat nichts zu kaufen und zu verkaufen und kann nicht nach unserem Geld schielen. Besorgt sie etwa die Geschäfte der Fabrikanten und ist sie der Aus-

schuß der Kapitalisten? Ich fand keine Antwort. Das war auch nicht ganz leicht, denn, offen gesagt, man wird, selbst wenn man, wie ich, mit Eifer internationales Recht studirt und die Verfassungen aller großen Staaten gründlich durchgearbeitet hat, nicht recht klug daraus, wer hier eigentlich die Regirung ist. Zuerst erschien ein ganz alter, gebückter Mann, der mir als Kanzler des Reiches vorgestellt wurde. Bei unserer Flammenkugel, lieber Li, der Mann sah so alt und gebrechlich aus, daß ich mir neben ihm wie ein Jüngling vorkam; ganz klein und morsch, mit einem blassen, verwitterten Kopf, der ihm, wie ein überreifer, vom Hängen müder Kürbis, auf den gekrümmten Leib hinabsank. Er war ungemein freundlich und sein feines Stimmchen zirpte so sanft, daß ich beinahe Mitleid mit ihm hatte und ihm beim Abschied nach meiner Gewohnheit zärtlich den Arm streichelte. Er hatte gewiß auch den Text der schönen Rede verfaßt, mit der mich der liebenswürdige Kaiser begrüßte und in der zu meinem Erstaunen gesagt wurde, das Deutsche Reich sei durch gemeinsame Interessen des Friedens und der Kultur mit unserem China verbunden. Der Kultur? Die Europäer behaupten doch immer, wir haben keine, und nennen uns schmähend den gelben Schrecken, den das Christenkreuz bannen müsse. Ich hatte gehofft, der alte Herr würde mir Aufklärungen geben, aber er scheint lange Gespräche nicht zu lieben, beschränkte sich auf ein paar Artigkeiten und sagte schließlich, er werde einen Anderen schicken, mit dem ich die Geschäfte besprechen könne. Der Andere kam; lang und dünn wie ein Bambusrohr, mit wippendem Gang und flackerndem Blick; sehr geschmeidig; eine flinke Zunge. Aber von unseren Verhältnissen schien auch er nicht allzu viel zu wissen; ihm war es hauptsächlich um eine Kohlenstation und allenfalls noch um den Erwerb eines winzigen Landstückchens zu thun und ich merkte bald, daß er sich unsicher fühlte und jeder irgendwie bindenden Abmachung ängstlich auswich. Spaßhaft war mir, daß er, der sich bis vor ein Jahren noch mit dem deutschen Taising-Lüli, dem Buch der Strafen, beschäftigt haben soll, mich alten Fuchs ausholen wollte, der die schlausten Diplomaten aus aller Herren Ländern auf falsche Fährten gelockt hat. Als er spürte, daß mit mir nicht so im Handumdrehen fertig zu werden sei, gab er den Kampf denn auch auf, verabschiedete sich mit den niedlichsten Komplimenten und ließ mich nicht viel klüger zurück, als ich zuvor

gewesen war. Denke Dir: man weiß hier gar nichts von uns, so gut wie gar nichts von unseren Sitten, Zuständen und Bedürfnissen! Man kennt nicht den Unterschied zwischen Mandschus und Chinesen, man ahnt nicht, wie wir mit den Russen stehen und stehen wollen, und hat von unserem heiligen Glauben nicht die dunkelste Vorstellung. Wirst Du für möglich halten, daß man den Buddhismus für die Staatsreligion Chinas hält? Es ist so, mein lieber Li. Sogar dem guten Kaiser hat man dieses Märchen aufgetischt. Unser Botschafter hat mir ein Bild gezeigt, auf dem die europäischen Großmächte durch sechs hübsche Damen und wir gelben Männer durch den Buddha vertreten sind. Den milden, mitleidigen Sakyasohn scheint man hier für einen wüsten Mordbrenner zu halten. Das könnte uns gleichgiltig sein; aber man weiß auch nicht, daß wir mit dem Buddha offiziell gar nichts zu schaffen haben und daß die Religion, zu der sich bei uns die amtliche und gebildete Gesellschaft bekennt, aus der weltlichen und weltmännischen Lehre des Kong-Fu-Tse geschöpft ist, des großen Weisen, der das Glück der Menschheit schon hier unten auf der Erde begründen will und deshalb den Mächtigen Gerechtigkeit und milde Barmherzigkeit und allen Sterblichen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit mahnend empfiehlt. Von Alledem weiß man nichts in dem Reich der Denker und Dichter; und die argen Menschen, denen ein Kursus in streng konfuzianischer Wahrheitliebe sehr nothwendig wäre, haben den guten Kaiser so angelogen, daß er dem häßlichen Bilde eine für uns nicht gerade freundliche Unterschrift gegeben hat. Wie aber, so frage ich, will man mit uns, deren Grundfarbe der Glaube bestimmt, politische Geschäfte machen, wenn man diesen Glauben nicht kennt? Wie will man sich mit uns verständigen, wenn man nicht weiß, daß wir weltlich denkende, nüchterne Menschen sind und eines Tages, sobald der Opiumrausch ausgeschlafen ist, nur danach trachten werden, mit eigenen, billig hergestellten Waaren auf den Weltmärkten als Konkurrenten zu erscheinen, nicht aber danach, mit Feuer und Schwert die sogenannte Kultur der Westbarbaren zu vernichten? Ach, mein guter Li, ich bin nur ein einfältiger Chinese, hänge an manchem alten, verlachten Aberglauben, möchte mich niemals in Occidentaltracht stecken und den Affen des Westens spielen und habe unter meiner Würde gefunden, eine europäische Sprache zu lernen, weil ich der

Ansicht bin: die Leute, die mit mir zu thun haben wollen (ich brauche sie nicht), müssen sich in meine Sprache und Sitte schicken; aber in dem Wesen der großen Völker weiß ich, wie mir scheint, doch besser Bescheid als diese hochmüthigen Europäer, die mich, wie einen Halbwilden, jetzt mit buntem Tand ihren Zwecken, ihrer Verkäufergier und Marktsehnsucht schnell günstig zu stimmen suchen.

Und dabei ist mir eingefallen: ob am Ende die unauffindbare Regirung gar nicht weiß, wer ich bin? Man nennt mich hier Vicekönig und übersetzt damit unser Tsung-Tu. Wer nun nie erfahren hat, daß es bei uns acht Vicekönige giebt, die im Grunde doch nur Generalgouverneure sind und in den einzelnen Provinzen die Thätigkeit ausüben, die hier von dem Kommandirenden General und dem Oberpräsidenten gemeinsam geleistet wird, Der kann leicht in den Glauben gelangen, ich sei der einzige Vertreter des Himmelssohnes, sei ein gekröntes Haupt und müsse mit Kaiserehren empfangen werden. Deshalb vielleicht der Galawagen, die Truppenvorführung, das Militärgefolge und die Marineschauspiele? Deshalb das feierliche Ceremoniale bei jeder Begrüßung, die Auffahrten und Ehrenposten? Ich fürchte, mein altes Brüderchen, ich bin hier von den Kaufleuten als fetter Kunde und von der Regirung als souverainer Fürst gefeiert worden, während ich doch nur ein reisender Beobachter und ein einfacher Minister bin, — der vom Glück begünstigte Sohn des armen Gelehrten vom Jang-tse-kjang. Schade um die leckeren Speisen und Tischreden! Schade um jedes der schönen Worte, die sogar im Parlament, auf dem Gipfel der Reichsweisheit, der Präsident zu mir sprach. Aber ich habe wieder einmal gelernt, daß man nicht eitel sein und sich etwa einbilden soll, irgendeine Huldigung könne dem eigenen Werth gelten, den man selbst, als Staatsmann, Dichter und Philosoph, im Gedankenreich sich mühsam erworben hat.

Das sind trübe Vorstellungen; und es ist gut, daß ich unterbrochen werde. Wieder zwei Einladungen. Zur Feschen Böhmin und in die Amor-Säle. Wohl gemeinnützige Anstalten, wie man sie hier in erfreulicher Fülle findet. Ich will hin, um mich zu zerstreuen; vielleicht finde ich da endlich die Denker und Dichter, die ich bisher vergebens suchte, obgleich man mir vorher gesagt hatte, der Kaiserhof sei ihr Hauptquartier. Einstweilen drücke ich Deine treue Hand und bin immer, unter jeder Sonne, jedem Mond, Dein Li."

Leis trippelt, als trüge sie bis in hohes Alter, wie Chinas Frau, Kinderschuhe, die Geschichte des Erdmittereiches dem Auge vorüber; und dreimal nur in viertausend Jahren sieht es sie in ihrem stillen Gange gehemmt. Ein Vierteljahrtausend vor der Geburt des Christenheilands wagt ein König von Tsing, wider die dreihundert Jahre zuvor von dem großen Kong-Fu-Tse gesammelten, von seinem Bildnergeist in die Heiligen Schriften der King geformten Weisheitlehren sich aufzubäumen. Der selbe Mann, der den Rohbau der Großen Mauer vollendet, öffnet verwitterte Schleußen und läßt den Strom neuen Wollens über schlummernde Triften, bis auf bemooste Hügel tosen. Er nennt sich Shi-Hoang-Ti, den ersten Kaiser und Herrn, will durch Bändigung des Lehnstaatenwesens unter das Schwert starker Autokratie dem splitternden Reich die Einheit sichern und befiehlt drum, alle Bücher, insbesondere die ehrwürdigen King, zu verbrennen. Aus der Oberschicht murrts; und die Geistigen fragen, ob fortan eines Kaisers Laune schalten solle, wo bisher die Stimme des Himmels gebot. Doch Li-Se, des Kaisers Hauptgehilfe, röstet sich an der Hoffnung auf die Vortheilsmöglichkeiten, die jede Selbstherrschaft ins Kabinet einschmuggelt, und drängt den Herrn auf den Weg hastiger Reform (oder „Neuorientirung", nach der Stümpersprache von heute). Nur auf diesem Weg, raunt er, „rettest Du Deinem Hause den Thron. Und darfst, trotz allem Schwatz, gewiß sein, daß neun Zehntel des Volkes von Deines Eifers Feuer entzückt sind. Unzufrieden ist nur das stockdumme Literatengesindel, das auf die Weisheit von gestern schwört. Soll dieses Häuflein thörichter Doktrinäre noch länger durchs Land schleichen, Unruhe stiften, die Großen gegen den Kaiser aufhetzen, der Ordnung und Einheit geschaffen hat, jeden seiner Erlasse in den Staub boshafter Kritik zerren und allgemach so jeden Pfad seiner Regirung mit dem Rinnsal von Haß und Verachtung säumen? Ins Feuer den Shu-King, den Shi-King (die Bücher der Geschichte und der Nationalgesänge), ins Feuer jeden Band, der nicht von Heil- und Himmelskunde, Gestirn- und Losdeutung handelt noch Deines Hauses Werden verherrlicht! Wer sie nicht ausliefert, wer sich erfrecht, fürder von ihnen zu reden, sie nur zu erwähnen, Der werde des Athems beraubt. Danach erst kehrt uns die Ruhe zurück und Deines Ansehens Glanz breitet sich über das ganze Reich." Fünfhundert Literaten wer-

den, weil sie willkürlicher Kaiserei widerstreben, lebendig verscharrt. Aus Verwesungnacht aber schwingt sich der Geist des Kong-Fu-Tse, den der Hoftroß mitbegraben wähnte, auf den Lenkersitz des Sonnenwagens: und in frommer Ehrfurcht huldigt ihm die neue (Han-) Dynastie, die sich in blind gehorsame Vollstreckung seines Allwalterwillens bescheidet. Die zweite Hemmung wirkt, vierzehn Jahrhunderte später, heft'ger nach. Der Dschengis-Khan bricht mit seiner Mongolenhorde in China ein und haft das friedlichste Volk, unüberschaubares Menschengewimmel, in hartes Fremdjoch. Ein Kaiser stirbt auf dem Scheiterhaufen, den er, vom eigenen Dolch blutend, mit letztem Athem anzünden hieß. Ein jüngerer küßt mit der Stirn dreimal den Staub, um zu erlangen, daß der Großkhan ihm das Leben gönne und in der Tatarei hinzudämmern erlaube. Einen dritten, ein Kind, trägt auf seinen Armen der geschlagene Feldherr ins Meer, sich mit ihm zu ertränken: „Denn als Fürst zu sterben, ist würdiger als ein Leben in Unterthanschaft.“ Ogotai, Mandschu und Coubilai, die Erben des Dschengis, werden Chinas Tyrannen und Khan Chubilai besteigt als Kaiser Shi-Tsu den Drachenthron. Doch er, der China überwunden zu haben wähnt, wird, sammt seiner Reisigenhorde, vom Duft der Tschunghwa betäubt, von ihren Wurzelfasern mit all seinen Kräften und Säften aufgesogen. Weil Vernunft die Wildheit, das Hirn den Arm zäumen, weil unter jedem Himmel der Gedanke über das Schwert herrschen soll, verbrandet die Mongolenwuth an die Küste chinesischen Ordnungwunsches. Als Vermächtniß aber läßt diese Wuth dem Reich Aufruhrswirrung, aus der sich die Ming-Dynastie nicht aus eigener Kraft zu lösen vermag. Der Tungusenstamm der Mandschu wölbt seinen Wipfel über die Liauhalbinsel, bald über alles Chinesengekribbel; und diesem Stamm entsproßt die Tsing-Dynastie, die erst tief im dritten Lebensjahrhundert welkt. Einem Kriegerstamm, der sich der Erdmitte nie fest einwurzelt und lange nach der Verpflanzung in diesem Boden ein Fremdkörper bleibt. Der Mandschu möchte den Chinesen (der schon im zweiten Christenjahrhundert, neben Wurfmaschinen und Griechenfeuer, Pulverschußwaffen und Bomben angewandt haben will) zum Krieger drillen, der Chinese den Mandschu in Bürgerlichkeit gewöhnen. Beider Mühen wird von spürbarem Erfolg belohnt: der Mandschu fügt sich in den Regel-

zwang der ältesten Civilisation, der Chinese lernt auf Sieg und Niederlage aus dem Auge des Kriegers blicken. Ehe die Mandschu seine Herren wurden, hätte er nicht einmal leis dem Kaiser gegrollt, der, nach jähem Verbot der reichlich zinsenden Opiumeinfuhr, von England in Krieg gerissen, besiegt und gezwungen worden wäre, dem Britenreich die Insel Hongkong zu überlassen, Entschädigung von den Kriegskosten zu gewähren und fünf Häfen zu öffnen. Der Schatten Semas, des sittlich edelsten Feldherrn, hätte selbst den demüthigenden Friedensvertrag von Nanking gesegnet, weil er ohne unauslöschliche Reichsschmach den Krieg endete. Doch mit dem Fremdherrn ist neuer Werthungbrauch ins Land gedrungen. Gilt Waffensieg als der Herrscherhäuser und Reiche höchster Ruhm: wie könnten sie den Schimpf der Niederlage ungefährdet überdauern? Jede auf Krieg und Sieg gestellte Monarchie wankt, wenn sie genöthigt wird, ein geschlagenes Heer, das tapferste, in die Heimath zu entlassen. Seit 1842, dem Jahr des Nankinger Friedens, stand der Mandschu-Thron auf morschen Stützen. „Mußten wir uns in andächtige Verehrung der Gewalt, die den Ahnen Gräuel war, einfühlen, um von ihr nun geschwächt, fremder Geiergier zur Atzung hingeworfen zu werden?" China hat Zeit; in seinem Schoß reift der Keim langsamer als irgendwo in anderer Erde zur Frucht. Der Himmel ist unbesiegbar; darf der von Barbaren, von Stammlern, Vergiftern Besiegte sich in den Namen des Himmelssohnes spreizen? Darf er sich den Vater des Volkes nennen, das trauernd die Erblast seines unväterlichen Handelns trägt? Nicht in Vaterspflicht, nur in Ausbeutersrecht nistet der von Nord hergeflogene Mandschu-Raubvogel; erst, wenn sein Nest zerstört ist, wird uns wieder Heil. Seit der Schriftgelehrte Tsiu-Tsüan dieses Losungwort in die Massen warf, sich den Bruder Jesu hieß, selbst zum Kaiser kürte und die Herrschaft der Taiping, friedlicher Allmacht, ankündete, hat kein Mandschu mehr in unbewölktem Glanz gehaust. Trotz der von den Wänden greiser Tempel leuchtenden Warnung hatte dieses Geschlecht begonnen, was es nun bereuen mußte: die Wandlung bürgerlichen Ideals in das der Krieger. Wir haben die Folgen der dritten Hemmung auf Chinas Weg erlebt. Die Folgen unbedacht frevler Neuerungsucht, an deren Ohr das Mahnwort des weisen Kong-Fu-Tse unwirksam vorübergehallt war: „In stillem Wasser, nicht in fließendem, suche

der Mensch sein Bild zu erblicken; denn nur, was selbst fest ist, kann Anderes festhalten." Im Februar 1912 werden die Mandschu zum Verzicht auf ihr Thronrecht gezwungen. Und drei Tage danach wählt die Nationalversammlung den Ministerpräsidenten des letzten Kaisers zum Oberhaupt der werdenden Republik. In Nanking: wo das Mandschu-Kaiserthum seine Niederlage bescheinigt hat, wird es, wie ein Bankert, nun unzärtlich eingesargt.

Als Sohn dürftiger Kleinbürger aus der Provinz Honan war Yuan-Sh'-Kai, wie Tausende seines Schlages, Beamter geworden. Früh findet er den Weg in die Gunst des allgewaltigen Li-Hung-Tshang, der ihn (ohne zu ahnen, daß er einen Machterben erzieht) nach Korea schickt. Zwölf Jahre bleibt Yuan dort; klettert von der untersten Sprosse der Amtsleiter von Jahr zu Jahr höher; wird Chinas Gesandter und erspäht aus hellem Auge Fluth und Ebbe des Japanereinflusses in das Kaiserreich des Stillen Morgens. Als Beherrscher aller Listen und Kniffe ehrwürdiger Asiatendiplomatie kehrt er heim; und schlängelt sich zunächst nun ins Heer, dem er schon als Jüngling angehört hat. Seine Armee wird eine Kerntruppe und hängt ihm, der die Mannschaft nicht schinden läßt, inniger an, als dem regirenden Mandschuhaus. Im Jahr 1898 wird das erste Grollen des Aufruhrs hörbar. Das Junge China heischt Reformen, die Tse-Si, die Kaiserin-Witwe, die für ihren Sohn Kwang-Su die Regentschaft führt, den Drängern nicht gewähren will. Yuan hat bald erwittert, daß diese Frau stärker ist als das Gewimmel kleiner Rebellen: und verlobt sich mit Haut und Haar deshalb der Gebieterin. Die schürt das Feuer des Nationalismus und Fremdenhasses, hofft, in den Flammen des Boxeraufruhrs die Neuerungsucht der Sprudeljugend verglimmen zu sehen; und merkt zu spät die Kurzsicht, die sie verleitete, nicht mit der Strafgewalt der Europäerreiche zu rechnen. Yuan hilft ihr aus der Klemme. Er ist Statthalter in Shantung (dessen Kiautschaubucht nebst Hinterland dem Deutschen Reich „verpachtet" ward) und seiner Behendheit gelingt, mit den blondhaarigen Barbaren, die unter Waldersee bis nach Peking vordringen, sich eben so gut wie mit dem bedrängten Damenhof zu stellen. Die Kaiserin bleibt ihm dankbar; macht ihn, nach Lis Tod, zum Statthalter in Pe-Tschili, dann zum Reichssekretär und Leiter des internationalen Geschäftes. Nach ihrem Tod wird er (dessen

Befehl der Armee des Generals Ma jeden Eingriff in den russo-japanischen Krieg gewehrt hatte) dem Regenten verdächtigt und aus allen Aemtern entfernt. Hat er die Jahre der Ungnade zur Verbreitung des Prophetenwortes genützt, die träge Selbstsucht der Mandschudynastie werde das Reich des Himmelssohnes zerstücken? Ihre Wurzeln verdorren rasch. Korea, die Mandschurei, die Mongolei sind der Chinesenherrschaft entglitten; die Japaner in Ostasien übermächtig geworden. Die „Politische Gesellschaft der Retter“, deren Haupt der amerikanisirte Chinese Sun-Yat-Sen ist, fordert viel mehr, als zehn Jahre zuvor Tollköpfe zu fordern wagten. Nur Yuan kann helfen. Lange läßt er sich von dem rathlosen Regenten umwerben. Schützt Krankheit vor; nennt sich selbst unzulänglich für die Aufgaben neuer Zeit; mäkelt an den Bedingungen. Und folgt dem Ruf auf die Reichszinne erst, als ihm die unbeschränkte Herrschaft über die Verwaltungmaschine und über das Heer verbürgt ist. Nun kann ihm, muß ihm der Sieg gelingen.

Sieg der Dynastie? Die ist wurzellos, ein Fremdkörper im ungeheuren Leib des Reiches, den gelehrten Chinesen ein Gräuel und sogar von der stumpfen Menge schon verachtet. Sieg der Revolution? Dessen Folge wäre ein unflickbarer Riß zwischen Nord und Süd; wäre die Einschleppung westlicher Gedanken und Begriffe, die China noch nicht verdauen könnte. Yuan sieht sein Ziel und den Weg, der ihn hinführen kann. Für die erste Strecke sind Sun-Yat-Sen und Genossen zu brauchen. Sie unterhöhlen, zertrümmern den Drachenthron, verbannen den Kaiser, die Prinzen, nehmen den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und andere Gunstzeichen; Beamten und Bürgern schneiden sie den Zopf ab und hissen auf die Stange, von der das gelbe Drachenbanner wehte, die rothe Empörerflagge. Der Vertrauensmann des Kaiserhauses hebt die Achseln. Wenn er sich gegen die Wuth gestemmt hätte, wäre er überrannt worden. Weil er mit den Wölfen geheult hat, kann er die Wunden, die ihr Zahn riß, jetzt behutsam verbinden. Er schafft dem entthronten Kaiser ein üppig prangendes Heim, ihm und seiner Familie reichliche Einkunft; giebt ihnen alle äußeren Ehren und jedes ungefährliche Vorrecht zurück. Durfte er, der von diesem Hause so viel Gunst empfing, anders handeln? Trotzdem er vom monarchischen sich zum republikanischen Ideal bekehrt hat: Treue muß walten. Das begreift Dr. med. Sun-Yat-

Sen, der die Südstaaten aufgewühlt und von ihnen die Präsidentenwürde empfangen hat. Er verständigt sich mit dem Diktator des Nordens, der im Glauben nicht um Haaresbreite von ihm zu weichen scheint, die Erfahrung des Staatsmannes und Diplomaten hat und betonen darf, daß er dem stärksten Chinesenheer befiehlt. Drei Tage nach der Abdankung der Mandschu Dynastie wird er, am fünfzehnten Februar 1912, zum Präsidenten der Republik China gewählt. Seine Hand, des Kleinbürgersohnes aus Honan, darf nach dem Scharlachstift greifen, mit dem die Kaiser ihre Erlasse unterzeichneten. Auf so steiler Höhe beschleicht den Sechziger Uebermuth. Noch sitzt er nicht fest: nach zwanzig Monaten muß das Parlament die Wahl der Provinzialstände bestätigen. Klugheit empfiehlt, so lange wenigstens das Gesicht des demüthigen Reichsdieners und bescheidenen Verfassungwächters zu wahren. Yuan trachtet nur nach der Mehrung seiner persönlichen Macht; läßt die Putsche des Südens in Blut ertränken; und höhnt die Narren, denen in China Demokratie möglich scheine. Mit dem Parlament wird er schnell fertig. Jeder Parteiführer hat alltäglich einen Wunsch; jeder Hammel der Heerde will Futterzulage. Vor solchem Geklüngel soll Einem bangen, der aus eigener Kraft so hoch zu steigen vermochte? Sein Selbstgefühl trügt nicht. Fünfhundertsieben Stimmen (von siebenhundert) beider Kammern ernennen ihn, im Oktober 1913, für fünf Jahre zum Präsidenten der Republik. Immerhin: fast zweihundert Abtrünnige; und im Süden gährts wieder. Der Schüler der Frau Tse-Si zaudert nicht ängstlich: er läßt allen unbequem wilden Männern das Mandat und die Wählbarkeit absprechen. Wer ihm je lästig werden könnte, taugt nicht ins Parlament. Das wird nun der Schurz, der die nackte Diktatur dem Blick Ferner birgt. Und was bleibt als Ertrag der Revolution? Ein zerklüftetes Reich und ein leerer Thron. Der junge Kaiser, dem er gebührte, könnte der Schwiegersohn des Mannes werden, der ihn sanft hinunterstieß. Von solcher Möglichkeit flüstert Gerücht. Mit gefurchter Stirn hört es Yuan. Alle Schätze der Erde könnten ihn nicht bestimmen, Kaiser zu werden. Ein schlichter Mann ist er; will der Erste Diener der Republik bleiben (die sein Staatsstreich doch, nach zweijährigem Leben, bestattet hat). Dreimal lehnt er das Angebot monarchischer Macht ab; viermal. Wenn, freilich, das Volk darauf besteht, wenn vier-

hundert Millionen Menschen ihn, als den Reichsretter, auf den Thron rufen, darf er sich solchem Herzenswunsch nicht versagen. Hartes Schicksal; doch unvermeidliches. Als das Jahr 1915 sich zu Ende neigt, wird Yuan-Shi-Kai Chinas Kaiser Hong-Sien.

Um zu erklären, wie er, über alles Bedenken hinweg, in den Entschluß kam, hat er auf den Europäerkrieg gewiesen, den China zur Breitung seines Ansehens ausnützen müsse. Japan hat Korea, Kwantung, die Südhälfte von Sachalin, Tsingtau; kann bald auf Samoa und Neu-Guinea, den Karolinen und Marianen herrschen, von Amerika die Philippinen, von Frankreich (dem es, seit die Republik im Bund mit Deutschland und Rußland den Friedensvertrag von Shimonoseki zerriß Rache geschworen hat) Tongking begehren; und China dann als ein wehrloses Mündel behandeln. Nur ein allmächtiger Kaiser vermag solcher Ueberhebung vorzubeugen. Japan hat ja auch im Sommer 1913 Sun-Yat-Sen unterstützt und den Aufstand der Südstaaten gefördert, der erst erlahmte, als Yuans Heer in Nanking einzog. Doch gerade der Europäerkrieg läßt den Japanern in Asien freie Hand. Dürfen sie warten, bis Englands Zollmauer ihrer Menschen- und Waarenmenge die besten Märkte sperrt? Oder blind dem Abenteurer vertrauen, der ein Jahrzehnt lang die Rolle des müden Genüßlings mimte und sich nun auf den Thron des Himmelssohnes schwingt? Nein. Japan braucht, wie das Deutsche Reich, Siedlerland und gut lohnende Absatzgelegenheit. Japan fordert Yuans Verzicht auf die Kaiserwürde; nährt im Süden den Willen zu gewaltsamem Widerstand; und gewinnt seinem Wunsch die wichtigsten Führer. In Yunnan, bald danach in anderen Provinzen kommts zu offenem Aufruhr und Abfall vom Reich. General Tsai, der die Wiederherstellung der Kaisermacht verlangt hatte, geht zu den Rebellen über. Tshang-Tshun und andere Häuptlinge wenden sich von Yuan, dem sie gestern noch die Widerspenstigen unterwarfen. Ein Kaiser, dessen Herkunft aus dunkler Tiefe und dessen unsauberen Wandel sie, Alle, sahen und dem Japan schon ein ganzes Bündel unentbehrlicher Souverainetätrechte abgepreßt hat? Nein. Yuan vereinsamt. Muß, weil der Reichsbrand mit Windesschnelle der Hauptstadt naht, die Krönung aufschieben, den listig errafften Titel ablegen, das Grundgesetz der Republik wieder in Kraft setzen und, da selbst dieses Opfer noch nicht genügt, seinen

Rücktritt aus dem Präsidentenamt anbieten. Während er mit den ihm feindlichen Armeehäuptern und Mandarinen über die Entschädigung feilschte, ist er gestorben. Er war der Hort der Ordnung gewesen. Seit er Empörung nicht mehr bändigen konnte, sank er aus der Gunst des Volkes, das nicht politische Rechte, nur Schutz vor Erwerbsstörung und Raubsucht begehrt und dem die Republik stets Mummenschanz war. Ein Diktator darf niemals schwanken. Weil Yuan heute schon bereit schien, den Abfall der Südstaaten zu dulden, morgen, auf dem Umweg durch den Schacht der Triple-Entente, Japans Huld zu erschmeicheln, sagten die Kaufleute, Reisbauer, Kulis, er habe „sein Gesicht verloren“. Nur, was selbst fest ist, kann Anderes festhalten. Nach einem Leben in schlauer (nach Westländerbegriff: feiger) Vorsicht wollte der Alternde einmal verwegen sein: und merkte nicht, daß er zu Wagniß schon zu schwach war. Aus einem anarchischen, zerfallenden China könnten, während in Europa die Großmächte um ihr Dasein kämpfen, nur Japan und die Vereinigten Staaten Vortheil ernten. Japan, das der stolze Chinese verachtet, als Militär- und Industriestaat. Das Sternbannerreich, weil es seit zwanzig Jahren jede Kränkung des Kunden gemieden und ihn früh, durch die Noten Roosevelts und Hays, vor üblen Folgen des russisch-japanischen Krieges geschirmt hat. Als Deutsche, Briten, Franzosen, Russen sich Fetzen von Chinas Rippen schnitten, sah Onkel Sam aus edler Enthaltsamkeit zu. Er wollte nichts. Und wollte 1904 seinen Hauptmarkt dem Sieger verriegeln. Der, Japan, wurde, an Motonos Erzieherhand, seitdem Rußlands Gefährte und Helfer. Europens Völker aber wahrten ihre heiligsten Güter dadurch, daß sie, in hastigem Wettbewerb mit den United States, den Chinesen Pumpgeld anboten.

Das, sprechen unsere Schieber, kann ihm heute nur noch Amerika liefern; und schließen daraus, der Chinamann sei mit Haut und Haar, dem schwarzen Bannerstern und den neunzehn gelben Kugeln, der weißen Seeflaggensonne und den zwölf Strahlen, mit dem Krümperheer und der Krüppelflotte von den Dollariern gekauft. Keinem Räthsel findet des Schiebers Gemüth je andere Lösung: Verhaeren und D'Annunzio, Spitteler und Raemaekers, Venizelos, Wallenberg, Romanones, von der Gemeinde des Lao-Tse bis in die des Tscheidse: Alles feil und mit Feindesgeld bar oder durch Profitzuschanzung bezahlt. Der Käufliche

hält Jeden für bestechbar; der Unsaubere lächelt höhnisch, wenn er von Reinheit hört. Die Militärfrömmsten ergötzen uns gar mit der Narrenmär, China rüste, wie die Vereinigten Staaten, „eigentlich“ gegen Japan. Ich glaube nicht, daß es rüstet; wenn es seine Häfen öffnet, Erz, Kohle, Holz, Metalle, Baumwolle, Reis, Hafer, Gerste, Hirse, Salz, Thee, Rohstoffe, Nähr- und Färbmittel jeglicher Art ausführen läßt, auf die Felder, in die Bergwerke und Fabriken Japans und Amerikas, der britischen und französischen Kolonien Kulis schickt und den Japanern ringsum Ruhe verbürgt, hat es als Bundesgenosse genug geleistet; und ermöglicht die (hier oft vorausgesagte) Verständigung der Neuen Welt mit Ostasien, dessen kriegerische Vormacht sich dann auf einen Landkampfplatz wagen dürfte. Der Spott über Chinas Einknüpfung in das Erdbündniß schoß, wie Spargel aus dürrem Maifeld, aus der von Trebertrocknerpolitik gedüngten Sucht auf, an jedem Morgen, Mittag, Abend sich in neue Lüge zu nebeln und niemals die rauhe Wirklichkeit zu schauen. Daß der in Parlament und Presse bereitete Dunst den Europäer einst in gefährlicheren Traum betäuben werde als den Asiaten das Opium, hat Kaiser Suan-Tsung nicht geahnt. Bolivia, Brasilien, Guatemala (das, wenn eins der Zimmermannsgespinnste je haltbar würde, mit achtzigtausend Mann und neuem Kreuzolgeschütz Mexikos Südgrenze berennen könnte) haben den Diplomatenverkehr mit dem Deutschen Reich abgebrochen, dem in diesen Republiken manche Handelshoffnung erblüht war. Kuba und Panama folgen dem Wink aus Washington. Aus Argentinien und Chile blies mancher Wind Eiskälte über die See. Afrika, Amerika, Australien: Alles gegen uns. Nun auch in Asien bis auf die von Niederländern und Türken bewohnten Randgebiete. Und in Europa? Belgien, Frankreich, Großbritanien, Italien, Portugal, Rumänien, Rußland, zwei Serbenstaaten. Wars nöthig, China mit Geld zu erkaufen? In Japan ruft der konservative Ministerpräsident und Marschall Graf Terautchi das Volk zur Reichstagswahl, die erweisen soll, ob die Mehrheit das Schicksal des Landes noch länger der Bureaukratie anvertrauen oder in Parlamentarische Regierung vorschreiten will. Japans Flotte entbürdet Englands von dem Wachtdienst im Fernen Ost und sichert den Seeweg indischer und australischer Truppen; seine Werften und Waffenwerkstätten haben lange für Rußland (heimlich, wurde geflüstert, auch für Ame-

rika) gearbeitet, sind jetzt aber dem Bedarf der Heimath verpflichtet. „Als ein greifbares Merkmal der Nordamerika und Ostasien fester umschlingenden Freundschaft verzeichne ich mit besonderer Freude, daß amerikanische Kapitalisten uns ihre Hilfe zur Besserung des chinesischen Finanzwesens angeboten haben. Wir werden die wirthschaftliche Annäherung der beiden Reiche mit allen erlangbaren Mitteln zu fördern streben. Eben so gern werden wir alle Kräfte aufwenden, um China, in dessen weitem Gebiet wir so große Interessen, der Politik und der Wirthschaft, haben, den Weg in moderne Civilisation zu bahnen." So sprach, im Februar, zu dem sterbenden Reichstag Minister Motono, der Stifter des russo-japanischen Bundes. Im dritten Christenjahrhundert drang über Korea die Lehre des Kong-Fu-Tse, die jüngere Literatur, auch die Schreiber-, Maurer-, Schreiner- und Reiswinzerkunst Chinas nach Japan; auf dem gangbar gewordenen Pfad folgten später Weber und Töpfer, Architekten und Lackarbeiter, Schneider und Stickerinnen. Aus China stammt die einträglichste Jugendwirthschaft, alle Kultur und Kunst Japans. Will es dem an Naturkraft und urwüchsigem Bildnergeist viel reicheren Rassegenossen, dem Pfleger seiner Kindheit, nun, endlich, vergelten? Rußland (das im Oktober 1913 die chinesische Oberhoheit über die drei Khanate und den Kobdobezirk der Aeußeren Mongolei anerkannt, sich aber die wichtigsten Verwaltungrechte gewahrt hat), China, Japan, Panamerika unter der Führung der Vereinigten Staaten: keine Sonne sah solches Imperium aller Menschengewerbe und jeglicher Handelsart. Mit entketteten, nur vom Willen freier, nicht raubsüchtiger Völker gelenkten Gliedern beherrscht es die größten Ozeane, zeugt und stapelt in Häfen, auf Märkte allen Menschheitbedarf; und kann auf Spinnenbeinen und Kieferklauen sacht, doch emsig die Kriegsbrunst bis nach Kleinasien, ins Türkenland, tragen. Daraus würde Chinas kältestes Rachegericht. So früh und so oft wie der Türke hat kein anderer Stamm den Frieden der Erdmitte gestört. Würde der Osman hart gestraft, aus dem Khalifat, dem Rang des Orientpapstes, in engen Pferch gestoßen: jeder nicht völlig von Rachsucht geläuterten Chinesenseele wüchse aus dieser Sühnung kaum geringere Freude, als im zweiten Jahrhundert vor Jesus den Ahnen ward, die Haupttheile des von Shi-Hoang-Ti ins Feuer geschleuderten Shu-King, des Heiligen Historien-

buches, auf Bambusplatten verzeichnet fanden. Besinnet Euch der berliner Erlebniß, die heftige Vorreckung der gepanzerten Faust nach Shantung, das Buddhabild (fast alle darauf hinter Michael, den Erzengel deutscher Nation, geschaarten Mächte sind jetzt, sammt den vom ge ben Götzen verkörperten, wider Deutschland geeint), das Zwing-Tsingtau, die Rede, die den „Einzug des Christenthumes in China" als das Ziel unbarmherzigen Krieges ankündet und Attilas Hunnenschrecken dennoch als Muster empfiehlt, den Dornenweg des deutschen Generalissimus, das Abenteuer des neunzehnjährigen Sühneprinzen Tshun, dessen Bußfahrt (in vierspänniger Galakutsche) durch Ehrenspaliere und Feiergefechte in die Wonnen des Triumphators führte. Gedenket der Worte, die Reincke Waldersee nach der Heimkehr sprach: „Andere Namen sind verblaßt; der deutsche Name ist hochgegangen. Die Segnungen der einjährigen Expedition, auf die Deutschlands Jugend mit Stolz blicken darf, wird unser Vaterland und unsere Kirche bald empfinden." Heute erst werden sie ganz empfunden; wird dieses (nicht vereinzelten) Tones Echo gehört. Zum zweiten Mal hatten Europäer ihre Feldmäntel vor die zwölf Sonnenstrahlen gehängt, in deren Glanz der Sohn des Himmels hausen soll; und das Deutsche Reich war vornan gewesen. Brauchten die Feinde Gold, um China für sich zu ködern? Neben uns, die in zwanzig Jahren nicht einen ersinnlichen Fehler mieden, steht es Türken und Mongolenenkel. Wen dünkt die Wahl der Gelben noch ein Wunder? Der uralte Streit des Schwertes gegen den Geist, sein Nationalkampf, scheint dem Chinesen aufs Neue entbrannt; und seiner Seele, endlich, Welteroberung beschieden.

„Der Fürst lebt für das Volk, nicht das Volk für den Fürsten. Der darf nie Unrechtes thun, nie Anderes erstreben als den Ruhm und den Wohlstand des Volkes; und wird allen Glückes und Segens verlustig, wenn er seiner Obhut Anvertraute ungerecht behandelt hat. Weil das Volk einen Kaiser, der Kaiser kein Volk machen kann, ist das Volk heiliger, höher denn irgendein Kaiser. Vater des Volkes darf nie Der sich heißen, dem das Urtheil der Sippe, der Minister und Höflinge mehr gilt als des Volkes Stimme und Meinung. Die soll, nach dem Willen des Himmels, entscheiden; auch unterworfenen Volkes in bezwungenem Land: nur willig Zustimmende schirme des Reiches Dach, niemals Menschen,

die Neigung in anderes Staatshaus zieht. Willst Du, Herr, im Volksgemüth thronen, so hemme eigene Begierden und Triebe und trachte nur, dem Gemüthsbedürfniß Dich anzuschmiegen, jeden nicht über die Möglichkeit hüpfenden Wunsch zu erfüllen und aller Handlung auszubiegen, die verstimmen oder Haß säen könnte. Am Himmelszelt hängt das Schicksal des Kaisers; und aus dem Himmel tönt die Seele des Volkes. Nicht aus fernem Eiland, das vom Blut keuscher Jünglinge und Mädchen gedüngt ward, ist Unsterblichkeit zu holen: Dem wird sie, der als Friedenswahrer und Wohlstandsmehrer im Herzen des Volkes lebt. Oeffentliche Meinung, die sich in Rede und Schrift ausdrückt, gleicht dem angeschwollenen Bergbach, der mit lautem Wassergequirl ins Thal herabspringt; Thorheit räth, ihm den Lauf zu verstopfen, Weisheit, das Bett zu tiefen. Schwatze und schreibe doch Jeder, wie ihm beliebt; auf der Höhe des Regentenamtes steht nur, wer Alles hören und lesen, aus dem Aergsten noch, dem Gröbsten und Frechsten sich einen Nutzen erkiesen kann. Der Schlechte, der Tropf darf nicht Kaiser bleiben: denn ihn verwirft der Himmel, dessen Willen das Volk vollstreckt. Dem verbietet Pflicht, schädliche Regirung zu dulden. Dreimal mahne der Erste Diener den unzulänglichen oder von Laster befleckten Kaiser; bleibt die dritte Mahnung fruchtlos, so trete der dem Kaiser verwandte Minister aus seinem Amt, biete der nicht verwandte einem weiseren, tüchtigeren Sohn des Herrschergeschlechtes die Weihzeichen erhabener Hoheit an." Solche Lehre (die der Verfassungausschuß des Deutschen Reichstages, in holder Eintracht mit dem Ministerialdirektor Wehwalt und anderen treu blickenden Urteutonen, wie Margarine-Ersatz weit von sich wegschöbe) bergen Chinas älteste Rechtsurkunden. Hier war, unter dem Prunk des unsichtbaren Himmelssohnes, immer Demokratie. Schreckte das Gräuelbild des Dschengis-Khan Temudschin wie keines Wütherichs zuvor und danach. War der Enkel des von der Wölfin gesäugten Winterwolfes Türke oder Tibetaner? Die Mutter seines achten Ahnen, rauschts aus entschüttetem Quell, war ein hell glänzendes Weib, das aus den Lenden eines blonden, auf dem Zufallslager von Sonne umleuchteten Jünglings den Kindskeim empfangen hatte. Gewiß kam dieser Schoßbesäer aus dem Altaigebiet der Indogermanen. Wird nicht auch Chubilai, dem vierten Folger Temudschins, lichte Haut und Rosenfarbe der

Wangen nachgerühmt? Doch das Gesetzgeberwerk des Allgewaltigen Khans trägt, in Türkenschriftzeichen, den türkischen Titel Jasa; der vom Dschengis bekannte Glaube an Gott-Einheit ist altem Islam nah; und die neun weißen Roßschweife seines Banners, die Pflicht ihm höriger Fürsten, an hohem Feiertag neunmal das Gewand zu wechseln, der Unterthanen, neunmal vor des Gebieters Auge sich auf die Erde zu werfen, die Geschenke just so zu häufen, daß nach der Theilung durch Neun kein Bruch bleibt: Alles erinnert an den Türkenbrauch, die Zahl Neun in Heiligkeit zu weihen. Der Meuchler eines Mohammedaners mußte vierzig Goldstücke erlegen; der Chinesenmörder kam mit dem Marktpreis eines Esels davon. Doch Türke oder Germane: in Abscheu wenden die Geistigen sich von dem Ungeheuer, das, seinen Machttrieb auf neuer Weide zu füttern, seinen Prasserdrang und Räuberwirbel im Weitesten auszutoben, wie geil wüthende Naturgewalt sich in das Reich des Gedankens wälzte. Starb Temudschin oder hob er, dessen Wimper fünf Millionen Männer in den Tod geschickt hatte, ruhlos sich aus der Gruft? Als das Chinesenvolk mit des Himmels Athemsturm den Kaiser zwang, die vom Nankinger Frieden geöffneten Thore der Stadt Kanton den Fremden rasch wieder zu verriegeln, weissagte jenseits vom Ural der Russe Herzen, bald werde „ein telegraphirender Dschengis-Khan“ die Welt überrennen. Lächelnd hats China gehört. Solchen Tiger bändigt ihm früh der Menschheitwille, der Frieden, Ordnung, Gleichklang des staatlichen Völkerglaubens heischt und nur des Gedankens Erobererwerk währen läßt. Lange hat China, nie geduldlos, geharrt. Nun erst schlug seine Stunde. Den von Kriegsgluth versengten Seelen wird Bürgerlichkeit der silbern schimmernde Mond, dessen Gedankenblässe nirgends ein Abglanz des Blutes mehr färbt. Kong-Fu-Tse ist auferstanden. Wäre er würdig, als Fürst der Weisheit zu prangen, wenn er nicht, wie zuvor die unwahrhaftige Welt, auch die blinde Natur und deren düstersten Sendling, den Tod, überwunden hätte? Wer aus ihr, ohne das Giftgas irdischer Schlacke miteinzuschlürfen, Gottheit sog, ist unsterblich und Herr über die nur von Himmels vermächtniß starke Wandlerkraft brütender und würgender Natur. Der Mensch, der Schlachtvieh war, wird Gott. Und der Blüthensegen der Tschunghwa duftet einer in Glaubenssehnsucht um ihre Kelche gebückten Welt

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Mai 1917.

Wahlreform und Sozialpolitik.

Der Krieg, der alle unsere auswärtigen Beziehungen auf neuer Grundlage ordnen wird, hat auch gewisse Verfassungfragen, die längst der Erledigung harren, in Fluß gebracht; in fast allen deutschen Landen, in Preußen und Mecklenburg, aber auch in Sachsen, Bremen, Hamburg und nicht minder in Bayern sind lange unterdrückte Aenderungen der Verfassung unaufhaltsam geworden. Ja, über die deutschen Grenzen hinaus, in Ungarn und selbst im Musterland aller Verfassungen, in Großbritanien und Irland, macht die Wirkung des Krieges auf die Neugestaltung der Verfassung sich fühlbar.

Da gilt es vor Allem, sich darüber klar zu sein, was denn für ein Land seine Verfassung bedeutet. Es ist Aufgabe der Verfassung, die Machtvertheilung zwischen der Regirung eines Landes und der regirten Bevölkerung und zwischen den einzelnen Gesellschaftklassen zu regeln. Aber nichts wäre verkehrter, als zu glauben, daß für diese Machtvertheilung allein das formale politische Recht eines Landes maßgebend sei. Das gesammte soziale und geistige Dasein eines Volkes übt darauf viel größeren Einfluß; und das formale politische Recht ist nur insofern von Bedeutung, als es, um wirksam zu sein, mit der ganzen Empfindung- und Denkweise eines Volkes übereinstimmen muß. Diese aber ist verschieden je nach der Entwickelungstufe, auf der ein Volk steht, je nach seinen religiösen An-

schauungen, je nach seiner Wirtschaftorganisation, je nach der Ordnung seiner Verwaltung und seiner Heeresverfassung. Diese Momente bestimmen den Gebrauch, welchen eine Bevölkerung von den ihr rechtlich zustehenden politischen Befugnissen macht; und es ist somit selbstverständlich, daß je nach der durch sie hervorgerufenen Empfindung- und Denkweise bei den verschiedenen Völkern trotz gleichem Verfassungrecht die thatsächliche politische Machtvertheilung verschieden sein muß.

So pflegt in einem Lande, in dem die große Masse von Jugend auf die Regelung ihres Verhältnisses zu Gott den Priestern überläßt, bei gleichem Verfassungrecht die Geistlichkeit ein viel mächtigerer politischer Faktor zu sein als in einem puritanischen Lande, in dem von Kindheit an jeder Einzelne in seinem Verhältniß zu Gott auf sich selbst gestellt ist. Eben so übt das allgemeine gleiche Wahlrecht ganz andere Wirkungen in einem Lande, wo der Großgrundbesitz die Verwaltung in Händen hat, als in einem kleinbäuerlichen Land mit bürgerlicher Beamtenverwaltung oder Selbstverwaltung durch Bauern. Von durchschlagender Bedeutung für die thatsächliche Machtvertheilung aber ist die vorherrschende Wirthschaftorganisation. So war zur Merowingerzeit das Königthum rechtlich Alles, thatsächlich nichts; der Grund lag in der vorherrschenden Naturalwirthschaft. Der König konnte seinen Willen nur durch Beamte zur Geltung bringen, denen er als Lohn für ihre Dienste Land verlieh; sie machten aus dem zum Lohn verliehenen Land erblichen Besitz, das Amt zu einem Attribut dieses Besitzes und usurpirten so die königliche Gewalt. Dagegen hat die kapitalistische Wirthschaftordnung, indem sie die Verwaltung belehnter Vasallen durch die mit Geld gelohnter, technisch geschulter Beamten ersetzte, zur absolutistischen Fürstenherrschaft geführt. In einem Lande, in dem der Grundbesitz fideikommissarisch gebunden und der ganze Gewerbebetrieb in Kartellen und anderen monopolistischen Organisationen konzentrirt wäre, würde trotz der größten formalen Freiheit und rechtlichen Gleichheit die große Masse der Bewohner sich in der größten Abhängigkeit von einigen wenigen Magnaten befinden. Und, umgekehrt, würde in einem Staatswesen, in dem alle Produktionmittel der Gesammtheit gehören, die ganze Produktion von einer Centralgewalt geleitet wird und jeder Einzelne an dem Gesamtprodukt den Antheil erhält, den ihm diese Gewalt, je nach seinen der Gesammtheit geleisteten Diensten, zuweist, jeder Einzelne vielleicht rechtlich frei sein und

von Rechtes wegen absolute Gleichheit herrschen, thatsächlich aber wäre Jeder in größter Abhängigkeit von der Centralverwaltung.

Diesen Zusammenhang von Vertheilung der wirthschaftlichen Güter und Vertheilung der politischen Macht hat schon im siebenzehnten Jahrhundert James Harrington in seiner „Oceana" ausgesprochen. Das Verhältniß des Vermögensbesitzes zur Staatsverfassung hat er Bilanz genannt. Maßgebend für die wirkliche Verfassung eines Landes, also für die politische Machtvertheilung in ihm, sei in Agrarstaaten die Vertheilung des Grundbesitzes, in Handelsstaaten, wie Holland und Genua, die Vertheilung des Geldes. Er hat dann diese Erkenntniß auch auf das Machtverhältniß der verschiedenen Staaten zu einander ausgedehnt und daraus den Schluß gezogen, wenn ein Staat eine günstige, ein anderer eine ungünstige Handelsbilanz habe, sei jenem auch das politische Uebergewicht über diesen sicher. Das war freilich ein Irrthum. Aber in dem Maß, in dem die Wirthschaft der Staaten aus einer Naturalwirthschaft zu einer Geldwirthschaft wurde, haben die praktischen Staatsmänner diesen Irrthum sich angeeignet und nach einer günstigen Handelsbilanz als der Vorbedingung der politischen Unabhängigkeit, Freiheit und Macht der Staaten gestrebt.

Ganz anders die liberale Doktrin, die im achtzehnten Jahrhundert das politische Denken zu beherrschen begann. Ihr Ideal ist die englische Verfassung gewesen. Während die Freiheit fast aller übrigen europäischen Völker der Willkür absoluter Fürsten erlegen war, hatte sich das englische Volk in zähem Kampf nicht nur die Freiheiten erhalten, die es seinen Königen abgerungen, sondern auch immer neue hinzugefügt: und so war es zu einer thatsächlichen Selbstregirung gelangt, welche die größtmögliche Entfaltung aller Anlagen der Einzelnen zu verbürgen schien. In der französischen Charte und der belgischen Konstitution hatte man diese Verfassung nachgeahmt. Daraus entstand der Glaube, wenn man eine diesen Verfassungen ähnliche Konstitution einführe, werde man auch die in diesen Ländern bestehende Machtvertheilung zwischen Fürst und Volk und zwischen den einzelnen Gesellschaftklassen bewirken. Daher die Einführung von Verfassungen nach diesem Muster in den verschiedensten europäischen Ländern und nach dem Muster der Verfassung der Vereinigten Staaten in den Republiken Mittel- und Südamerikas. Da in diesen Ländern eine ganz andere Empfindung- und Denkweise und völlig andere Wirthschaftverhältnisse als in Großbritanien und in den Vereinigten Staaten herrschte, mußten die Versuche Fiasko machen. Die politische Machtverthei-

lung in Portugal oder Griechenland mußte eine andere sein als in England; und die selbe Verfassung, die in Nordamerika zu hoher Blüthe trieb, führte Südamerika in Anarchie.

Die Erkenntniß der Unwahrheit des Glaubens an die selig machende Kraft des formalen politischen Rechtes hat sich zuerst dem realistischen Blick der Konservativen erschlossen. Sie kannten die „gottgewollten Abhängigkeiten", wie sie die ererbte Empfindung- und Denkweise, die vorwaltenden religiösen Anschauungen, die Verwaltungorganisation, die Heeresverfassung und besonders die Wirthschaftverhältnisse mit sich brachten, und waren deshalb voll Verachtung für die geschriebenen Verfassungen. Herr von Bismarck handelte in der Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes nach dieser Erkenntniß. Auf seiner Seite war eine der Zahl der Abgeordneten nach damals kleine, aber vermöge jener Abhängigkeitverhältnisse mächtige Partei der Großgrundbesitzer, Militärs und Beamten. Ihnen gegenüber stand die weit überwiegende Mehrheit der Abgeordneten. Das waren die Doktrinäre, die an die Allgewalt des formalen Verfassungrechtes glaubten. Als sich Bismarck über die Vorschriften der geschriebenen Verfassung hinwegsetzte, erhoben sie den Ruf: Rettet die Verfassung!

Das hat 1862, auf dem Höhepunkte des Konfliktes, Lassalle den Anlaß gegeben, in seinem Vortrag „Ueber Verfassungwesen" darzulegen, daß, wo immer ein solcher Angstruf erschallt, er ein sicheres und untrügliches Zeichen ist, daß die geschriebene Verfassung eines Landes seiner wirklichen Verfassung nicht entspricht. Denn, sagte er, was ist die Verfassung? Ein Gesetz, aber nicht nur ein Gesetz wie ein anderes auch, sondern das Grundgesetz eines Landes, das in anderen gewöhnlichen Gesetzen fortwirkt, die thätige Kraft, welche alle anderen Gesetze und rechtlichen Einrichtungen, die in einem Lande erlassen werden, mit Nothwendigkeit zu Dem macht, was sie sind, so daß in diesem Lande gar keine anderen Gesetze als eben diese erlassen werden können. Diese thätige Kraft sind die thatsächlichen Machtverhältnisse. Sie sind es, welche alle Gesetze und rechtlichen Einrichtungen einer Gesellschaft so bestimmen, daß sie im Wesentlichen gar nicht anders sein können, als sie eben sind. Ein solches Machtverhältniß schafft dem König die Armee, die seinem Willen unbeschränkt zu gehorchen hat, ferner der Großgrundbesitz, der Einfluß bei Hof und folglich auf den Willen des Königs giebt, der Besitz von Fabriken, durch deren Schließen man Tausende von Arbei-

tern brotlos machen und damit Einfluß auf die Entschlüsse der Regirenden gewinnen kann, die Verfügung über Kapital, das die Banken den anleihebedürftigen Regirungen vorenthalten können, das allgemeine Bewußtsein, das die Menschen eher zum Widerstand treibt, als sich Widerstrebendes gefallen zu lassen, die Macht der Arbeiter, die organisirt auftreten. Eine wirkliche Verfassung, fährt Lassalle fort, hat jedes Land zu jeder Zeit gehabt. Der modernen Zeit eigenthümlich ist nur die geschriebene Verfassung. Die verlangt man, wenn in den wirklichen Machtverhältnissen der Länder eine Aenderung eingetreten ist; gut aber ist sie nur, wenn sie mit der wirklichen, den realen im Lande bestehenden Machtverhältnissen in Einklang steht. Wo die geschriebene Verfassung der wirklichen nicht entspricht, kommt es zu Konflikt, in dem die geschriebene auf die Dauer nothwendig erliegen muß.

Damit war die Bedeutung des formalen politischen Rechtes nicht unterschätzt, sondern nur in das rechte Licht gesetzt. Die Meinung, als ob es eine Verfassung geben könne, die für alle Völker gleichmäßig die beste sei, war damit allerdings abgethan; aber, was wichtiger ist, es ist damit auch die Unhaltbarkeit von Verfassungen erwiesen, die den Kreisen, in denen jeweils der Schwerpunkt des Lebens eines Volkes liegt, nicht auch den maßgebenden politischen Einfluß zuweisen. Solche Verfassungen führen, sobald Diejenigen, welche nach dem formalen Recht die Macht in Händen haben, den Klassen, welche die thatsächlich wichtigsten sind, Gewalt anthun, zu inneren Erschütterungen, die manchmal alles Bestehende umstürzen. Das Beispiel, das Jedermann kennt, ist das der Französischen Revolution. Als es sich 1788 darum handelte, den verschiedenen Ständen die jedem gebührende Zahl von Vertretern zuzuweisen, schrieb der Abbé Graf Sieyès seine berühmte Brochure: „Was ist der dritte Stand?“ Thatsächlich ist er Alles, rechtlich ist er nichts, war die Antwort. Aber das Parlament wollte nicht hören, bis die Revolution mit elementarer Wucht seinen Widerstand und noch vieles Andere über den Haufen warf. Die selbe Erfahrung hat sich seitdem in allen Ländern wiederholt, so oft den Klassen, welche vermöge der gesammten Empfindungs- und Denkweise und der bestehenden Wirthschaftordnung über eine ausschlaggebende Macht verfügten, der ihnen zukommende Einfluß durch das geltende Wahlrecht vorenthalten wurde. Dagegen hat der Krieg von heute die glänzendste Rechtfertigung des Reichstagswahlrechtes gebracht. Wo wären wir

geblieben, hätte nicht das allgemeine gleiche Wahlrecht den Klassen, welche die Hauptlast der Steuern tragen und unseren Heereskörper bilden, die Gelegenheit gegeben, am vierten August 1914 die Kriegskredite zu bewilligen, und damit den Krieg zum Kriege des gesammten deutschen Volkes gemacht! Hätte die organisirte Arbeiterschaft sich nicht in ernster Pflichterfüllung am Krieg betheiligt, so hätte bei Ausbruch des Krieges, ohne Einspruch der Gewerkschaften, die Mehrzahl der Rüstungarbeiter die Arbeit versagt und wir wären sogleich besiegt worden. So aber ist, im Siegen an der Front wie im Durchhalten und Entbehren daheim, dieser Krieg ein Krieg der breiten Massen des deutschen Volkes geworden; und schon deuten ernst zu nehmende Zeichen darauf hin, daß wir nach dem Scheitern der Friedensversuche unserer amtlichen Organe ihren Führern auch die Vermittelung des von der Menschheit heiß ersehnten Friedens verdanken sollen. Statt der Diplomaten sehen wir jetzt sozialdemokratische Vertrauensleute hin und herreisen, um unter hoher obrigkeitlicher Genehmigung Friedensgespräche einzufädeln. Es wäre eine der Ironien der Weltgeschichte, wenn es noch hieße: „Der Stein, den die Bauleute (lies: die zünftigen Staatsmänner) verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden."

Damit sind aber auch Alle widerlegt, die der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in Preußen bisher widerstrebt, ja, sogar gelegentlich für die Wahlen zum Reichstag ungleiche Rechte empfohlen haben. Was sind ihre Argumente? Natürlich werde ich mich nur mit denen der hervorragendsten Gegner des allgemeinen Wahlrechtes befassen.

Da finden wir bei Vielen die in einer großen Zahl politischer Lehrbücher herrschende Theorie, die den Staat als ein Ganzes betrachtet, das aus ungleichen Theilen besteht, die, wie die Glieder des menschlichen Organismus, einander ergänzen und, indem sie harmonisch zusammenwirken, eine höhere Einheit bilden, in der auch die untersten Theile zu höherer Entwickelung wie bei völliger Gleichheit gelangen. Das im Staat organisirte Volk erscheint hier als eine selbständige Persönlichkeit, verschieden von der Summe aller Einzelnen, die ihm angehören, und seine Vertreter haben als Vertreter der Gesammtheit des Volkes in seiner Mannichfaltigkeit zu handeln. Solche Vertreter, sagt man, werden bei allgemeinem und gleichem Wahlrecht aber nicht gewählt. Bei ihm liege der Schwerpunkt in der Masse der Dummen und Ungebildeten. Sie haben für das Interesse der Gesammtheit, als Einheit betrachtet, kein Verständniß, viel-

mehr immer nur ihr nächstliegendes Sonderinteresse im Auge und würden durch Abhängigkeit und Leidenschaft bald dahin, bald dorthin getrieben. Je breiter die Wählermasse, um so mehr ein launenhaftes Schwanken von einer Richtung zur anderen. Dabei ließen weder das Interesse des Staates als selbständige Person, noch auch Ordnung, noch auch Freiheit sich wahren. Die Idee ist also, daß der Abgeordnete ein Mann sei, der weder das Interesse eines Landestheils noch auch einer Klasse, weder das eines Berufes noch gar ein persönliches Interesse, sondern nur die Interessen der Gesammtheit zu vertreten habe. Daher es auch nicht angehe, ihn durch Instruktionen seiner Wähler zu binden. Das entspricht ganz dem Gedankenkreise der deutschen Philosophen, die den Staat als die Wirklichkeit der sittlichen Idee bezeichnet haben und denen der Staat nicht da ist zur Glückseligkeit der Einzelnen, sondern denen die Einzelnen da sind zum geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Wohlbefinden des Staates.

Wie aber stehts in der Wirklichkeit? Da finden wir, daß sich die Einzelnen immer des Staates als der Hauptmaschine bedient haben, um ihre Sonderinteressen zu fördern. Insbesondere tritt uns überall entgegen, daß die verschiedenen Persönlichkeiten und Klassen, die je nach dem konkreten Wahlrecht den vorherrschenden Einfluß im Staatsleben üben, diesen Einfluß auch auf das Wirthschaftleben erstrecken.

Nehmen wir einmal England. Es war seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zum überwiegenden Theil Industrie- und Handelsstaat; aber vor 1832 waren im Parlament fast ausschließlich die Grundbesitzer vertreten. Was war die Folge? Die Kriege gegen die Französische Republik und Napoleon hatten den englischen Landwirthen außerordentlich hohe Getreidepreise gebracht. Da sanken schon vor Ende des Krieges in Folge einer überreichen Ernte die Preise; dazu kam dann noch der Sturz Napoleons und damit das Ende der Kontinentalsperre. Die Getreideeinfuhr drohte, frei und damit das Getreide noch billiger zu werden. Wie aber Lord Byron spottend sang: „Patriotismus, zartgesinnter, reiner, wird, wenn die Preise sinken, immer kleiner.“ Nicht umsonst hatten die Grundbesitzer die Klinke zur Gesetzgebung in der Hand. 1815 machten sie zum Gesetz, daß kein Körnchen Getreide nach Großbritanien eingeführt werden dürfe, so lange der Getreidepreis unter 36 Mark für den Doppelzentner stehe. Die ganze Welthandelsstellung Englands wurde durch die Bestimmung bedroht; denn

wenn die Engländer den übrigen Völkern nicht abkauften, konnten auch diese nicht von ihnen kaufen. Der Absatz aller Industrieprodukte gerieth ins Stocken, riesige Waarenvorräthe häuften unverkäuflich sich an und namenloses Elend des Volkes war die Folge. Aber erst mußte die Wahlreform von 1832 dem Bürgerthum die Mehrheit geben, bevor an die Abschaffung der Korngesetze zu denken war. Seitdem erzeugen Großbritanien und Irland allerdings nicht mehr genug Getreide für ihren Bedarf; aber erst durch die Zollfreiheit ist der wirthschaftliche Aufstieg möglich geworden, der heute 45 Millionen auf den Inseln zu leben erlaubt, wo vorher nur 25 Millionen leben konnten; und außerdem wurden Millionen und Millionen zur Besetzung der fernsten Welttheile hinausgeschickt (wodurch England unser gefährlichster Gegner im heutigen Kriege geworden ist).

Seit 1867 haben dann auch die englischen Arbeiter das Wahlrecht erlangt. Eine Arbeiterschutzgesetzgebung hat es schon früher gegeben; aber bis dahin war sie wesentlich durch die Abneigung der Agrarier gegen die Industriellen getragen; von da ab beruht sie auf dem Werben von Konservativen und Liberalen um die Gunst des Arbeiters; und ohne die weitere Ausdehnung des Wahlrechtes im Jahr 1884 wäre das Gesetz über Arbeitstreitfragen von 1906 niemals erlassen worden.

Oder sehen wir nach Belgien. Seit es als selbständiger Staat besteht, haben dort Liberale und Katholiken in der Beherrschung des Staates gewechselt; aber so lange das Wahlrecht durch einen hohen Census bestimmt war, gab es in diesem industriellsten Lande des Kontinentes keine Arbeiterschutzgesetze. Der Grund: so schroff sich Liberale und Katholiken auch auf anderen Gebieten gegenüberstanden, Beide waren Bourgeois. Erst seit die belgischen Arbeiter das Wahlrecht haben, sehen wir auch Belgien auf dem Wege der sozialen Reform.

So ists in allen Ländern. Ueberall ist es in erster Linie die wirthschaftliche und soziale Gesetzgebung, die durch die Interessen der mächtigsten Wählerklasse bedingt wird. So besonders auch in Deutschland. Welcher Gegensatz zwischen dem sozialen Geist, der den Deutschen Reichstag, und dem, der den Preußischen Landtag beherrscht! Das hat auch deutlich das Verhalten des Reichstages zur Arbeiterschutzgesetzgebung und des Landtages zur Reform des Bergrechtes gezeigt; jenes ist reformfreundlich, dieses reaktionär gewesen. Daher denn auch die heiße Sehnsucht der rechts sitzenden Parteien nach Beseitigung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes für den Reichstag und

Aufrechterhaltung des Dreiklassenwahlsystems in Preußen; und daher ihr heißes Bemühen, noch rasch vor Thorschluß das Fideikommißgesetz unter Dach und Fach zu bringen. Glaubten sie ehrlich, was sie uns über die Landwirthschaft als den Jungbrunnen der Gesellschaft erzählen, so müßten gerade sie das Fideikommißgesetz mit größtem Eifer bekämpfen; denn dann müßten gerade sie darauf aus sein, daß eine möglichst große und stets wachsende Zahl am landwirthschaftlich nutzbaren Boden Antheil erlange, während durch Fideikommisse das Land in wenigen Händen sich anhäuft. Aber es kommt ihnen eben nicht darauf an, daß eine möglichst große Zahl im Jungbrunnen der Landwirthschaft ihre Kraft erneuere, sondern darauf, den politischen Einfluß, den der Großgrundbesitz giebt, in der Hand weniger aristokratischen Familien zu erhalten.

Da man nun nicht offen sagen kann, man verabscheue das allgemeine gleiche Wahlrecht, weil man sich, wo es gilt, nicht des Staates zur Wahrung der Sonderinteressen einer Minderheit bedienen könne, holt man sich Argumente von den sonst so verachteten Ideologen. Nachdem das Klassenwahlsystem unheilbarem Mißkredit verfallen ist, hofft man, Ersatz dafür im Pluralwahlrecht zu finden. Man spricht von der Dummheit und Unbildung der großen Masse und von ihrer Abhängigkeit und Launenhaftigkeit; daß es ungerecht sei, solchen Minderwerthigen den gleichen Einfluß auf das Staatsleben wie den geistig Höchststehenden einzuräumen; wo immer Interessen des Staats als eines Ganzen in Frage kämen, seien sie bei allgemeinem gleichem Wahlrecht gefährdet. Daher bedürfe es eines Korrektivs; je nach dem Maß der Schulbildung, das Einer aufweisen könne, oder je nach seinem Alter, je nachdem, ob er verheirathet ist oder im Heere gedient hat, je nach seinem Vermögen oder Beruf soll dem Einzelnen das Recht, eine größere oder geringere Stimmenzahl abzugeben, verliehen werden. Als ob Dummheit, Unbildung, Abhängigkeit, wankelmüthiges Schwanken von einer Politik zur entgegengesetzten das Privileg einer Klasse oder eines Alters, eines Familien- oder Berufsstandes wären oder durch Erfüllung oder Nichterfüllung der Wehrpflicht bedingt werde!

Da hat schon vor vielen Jahren der Franzose Gustave Le Bon eine „Psychologie der Massen“ geschrieben, ein Buch, das in fast alle modernen Sprachen übersetzt worden ist. Le Bon ist sehr antidemokratisch, trotzdem aber kein Gegner des allgemeinen gleichen Wahlrechtes. Er ist nämlich der Meinung,

daß alle Arten von Massen, die auserlesenen Gesellschaften mit eingeschlossen, eine geistige Inferiorität im Vergleich mit den einzelnen Individuen zeigen. Denn alle Massen, einerlei, welche Art von Personen sie bildeten, würden nicht durch Verstand und folgerichtiges Denken, sondern unter Vernachlässigung aller Kausalzusammenhänge durch Gefühle, Wünsche, Leidenschaften und kritiklos übernommene Vorstellungen geleitet. Nach Dem, was wir während des Krieges an Anfeindung des deutschen Volkes von Kulturträgern des Auslandes, aber auch an Aeußerungen unserer heimischen Kulturträger erlebt haben, kann man ihm nur Recht geben. Selbst die geistig Höchststehenden standen und stehen vielfach noch immer unter der selben Massensuggestion, die den Ungebildeten zum Vorwurf gemacht wird, Ja, nachdem ich ein langes Leben an Universitäten zugebracht habe, muß ich wiederholen, was ich schon 1871 geschrieben habe, daß selbst der einzelne wissenschaftliche Spezialist, wo es um politische, wirthschaftliche und soziale Fragen sich handelt, dem relativ ungebildeten Arbeiter durchaus nicht stets überlegen ist. Die Thatsache, daß Jemand Griechisch kann oder ein ausgezeichneter Jurist, Mathematiker, Mediziner oder Naturforscher ist, giebt keine Gewähr, daß er auch für andere Fragen besonderes Verständniß habe. Es ist oft überraschend, wie wenig manche Männer der Wissenschaft, bevor sie solche Fragen beantworten, für nöthig halten, die selben Methoden in Anwendung zu bringen, deren Beachtung sie streng von Allen fordern, die auf ihren eigenen Untersuchungsgebieten sich äußern wollen. Es ist, als ob sie der Meinung huldigten, daß in Fällen, in denen die Ursachen der Erscheinungen unendlich viel zahlreicher und verwickelter sind als in ihrer eigenen Disziplin, eine allgemeine Anschauung von Menschen und Dingen und das Lesen der Tagesliteratur in der Kaffeestunde Anhaltspunkte für ein zuverlässiges Urtheil gäbe. So hat denn die in allen Ländern vielfach schon ausgesprochene Meinung einige Berechtigung, daß es gerade die Intellektuellen seien, die für den Krieg die Verantwortung tragen. Was sie an Verhetzung zur Entstehung, Verschärfung und Dauer dieses Krieges beigetragen haben, ist außerordentlich; wäre aber nur die große Masse der Ungebildeten gewesen, es wäre nie zum Kriege gekommen und der ausgebrochene wäre längst beendet. In allen Ländern sind die Heimkrieger der Fluch.

Eben so wenig aber besteht im Wankelmuth ein Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Nicht den Parteien, denen die Ungebildeten angehören, pflegt man Umfallen als

Spezialität vorzuwerfen. Und wie steht es mit dem Wankelmuth selbst bei der Verkörperung der Einheit des Staates, den Königen? Der General von Gerlach, der einflußreichste Politiker in der Kamarilla Friedrich Wilhelms des Vierten, ließ, wie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ erzählt, bei seiner Hausandacht das alte Kirchenlied singen: „Verlasse Dich auf Fürsten nicht, sie sind wie eine Wiege. Wer heute Hosianna spricht, ruft morgen Crucifige.“

Es ist wirklich eitel Heuchelei, wenn sich die Gegner des allgemeinen gleichen Wahlrechts hinter die Dummheit und Unbildung, die Abhängigkeit und den Wankelmuth der Arbeiter verschanzen. Nicht, weil diese zu dumm und ungebildet sind, will man sie vom Wahlrecht ausschließen, sondern gerade, weil sie gescheit und gebildet werden und deshalb ihre besonderen Interessen zu erkennen anfangen; nicht, weil sie von ihren Arbeitgebern zu abhängig sind, um als freie Männer ihrer wahren Meinung Ausdruck geben zu können, sondern, weil ihre Organisationen ihnen ermöglichen, sich bei Erfüllung ihrer Bürgerpflichten von der Rücksicht auf ihre „gottgewollten Abhängigkeiten“ frei zu machen; nicht, weil sie in ihrer Zielsetzung wankelmüthig sind, sondern, weil sie mit oft sogar recht einseitiger Zähigkeit ihren Zielen zustreben.

Wer der Ueberzeugung ist, daß ohne Einheit der Gesittung und Kultur kein Gedeihen des Staatsganzen möglich ist, wird auf der Stufe, auf der die politische Entwickelung der westeuropäischen Völker angelangt ist, für das allgemeine und gleiche Wahlrecht eintreten. Denn ohne solches keine soziale Reform und ohne sie die Spaltung der Bewohner eines Staatsgebietes in zwei Völker, die einander nicht mehr verstehen, von denen das eine das andere fürchtet, das andere das eine haßt, jene Zuspitzung des Gegensatzes zwischen Besitzenden und Besitzlosen, die den Tod des Ganzen herbeiführt.

Nun bleibt noch die Frage, ob das geistige Niveau der Parlamente unter dem Einfluß des gleichen und allgemeinen Wahlrechtes gesunken sei. Wäre sie zu bejahen, so müßte sich der Einfluß des Wahlrechtes in dem Unterschied der Geisteshöhen im Deutschen Reichstag und im preußischen Dreiklassenhaus zeigen. Einen solchen Unterschied kann man aber schon deshalb nicht mit Recht behaupten, weil eine große Anzahl der Mitglieder beider Parlamente die selben Personen sind. Am Wenigsten läßt sich sagen, daß die Arbeitervertreter im Deutschen Reichstage dümmer oder ungebildeter seien als der Durchschnitt der Volksvertreter im preußischen Abgeordneten

hause; und was den Ton angeht, in dem da und dort geredet wird, so erledigt das Auftreten nicht nur des Herrn Hoffmann, sondern auch des Herrn von Oldenburg aus Januschau die Frage. Etwas Anderes ist, ob nicht ein Sinken der Qualität der Abgeordneten in allen Ländern zu merken und ob nicht, da heute überall die Abgeordneten auf breiterer Grundlage gewählt werden, dieses Sinken eben die Folge dieser Thatsache sei. Für England hat einer der sachkundigsten Beurtheiler, Lord Morley of Blackburn, 1910 im Oberhause darauf hingewiesen, daß die Debatten, die sich an das Freihandelsbudget Lloyd Georges geknüpft haben, im Ober- wie im Unterhaus eine unverminderte geistige Kraft und ungewöhnlich große Debattirkunst der Redner zeigten. Da in England das Parlament die Regirung bestimmt, drängen sich dort eben die geistig Höchststehenden zur Theilnahme am Parlament. In Deutschland herrscht, wenn wir an das Frankfurter Parlament oder an den ersten Deutschen Reichstag zurückdenken, wohl allgemein die Empfindung, daß sich die Reichstage von heute an geistiger Qualität mit denen jener Zeit nicht messen können. Das liegt aber sicher nicht am allgemeinen und gleichen Wahlrecht; denn auch jene geistig hochstehenden Versammlungen wurden auf Grund des selben Wahlrechts gewählt. Den Grund für das Sinken der Qualität sehe ich vielmehr darin, daß Männer, wie sie damals vom deutschen Volk entsandt wurden, sich heute nicht mehr um ein Mandat bewerben und daß sie, selbst wenn sie es thäten, weil unsere heutigen Parteien Interessentenparteien sind, nicht mehr gewählt würden. Wenn in den Jahren 1848 und 1871 die geistige Elite des deutschen Volkes sich um Mandate bewarb, so war der Grund, daß der Enthusiasmus, den die Größe der Ereignisse geweckt hatte, die Besten der Nation mit Hoffnung erfüllte, zum Aufbau des Deutschen Reiches mitwirken zu können, und daß die Männer von allbekanntem Namen um so größere Aussicht auf ein Mandat hatten, je breiter die Wählermasse war. Eine Clique von Kirchthurminteressenten pflegt die Mandate an Lokalgrößen von Mittelmaß zu vergeben. Aber das deutsche Staatsleben ist kein parlamentarisches, sondern ein bureaukratisches, verbrämt mit einem Parlament. Bald mußten die gewählten Vertreter erfahren, daß sie gegenüber dem festen Gefüge der Bureaukratie machtlos seien. Je höher der einzelne Abgeordnete geistig stand, um so weniger konnte er gewillt sein, seine beste Kraft ohne Hoffnung, seinem Ideal wirklich dienen zu können, zu verbrauchen. Er zog sich zurück; und diese Abwendung von den Parlamenten nahm zu, je mehr

die Parteien zu Parteien von Sonderinteressenten wurden. Ich habe eben gesagt, das deutsche Staatsleben sei in der Hand der Bureaukratie; aber seine Verbrämung mit einem Parlament hat doch zur Folge, daß die Bureaukratie darin eine Mehrheit braucht. Wer für sie eintritt, ist ihr willkommen; wie er sein Eintreten begründet, ist ihr gleichgiltig; sie zieht den dümmsten Kerl, der für sie stimmt, dem gescheitesten Gegner vor. Die Mehrheit im Parlament aber schafft sie sich, seit Fürst Bismarck 1878 das deutsche Volk dazu zu erziehen begonnen hat, sich seine Vertreter nicht nach politischen Idealen, sondern nach Interessen zu wählen, indem sie diese oder jene Sonderinteressen begünstigt. Die Folge ist: unsere politische Praxis läßt keinen Raum mehr für geistige Individualitäten. Es ist Sache der Parteimaschinerie geworden, und zwar der Maschinerie von Parteien, die aus Vertretern von Sonderinteressen bestehen. Die Drahtzieher dieser Parteien sind nicht einmal immer persönlich im Parlament. Aber ob draußen oder drinnen: auch sie sehen nicht auf die geistige Qualität ihrer Parteigenossen, sondern auf ihre Zuverlässigkeit bei der Abstimmung. Wer, der geistig eine Persönlichkeit ist, möchte so als Dutzendmensch sich behandeln lassen!

Ein Sinken des geistigen Niveaus unserer Parlamente bin ich also zuzugeben geneigt; da man es aber in Parlamenten, die gemäß dem verschiedenartigsten Wahlrecht gewählt werden, findet, kann die Verbreiterung des Wahlrechtes nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Die Ursache liegt in der Art, wie durch unsere bureaukratische Staatsverfassung und durch die Tyrannei unserer Parteien gerade die Besten der Theilnahme am parlamentarischen Leben entfremdet werden. Wie sehr das Streben, unter allen Umständen die Partei zur Geltung zu bringen, die Forderung, daß das Parlament eine wirkliche Volksvertretung sei, verdrängt hat, zeigte in England der Widerstand der Konservativen Partei gegen die Abschaffung des Pluralwahlsystems, der erst jetzt durch den Krieg gebrochen zu werden scheint, in Preußen und im Deutschen Reich ihr Widerstand gegen eine der jeweiligen Bevölkerungziffer entsprechende Wahlkreiseintheilung, in Bayern der Widerstand des Centrums und in Frankreich der der Radikalen gegen die Einführung des Proportionalwahlsystems. In Preußen liegt der Zutheilung der Mandate noch immer die Volkszählung von 1858 zu Grund; als Folge heute eine Wahlkreiseintheilung, die einzelnen kleinen Wahlkreisen zehnmal mehr Einfluß giebt als manchem großen; bei der Wahl von 1913 haben

20 176 600 Preußen in den großen Wahlkreisen nur 130 Abgeordnete in den Landtag entsandt, dagegen 19 988 600 Preußen in den kleinen Wahlkreisen deren 313. Die selbe Ungerechtigkeit im Reichstag; hier gilt die Bevölkerungziffer von 1869; und so entsendet Berlin nur 6 Abgeordnete, während es nach der heutigen Bevölkerungziffer 20, München 2, während es 6 entsenden sollte. In dem bayerischen Landtagswahlgesetz von 1906 ist die Bevölkerungziffer von 1900 zum Ausgangspunkt genommen worden und die Wahlkreise sind so eingetheilt, daß, während bei der Landtagswahl von 1912 auf das Centrum und auf Liberale und Sozialdemokraten je 40,9 Prozent der abgegebenen Stimmen fielen, jenes 53,4 Prozent, diese zusammen nur 36 Prozent der Abgeordneten-Mandate erhielten.

Kann es Ungerechteres und auf die Dauer Unhaltbareres geben als eine Wahlrechtsordnung, die durch künstliche Behinderung der Anpassung des formalen Rechtes an die durch die fortschreitende wirthschaftliche Entwickelung hervorgerufene Aenderung in den thatsächlichen Machtverhältnissen einen Widerspruch zwischen der geschriebenen und der wirklichen Verfassung eines Landes nothwendig schafft! Das einzige Wahlsystem, das die Aufgabe, das Parlament zum wirklichen Spiegelbild der ein Volk beherrschenden Anschauungen zu machen, erfüllt, ist das Proportionalwahlsystem. Auch müßten Alle, denen es mit der Klage über das Verschwinden geistiger Persönlichkeiten aus den Parlamenten wirklich ernst ist, sich energisch zu ihm bekennen; denn das Proportionalwahlsystem allein bietet noch die Möglichkeit, Individuen, die nicht in der Unterwerfung unter ein Parteijoch ihr eigenes Ich preisgeben wollen, in ein Parlament zu entsenden.

Doch es genügt nicht, die Wahlgesetze zu unseren Zweiten Kammern zu ändern, um das formale politische Recht des deutschen Volkes mit den in ihm vorwaltenden Machtverhältnissen, mit seiner wirklichen Verfassung, in Einklang zu bringen. Wir haben auch Erste Kammern. Viele fordern deren einfache Beseitigung. Ich kann mich für eine solche Radikalkur nicht aussprechen. Denn kein Zweifel, daß der Staat ein Gebilde ist, bestehend aus ungleichen Theilen, kein Zweifel, daß die Mannichfaltigkeit dieser Gliederung im Interesse der Entwickelung des ganzen Volkes liegt und daß eben deshalb das Interesse der Gesammtheit nur bei Wahrung der Interessen dieser verschiedenen Glieder gewahrt werden kann. Verbürgt das allgemeine gleiche Wahlrecht das allmähliche Aufsteigen auch der untersten Klassen auf eine höhere Kulturstufe, so birgt es doch die

Gefahr, daß die Differenzirung der Klassen, die im Interesse des intensiven Fortschritts der Kultur unentbehrlich ist, allzu sehr verkümmert werde. Das allgemeine gleiche Wahlrecht braucht daher eine Ergänzung; wie ja auch der Deutsche Reichstag im Bundesrath eine Ergänzung besitzt. Eine solche Ergänzung wird am Besten geboten, wenn neben dem nach allgemeinem gleichen Wahlrecht gewählten Volkshaus noch eine andere Vertretung besteht, welche die leitenden Geister aus allen Zweigen der Kultur vereint. Was die in den verschiedenen Ländern heute bestehenden Herrenhäuser bieten, ist allerdings ein Spott auf Das, was eine Vertretung der führenden Geister eines Volkes sein sollte. Ihr Schwerpunkt liegt überall in Familien, deren heutige Bedeutung den ihnen zugetheilten Rechten in keiner Weise entspricht. Einst allerdings war ein Grundherr ein Mann, dessen Gehorsam oder Gehorsamsverweigerung für das Schicksal eines Reiches Alles sein konnte. Die Zeiten sind lange vorbei. Die Bedeutung dieser Herren beschränkt sich auf den Einfluß, den sie durch ihren Reichthum zu üben vermögen. Aber da sind ganz andere aufgekommen, deren Reichthum ihren weit hinter sich läßt. So sind sie denn zu einer Versammlung von Herren geworden, die darauf ausgehen, durch Behinderung der neuaufstrebenden Volksschicht das ihnen nicht mehr zukommende Uebergewicht zu erhalten. Im politischen Leben kann aber keine Einrichtung sich halten, die von dem Recht des Einzelnen ausgeht, mag dieses verliehene Privilegien oder selbst das Naturrecht zu seiner Rechtfertigung anrufen; politische und gesellschaftliche Einrichtungen können nur nach ihrer Wirkung für die Gesammtheit beurtheilt werden. Mag eine noch so viele historische Rechtfertigungsgründe für sich vorbringen, sie hat keinen Bestand, wenn sie ihre Nothwendigkeit nicht durch ihre Wirkungen für das Ganze täglich aufs Neue beweist. Diese Einsicht hat sogar das Vorbild aller Oberhäuser, das House of Lords, gezeigt, als es 1910 die auf Beseitigung der Erblichkeit als Grundlage seines Aufbaues gerichteten Resolutionen des Grafen Rosebery annahm. Und eben wegen der Unhaltbarkeit seiner Zusammensetzung hat ja auch die Osterbotschaft des Kaisers die Reform des preußischen Herrenhauses in Aussicht gestellt. Eine Sammlung von Alterthümern hat gewiß ihr Interesse; aber eine Versammlung von Trägern veralteter Anschauungen ist ungeeignet zur Leitung des Lebens unserer mit Riesenschritten vorwärtsstrebenden Zeit. Und doch steht das preußische Herrenhaus in seiner Zusammensetzung thurmhoch über dem bayerischen Reichsrath. Er besteht aus Ver-

tretern von Familien, die vor 1806 in Reichsunmittelbarkeit lebten. Damals waren sie kleine Souverains, die in ihren Gebieten eine Macht bedeuteten. Heute sind sie nur vortreffliche Menschen; aber welche Funktionen erfüllen sie im Interesse der Gesammtheit, welche nicht eben so von anderen vortrefflichen Menschen erfüllt würden? Ein zweiter Theil des Reichsraths besteht aus Adeligen, die ein Fideikommiß errichtet haben, von welchem sie an Grund- und Dominikalsteuern in simplo 300 Gulden entrichten. Jeder Adelige, der ein solches Fideikommiß errichtet, kann (nach tit. VI § 3 der bayerischen Verfassungurkunde) zum Erblichen Reichsrath ernannt werden. Das ist in unserer Zeit der Ansammlung großer Reichthümer aus Industrie- und Handelsgewinn eine recht gefährliche Bestimmung. Wenn nämlich ein Reichgewordener durch Zusammenkaufen von Bauernäckern einen Großgrundbesitz erwirbt, dann zur Belohnung für Stiftungen zu einem wohlthätigen oder künstlerischen Zweck den Adel erlangt, danach seinen Grundbesitz fideikommissarisch bindet, hat er, wenn auch kein Recht, so doch Aussicht, bei artigem Verhalten seine Familie unter die erblichen Gesetzgeber des Königreichs Bayern aufgenommen zu sehen. Das muß zum Bauernlegen ja geradezu anreizen. Ein dritter Theil des Reichsraths besteht aus den auf Lebenszeit vom König ernannten Mitgliedern; sie pflegen die Hauptarbeit zu thun, würden sie aber gewiß eben so gut in einer den Bedürfnissen des Lebens besser entsprechenden Ersten Kammer verrichten. Eine, die wirklich die führenden Geister aus allen Berufen umfassen soll, darf nicht auf dem Prinzip der Erblichkeit aufgebaut sein; sie muß, gleich der Zweiten Kammer, aus Wahlen hervorgehen, aus Wahlen einzelner Landestheile, wie der amerikanische Senat und das englische Oberhaus der Zukunft, oder aus der Wahl von Berufsorganisationen. Alle anders aufgebauten Ersten Kammern sind entweder nur Dekoration und somit überflüssig oder geradezu schädlich.

In seiner Osterbotschaft hat der Kaiser von seinem „treuen, tapferen, tüchtigen und hochentwickelten Volk“ gesprochen, das sein Vertrauen verdiene. Dieses Lob hat nicht nur das preußische Volk verdient; kein deutscher Stamm ist im Feld und daheim hinter dem anderen zurückgeblieben. Möge jedem die Verfassung so reformirt werden, daß sie mit dem vom Volk dem Ganzen Geleisteten in Uebereinstimmung kommt. Nur die Monarchie, die auf das ganze Volk sich stützt, wird im Stand sein, den Stürmen Trotz zu bieten, die sie umwettern.

München. Professor Dr. Lujo Brentano.

Die kulturpolitische Bewegung in Oesterreich.

In der „Zukunft“ vom fünften Januar berichtet Willi Handl über die Bemühungen der deutschen Intellektuellen, neuen Formen des politischen Lebens zu finden, durch welche dem Geist eine größere Macht über die Geschicke der Völker gesichert werden könnte, als bisher erlangt wurde. Er hat damals auch meinen Namen genannt und meine Schrift „Kulturpolitik“ (Wiener Verlag) in die Erinnerung gerufen. Handl ist so gerecht, darauf hinzuweisen, daß ich der Erste gewesen bin, der die Frage ausgesprochen hat, und er fügt hinzu, daß ich auch als Erster die praktische Antwort gesucht habe. Die Darstellung meines Handelns ist aber, wie es in dem Rahmen eines Artikels nur natürlich ist, so summarisch und lückenhaft ausgefallen, daß ich mich gedrängt fühle, sie wenigstens im Telegrammstil zu ergänzen. Die Folgerung, meine „Schrift sei verschollen, meine Idee abgethan“, soll sich in den Köpfen der Zeitgenossen nicht einnisten.

Zu einer gründlichen Darstellung der kulturpolitischen Bewegung, die ich volle zehn Jahre hindurch geleitet habe (also durchaus kein flüchtiger Versuch!), ist der Raum dieser Zeitschrift, der mir gastfreundlich geöffnet wurde, viel zu eng. Ich müßte ein Buch darüber schreiben. Das wäre eine Fundgrube interessanter Erfahrungen und ein Ausschnitt der Zeitgeschichte. Denn ich bin in diesen zehn Jahren mit so vielen führenden Persönlichkeiten Oesterreichs in Berührung getreten, habe solche Einblicke in den Organismus der Gesellschaft, des Staates, der Parteien und in das Seelenleben aller Klassen und Stände gethan, daß ich einen politischen Roman schreiben könnte. Für heute möchte ich gegen Handls Bericht nur einiges Thatsächliche feststellen. Damit sein Pessimismus nicht entmuthigend wirke

Zum ersten Mal habe ich meinen Grundgedanken 1898 in der damals neu gegründeten „Wage“ ausgesprochen, in einem Artikel „Kulturpolitik“, der den Begriff in die Gedankenwelt und das Wort in den deutschen Sprachschatz einführte. Es wurde seitdem ein vielgebrauchtes Schlagwort. Meinen Gedanken halte ich so wenig für widerlegt, daß ich ihn heute fast mit den selben Worten darstellen müßte; ich hätte nicht zu korrigiren, nur zu ergänzen. Er wäre auch dann nicht abgethan, wenn ich in der Ausführung zufällig gescheitert wäre. Daß er es nicht ist, beweist die Thatsache, daß nach zwei Jahrzehnten das Problem wieder auftritt, welches ich zugleich mit der Lösung ausgesprochen habe.

Ich will meinen Grundgedanken hier wiederholen. In der Erkenntniß, im Gedanklichen ist unsere Zeit unserer Zeit weit voraus. Unsere Zeit ist hinter unserer Zeit zurück. Als Erkennende, als Wissende sind wir überreif und bis ins Unerlaubte verfeinert und erleuchtet; im realen Leben herrscht noch das Mittelalter. Die Ursache liegt darin, daß der Hochofen, worin die Gedanken in Realität umgeschmolzen werden sollen, nicht funktionirt. Was ist dieser Hochofen? Das Repräsentativsystem und das Parlament. Wo ist die Realität?

In der Verwaltung. Wer hält am Repräsentativsystem fest? Die Parteien. Das sind abstrakte Gebilde mit prinzipiellen Programmen, die widerstreitende reale Interessen in sich zusammenfassen. Die Gegenstände des wirklichen Lebens werden von den Parteien nicht erfaßt, die nur aus deduktivem Denken an die Wirklichkeit herantreten. Sie interessiren sich für die wirklichen Gegenstände des Lebens nur insofern, als sie daraus einen Zuwachs ihrer Macht erwarten. Die Politik ist deshalb ein beständiger Kampf abstrakter Gebilde, während das reale Leben abseits liegen bleibt und vergebens nach Erlösung schmachtet.

Dem gegenüber forderte ich: gegenständliche Politik, also induktive. Ausgehend von der Beobachtung, daß Menschen aus feindlichen Lagern sich über eine deutliche Frage leicht einigen, wenn sie sich mit ihr unmittelbar befassen, schlug ich vor, eine Organisation der Selbstverwaltung am Gerüst gegenständlicher Probleme, sachlicher Arbeit zu schaffen. Aber nicht etwa Berufsorganisationen; sondern an jeder Materie sollten Alle mitarbeiten, die aktiv oder passiv an der Lösung interessirt waren, alle Sachverständigen. Als geeignete, aber durchaus nicht allein denkbare Form wählte ich die Enquete. Aus jeder sollte ein Kreis von Personen zurückbleiben, die ungewöhnliche Begabung für die Materie bewiesen hatten, und einen Dauer-Ausschuß bilden. Schritt vor Schritt sollte im Verlauf von Jahrzehnten die ganze Peripherie der sozialen, kulturellen, ökonomischen, zuletzt der rein politischen Probleme durchmessen werden. Daraus sollte sich ein Kulturparlament entwickeln. An die Stelle der Wahlverbände sollten Autoritätverbände treten, aber nicht starre, privilegirte, sondern labile, elastische, denen man auch für begrenzte Zeit angehören kann.

Die Mittelschulfrage, von der Handl erzählt, war nur der Anfang. Sie ist auch durchaus nicht im Material erstickt, sondern gedieh bis zu einem gewissen Abschnitt und wurde im Jahr 1906 auf breiterer Basis wieder aufgenommen. Sie tagte Monate lang; dann beschloß die Regirung eine offizielle Enquete, deren Ergebniß war, daß eine Umwälzung im Schulbetrieb beschlossen wurde.

Außerdem organisirte und leitete ich Enqueten über die strafgerichtliche Voruntersuchung, über Personalkredit und Wucher, über die Reform des Eherechtes, über Kunstpolitik, über das Meldewesen. Dazwischen gab es noch gelegentliche Aktionen, unter anderen eine öffentliche Gerichtsverhandlung mit Zeugenverhör unter dem Vorsitz der Kulturpolitischen Gesellschaft, deren Präsident ich noch bin. Wir errichteten ein „Komitee für öffentliche Klage“, eine Art Sozialanwaltschaft, zugleich ein Pranger für Ungerechtigkeit und Wucher, zu welchem sich das Volk drängte, um dort seine Klagen vorzubringen. Den Vorladungen dieses Komitees wurde Folge geleistet und sein Auftrag stets respektirt.

Das Alles wurde mit ganz geringen Mitteln ermöglicht, die von den zunächst interessirten Kreisen geliefert wurden. Die regirenden

Kreise Oesterreichs zeigten sich verständnißvoll und entgegenkommend. Bei den Tagungen waren stets die Ministerien und einschlägigen Aemter vertreten, Beamte aller Ressorts bis zu den höchsten Spitzen traten als Experten auf. Wir hatten nur einen offenen Gegner: die Parteileitung der österreichischen Sozialdemokratie; deren Organ, die Arbeiterzeitung, nahm von unseren Aktionen nur da Notiz, wo es der Gegenstand unbedingt erzwang, aber sie versäumte selten, ihre Geringschätzung der ganzen Bewegung und ihres Inspirators auszudrücken, und während sie sonst mit bürgerlichen Kreisen oft und gern intime Fühlung hielt, manchmal mehr, als es sich für die Partei schickte, war sie unserer Bewegung offenbar auffällig. Ihr Führer, Dr. Viktor Adler, sagte einmal zu mir: „Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen? Sie sind unter den Politikern das Selbe, was die Aviatiker unter den Technikern sind." Damals flog man noch nicht. Ich antwortete: „Den Vergleich nehme ich an, aber ich bitte um Eins, Herr Doktor: bleiben Sie dabei!"

Von der kulturpolitischen Bewegung war also viel mehr vorhanden als ein tastender Versuch. In den letzten Jahren vor dem Weltkrieg traten wir weniger öffentlich hervor. Der Grund lag aber nicht so sehr in der Sache als in meiner Person, da ich in Ermangelung eines Privatvermögens meine durch Berufsgeschäfte sehr beengte Zeit nicht dauernd öffentlichen Interessen opfern konnte. Die einzelnen Aktionen hatten überhaupt niemals Mißerfolg; sie wuchsen uns oft über den Kopf und ich selbst mußte sie dann einschränken. Die geplante Verschmelzung der Kulturpolitiker aus den verschiedenen Interessenkreisen ist mir allerdings noch nicht gelungen. Aber kann Einer in zehn Jahren Alles erreichen? Meine Aktionen waren als Lebensarbeit gedacht, als Stoff für mehr als eine Generation. Ich wollte ja eigentlich nur Beispiele, Paradigmata schaffen, um zu zeigen, welche aufwühlende Kraft in meiner Methode stecke. Meine Schrift war bei ihrem Erscheinen wie ein belletristisches Erzeugniß besprochen worden. Die Verwirklichung in kleinem Format sollte vor Allem beweisen, daß es sich um Realpolitik handelte.

War Oesterreich auch der richtige Boden dafür? Es erschien mir damals, wegen der Obstruktion der Parlamente, als das vorbestimmte Land der freien Initiative. Aber der Oesterreicher hat wenig Sinn für organisirte Arbeit. Erst der Weltkrieg hat die Leute belehrt, daß es eigentlich Etwas zu thun und zu ordnen giebt. Ich aber bin zu der Erkenntniß gekommen, daß meine induktive Kulturpolitik doch einer Ergänzung durch ein deduktives Programm bedarf, daß man den Tunnel von zwei Seiten anbohren muß, um den Durchbruch zu erarbeiten. Die dazu nöthige Denkarbeit müßte von allen guten Europäern gemeinsam geleistet werden. Ein Einzelner kann nicht mehr thun, als das erste Wort aussprechen. Das habe ich gethan.

Wien. Dr. Robert Scheu.

Selbstanzeigen.

Hummel=Hummel. Negen un vertig ole Sprekwörd for use Soldaten un Mariners. Dritte Auflage. Berlin, L. Görlitz.

Ein ungenannter Freund von mir hat für unsere Krieger aus dem reichen Volksschatz neunundvierzig lustige, derbe Sprichwörter ausgewählt, drucken lassen und in Tausenden von Exemplaren ins Feld gesandt. Es hat mich als Niederdeutschen gereizt, meinen Pinsel an diesen prachtvollen Eulenspiegeleien, saftigen Witzen und derben Wahrheiten zu versuchen. H. E. Linde=Walther.

Das Buch der tausend Wunder. Von Artur Fürst und Alexander Moszkowski. Verlag Albert Langen in München. Einbandzeichnung von Lucian Bernhard.

Die Zahl 1000 spielt in diesem umfangreichen Buch eine wichtige Rolle, auch in der arithmetischen Umkehrung. Nämlich so zu verstehen: wenn es uns nur zum tausendsten Theil geglückt wäre, Das herauszubringen, was im Programm steckte, dann könnten wir ganz zufrieden sein. Aber da lag die Unmöglichkeit. Denn das Programm umspannt die Welt, wie sie sich einem erstaunten Auge darstellt. Je mehr man von diesem Plan bewältigt, desto mehr bleibt übrig. Und so schrumpfen die angesagten 1000 zu einer Winzigkeit zusammen, gegenüber den unendlichen Weltwundern. Aber dem Leser, so denken wir, wird diese Winzigkeit doch nicht unbeträchtlich erscheinen; und es wird ihm nicht leid sein, unserer Einladung zu einem Spazirgang auf der Peripherie des Begreifbaren zu folgen. Von diesem Umkreis aus öffnen sich so viele Prospekte ins Unerforschliche; und es kann nicht fehlen, daß Mancher, der zunächst den kühlen Blick mitbringt, zu dem von den Verfassern vorgestellten „erstaunten Auge“ gelangen wird. Unsere Aufgabe war, die Wunder klar zu beschreiben, sie gemeinfaßlich darzustellen, nicht etwa, sie restlos zu erklären. Denn nicht um ein Lehrbuch handelt es sich, sondern um ein Belehrbuch. Wo sich das Wunder ohne Magisterkünste auf das anscheinend Begreifliche zurückführen ließ, gingen wir auch der sogenannten „Erklärung“ nicht aus dem Wege; immer mit dem Vorbehalt, daß des Räthsels Schlüssel im Grunde doch wieder neue Wunder umschließt. Die Eintheilung in Rubriken vollzog sich wesentlich zur Erleichterung der Uebersicht; und wenn daneben noch ein Leitmotiv thätig war, so erklang es uns beiden Verfassern in der Befehlsform: Abwechselung bieten! Nicht langweilig werden!

Alexander Moszkowski.

Die Ehe im Rückfall und andere Anzüglichkeiten. Verlag von Dr. Eysler & Co.

Der Trieb zum Spott und zur Selbstverspottung haben mir die Feder geführt, als ich die losen Skizzen schrieb, die den Inhalt des Bändchens bilden. Kriegsluft weht nicht in ihm, es ist, so zu sagen,

zeitlos, beleuchtet Charaktere und Lebenslagen, wie sie sich in gemäßigter Zone des Daseins finden. Aber ich glaube, daß der Leser in manchen Figuren gute Bekannte, gelegentlich sogar sich selbst entdecken und mir, trotz der satirischen Spiegelung, eine gewisse Aehnlichkeit der Bilder nicht abstreiten wird. Aus einigen Skizzen könnte man eine antifeminine Absicht herauslesen, wenn man wörtlich deutet, was unwörtlich gemeint ist. Auf diese Gegensätzlichkeit ist das kleine Buch gestimmt, in ihr würde sein humoristischer Werth ruhen, falls ein solcher vorhanden ist, falls Diejenigen als Beurtheiler mitzählen, die mir bereits eine Wirkung aufs Zwerchfell bescheinigt haben. Dem gegenüber darf ich wohl betonen, daß mir bei der Niederschrift fast durchweg ein Problem oder ein Problemchen vorschwebte, als Thema von ursprünglich ernstem Unterton, das, in besondere Beleuchtung gerückt, ganz von selbst anfangen sollte, heiter zu irisiren. Der Verlag hat das Bändchen mit einem anmuthigen Illustrationenschmuck ausgestattet. Alexander Moszkowski.

Ein Rückblick aus der Zukunft.

Am zweiundzwanzigsten Oktober, drei Monate nach Beendung des Weltkrieges, hielten die Direktoren der führenden Banken und Industriegesellschaften Deutschlands, im Ganzen etwa dreitausend Herren, im Reichstagsgebäude unter dem Vorsitz des Staatssekretärs des Inneren eine Versammlung ab und gründeten die „Aktiengesellschaft zur Ausnutzung der im Kriege gemachten Erfinfindungen“. Zweck der Gesellschaft sollte sein, die unter dem Zwang der Nothwendigkeit des Krieges geborenen technischen Fortschritte jeder Art auch für den Frieden fruchtbar zu machen und für die einzelnen Sonderfälle Tochtergesellschaften zu schaffen. Das aufgelegte Kapital von dreihundert Millionen Mark wurde sofort vierzehnfach überzeichnet.

Zwei Wochen später entstand die „Aktiengesellschaft für den Bau von Privattauchbooten“ und zugleich, mit dem Reichsfiskus als Hauptaktionär, die „Verwerthunggesellschaft für den Grund und Boden aller Binnenseen und Flußläufe“.

Die erste Gesellschaft war alsbald mit Aufträgen für ein Jahrzehnt belastet, und als nach acht Monaten der erste Villenbesitzer den Sommergästen sein privates U-Boot auf dem Wannsee zu einer Vergnügungfahrt anbot, lagen auch schon die Parzellirungpläne der Seen vor. Jede Bank, jeder Sammler kaufte sich ein Stück des Bodens, um sich dort von der „Gesellschaft für Unterseetresors“ einen auf jeden Fall sicheren Aufbewahrungort für seine Werthe schaffen zu lassen. Ein riesiges Unterwasserbauwerk ließ die Reichsbank errichten; es hatte Telephon, Elektrisches Licht und jeden Komfort, auch durch Ventilatoren geregelte Frischluftzufuhr von außen:

sie konnte jedoch durch einen einzigen Kontakt sofort zerstört werden. Der Bau war doppelt gepanzert und so tief ins Erdreich einbetonirt, daß die Decke der Tresoranlage in einer Ebene mit dem Seegrund lag. So war jede Möglichkeit feindlichen Raubes oder auch nur feindlichen Angriffes durch Flieger im nächsten Krieg fast ausgeschlossen.

Doch stellten sich auch Schwierigkeiten ein. Als der erste große internationale Diebstahl durch Flucht in einem Unterseeboot gelungen war, als sich der erste Unglückfall ereignete, mußten besondere Abwehrmaßregeln beschlossen werden. Als die erste Annonce zur Vermiethung von U-Booten auf Wachen und Tage erschien, wurde im Reichstag im Interesse der Sittenpolizei eine neue „Lex U“ empfohlen. Das aber waren Kinderkrankheiten.

Bald bauten die großen Schiffahrtlinien tieffahrende Ozean-U-Schiffe, die nicht mehr von den Wellen abhängig waren und in denen es keine Seekrankheit mehr gab. Die Mitnahme eines in festen Aggregatzustand gebrachten Gemisches von Sauerstoff und Stickstoff ermöglichte eigene Luftbereitung zur Athmung unter Wasser, und als man dazu überging, diese Luxus-U-Schiffe nicht mehr mit eigener Kraft zu treiben, sondern ihre Schrauben durch vom Festland aus mit Strom versehene, durch den Ozean gelegte Kabel, also durch Außenleitung zu speisen, als die Konstruktion immer feiner wurde und jedes Führerschiff schließlich, um den Platzbedarf zu decken, eine Reihe von Anhängerbooten bekam, da konnte eines Tages gemeldet werden, daß der erste Untersee-Expreß-D-Zug die Reise von Hamburg nach New York in achtundvierzig Stunden zurückgelegt hatte.

Die großen Werften überboten einander an Leistungen. Bald gelang eine Konstruktion, die ein Tauchen bis zu zweitausend Meter Tiefe ermöglichte. Der dabei zu überwindende ungeheure Außendruck wurde durch neben einander an den Außenwänden eingebaute flache Hohlräume mit komprimirter Luft aufgefangen, so daß sich dieser Druck in mehreren dünnen Schichten nach innen, dem Wohnraum zu, bis zur Normalstärke der Luft paralysirte.

Damals trat die „Internationale Gesellschaft zur Hebung der im Kriege versenkten Schiffswerthe“ zusammen. Die Gesellschaft arbeitete glänzend. Da genaue Listen die einzelnen Stellen angaben, wo die einzelnen Schiffe versenkt worden waren, gelang die Bergung ungeheurer Werthe. Doch erschlossen sich auch andere große Einnahmequellen. Für einen Passagierplatz bei solcher Bergung und Absuchung des Meeresbodens wurden riesige Summen geboten. Man fand Schiffe, die schon vor Jahrzehnten untergegangen waren, und rüstete eine eigene Expedition aus, um die einst mit den Goldschätzen eines ganzen Landes gesunkene spanische Armada wieder zu finden. Man entdeckte eine Reihe bisher unbekannter Lebewesen, die eben nur unter diesem starken Wasserdruck lebensfähig waren, stieß unter dem Meeresgrund auf riesige Kohlen- und Edelmetalllager und verdiente „märchenhaft“.

Inzwischen war auch die drahtlose Telegraphie verfeinert worden.

Isolatoren von ungeheurer Größe ermöglichten eine Stromstärke, die gestattete, den drahtlosen Strom um die ganze Erde zu senden. Als danach aber eine neue Mischung für die Fabrikation solcher Isolatoren ihre Leistungsfähigkeit verhundertfachte, wurde es möglich, alle Luftschiffmotoren in beliebiger Höhe von der Erde aus mit Strom zu speisen. In diesem Jahr gründete man die „Gesellschaft für benzinlosen Personen- und Packet-Luft-Verkehr", die die Beförderung nach allen wichtigen Punkten der Welt unternahm. Der Packetverkehr bedurfte bald nicht mehr menschlicher Begleitung, da die hierfür gebauten Aeroplane auch von den Centralen des Festlandes aus gesteuert wurden (eine Erfindung, die übrigens auch schon vor dem Krieg bekannt war). Damals wurde auf dem Friedenskongreß im Haag von allen civilisirten Staaten der Welt vorbehaltlose, völlige Abrüstung beschlossen. Man hatte erkannt, daß jede Großmacht eine genügende Anzahl großer, unbemannter Aeroplane, mit Tausenden von Bomben beladen, gleich am ersten Mobilmachungtag starten zu lassen, drahtlos über alle wichtigen Städte des Feindes zu steuern und hier eben so drahtlos zur Explosion zu bringen vermochte. Da sich auf einer in der absendenden Centrale eingebauten elektromagnetischen Landkarte der Standort jedes Flugzeuges auf einen Meter genau markirte, war auf diese Weise möglich, in wenigen Stunden sämmtliche Orte und Städte des Gegners in Schutt zu verwandeln. Dies war aber kein Krieg mehr.

Auch auf wirthschaftlichem Gebiet zeigten sich Probleme, die anfangs fast unlösbar erschienen. Während vor dem Krieg die Einwohnerzahl von Groß-Berlin etwa fünf Prozent der Kopfzahl des ganzen Deutschen Reiches ausmachte, Paris und London acht oder zehn Prozent der Einwohner Frankreichs und Englands in sich aufnahmen, ließ der Zug in die großen Städte nach dem Krieg und das Zurückfluthen der früher Ausgewanderten und während des Kriegs vom Mutterland Abgeschnittenen diese Zahlen so ungeheuer anwachsen, daß in Groß-Berlin bald fünfunddreißig Prozent aller Einwohner des Detschen Reiches hausten. Das ergab Vertkehrsschwierigkeiten, deren Größe früher außerhalb jedes Vorstellungvermögens lag. In der Leipziger Straße fuhren die Automobile lückenlos dicht hinter einander und die Straße war für diese Kette zu kurz. Die Bürgersteige konnten nicht einmal mehr einen kleinen Bruchtheil des Nachmittagverkehrs fassen. Dagegen war nichts zu thun. Vor den Schaufenstern stehen zu bleiben, den Wagen auch nur für Minuten halten zu lassen, war längst verboten; die Straßenbahnen abgeschafft. Alle Versuche, den Verkehr zu theilen, waren fruchtlos. Die Häuser aller Hauptstraßen verloren ihren Werth, da man nicht mehr herankonnte. Die Straßen, die den Potsdamer Platz kreuzten, waren mit Hunderten von Wagen verstopft, die oft Stunden lang auf Passirmöglichkeit warteten. Die löbliche Polizei war machtlos.

In dieser Noth erbat die Stadt Berlin durch ein Preisausschreiben Besserungvorschläge. Den Ersten Preis (von einer Mil-

lion Mark) erhielt das Projekt eines bisher unbekannten jungen Technikers. Die Schwierigkeit hatte darin bestanden, den Riesenverkehr zwischen feststehenden Häusern und auf feststehenden Straßen leicht beweglich zu halten. Die Lösung bestand darin, den Verkehr dort, wo er die Möglichkeitgrenze überschritt, selbst zum Stehen zu bringen und die Straßen fortzubewegen. Der Potsdamerplatz wurde in eine Drehscheibe umgewandelt. Der Erfolg war verblüffend. Die Wagen fuhren ohne jede Unterbrechung hinter einander auf den Rand des sich langsam drehenden Platzes herauf, blieben stehen und fuhren herunter, wenn sie die gewünschte Straße erreicht hatten. Die Mitte des Platzes war leer; hier wurde ein Kaffeehaus errichtet. Der Erfolg war so ungeheuer, daß das Prinzip der sich fortbewegenden Straße in alle Hauptstädte aufgenommen wurde und bald auch auf die großen Vergnügungstätten übergriff. Weil die Variététheater aus Rentabilitätgründen so groß gebaut werden mußten, daß die Bühne nicht mehr von allen Plätzen aus erkennbar war, wurde der Theatersaal ständig um die Bühne gedreht, auf der es zugleich mehrere Vorstellungen gab. In den Museen wurde das sitzende Publikum in gleichmäßiger Geschwindigkeit an den berühmtesten Werken vorbeigezogen. Schließlich wurde es bei den großen Pferde- und Automobilrennen als störend empfunden, daß die Wettkämpfer nicht stets dicht vor den Zuschauertribünen waren und von diesen aus gesehen wurden. Deshalb wurden Luxusbahnen gebaut, in denen das Geläuf so schnell rückwärts rollte, daß der Sieger bei äußerster Geschwindigkeit stets auf der Stelle blieb.

Eine Entdeckung jagte die andere. In Amerika entstand die „Spektral-Film-Vitaskop-Gesellschaft“. Sie besaß ein patentirtes Verfahren, das ermöglichte, jedes Ereigniß im Augenblick seines Entstehens durch drahtlose Wellenübertragung in jedem Erdtheil auf der Filmwand darzustellen. Seitdem hatte jede elegante Villa diese Einrichtung. Durch automatischen Kontakt konnte Jeder seinen Spektral-Film-Vitaskop-Apparat in beliebigem Höhenwinkel und beliebiger Richtung einstellen; sofort hatte er auf der Leinwand ein Lebendes Bild von Dem, was sich in der von ihm eingestellten Entfernung ereignete. Gleich danach wurde auch diese Entdeckung in den Schatten gestellt. Ein deutscher Forscher schuf einen von der Außenluft unabhängigen Athmungapparat für Menschen unter Wasser. Man erfand Mittel, die Sonnenstrahlen aufzusaugen, zu konserviren und ihren Wärmeeffekt in jedem beliebigen Zeitpunkt nutzbar zu machen. Dadurch sank der Kohlebedarf der Welt auf ein Tausendstel.

Als schließlich das Leben immer komplizirter wurde und ein Theil der wichtigsten menschlichen Organe, weil Erfindungen sie ausgeschaltet hatten, zu verkümmern begann, als statistisch festgestellt wurde, daß die Gesammtzahl aller auf der Erde befindlichen Menschen rasch abnehme, wurde in einer gemeinsamen Konferenz aller Weltstaaten ein Gesetz beschlossen, das neue Erfindungen verbot. Seitdem schöpft die Menschheit wieder Kraft.

Dipl.-Ing. Moritz Ernst Lesser.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1916.

Aktiva.		M.	pf
Grundstück- und Gebäude-Konto	7 769 105,38		
Zugang	803 377,48	8 572 480	86
Maschinen-Konto		1	—
Kassa-Konto		262 376	71
Wechsel-Konto		100 708	10
Effekten, Beteiligungen und Hypotheken		40 588 329	40
Pensionsfonds-Anlage-Konto		3 554 120	—
Debitoren-Konto		56 042 739	21
Aval-Debitoren-Konto		2 371 433	75
Fabrikations-Konto, Vorräte		14 550 415	68
		126 042 604	71

Passiva.		M.	pf
Aktien-Kapital-Konto		30 000 000	—
Reservefonds-Konto	3 971 705,10		
Spezial-Reservefonds-Konto	1 123 823,35	5 095 528	45
Beamtenpensionsfonds-Konto		3 984 681	30
Beamten- und Arbeiter-Unterstützungsfonds-Konto		1 439 517	17
Kreditoren-Konto einschließlich Anzahlungen		70 486 073	93
Aval-Kreditoren-Konto		2 371 433	75
Gewinn- und Verlust-Konto:			
Vortrag aus 1915	875 081,76		
Gewinn aus 1916	11 790 288,35		
Verteilung:			
30 % Dividende		9 000 000	—
Rücklage für allgemeine Kriegswohlfahrtszwecke		1 000 000	—
Rücklage für Beamten- und Arbeiter-Unterstützungen		1 000 000	—
Aufsichtsratstantieme		587 096	77
Vortrag auf neue Rechnung		1 078 273	34
		126 042 604	71

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.	M.	pf
Handlungs-Unkosten-Konto	2 414 303	38
Bilanz-Konto, Reingewinn	12 665 370	11
	15 109 673	49

Haben.	M.	pf
Saldo-Vortrag	875 081	76
Zinsen- und Beteiligungs-Gewinne	2 776 464	80
Fabrikations-Ueberschuss	11 458 126	93
	15 109 673	49

Die Dividende von **30%** gelangt **sofort** gegen den Dividendenschein No. 28 unserer Aktien mit **300** M. bei den **Gesellschaftskassen** in **Berlin** und **Karlsruhe** sowie den Kassen nachbenannter Bankhäuser: **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg** und **Hannover, S. Bleichröder, Berlin, Nationalbank für Deutschland, Berlin, Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin, Bremen, Essen (Ruhr) u. Frankfurt a. M., Dresdner Bank, Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart, Bremer Bank Filiale der Dresdner Bank, Bremen, A. Schaaffhausen'scher Bankverein Aktges., Berlin, Köln** u. **Düsseldorf, A. Levy, Köln, Sal. Oppenheim jr. & Co., Köln, Norddeutsche Bank in Hamburg, Hamburg, Rheinische Creditbank, Karlsruhe i. B.** und **Mannheim**, zur Auszahlung.

Berlin, den 8. Mai 1917.

Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken.

Der **Barmer Bank-Vereins Hinsberg, Fischer & Co.** blickt am 9. Mai auf sein 50 jähriges Bestehen zurück. Im Hinblick auf die ernsten Zeitverhältnisse wird davon abgesehen, den Tag festlich zu begehen. Die Direktion behält sich vor, nach Friedensschluss mit ihren Mitarbeitern nachträglich den Tag zu feiern. Am 10. Mai findet lediglich eine Aufsichtsratssitzung statt, in welcher des Tages im engsten Kreise gedacht wird. Eine Festschrift, welche die Geschichte der Bank schildert, ist in Vorbereitung. Leider ist deren Fertigstellung verzögert worden, weil der Verfasser, Herr Dr. Poppelreuter, nachdem er ³/₄ der Arbeit vollendet hatte, ins Feld rückte und dort den Heldentod starb. Herr Dr. Witzel, Bibliothekar der Handelshochschule zu Köln, hat es übernommen, das Werk zu vollenden.

Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft zu Berlin.

Bilanz per 31. Dezember 1916

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
I. Deutsche Erdölunternehmen.				
1. Elsaß: a) Eigene Erdölwerke: Grundstücke, Gebäude, Raffinerie- u. Bergwerkseinrichtungen			2 394 586	41
Mobilien			2	—
Oelgerechtsamen			2	—
Oelquellen			2	—
b) Verein. Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H. Sämtliche Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 3 500 000			4 553 757	05
2. Sonstige Raffinerien und Schwelanlagen: Allein. Besitz und Beteiligung			7 445 666	05
3. Deutsche Mineralöl Industrie A.-G., Wietze in Hannover: Beteiligung im Nennbetrage von M. 5 912 000,—			6 228 400	—
II. Deutsche Braunkohlenunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen an Braunkohlenunternehmen			6 843 096	—
III. Oesterreichische Erdölunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen an Rohölgruben, Raffinerien, Transport- und Lagerungs Unternehmen			6 159 347	35
IV. Rumänische Erdölunternehmen.				
Verschied. Beteilig. an Rohölgruben, Raffinerie-, Transport-, Lager.- u. Bohruntern., sowie eig. Warenvorr. in Rumänien			4 387 725	40
V. Verkaufs-, Transport- und Lagerungs-Unternehmen.				
„Olex" (A.-G. für österr. u. ungar. Mineralölprodukte, Wien. Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 2 368 400,— Aktien	1 514 591	80		
Deutscher Mineralöl-Verkaufsv. G. m. b. H., Berlin (Oelkontor). Sämtl. m. 25 % eingez. Geschäftsant. i. Nennbetr. v. M. 500 000	125 000	—		
„Köhlbrand" Industrie-Gesellsch. m. b. H., Berlin Sämtl. voll eingez. Geschäftsant. im Nennbetrage v. M. 20 000	20 000	—		
Weit. Investit. dies. Gesellsch., d. Darlehn seit. d. Dea bestritt.	1 731 603	39		
Umschlaganlage Regensburg	216 990	61		
„Pechelbronn" Seetransp.-Ges. m. b. H., Hamburg. Sämtl. voll eingez. Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 20 000	20 000	—		
Weit. Investit. dies. Gesellsch., d. Darlehn seit. d. Dea bestritt.	1 354 68[illegible]	17		
Fahrzeuge	1 337 7[illegible]7	[illegible]6	6 220 581	66
VI. Kaliunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen			2 064 660	08
VII. Bestände.				
Bestände an Rohöl, Halb- u. Fertigfabrikaten in Deutschland	6 799 909	[illegible]		
Materialien und Fastagen in eigenen deutschen Betrieben	1 306 897	9[illegible]	8 106 807	81
Staatspapiere			25 426 401	19
Sonstige Wertpapiere			843 200	—
Kassenbestände, Reichsbank- und Postscheckguthaben			291 780	78
VIII. Verschiedenes.				
Verwaltungsgeb. Berlin-Schöneberg (in Ausführg. begriffen)			1 300 022	21
Beteiligung an Patent- und Versuchsunternehmen			2	—
Deutsche Bohrges. für Erdöl G. m. b. H., Berlin. Voll eingezahlte Beteiligung im Nennbetrage von M. 500 000,—			500 000	—
Kriegsschmieröl-Gesellsch. m. b. H., Berlin. Eingezahlte Beteiligung im Nennbetrage von M. 4000,—			4 000	—
Zentralstelle für Petroleumverteilung G. m. b. H., Berlin. Eingez. Beteiligung im Nennbetrage von M. 4000,—			4 000	—
Mobilien			1	—
Vorausgezahlte Versicherungsbeträge u. Mieten			66 934	90
Bürgschaften u. Kaut. . . . M. 3 400 598,52				
Debitoren:				
Konzerngesellschaften	13 970 387	10		
Verschiedene	16 564 7[illegible]3	09	30 535 140	19
			113 476 116	03

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Aktienkapital			30 750 000	—
Anleihen			9 410 0[illegible]0	—
Gesetzliche Rücklage			7 500 000	—
Sonderrücklage			2 500 000	—
Selbstversicherungsfonds			1 511 225	67
Beamten- und Arbeiterunterstützungsfonds			1 000 000	—
Delkredere-Rückstellung			64 916	—
Rückstellung für Anleihezins. u. ausgeloste Schuldverschreib.			149 232	50
Nicht erhobene Dividende und Anleihezinsen			134 115	—
Rückstellung für Talonsteuer			198 837	50
Baureserve für Verwaltungsgebäude			2 000 000	—
Hypotheken-Konto Berlin-Schöneberg			775 920	—
Kriegsrücklage			22 000 000	—
Bürgschaften u. Kautionen . . . M. 3 400 598,52				
Kreditoren:				
Konzerngesellschaften	6 716 327	65		
Verschiedene	14 486 443	68	21 202 771	33
Reingewinn			14 279 018	03
			113 476 116	03

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Mai 1917.

Kehr bei uns ein!

Siebenzehnter Februar 1763. Der vierzehnte Louis von Frankreich hat die aus der starken Persönlichkeit der Kardinale Richelieu und Mazarin erwachsene Minister-Allgewalt mit jungem Fuß zerstampft, das (in Tagen guten Geschäftsganges immer geduldige) Volk rasch an die Selbstherrschaft des Königs gewöhnt, in Colbert früh den Schöpferkopf erkannt, der das Gewerbe und die Finanzwirthschaft in Blüthe und Frucht treiben und dadurch das zur Schaarung eines großen Heeres nothwendige Geld schaffen konnte, und, als Haupt des Rheinbundes und Gatte der Infantin Maria Theresia, als der von England und Schweden, von Köln und Münster begünstigte Herr der belgischen Grenzfestungen, mit den vom Kriegsminister Louvois bis ins Kleinste klug gerüsteten zweihunderttausend Mann das spanische Niederland dem Lilienbanner erobert. Noch hat Wilhelm der Dritte von Oranien nicht den Beistand des Deutschen Kaisers, Spaniens, Dänemarks, Brandenburgs erlangt; noch ist Frankreich nicht, durch diese kräftige Koalition und durch den Abfall Englands, gezwungen, das Niederland wieder zu räumen und von dem Verlust sich im Elsaß und in der Franche-Comté zu entschädigen. Louis thront im Glanz; beschließt, mit dem Aufwand von hundertfünfzig Millionen Francs in Versailles eine Residenz, wie der Welt-

westen nie eine sah, aus der Erde zu zaubern; zieht die feinsten Geister, Künstler und Gelehrte, an seinen Hof; und beginnt, hinter dem durchsichtigen Goldgitter, das den Monarchen vom Volk trennt, den an reizender Wechseldauer überreichen Wandel, der aus den schlanken Armen der Lavallière, über unzählbare schnell geknüpfte und schnell gelöste Bande hinweg, zu der Montespan, der Fontanges, der Scarron-Maintenon führt (und dem lange Rüstigen, außer sechs ehelichen, zehn anerkannte Nebenbettkinder einbringt). Nicht im Bereich des drallen Eros noch in dem hemmungloser Verschwenderlaune, die den Staat mit zweitausend Millionen Livres verschuldet, doch als neuer Selbstherrschertypus, Erobererwille, allgegenwärtiger Reichsreformator, Literaturkönig wird Louis, auch mit seinen Oeuvres, Briefen, Regentenerziehungschriften, das funkelnde Vorbild des Preußenprinzen Fritz, dessen lust- und lustlos verfuchtelte Jugend keinen anderen Namen so oft, so laut rühmen hört wie den des von Voltaire selbst als Quell und Entbinder, Pflanzer und Schirmer einer Jahrhundertkultur gepriesenen Roi-Soleil. Nur lächelte Fritz, leider, der fremden Kunst; und Louis hatte die der Heimath entsprossene zärtlich gehegt und nie ein Pflänzlein, das dürftigste, weil dessen Duft ihm nicht sogleich schmeckte, zum Welktod verdammt. „Nahet ihm nicht mit Weihrauch und Lobhudelei, mit Geschwätz von Wohlthat und Huld: ein Lächeln zieht den Schlußstrich unter jeden Versuch, ihm Komplimente zu drechseln." Jean Baptiste Poquelin de Molière hats geschrieben, da der achtundzwanzigjährige König ihn auf die Liste der Literaten gesetzt hatte, die in jedem Jahr tausend Francs, als Unterhaltszuschuß, aus der Schatulle empfingen. Nun ist der Dichter Einundfünfzig; vom Leben und Lieben, von Arbeit und Komoediantenabenteuer schon recht morsch. Ein paar Dutzend Stücke geschrieben, fast immer die Hauptrolle gespielt, mit allem Geschäftskram des Theaters bebürdet und viel Zwist und Kummer im Haus: Das setzt sich nicht in die Kleider. Rheuma und Husten plagen ihn bös. Putzig, daß er gerade jetzt einen Narren mimt, der sich Krankheit nur einbildet, von geldsüchtigen Aerzten und Pfuschern, Apothekern und Darmspritzern einreden läßt. Das neue Ding, dessen drittes Ballet-Intermezzo die großmächtige Mediziner-Fakultät wundpritscht, soll zum Tollachen sein. Schade, daß König Sonne sich noch nicht dran freuen konnte.

Nächstens. Wird heute die vierte Aufführung des „Malade Imaginaire“ möglich werden? Der Dichter fühlt sich schlechter als je; und Argan ist eine anstrengende Rolle. Baron, der ihm menschlich liebste Spieler, sitzt an Molières Bett; dahin wird auch Frau Armande (die auf dem Theaterzettel nicht Frau, sondern Fräulein Molière heißt) gerufen. „So lange in meinem Erlebniß dem Leid sich Lust mischte, hielt ich mich für glücklich. Jetzt? Auf Freude, innere Genugthuung darf ich nicht mehr zählen; keine Stunde ohne Schmerz und kein Ausblick ins Helle. Ich muß das Spiel aufgeben. Was hat der Mensch auszustehen, ehe er stirbt! Na, mit mir gehts zu Ende!“ Die Frau und der Freund beschwören ihn, die Vorstellung abzusagen und sich, endlich, die Ruhe zu gönnen, in der er rasch genesen werde. „Ihr habt leicht reden. Wie kann ich denn absagen? Fünfzig arme Teufel kommen, wenn nicht gespielt wird, um ihren Taglohn und hungern. Müßte ich mich nicht schämen, sie, ohne unwiderstehlich zwingende Nothwendigkeit, ums Brot zu bringen?“ Er läßt die Truppe zusammentrommeln und sagt: „Mir gehts jämmerlich. Seid Punkt Vier zum Anfang bereit; später wärs gar nicht mehr zu machen. Kann ich mich nicht hinschleppen, so müßt Ihr das Eintrittsgeld zurückzahlen.“ Um Vier geht im Palais-Royal der Vorhang auf. Prolog. „Nach dem glorreichen Kraftaufwand und Sieg unseres erhabenen Monarchen verpflichtet Gerechtigkeit jeden Schreiber zu Verherrlichung oder Erheiterung des Reichshauptes. Diese Pflicht soll hier erfüllt werden. Der Prolog preist den großen König; die Hypochonder-Presse soll die von edler Mühsal gefurchte Stirn des Fürsten entrunzeln.“ Tanz der Zephyre und Schäfer. Flora und Dorilas singen: „Louis ist heimgekehrt! Bis in den Schatten dichtesten Gebüsches töne aus Kehle und Flöte tausendstimmig der Ruf und tausendfach halle Echo ihn wieder: Aller Könige größter ist Louis und Wonne, Diesem das Leben zu weihen!“ (Todfeind scheint Dieser den Komplimentedrechslern doch nicht zu sein.) Zweiter Prolog. Eine Hirtin singt Weisheit (die nur Windesfreundschaft ihr zugeweht haben kann): „All Euer Wissen ist, eitle, unvernünftige Aerzte, das erlauchteste noch, leerer Wahn. Mit Eurem großbrockigen Latein lindert Ihr nicht das Herzweh, das mich in Verzweiflung drängt. Einfalt traut Euch Allmacht über jedes Heilmittel zu; doch keins ist zuverlässig, keins hat mir gehol-

sen. Euer Gegacker taugt als Rezept nur Einem, der sich die Krankheit einbildet. Euer erlauchtestes Wissen bleibt leerer Wahn." Nun hockt Argan im Kissengebirg seiner Stube und prüft die neuste Apothekerrechnung. Niemand merkt, daß der Spieler ernstlich leidet. Erst in der Schlußceremonie, als ihn, im Kleide des Baccalaureus, der den Doktoreid leisten soll, ein Krampf schüttelt und das „Juro" in der Kehle erstickt, rieselt ein Schreckensruf durch das Parterre. Fehlt dem Komiker Etwas? Unsinn; er lacht ja laut auf: wollte wohl nur mit einem Rückfall in die Krankenrolle den feierlichen Küchenlateinerspaß würzen. Nach dem Schluß der Vorstellung schleicht er, im Schlafrock, in Barons Garderobe. Hats denn heute gefallen? Mehr als je zuvor; je öfter man Deine Stücke sieht und hört, desto bunter wird die Fülle der Schönheit, die sich entdeckt. Du selbst aber, Lieber, gefällst mir jetzt noch weniger als mittags. „Stimmt, mein Junge; ich friere gräßlich." Die eiskalten Hände werden in einen Muff gesteckt und Baron geleitet sorglich die Sänfte, die den Kranken aus dem Palais-Royal nach Haus, in die Richelieu-Straße, trägt. Ein Bischen Bouillon? „Um des Himmels willen nicht! Hast Du eine Ahnung, welche Zuthat meine Frau (die ihren Körper verhätschelt) zu ihrem Sud mitverkocht? Für mich ist ihre Bouillon das reine Scheidewasser. Gieb mir lieber ein Stückchen Parmesankäse." Er ißts, ein paar Brotkrumen dazu, kriecht ins Bett und läßt Armande bitten, ihm das versprochene Kopfkissen zu schicken, dessen Kunstduft, wie sie sagt, noch den von Schmerz Gepeinigten schnell einschläfere. „Was man nicht in den Leib zu stopfen braucht, nehme ich gern; nur, was ich schlucken soll, ängstet mich: weils mich leicht um das Lebensbleibselchen, das ich noch habe, bringen könnte." Abscheulicher Hustenanfall. „Machet doch Licht!" Mensch, in Deinem Auswurf ist ja Blut! „War schon manchmal. Kein Grund, zu erschrecken." Zwei Barmherzige Schwestern, die er für die Zeit der Fasten und pariser Almosensuche ins Haus aufgenommen hat, sitzen an seinem Lager und sprechen ihm von dem Heiland und dessen jungfräulicher Mutter. „Vielleicht, Baron, ists gut, wenn Du meine Frau heraufholst." Er röchelt. Ein Blutbach schwemmt den Athem weg. Armande und Baron finden in den Armen der Barmherzigen die leblose Hülle. Zwei Stunden zuvor hat er auf der Bühne, als Baccalaureus Argan, das Schlußwort seiner Rolle gesprochen: Amen.

Freitag, am siebenzehnten Februar 1673. Nicht weit von dem Haus, das ihn verröcheln hört, ist er am fünfzehnten Januartag des Jahres 1622 geboren worden: an der Ecke der Honoré- und der Alten Badstuben-Straße. Frau Marie, die Tochter des Tapezirers Cressé, hat ihn dem Tapezirer Jean Poquelin, Kammerdiener Seiner Allerchristlichsten Majestät, geschenkt. Daß der Junge in die Zunft gehöre, versteht sich. Der vierzehnjährige Lehrling kann lesen, schreiben, rechnen, kleben und basteln. Großvater Cressé nimmt sein Hätschelkind manchmal ins Burgunderschlößchen mit, wenn Charakterkomoedien und Possen aufgeführt werden. Da ist das Leben, die große und kleine Welt, ist Menschheit mit wirrem Gefühl, ins Wüst-Ulkige verzerrtem Schmerz und ins Erhabene langendem Blödsinn. Nach solchen Abenden will die Arbeit mit Leim, Kleister, Scheere, Hammer, Stecknadel gar nicht schmecken. Langes Bitten des Schwiegervaters und des Sohnes weicht den Sinn Jeans, der die Frau verloren, zum zweiten Mal geheirathet hat und den Bengel gern der Stiefmutter aus dem Auge schafft. Fünf Jahre lang geht Jean Baptiste in die Jesuitenschule von Clermont (die später, als Collège Louis le Grand, weltberühmt wurde) und sitzt dort zwar nicht, wie mancher Biograph angab, neben dem Prinzen Conti, dessen Bruder der große Marschall Condé, dessen alterndes Hirn jansenistisch und theaterfeindlich wurde, doch neben Chapelle, den Neigung früh in Literatur und Kritik drängt und bei dessen „Natürlichem" Vater Luillier er den (von Bayle später hoch über jede Möglichkeit des Vergleiches mit Lebenden gehobenen) Mathematiker und Philosophen Gassendi, den Bekämpfer der Aristoteles und Descartes, kennen lernt. Wird Der sein Lehrer? Freundlich klingende Ueberlieferung sagts; läßt den Bauersohn Petrus Gassendi ein Schwärmchen heller Knaben erziehen, dem, außer dem Tapezirersohn mit dem Täufernamen, der kecke Chapelle, der trotzige (als Erwachsener nicht einmal vor Colberts Machtschimmer verstummende) Hesnault und, als einziges Adelsreis, Cyrano de Bergerac angehört. (Schulgenossen sind im Geistigen gern Kommunisten; das von einem Erarbeitete soll aller Besitz sein. Als Grimarest gerügt hatte, daß Molière Stückchen aus Cyranos „Le pédant joué" in die „Fourberies de Scapin" aufnahm, erhielt er die Antwort: „Was mein ist, kann ich immer und überall zurücknehmen." Hatte Cy-

rano von Poquelin abgeschrieben?) Der neunzehnjährige Junge des Hofbettmachers kann aber von Lukrez-Uebersetzung und anderem Getändel mit Literatur nicht das Leben fristen; muß nachgerade für den Broterwerb sorgen. Er folgt dem nicht mehr rüstigen Vater in den Kammerdienst; begleitet den dreizehnten Louis nach Norbonne; sieht die nicht von Justitia gesegnete Hinrichtung des ehrgeizigen Marquis de Cinq-Mars, dessen Verhältniß zu Richelieu ungefähr war wie, in der Zeit sanfterer Sitte, das Harrys von Arnim zu Bismarck; und hat dann wohl (ganz sicher ists nicht) in Orleans ein Bischen studirt. Von dort aus geht er, dessen Theaterleidenschaft sich nicht drosseln läßt, den Weg, den ein Vierteljahrtausend danach Herr Antoine ging, der vor Herrn Reinhardt wichtigste Mann der neuen Europäerbühne: er schaart eine Dilettantentruppe, in die sich sogleich zwei Brüder Béjart und deren Schwester Madeleine reihen, drillt sie ins Zünftige und gründet auf sie sein Illustre Théâtre. Ein stolzer Name für das bewegliche Bretterhaus eines Trüppchens, das durch alle pariser Stadtviertel wandert und oft auch in die Provinz ausschwärmt. Sein Leiter hat das dünne Band, das ihn an Bürgerlichkeit knüpfte, zerschnitten, von der Familie sich losgesagt und den Namen Molière angenommen. 1643. Paris bleibt spröd, auch der zweite Versuch (im Ballspielhaus zum Schwarzen Kreuz) scheitert und der Direktor muß für ein Weilchen ins Schuldgefängniß. Elf Jahre lang werden nun die Provinzen, besonders Südfrankreichs, abgegrast. Ueber den Spielplan wissen wir nichts Genaues; nur, daß der Spielleiter und Hauptspieler aus allerlei Stoff der alten und der neuen Römer Schwänke und Impromptus gemacht hat. In Lyon fängt er, den das zärtliche Verhältniß zu Madeleine Béjart nicht vor anderem Reiz abkühlt, einer neben ihm um die Bürgergunst werbenden Truppe die Frauen Du Parc und De Brie ab; wird von der Ersten verschmäht, von der Zweiten erhört und ist in seinem Wandel auch sonst den Korrekten ein Aergerniß. Am Morgen des sechzehnten Jahrhunderts hat der von Ungnade und Verdacht umwölkte Staatssekretär Macchiavelli, der Dichter der Meisterkomoedie „Mandragola“, mit offenem Ohr dem Schwatz florentinischer Handwerker und Krämer gelauscht. Eben so that, als das Jahrhundert der Nacht zuneigte, in Spanien Cervantes, in England Shakespeare. Die sind seit vierzig Jahren tot. Jetzt

sitzt Molière am Zahltisch der Kleinstadtbarbiere und horcht auf das Gespräch der Kunden, die struppig kommen und mit glattem Kinn, mit beschnittenem, gesträhltem Haar an der Thürangel sich verplaudern. In den Vieren wirkt der Drang, das Empfinden, die Sprache, den Herzschlag des Volkes zu hören, mit seinem Hirn denken, mit seiner Zunge reden zu lernen, nicht in luftloser Literatenwelt Papier zu werden. Die Béjart, die Brie, im Januar eine Blonde, im Juli eine Schwarze: allerliebst; doch Theater, erkünstelte, verkünstelte Galanterie. Dem Allumfasser soll die Seele des Metzgergesellen, der Mädels im Bäckerladen klingen. Doch den Franzosen zieht das Schicksal nun aufwärts. Er spielt vor Conti, in Montpellier, dann in dessen pariser Schloß, wird von Monsieur, dem Herzog von Orleans, beachtet und eingeladen, vor dem König seine Künste zu zeigen. Der sitzt, am vierundzwanzigsten Oktober 1658, im Leibwachensaal des Alten Louvre und sieht, mit dem Hofstaat und den Spielern aus dem Burgunderschloß, Corneilles Tragoedie von dem Bithynerkönig Nikomedes. Als sie ausgespielt ist, tritt der Hirt der auf so üppige Trift zugelassenen Heerde vor, beugt den Kopf, duckt die Seele und dankt dem größten aller Könige, der so nachsichtig auf das Mühen kleiner Komoedianten geblickt und wohl bedacht habe, wie sie durch die Gegenwart bewährter Hofspieler, ihrer höchsten Vorbilder, eingeschüchtert worden seien; da Seine Majestät sich so huldreich erwiesen habe, bitte er um die gnädige Erlaubniß, noch ein Stückchen aufzuführen, dem in den Provinzen viel Gunst zugefallen sei. Ein geschickter Mensch. Begreiflich, daß er nicht valet-de-chambre-tapissier sein, nicht morgens und abends das Bett des Königs in Ordnung bringen wollte. Vom Scheitel bis zur Zehe Theatertemperament; mit einem Lächeln, Augenzwinkern, noch mit den wippenden Beinen sagt er mehr als der beste Redner in langen Schachtelsätzen. Ist er dem Romandichter, dem Kammermusiker oder Tänzer Molière verwandt? Nein; Theatername. Jedenfalls Einer, der Sonne verdient. Was er zugab, das Possenspielchen vom verliebten Arzt, war von saftiger Frohsinnlichkeit. Zu so netten Sächelchen erniedern unsere steifen Herren aus dem Burgunderschloß ihre Hoftragoeden würde nicht mehr. Molières Bande heiße fortan La troupe de Monsieur und spiele im Petit-Bourbon. Das eröffnet sie am dritten November mit den Komoedien „L'Étourdi“ und „Le dépit amoureux“.

Ein Jahr danach beginnt, mit den „Précieuses ridicules“, dem kecken Sturmlauf gegen die Geistputzsucht in Schnürbrust und Kniehose, die Reihe der großen Siege; der Weg in Unsterblichkeit. Der ihn geht, hegt die Grille, in den Kammerdienst seines Königs zurückzukehren. Um der Sonne bei Aufgang und Untergang nah zu sein? 1661 löst er einen Bruder im Amt des Bettmachers ab. Dem feinen Tressenpack ist der Komoediant als Gefährte gar nicht willkommen. Ein Schränzchen weigert sich, mit ihm zugleich das Laken zu glätten, die Kissen zu schichten: und der Dichter Bellocq, auch ein in Bettdienst Verpflichteter, erbittet „die Ehre der Arbeitgemeinschaft mit Herrn de Molière“. Aufgeblasene Kammerhäuptlinge drücken sich vom Tisch des Mahlzeitaufsehers weg, weil der Schauspieler sich, wie ihm zukommt, herangesetzt hat. Das hört der König. Schon hat er Boileau gefragt, von welchem Schriftsteller seine Regirungzeit den hellsten Glanz empfange, und, da der große Satiriker und Kritiker ihm Molière nannte (nicht Corneille, Racine, La Fontaine, Bossuet, den Herzog de la Rochefoucauld), gesagt: „Das wußte ich bis heute nicht; aber Sie müssen es besser als ich verstehen.“ Und solchen Mann soll freches Gesinde kränken? „Mir scheint, lieber Molière, daß Sie hier fasten, weil meine Kammertrabanten sich zu gut für die Tafelgenossenschaft mit Ihnen finden. Ich bin mit ziemlicher Eßlust aufgewacht und vielleicht haben auch Sie Hunger. Herein das kalte Geflügel, das nebenan nachts immer bereit steht! Setzen Sie sich zu mir. Ein Beinchen mir, eins Ihnen. Nun dem engeren Hofstaat zur Morgenhuldigung die Thür auf! Ihr findet mich bei angenehmer Beschäftigung: ich füttere unseren Molière, der meinen Dienstboten zu schlechte Gesellschaft scheint.“ (Lange danach hat Fritz dem weltberühmten Kammerherrn und Akademiker Voltaire die Kerzen abgeknausert.) Als Armande Béjart, Madeleines jüngere Schwester, die im Februar 1662 ihren Direktor geheirathet hat, dem Mann ein Knäblein schenkt, nimmt König Louis mit Henriette von England die Pathenschaft an; trotz der Verleumdung, die ausstreut, der gewissenlose Lüstling habe sich der Tochter seiner Liebsten, vielleicht dem Kind seines Samens, vermählt. (Gegen diesen bösen Tratsch, der lange umlief, zeugt unzweideutig die im Pfarramt von Saint-Germain L'Auxerrois aufbewahrte Heirathurkunde.) In jeder Fährniß, auch in dem langwierigen Streit um den „Tartuffe“,

bleibt Louis ihm freundlich. Sieht mit ernstem Bedauern, daß der Dichter, der allen anderer überlegene Charakterkomiker und Spaßmacher so früh altert, am Tag die Stimme ängstlich schonen muß, nur noch Milch, als Nährmittel, vertragen kann; und versucht oft, ihn zur Entbürdung von den Lasten des Spieles und der Spielleitung zu überreden. Dahin drängt ihn auch Boileau. „Die Akademie giebt Dir den ersten freien Sitz, wenn Du dem Theater entsagst." Nein; Ehre zwingt, auf dem Platz auszuharren. „Ehre! Jeden Abend sich das Gesicht anschmieren und mit dem Buckel Stockprügel auffangen: seltsamer Ehrenkodex!" Rasch gehts bergab. Und der Tote ist der unheilbar königlichen Selbstsucht des Gönners nur noch ein verwesender Leichnam. Armer Yorick, wo sind nun Deine Schwänke? Just so lange, wie Du erlustigen konntest, schien Dir die Sonne; heischst Du als Wurmspeise noch Gunst? Der Pfarrer von Saint-Eustache weigert dem Komoedianten, der nicht den letzten Segen der Kirche empfangen habe, christliches Begrägniß. Mit dem duldsameren Pfarrer von Auteuil, dem Landsitzsprengel der Molières, eilt die Witwe nach Versailles: und wird von Louis barsch abgewiesen. Der Erzbischof soll einen Ausweg finden. Findet ihn schnell; denn der König befiehlt. Ein Bischen Erde, doch kein feierliches Geleit. Am einundzwanzigsten Februarabend folgen zweihundert Menschen mit Fackeln der Bahre in die Montmartrestraße; vornan zwei stumme Priester. Ohne Grabgesang wird der Sarg in die Erde des Josephkirchhofes versenkt. Vor das Trauerhaus hat sich mürrisch dem Gaukler feindlicher Pöbel gerottet und ist erst gewichen, als ihm aus den Fenstern Geldmünzen zugeworfen wurden. Boileau aber gebiert „vor diesem kleinen, durch Flehen erlangten Fleckchen Erde" Worte von nie zuvor aus ihm geströmter Wucht. Und La Fontaine ruft: „Unter diesem Grabstein liegt Molière, schlummert mit ihm Plautus und Terenz. Trügt meines Geistes Auge nicht, so ist diese Dreieinheit unserer Kunst für lange gestorben."

In dem ersten Artikel, der an würdiger Stätte über den Dichter und Spieler veröffentlicht wurde (1695, zehn Jahre vor Grimarests Lebensbeschreibung, in Bayles unverjährbar herrlichem Dictionnaire historique et critique), sagt, ohne seine scheue Fremdheit in der Bretterwelt zu hehlen, der tapfere Pierre Bayle, niemals werde sein Wörterbuch so viele Leser finden, wie Poquelins

Werk schon gefunden habe. (Doch ist er dem Schöpfer dieses Werkes nicht etwa von Herzen freundlich; erwähnt sogar das Gerücht, der Hofdienerssohn sei nur, um einer hübschen Spielerin fester anzuhangen, unter die Komoedianten gelaufen und habe schließlich seine Tochter geheirathet; ob er, wie Manche behaupten, die Komoedienschöpfung der Griechen und Römer übertroffen habe, müsse ein anderes Gericht entscheiden.) In Deutschland ist über das Werk Beträchtliches zuletzt wohl von Goethe gesprochen worden. „Molière ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest. Er ist ein Mann für sich. Seine Stücke grenzen ans Tragische, sie sind apprehensiv und Niemand hat den Muth, es ihm nachzuthun. Sein ‚Geizigerʻ, wo das Laster zwischen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, ist besonders groß und in hohem Sinn tragisch. Ich lese alle Jahre einige seiner Stücke, wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meistern betrachte. Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe solcher Dinge in uns zu bewahren, und müssen deshalb immer wieder dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns aufzufrischen. Molière ist ein reiner Mensch: Das ist das eigentliche Wort, das man von ihm sagen kann An ihm ist nichts verbogen und verbildet. Und nun diese Großheit! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit, wogegen unsere Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihren beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnete. Ich kenne und liebe ihn seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Mich entzückt an ihm nicht nur das vollendete künstlerische Verfahren, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. In ihm ist eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umganges, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke; aber sie geben mir auch von ihm eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen für den einzigen Menschen halte, der mit Molière zu vergleichen gewesen wäre." Dem Sohn der Frau Rath, der in Hochkultur, als in das einzige Vaterland, das edle Seelen zu suchen haben, strebt, in jeder Stunde sich als den dankbaren Schuldner des Franzosen-

geistes empfindet (und heute fast noch so einsam wäre wie 1806 und 13, von Wuth und Jubel noch viel ferner), ist Molières anmuthiger Takt, der schweigen kann, im Herzensgrund (jeder Ton erwähnender Sätze verräths) näher als Shakespeares oft tamerlanisch wilder Genius, der den grassesten Schmerzenslaut, das schrillste Brunstgejauchz nicht, im Bann des Hofanstandes, sittigt, Entsetzen und Wonne, Zorn und Rausch, das wüsteste Wollen und das herrlichste Glückserlebniß austobt, ausrast, in Himmel auftrotzt und in Höllen niederkichert. Goethe, der nur einmal promethidisch, auch nicht lange urfaustisch gestimmt war, fand sich im siebenzehnten Jahrhundert, beim Sonnenlouis, leichter zurecht als im sechzehnten, bei der allzu englischen Brünnhilde Elisabeth; weilte in der freundlichen Sonne, den umsponnenen Schattennestern und zu inniger Zwiesprache ladenden Mulden kräftig, aber auch zierlich gezackten Mittelgebirges lieber als in der Ueberwelt kalt blinkender Gletscher, steiler Grate, blutig aus Abendgrau drohender Firnen. „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen. Laßt alle Völker unter gleichem Himmel sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreuen." Dahin langte der Wunsch dieses ersten Neudeutschen, der, auf seine Weise, zur Internationale sich zu bekennen wagte (und dem wir schon deshalb manchen kleinen Wesenszug verzeihen müßten). Unter gleichem Himmel aber waren ihm wohlgesittete Völker und Menschen behaglicher als an Seife und Mundspülwasser, Kamm und Bürste noch nicht gewöhnte, Italiens Malmeister ihm enger verwandt als der klug bewunderte Rembrandt, dem er, dennoch, die artige Lyrik des genfer Prinzenerziehers Soret verglich, Lord Byron aus Eden-Hall und der schwarzgelb raunzende Bürger Grillparzer tiefer eingewurzelte Hoffnungen als Lenz, Kleist und ähnliche „Gefühlsverwirrer". In solche Stimmung sturmlosen Kleinfürstenthumes und mit Bewußtsein auf fester Lebensstufe bleibender Selbstsucht können wir nicht folgen. Und hören lächelnd die Pariser, die jetzt erst, der Entente Cordiale zu neuer Ehre, eine Shakespeare-Gesellschaft gegründet und in Gémiers reinhardtischer Inszenirung den Rechtstreit Scheilocks wider Antonio beklatscht haben, dem Briten den Pompsessel zwischen Corneille und Molière anbieten. Mit Göttern soll sich nicht messen der Mensch; und in ihren Rang, dessen Merkmal Unermeßlichkeit ist, gehört Shakespeare. Doch weil ein

Stamm alle, die vor ihm waren und nach ihm wurden, überwuchs, darf Ehrfurcht sich nicht von schön gewölbten Wipfeln wie von Halbwüchsigem abwenden. Als solcher Wipfel, der an Saft und Duft reichste, ragt Molière über ein Menschheitjahrhundert.

Nicht nur Frankreichs; und, versteht sich, nicht eines vom Kirchenkalender abgegrenzten Jahrhunderts. Molières Spielertruppe, die aus dem Petit-Bourbon ins Palais-Royal übersiedelt und seit 1665 La troupe du Roi heißt, wird nach dem Tod ihres Schöpfers mit der des Marais, 1680 mit der des Burgunderschlosses vereint und trägt den Titel Théâtre-Français. Molières Werk wächst dem Auge des fernen Betrachters bis auf die Höhe des von Pascal geschaffenen und wird in dem großen, dem einzigen höchster Seelenkraftanstrengung würdigen Kampf (in dem seit der Hochzeit von Hellas kein anderes Volk so rühmlich Fruchtbares geleistet hat wie Frankreichs), in dem Kampf für die Befreiung und Läuterung des Menschengeistes eine feste Burg und in alle Ewigkeit uneinnehmbar verschanzte Stellung. Hat dieser Dichter nur, wie Voltaire rief, die Bourgeois, Marquis, Advokaten, Quacksalber gezüchtigt und Menschenwesen so weit zu bessern getrachtet, wie es der Besserung fähig ist? Nein. Den kräftig schönen und liebenswürdigen Mann, dessen Antlitz gar nicht der Vorstellung von einem Komiker ähnelt und der deshalb den der Welt entfliehenden Weltmann und Menschenverachter Alceste spielen konnte, sehen wir mit Simsonsarmen die zwei Säulen, auf denen der Tempelbau staatsbürgerlicher Gesellschaft ruht, packen, beugen, brechen, daß auf die Fürsten und alles Volk das Haus krachend fiel; und hören seine aus Thränenströmung jauchzende Stimme: „Meine Seele sterbe mit den Philistern!“ Sainte-Beuve, Frankreichs stärkster (und, weil er Historie empfand und in tiefem Sinn politisch dachte, nur von Taines hellstem Gestirn manchmal überstrahlter) Literaturkritiker, hat erkannt, mit welcher treibenden, Fauliges in Schlünde stoßenden Kraft Molière bis in die Wehen der Revolution nachgewirkt hat. „Seine Hand hatte alles Vorurtheil und allen Mißbrauch gezaust; Beaumarchais selbst war kein der Stunde tauglicheres Werkzeug und am Vorabend von 1789 sprach Tartuffe eben so deutlich wie Figaro.“ Wie Windesathmen die Kerzen löscht, doch das Herdfeuer und jegliche Brandgluth schürt, so erstickt das Schauerwindchen, das nach

dem Entschwinden einer viel beachteten, von Liebe und Haß eng umlagerten Persönlichkeit die Hinterbliebenen anweht, allen kleinen Zank und Neid und nährt mit dem selben Luftwirbel die reine Flamme großer Leidenschaft. Kränzchenweisheit schwatzt, der Abwesende habe immer Unrecht; meint damit: weil er sich nicht vertheidigen könne, wenn Alles über ihn herfällt. Und ahnt nicht, daß ein verlorener Mann ist, wer sich vertheidigen muß, nicht, auf die Länge, durch seine Lebensleistung selbst schweigend für sich zeugt. Tod ist Abwesenheit ohne Wiederkehr, löscht drum für immer die Flämmchen und schürt die Feuer und wird der allmächtige Klärer und Werthbestimmer. Der emsigsten und geschicktesten Organisation des Ruhmes (Virchow, Waldersee, Marschall, Begas, Liliencron) wächst aus dem Grab nicht lange mehr Frucht. Chronos, der Zeit nimmersatter Gott, verschlingt das aus Mittelwuchs an Lobesspalier Aufgerankte und muß nur, brummig, die Schöpfer schonen, ohne deren Sein der Haufe des Menschheitgutes kleiner wäre, im Spektrum der Weltbetrachtung, Weltspiegelung, ein Farbton fehlen würde. Wer erniedert sich heute noch in plumpe Schmähung Bonapartes, dessen Eroberreich doch zerfallen ist? Schon über Bismarcks Persönlichkeit und staatsmännische Mission könnte ich mit den Abgeordneten Cohn, Groeber, Haase, denen er einst der abscheuliche Erzfeind war, morgen mich ungefähr verständigen. Solche Klärung und Werthbestimmung vermag nur der Tod. Erst er hats für Molière vermocht. Weil dieser Dichter noch im Zorn und als Schwinger der Stachelpeitsche liebenswürdig blieb, nie aus dem Taktmaß fiel, nie mit den Muskeln, den Faustschwielen, dem Unflath der Rede prahlte, hatte man seine im edelsten Wortsinn revolutionäre, aufwühlende, umstürzende Kraft nicht richtig gewogen. Dennoch war in ihm mehr davon als in den Neusten, „die sich so fürchterlich erdreusten". Zu dem Entschluß, vor Zahlungfähige, die in jedem adeligen Amtsvorsteher einen von Dünkel blinden Tropf wittern, einen Wehrhahn, das Zerrbild ihrer Wunschgestalt, hinzupflanzen, gehört eben so wenig Muth wie für einen in Zeitungdienst Vermietheten zu patzend hastiger Hinpinselung eines Inseratenschachererś, in dem kein Kopf eines lebenden Preßpotentaten sich selbst erkennen kann. Die Wehrhähne sind in bourgeoisen Schauspielhäusern und in den Urtheilsfabriken vereinzelt, weitab von der Mehrheit; ob sie

knirschen, ist für Kasse und Lobernte ohne Belang und Beiden nützlich, wenn sie gar laut über die Karikatur ihres Wesens schimpfen. Und der Zeitungzar wirft, um den Verdacht, er fühle sich getroffen, dem gepatzten Bild ähnlich, zu meiden, den Pinsler nicht auf die Straße, sondern läßt ihn bis in geschwätziges Greisenalter an der Vorschußkrippe. Die Jagd auf Wehrhähne und der Lungenschwung zu Fanfaren, denen ernsthafter Angriff nicht folgen soll, ist auch Leuten möglich, die aus jeder Konjunktur (Kampf für Geistesfreiheit oder Vaterland, Nationales oder Internationales) Nutzen ziehen und zwar die Räder grimmig knarren, die Dampfpfeife wild kreischen lassen, doch nirgends so heftig anstoßen, daß ihrem Güterzug Entgleisung, ihrem Lebensbehagen Schmälerung droht. In aller Zeit haben so Schlaue einander gefunden, gerochen und in den Rang der Bahnbrecher zu schmuggeln versucht. Molière war von anderem Schlag. Niemals (leider) bis in Raserei wild; doch an jedem Tag voll von freiem Muth und festem Willen zu menschenwürdiger Sittlichkeit. Die Marquis, Bourgeois, Aerzte, Advokaten, Zierbengel, Kupplerinnen, Wissenschaftgecken, Geistheuchlerinnen, Wüstlinge und Jugendknebler, deren Kasten, Gilden, Klüngel er stäupte, fügten sich, wie Ringe verschiedenen Stoffes und Umfanges, zu einer Kette, zu dem „Publikum", an dessen Gunst er hing, dessen Ungunst ihn stürzen, den ganzen Plunder aus Leinwand, Oel, billigem Sammet und Flittern zerfetzen, den Quell der Theaterherrlichkeit, der fünfzig Menschen nährte, verschütten konnte. Ohne von solcher Sorge sich je hemmen zu lassen, schuf er, was ihm der Genius, also Pflicht, gebot; pries den Zweibund Natur-Vernunft; formte nach wandelnden Vorbildern gebrechliche, seelisch fleckige Menschen; strafte und schlug. Lachend? In all seinem unsterblichen Gelächter (und das sterbliche klingt uns nicht mehr) hört das wache Ohr den Mitlaut des Schluchzens. Unter seinen Gipfelspäßen sind Abgründe. Und vor diese Schöpfung hat der Hofbettmacher seinen König zu setzen gewagt und hat aus ihr zu ihm gesprochen: „Das ist Deine Welt! Das heißt eine Welt!"

Louis fand das Gemälde ergötzlich; dachte aber nicht für eines Augenblickes Dauer an den Versuch, seine Welt, das Vorbild, zu bessern. Warum, da ihre Luft ihn wohlig fächelt? Daß sie unserem trefflichen Molière bitter schmeckt, ist begreiflich. Die schönsten Blumen blühen nicht ihm, nicht seinen Gaumen laben die feinsten

Früchte und sein Abendwerk will, daß er die Gesichtshaut anschmiere, Perücken aufstülpe, Darmüberfüllung vortäusche, in Säcke krieche und den Rücken vom Rohrstock gerben lasse. Muß er nicht durch Haß sich an den Leuten rächen, deren Lachlust mit solchen Mitteln aufzukitzeln ist? Sein Gehäus ist baufällig, der Magen schwach, der Weg der Athemorgane verstaubt; und kein Arzt kann dem „unvernünftig“ Lebenden (Das heißt: rastlos Zeugenden, Schaffenden) helfen. Ist ein Wunder, daß er die Aerzte für Stümper hält, die Natur, seine Gottheit, meistern wollen, statt ihr treue Knechte zu sein? Ein Wunder, daß er koketten Weibern, schon den auf die schwellenden Bruströslein allzu stolzen Putzjungfern derb das Ohrläppchen kneift? Auch auf den Irrpfaden des arglistigen Eros wandelte er stets ja als ein Unvernünftiger. Der Vierziger hat die kaum hübsch zu nennende Armande Béjart geheirathet, deren siebenzehn Jahre nicht ahnen, welchen Menschenwerth ihre Arme umfangen, welcher Bildnerkopf, sie zu küssen, die Lippen öffnet: und dürfte nicht staunen, da er betrogen wird wie sein Sganarelle, Dandin und Argan. Der Racker Armande hälts mit dem Herrn de Lauzun, dem Grafen Guiche, wohl noch mit manchem schmucken Edelherrn. Junge Sinne sind, wenn sie einmal Süßes geschleckt haben, genäschig wie andere Kinder. Warum, lächelt der Philosoph, lehrtest Du sie himmlisch-höllische Künste, ließest sie nicht auf dem nie verwöhnenden Strohsack des Pflichttheiles? Darfst Du, dem Natur Gottheit ist, fessellose Allbeherrscherin sein soll, zürnen, weil zu Jugend sich Jugend, Hitze zu Hitze fand? Er zürnt; ist eifersüchtiger als sein Prinz von Navarra; sucht bei der De Brie, der Liebsten aus Vorehezeit, Trost; und muß in den meisten Proben und Vorstellungen obendrein sich an der unfreundlichen Herrschsucht der älteren Béjart, auch eines verlassenen Betischätzchens, wetzen und wundscheuern. Schlimmer haben nicht dem über Agamemnon und Priamos schaltenden Jupiter die drei Parteivertreterinnen das Leben verleidet. Soll Jean Baptiste sich von der Treulosen scheiden? Er hat sie im Blut; kann sie nicht missen, nicht ohne Begierde anschauen, nicht, wie hundert Jahre danach der freilich viel ältere Voltaire, sich mit dem Wort abspeisen lassen: „Ich kanns nicht entbehren und Dir bekommts nicht.“ Mich, raunt Chapelle ihm zu, würde in Deinem Fall Verachtung rasch von aller Liebe heilen; wie kannst Du, lieber Kerl, der so meisterlich die

Schwachheit der Nächsten und Fernsten malt, selbst so in Schwachheit sinken, daß Du Dich von einem Weib martern lässest, vor dem Du sofort sicher wärest, wenn Du es hinter Schloß und Riegel setztest? Mit mir, stöhnt die Antwort, „ist ein Drang nach Zärtlichkeit geboren worden, den kein Willensaufwand aus dem Herzen jätet. Zärtlichkeit, hoffte ich, werde dieses junge Wesen gewinnen, dessen häßlicher Trieb noch nicht sichtbar wurde. Doch Armande blieb kalt; und erst der Taumel, der sie in die Arme des Grafen Guiche warf, verrieth mir, daß sie erglühen könne. Ich wollte mich selbst überwinden, friedlich, ohne Geschlechtswallung, neben ihr leben und mich mit der Gewißheit trösten, daß der Ruf eines redlichen Mannes nicht durch den Unfug seiner Frau zu zerstören sei. Vergebens. Sie ist gar nicht schön, das Bischen Geist, das man ihr nachrühmt, habe ich in sie gepflanzt: aber wenn sie vor mir stand und ihre Unschuld betheuerte, mußte ich ihr glauben und für grundlosen Verdacht von ihr Verzeihung erbitten. Sie hat sich nicht geändert, nicht im Allergeringsten; und ahntest Du meine Qual, Du würdest mir nicht Mitleid versagen. Ich komme von dem Gefühl nicht los, das mich an sie schmiedet; darf ich streng tadeln, daß sie von ihrer Neigung in Schlechtes sich nicht zu lösen vermag? So, meinst Du, kann nur ein Dichter lieben. Nein. Wer anders liebt, weiß nicht, was Liebe ist. Meinem Herzen hat jedes Ding nur Werth durch seine Beziehung auf Armande; wenn ich sie sehe, wird der Verstand entkräftet, der Gefühlsstrom überfluthet ihn und ich erblicke, ihren Fehlern blind, nur noch, was in ihr liebenswürdig ist. Habe ich den Höhepunkt der Tollheit erreicht und staunst Du nicht über Einen, den Vernunft zwar seine Schwachheit erkennen, doch nicht überwinden lehrt?“ Im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts ein Seelenstand, der uns an Dostojewskij (den bis heute Letzten in der Reihe manchmal Unermeßlicher) mehr als an den Abbé Prévost, den Dichter der lieben Sünderin Manon Lescaut, und an Rousseaus Empfindsamkeitsphäre erinnert. Geist, der von Liebe nur, nicht von Wuth oder Rachsucht erblindet und, weil er, fühlend, Alles versteht, niemals grausam verdammt. Die Witwe, auf dem Zettel noch immer Fräulein Molière, wirft, wie ein verschwitztes Hemd, das Vermächtniß des großen Namens weg, läßt sich einem Dutzendmimen antrauen und bleibt lange noch, als „die Guérin“, im alten

Mißbrauch. Ein schmutziges Gefäß, das die Hostie, der Opferteig reinster Liebe entsühnen sollte und an dem kein Düftchen des Weihschatzes haften blieb. Einfältiger: das sinnlich erregte, von Komoedianten und Hofherren umkitzelte Theatermädel, das den schlanken, strammen, müßig reichen und drum stets munteren Bengel dem höchsten Ruhm und erlauchtesten Hirn vorzieht. Als Naturalist, der Erziehung und Zucht, wie jeden ohnmächtigen Versuch, Natur zu zwingen, bespöttelt, darfst Du, Poquelin, das Luder nicht schelten. Schiltst es ja auch nicht. Wer uns gängeln will, ist unser Feind, sagst Du „en bon français"; und ächzest, zwischen Chapelle und dem Physiker Rohault, wie Dein Menschenverachter Alceste: „Unwürdige Liebe ist Tag und Nacht in mir wach; zwei Zeugen sehen mich und ich bin schwach." Ein Bettmacher und noch rüstiger Coulissenhengst, der fast wehwonnesam sich am verglimmenden Geschlechtsfeuer röstet: das Stichblatt für den Witz des Königs, der amusirt sein und selbst amusiren will. „Ein neuer Nagel in Molières Hauskreuz! Schiebet die Riegel von den Langohren. Und mit all der Last auf dem Rücken bewahrt er sich seinen Humor, füttert und tränkt Gäste in seinem auteuiler Park und hat jüngst eine ganze trunkene Kumpanei, die sich, Boileau-Despréaux an der Spitze, unter dunklem Himmel in der Seine ersäufen wollte, dadurch gerettet, daß er, den der Lärm aus dem Krankenbett gescheucht hatte, im Schlafrock, auf nackten Sohlen, den Lallenden philosophisch bewies, so hehrer Selbstvernichtung müsse das Auge des Helios leuchten. Einzig in seiner Art!" Und ehrlich, wenn er dem König Sonne huldigt. Dem gebührt Verzeihung, wenn seine Pritsche Schranzen, Weibsbrunst, Dünkel hart traf.

Auch, wenn sie die Kutte, das härene Büßerkleid des Herrn Tartuffe ausgeklopft hat? Ganz so glatt gehts dann nicht mehr. Zwei Jahre nach des Dichters Hochzeit ist die Heuchlerkomoedie fertig. „Molière war mittelgroß, weder fett noch mager, hatte die edelste Haltung und würdigste Gangart, Nase und Mund groß, dicke Lippen, braune Haut, schön geformte Beine. Er sah im Alltagslicht sehr ernst aus, konnte aber durch allerlei Bewegung seiner sehr dichtborstigen, pechschwarzen Augenbrauen höchst komisch wirken. Er war sanft, freundlich, freigiebig, gesprächig. Wenn er der Truppe seine Stücke vorlas, mußten die Kinder dabei sein, an deren natürlichen Regungen er die Wirksamkeit des Ganzen erprobte."

(Die mußte zuvor sich an der Hausmagd, der wackeren Laforêt, bewähren.) So, wie ihn die Frau des Schauspielers Poisson beschrieben hat, schritt er wohl durch den Mai des Tartuffejahres 1664. Das neue Stück soll im Glanz der versailler Lenzfeste mitfunkeln. Der König hört huldvoll zwei Akte, ergötzt sich gewiß an der Vermummung des Ehepaares Molière ins Ehepaar Orgon, wird aber im dritten Akt, der, endlich, den Scheinheiligen auf die Bühne bringt, unruhig; bricht danach, also vor Tartuffes brünstiger Werbung um Frau Elmire Orgon, die Vorstellung ab und verbietet öffentliche Aufführung der brenzligen Komoedie. An der guten Absicht des Dichters sei nicht zu zweifeln; doch dieser Schelm einem Frommen von Weitem so ähnlich, daß Urtheilswirrniß entstehen und den treuen Gottesdiener der Streich treffen könne, der dem Bock und Erbschleicher im Priestergewand zugedacht war. Der unsterbliche Wahn aller Censur: nicht Lüge, die sich stinkig in Ofenwärme räkelt, sondern sauber nackte Wahrheit sei schädlich, „weil Sie, Herr Schreiber, doch nicht nur mit Betrachtern rechnen dürfen, die für die Erkenntniß reif sind, wie Menschliches ohne Kleider aussieht, und weil wir gerade jetzt die lückenlose Einheit des Empfindens und Wollens brauchen.“ Immer und überall: gerade jetzt. Ungenossen soll in alle Ewigkeit am Baum der Erkenntniß die Frucht faulen, weil der Judengott Jahwe sie für den Magen seines Geschöpfes von gestern unverdaulich fand. Wenn das Land Uz den Börsenjargon kannte (und wer wagt, daran zu zweifeln?), wurde gewiß schon Hiob des Flaumachens in Glaubenssachen geziehen. „Der Mensch, vom Weib geboren, lebt, in Unruhe, nur kurze Zeit; nicht einer ist rein, sondern jeglicher unrein. Des Guten harrte ich, aber das Böse kam; Finsterniß statt des Lichtes. Schlangen sind mir Geschwister und unter braun gebranntem Fell ist mein Gebein dürr von Hitze.“ „Nu erlauben Sie, sehr geehrter Herr, mal einen Augenblick! Gerade jetzt, wo wir alle Kräfte zum Kampf gegen den Leviathan aufbieten müssen, geht es wirklich nicht, daß Sie uns hier noch länger die Stimmung verderben. Wo ist denn Unruhe, Unreinheit, Finsterniß und gar was von Schlangen zu spüren, bitte? Sie sollten Ihren Scharfsinn daran setzen, die abscheulichen Laster Leviathans, unseres ruchlosen Feindes, zu schildern. Das wäre ersprießlicher als so zugespitzte Rede, der, wie Sie doch selbst zugeben müßten, nicht nur Gebildete lauschen.“ Und woraus, in Sitte, Kunst, Politik, wird Bildung, wenn jede

wahrnehmbare Lebensregung der Dumpfheit Ungebildeter angepaßt werden muß? Louis, der gerade jetzt, für den Kampf um die Erbfolge in Spanien, den Beistand der Kirche braucht, ist immerhin mild. Mit dem blinkenden Auge der Hymenhüterin, die den hungernden Trieb schnell, auch ohne Trauring am Finger, sättigen, den Keuschheitschatz aber nicht zinslos verschleudern möchte, flüstert er dem Günstling zu: „Alles, nur Dies nicht!" Acht Tage nach dem Verbot des befehdeten Stückes läßt er den Hof das Spiel vom Einsiedler Scaramouche sehen und fragt nach dem Schluß den Fürsten Condé, warum die selben Leute, denen Tartuffe so unleidliches Aergerniß ist, an dem Eremiten nichts auszusetzen haben. Heute, hört er als Erklärung, „gings um den Himmel und die Religion. Das kümmert die Leute nicht; bitterlich aber, daß der Tartuffedichter sie selbst auf die Bretter zu stellen gewagt hat." Im Schloßtheater seines Bruders hört der König noch einmal die ersten drei Akte; bei Condé, in Raincy, werden alle fünf Akte gespielt; der Legat des Papstes und ein paar Bischöfe verzichten auf jeden Einwand (denn weder Gottheit noch Kirche wünsche, Heuchler der Geißelung zu entrücken); der Dichter rupft aus dem Verslaub die härtesten Stacheln, giebt dem zerstrichenen Stück den Titel „Der Betrüger", Herrn Tartuffe einen Haarwulst, Degen, Spitzenwamms. Vergebens. Erst im flandrischen Lager, vor Lille, bequemt Louis sich in die Erlaubniß öffentlicher Aufführung. Die zweite schon hindert der Befehl des Parlamentspräsidenten Lamoignon (der Jungdeutsche Gutzkow hat aus dem Vorgang ein grob dreinschlagendes Drama gemacht) und der Erzbischof bedroht Jeden, der die Betrügerposse, allein oder in Gesellschaft, lese, höre, darstellen sehe, mit dem Kirchenbann. Zwei Jahre später, fünf nach seiner Geburt, darf Tartuffe an die Rampe; nie zuvor sah das Palais-Royal solchen Andrang. Am Tag der première neckt das Genie des Lakenglätters den gnädigen König mit dem „Dritten Placet," dessen Wortlaut von dem Verkehrsbild der zwei in Glorie Untrennbaren einen Zipfel hebt. „Ein höchst ehrbarer Arzt, dessen Patient zu sein ich die Ehre habe, verspricht mir noch dreißig Lebensjahre und will das Versprechen durch Notariatsakt beglaubigen, wenn ich ihm von Eurer Majestät eine Gunst erwirken kann. Ich habe dem Doktor erwidert, so weit wie seine Bürgschaft lange mein Wunsch gar nicht; ich sei durchaus zufrieden, wenn er sich verpflichte, mich nicht umzubrin-

gen. Als Entgelt erflehe ich für ihn die Pfründe eines Kanonikus an der Königlichen Kapelle in Vincennes. Darf ich mich unterfangen, an dem Tag, der die große, königlicher Huld zu dankende Auferstehung Tartuffes sieht, auch diese neue Gnade von Eurer Majestät zu erbitten? Die erste hat mir die Frommen versöhnt; die zweite würde mir die Aerzte versöhnen. Für mich wärs, sicher, zu viel Gnade auf einmal; weils aber nicht zu viel für das Wesen meines Königs wäre, harre ich im Schimmer ehrfürchtiger Hoffnung des Bescheides auf mein Placet." Placuit. Louis schüttelt sich. Abends, in der letzten Szene, preist der Knotenlöser den König, der kein Verdienst unbelohnt lasse und nur Missethat manchmal vergesse.

Das ist seine Welt? Ist Menschenwelt, die selbst ein gottähnlich Thronender nicht, durch Stöße von außen, umwandeln, umstülpen könnte. Unter dem Kleid aus neuem Stoff und nach neuem Zuschnitt nicht ganz anders als vor den Blicken der Aristophanes, Menander, Plautus, Terentius, Machiavelli, Boccaccio, Rabelais, Montaigne. Liebe und Eifersucht, Sitte und Triebeswildheit, Filz und Verschwender, Herrschwille, dessen Zwang von der Nothwehr des Freiheitbedürfnisses zerfeilt wurde, der betrogene Ehemann und der gefoppte Geck, närrische Protzerei, die aus der Geburtkaste in höhere strebt und dort jedes Prellers ausgebeuteltes Opfer, dem Gesind und den Kindern zur Spottscheibe wird, Wollust, der die Kutte, das Brimborium andächtigen Glaubens in Bocksseligkeit helfen soll, einsame Seelen in Scheu und Ekel vor rostiger oder widerlich eingeölter Gesellschaftregel, Familienspalt, den Mißtrauen breitet, in Hellsicht erwachende Liebe schließt; über dem Gekribbel, auf starksehnigen Beinen, blanke Vernunft, die, lange in Wüsten, die unzimperlich frohe Botschaft der Natur kündet und allmählich nur ein Häuflein um ihren Wimpel schaart. So war, ist und bleibt wohl noch ein Weilchen die Welt menschlicher Komoedie. In Molières, zu deren Aufbau aus Hellas und Rom, Florenz und Lutetia jeder brauchbare Stein und Mörtel benutzt wurde, schlägt ein stärkeres, in Lauterkeit innigeres Herz als in irgendeiner uns bekannten. Aristophanes, dessen Hirn wie kein anderes Witz sprüht, ist Seher, nicht Gestalter. Auf den kahlen Hügeln der klugen, streng nach Gerechtigkeit strebenden Altrömer fröstelt uns. Machiavellis Komik flimmert, wie meist auch Boccaccios, nur von dem einen Brennpunkt, aus dem Mephisto alles Weh und Ach der Weiber kuriren wollte. Und Shakespeare

lebt in eigener Atmosphäre, von eigenem Licht. Was nach Molière kam (und, alles Gute, von Molière stammt), hat, vom Turcaret des Le Sage über Fielding und Sheridan, Lessing und Kleist, Holberg und Gribojedow, Regnard und Beaumarchais, Raimund und Grillparzer, Balzacs Mercadet, Becques Raben und Pariserin bis auf die lebenden Herren Wedekind, Sternheim, Hauptmann, Eulenberg, Kaiser, nicht die wärmende Anmuth des Ahnen, nicht die Weite des Horizontes, die unverwelklich prangende Fülle seines Poetengemüthes noch das dünn umflorte Befreierlachen, das aus Höllenschlund in Himmel emporschallt. Dennoch blieb neun von zehn Deutschen (leugne nicht, Snob!) seine Welt fast oder ganz fremd. Sie kennen zu lernen, ruft „gerade jetzt", da Frankreichs Flamme Deutschlands Wucht zerknabbern (grignoter: Joffres Wort) möchte, dem Menschthum, der Kunst schuldige Pflicht. Molières Welt: nicht eine durch verniedlichende Uebersetzung, verplumpende Darstellung, gar durch Anbau und Einschiebsel, brüsseler Stuck und wiener Ornament in Pfuschkram entweihte. Wie können Sie, fragt Wilhelm Meister den Theaterdirektor Serlo, der „ekelhafte Verstümmelung" der Hamlettragoedie plant, „bei so viel Geschmack so leichtsinnig sein?" Woher, frage ich den Theaterdirektor Reinhardt, fiel in Ihres Künstlerernstes wundervoll dunkle Tiefe der Vorsatz, Molières Werk wie eine Ruine zu behandeln, die dem Blick des Beguckers erst ansehnlich, wohnlich gemacht werden muß? Sie gaben „Les Fâcheux", noch ein Stück des in Hoffnung fröhlichen Junggesellen, einem Opernbuchschreiber (dem feinsten, zum Geistwechslergeschäft flinksten: einverstanden), daß ers zu Füllsel eines Balletabends zerhacke, schabe, in Eigelb und Pfeffer wälze, mit Kapern und Sardellen belege; und so konnte nur ein Beefsteak für Tataren draus werden. Sie hatten Blut geleckt: und lieferten nun ein Kronkleinod gallischen Geistes, den „Geizigen", den Goethe „besonders groß und in hohem Sinn tragisch" nennt, der Willkür des Herrn Sternheim aus. Dessen Können (bis heute nur des Dramatikers) ist ungemein; in der Eisregion kräftiger, in Wesentlichem muthiger als Shaws, der fast ums Doppelte älter ist, und in Dialektik nicht geringer. Die Welt, die sich ihm vorstellt, hat schon in der Geburtstunde Form und Rhythmus des Dramas; sauber arbeitet dann seine in Molières, Flauberts, Ibsens Schule gebildete Plastikerhand die Höhen und Tiefen, Wölbung und Fläche, aus

Thierfratzen vorspringende Menschleinköpfe sammt allem Wortgeschmeide heraus und fügt das Ganze so köstlich, daß es jeden Kenner erfreut und zugleich den Bönhasen entzückt; spät erst merkt der Horcher, daß in dem Herzsäckchen dieses Könners Ehrgeiz, nicht Liebe, hämmert und nur Feinschmeckerlust an, nur Wille zu Kunst die Ränder des Beutels sacht anwärmt. „Die Kassette", „Die Hose", „Bürger Schippel": so stahlhart geschmiedete, so heimisch unheimlich funkelnde Kleinbürgersatiren hatte Deutschland bis dahin nicht; noch aus dem Luxuspapier des „Snob"-Homunculus blitzt es zwei-, dreimal beinahe genialisch. Der Weg des Wollens, die innere These, die Mittel zur Menschendurchleuchtung sind in den vier Hörspielen (denen man leicht vier Titel molierischer Stücke aufkleben könnte) völlig vom Geist des Komoedientäufers bestimmt; nur troff in die Wiegen, worin ihre Hauptsprecher wurden, der schleimige Speichel aus dem Faselmaul der Bouvard und Pécuchet, der Spülichthelden in Flauberts letztem Roman: und fast alle sind davon fahl, im Wesen entkrönt und verwarzt. Dennoch ist ihr Schöpfer ein uns wichtiger Mann, den Hoffnung gern auf des Wachsthumes Gipfel geleitet. Molières Werk und Wort aber lasse er stehen. Im „Geizigen" hat er wie ein Boche der Franzosenfabel gehaust: annektirt, evakuirt, requirirt, handfest geplündert und ohne Skrupel geschändet. Vater Anselme ist verschwunden, Frosinens, der Kupplerin, Rumpf auf ein Drittel gekürzt; Harpagon ward ein Besessener, sein Verhältniß zum Sohn (der, in einem eingeschobenen Operettenakt, etwas dem lever du Roi Aehnliches mimt, D'Orsay oder Brummel heißen und mit dem Ruf üppiger Wollüste das ganze Frankreich von 1668 durchtosen müßte) so aus den Fugen gerenkt, daß an goethische „Pietät" nicht mehr gedacht werden könnte. Die Pärchen reden wie moderne Bücher; die Angstkrämpfe des Geizhalses zerfasern sich in vier von „Bildung" triefende Monologe; aus Balzacs Romangedräng rennt ein jüdischer Wucherer herbei, den der Hofbettmacher Seiner Allerchristlichsten Majestät nicht erblickt haben kann: weil der Typus Genzburger erst fünf Vierteljahrhunderte später, durch die Erdfurten der von der Revolution geschleiften Wälle ins Land der Lilien und Louis einschlich. Gräßliche Anachronismen in Gestaltung, Rede, Willen und Vorstellung. Die Fabel war veraltet, fadenscheinig, kindisch albern? So mußte sie sein; Alles hat sich zum Ganzen gefügt. Nur an Barbaren dürfte

der Wunsch lecken, Stella von Schmidtbonn, Mozarts Serail von Strauß auspolstern zu lassen. Molière selbst hat die „Aulularia“ des Theaterdieners, Hausirers, Müllerknechtes, Komoedienmachers Titus Marcius Plautus in den salzigen Schwank vom Filz Harpagon umgeschaffen? Zwischen Urwerk und Umarbeit lagen neunzehn Jahrhunderte, mannichfach belebte; was Molière, im Königsrecht des Genius, mit der Römerposse, auch der von Amphitryon, that, mag im Jahre 3800 nach dem Christus ein Gewaltiger sogar mit dem Sternheim thun. Noch mit Diesem nicht viel früher. Wie konnten Sie, Direktor, Professor, Bühnenkunsthort Reinhardt, bei so viel Geschmack so leichtsinnig sein, „ekelhafte Verstümmelung“ zu wünschen, zu bestellen? Sie gefällt Zehntausenden? Hunderttausenden gefiele ihr Preußenzopfhaus, zöge sie, als Schaustück, an den Kupfergraben, wenn Sie ihm die Front des Pittischlosses oder, weil nebenan Wasser rinnt, des venetischen Dogenpalastes aufbacken ließen. Meinen Sie und meint der im Stilgefühl sonst eben so feste Herr Sternheim, kaufkräftiger Menge würde ein Schützenbild von Frans Hals dadurch entwerthet, daß ihm die Arlesierin oder der Briefträger Vincents van Gogh angeflickt wäre? Nur Denen, auf die es ankommt, wäre das Ding verekelt. Ich möchte schwören, daß Sie, Beide, nicht die Sucht nach Beifall und Zulauf vom rechten Weg verleitet hat. Herr Sternheim wollte sich an dem leidig geliebten Schulstoff einmal wohl fessellos austoben; den Magister lobesam mal gründlich unterkriegen. „Mit Euch, Herr Hofbettmacher, zu spaziren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn (zehn von je hundert Mark jeder Abendeinkunft?); aber wir deichseln die Donnerwagen für unsere Bretter heute anders und der Tank unseres Siegeswillens hält drum viel länger durch.“ Reichlich pfründende Entgleisung wird schnell verschmerzt. Ich sehe wahrlich schon die Zeit, wo Herr Sternheim sprechen wird: „Wenn ich dran denke, brennen mir, wie der Frau meines Riesen, als sie auf der Straße ihre Höschen über den Schnürschuh sinken sah, alle Backen. Von Rechtes wegen dürfte nur Schippels Streitgenosse und Sangesbruder Wolke das Zeug verlegen.“ Und Maximus Reinhardt? Der hat das von Tragik steil abwärts biegende Possenspiel mit dem guten Argan, der sich Krankheit einbilden läßt, herrlicher, aus jüngerer Phantasie, mit stärker beschwingter Kunstwürde für die Bühne gestaltet als je ein Franzos; das verzerrte, aufgedunsene Filzstück üppig gerahmt und mit

hundert Rosenkavalierknospen bestickt; an Tartuffe und Amphitryon sich, vor Jahren, versucht; und dem schlimm gepaarten Protzenbauer George Dandin mit emsigem Mühen einen Sieg nicht erstritten. (Diese drei Stücke sah ich nicht in Reinhardts Häusern.) Ganz, scheint mir, bis ins Höchste und Tiefste, kennt auch er den Dichter nicht, der mit fünf Komoedien ihm nur zwei Trümpfe eintrug; schaut und wägt ihn vielleicht als einen großen, mit Geniemerkmalen und Vornehmheitrunzeln fern verwitternden Herrn, dem nur „Renovirung" wieder Gunst würde. Nein. Liebe nur, in gläubiger Demuth hingegebene, zwingt ihn in volles Leben zurück, dem er, heute noch und für die Spanne unserer Ewigkeit, kräftig gewachsen ist; auch diesen Erlöser von Leid nur Liebe, die nicht überklug an Wort und Beweggrund herumklopft, dieses altmodisch und jenen brüchig findet, sondern, wie Marias aus Magdala, ohne Betastungprobe das Wunder der Auferstehung, die Leibhaftigkeit des Auferstandenen glaubt. Liebe heißen Theaterblutes, von der Molière lebte, nach der er neben Armandes Pflichtbett verschmachtet ist. Drei Kinder: nur ein Mädchen überdauert die Angstzeit. Ehenothstand, nicht Liebe, hat sie empfangen, getragen, geboren. Von fünf Komoedien lohnen dem Deutschen Theater zwei: weil das Theaterblut des Herrn Max Pallenberg sie in Sommerspracht aufblühen ließ. Dieser ist, wie der andere Max als Besinner und Gestalter mancher Drameneinheit, als Menschheitdarsteller im Leben unserer deutschen Bühne Ereigniß. Noch als diebisch verfratzter, von Goldmasochismus besessener Harpagon mitleidiger Nächstenliebe werth und hinter der Athemzugweiche so komisch schäbig, daß er dem finstersten Murrkopf die Stirn entfurcht. Ihm ward der Mimentheil aus Molières Vermächtniß; und aus dessen innerster Wesensschale ein Tröpfchen besonderen Saftes. Sahet Ihr ihn als Tobias Buntschuh unter den Martern des von Liebe geflohenen Genius erfrieren, greisen, verwesen? Aus Molières zerschundener Seele stand der Schrei auf: „Ich bin ja so zärtlich!" Alceste und Dandin, Tartuffe und Sganarelle, Arnolphe und der adelsüchtige Bourgeois warten. Von solchem Pfingsten der Kunst, in dessen friedlichem Glanz Völker verschiedener Zunge einander verstünden, würde Heiliger Geist in die blutrünstige Welt gespendet; und schüchtern flöge, auf Taubenfittich, die Hoffnung himmelwärts, daß droben auch auf dem Thron ehrwürdiger Gottheit, einst Geist Allgewalt sich offenbaren werde.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bad Elster. Am 1. Mai ist die Sommerkurzeit eröffnet worden und haben die regelmäßigen Konzerte des Königlichen Kurorchesters wieder begonnen. Das günstige sonnige Wetter, das nach langem, hartem Winter eingetreten ist, hat schon eine grössere Anzahl von Badegästen angelockt. Ausser von Zivilpersonen werden die Bäder auch von Heeresangehörigen fleissig benutzt, von diesen selbstredend ohne jede Gegenleistung. Bis Anfang Mai haben 2144 Kriegsteilnehmer ingesamt 49300 Kurbehandlungen gebraucht. Das hier in der Einrichtung begriffene, prächtig ausgestattete Offiziersheim naht seiner Vollendung und wird voraussichtlich Anfang Juni seiner Bestimmung übergeben werden.

Bilanz am 31. Dezember 1916.

	M.	pf		M.	pf
Grundstück Neue Grün- und Alte Jakobstr.	2 807 308	60	Aktien-Kapital	23 000 000	—
Grundst. Sickingenstr.	1 523 378	90	Teilschuldverschreibg.	6 987 000	—
Inventar	1	—	Hypotheken	85 000	—
Waren	510 059	04	Reservefonds	2 114 150	19
Kasse und Bankguthaben	6 438 992	99	Dispositionsfonds	250 000	—
Wechsel	477 961	72	Rückstell. f. Talonsteuer	265 000	—
Effekten	4 106 278	—	Rückst. f. Kriegsfürsorge	100 000	—
Debitoren	3 412 993	60	Kredit. einschl. Kriegsgewinnsteuer-Rückl.	4 116 942	03
Beteiligungen	21 467 000	—	Ausgeloste, nicht behob. Teilschuldverschreib.	7 500	—
			Noch n. abgehob. Div.	530	—
			Gewinn	3 817 851	63
	40 743 973	85		40 743 973	85

Gewinn- und Verlust-Rechnung am 31. Dezember 1916.

	M.	pf		M.	pf
Abschreibung auf:			Gewinn auf Waren und Beteiligungen	4 075 134	72
Grundst. Neue Grün- u. Alte Jakobstraße	350 000	—	Zinsen	189 172	78
Grundst. Sickingenstr.	150 000	—			
Inventar	26 374	20			
Rückstell. f. Talonsteuer	50 000	—			
Netto-Gewinn	3 687 933	30			
	4 264 307	50		4 264 307	50

Deutscher Eisenhandel Aktiengesellschaft.

Vulcan-Werke Hamburg u. Stettin Aktiengesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1916.

Vermögen.	M.	Pf
Kasse	11502	06
Effekten	1509506	—
Debitoren	49308444	79
Materialvorräte, fertige und in Arbeit befindl. Gegenstände	48041372	95
Aval-Konto	20107159	81
A. Hamburg:		
Gebäude, Kanalisation, Gleisanlagen, Wohlfahrtseinricht.	4700002	—
Hellinge, Maschinen, Elektrische Kraft- u. Lichtanlagen	5500000	—
Werkzeuge, Utensilien, Oefen, Gasbeleuchtung u. Modelle	4900005	—
Eiserne Schwimmdocks	6200000	—
Fundierungsaufwendungen im gepachteten Staatsgrund	3750000	—
B. Stettin:		
Gebäude, Grund u. Boden, Kanalisation, Gleisanlagen, Wohlfahrtseinrichtungen	4600003	—
Hellinge, Maschinen, Elektrische Kraft- u. Lichtanlagen	900001	—
Werkzeuge, Utensilien, Oefen, Gasbeleuchtung u. Modelle	500004	—
Eiserne Schwimmdocks	500000	—
	150528000	61

Verbindlichkeiten.	M.	Pf
Aktienkapital	15000000	—
Obligationen	9931260	—
Obligationen-Einlösungs-Konto	24697	50
Reserve-Fonds	4000000	—
Assekuranz-Fonds	500000	—
Unterstützungs-Fonds	200000	—
Pensions-, Witwen- u. Waisenkasse f. d. Beamten d. Vulcan	100000	—
Aktien-Talonsteuer-Konto	135000	—
Obligationen-Talonsteuer-Konto	30000	—
Dotations-Konto	46621	16
Anzahlungen einschließlich laufender Kreditoren	99035501	98
Aval-Konto	20107159	81
Obligationen-Zinsen-Konto	135967	50
Tantieme-Konto	66666	66
Dividende, rückständige	15126	—
desgl. für 1916 = 8% auf ℳ 15 000 000 Aktienkapital	1200000	—
	150528000	61

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1916.

Soll	M.	Pf	M.	Pf
Abschreibungen 1916			5753074	05
Reingewinn			1483880	71
Verwendung:				
Unterstützungs-Fonds	50000	—		
Beamten-Pensionskasse	100000	—		
Aktien-Talonsteuer-Konto	17500	—		
Obligationen-Talonsteuer-Konto	5000	—		
Dotations-Konto	39714	05		
Kirche in Bredow	5000	—		
Tantiemen	66666	66		
Dividenden	1200000	—		
	1483880	71		
			7236954	76

Haben.	M.	Pf
Ueberschuß	7236954	76
	7236954	76

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Juni 1917.

Der Zauberspiegel.

Weil ich, wieder einmal, düsterer Wirklichkeit auf die Insel der Kunst, ins Besinnen unschrumpfbar großen Menschheitgegenstandes entflohen und dem Flüchtling eingefallen war, daß dieser Maimonat, Europen kein Wonnemond, der hundertfünfzigste seit der Entstehung der Hamburgischen Dramaturgie ist, blätterte ich in dem ehrwürdig gefährlichen Buch des Magisters Lessing (Cramers, des bremer Verlegers, „mit allergnädigstem kursächsischen Privilegio“ gedruckte Ausgabe ist mit ihren kräftigen deutschen Schriftzeichen herrlich wie am ersten Tag) und freute mich an der immer klugen und, wo nicht Franzosenhaß, gar persönlicher Grimm gegen Voltaire ihren Puls schleunigt, kühlen Klarheit der Darstellung. Wesentliches ist heute noch lesenswerth; müßte von Leuten, die sich zu Kritik des Dramas und (was durchaus nicht das Selbe ist) des Theaters berufen glauben, in jedem Jahr aufgesucht und in bedächtiges Hirn eingespeichert worden. „Als Schlegel, zur Aufnahme des dänischen Theaters (ein deutscher Dichter des dänischen Theaters!), Vorschläge that, von welchen es Deutschland noch lange zum Vorwurf gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht wurde, sie zur Aufnahme des unseren zu thun, war Dieses der erste und vornehmste: ‚daß man den Schauspielern selbst die Sorge nicht überlassen müßte, für ihren

Verlust und Gewinn zu arbeiten.' Die Prinzipalschaft unter ihnen hat eine freie Kunst zu einem Handwerk herabgesetzt, das der Meister gewöhnlich desto nachlässiger und eigennütziger treiben läßt, je gewissere Kunden, je mehr Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus versprechen. Nicht jeder kleine Kritikaster darf sich für das Publikum halten und Der, dessen Erwartungen getäuscht werden, soll mit sich selbst ein Wenig zu Rath gehen, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht Jeder, der die Schönheit eines Stückes, das richtige Spiel eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller anderen schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann. Die größte Feinheit eines Dramenrichters zeigt sich darin, daß er in jedem Fall des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Den Einen um Etwas tadeln, was der Andere versehen hat, heißt Beide verderben. Jenem wird der Muth genommen und Dieser wird sicher gemacht. Besonders darf der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann immer versucht werden; sein Werk bleibt da und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauscht gleich schnell vorbei; und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Ursache als er selbst, warum das Eine oder das Andere einen lebhafteren Eindruck auf Jenen gemacht hat." Gründet die Bühne, auf deren Schnürboden Hoffnung nisten soll, nicht nur auf das Streben nach Gelderwerb: sonst verdumpft der Hoffnung allzu bald der zum Athmen nöthige Luftraum und sie entschwebt stickiger Enge durch die erste geöffnete Luke. In diese Mahnung hakt sich jetzt, in gewandelter Zeit, eine andere von nicht kleinerem Gewicht für das Leben der Bühne: Liefert die Theater, die von Kunst nur den Namen, das Firmenschild leihen, denen aber hundertmal mehr Volk zuläuft als den um Kunstgewinn bemühten, nicht öffentlichem Urtheil der Tröpfe

und Zufallsschreiber aus, die grauer Alltag ins Sprenzen von Notizchen, ins Schneegepinkel von Stimmungbildchen beschränkt und die, wenn sie in Menschen- oder Lichtspielhäuser losgelassen werden, mehr an die Huld des über den Freibilletstempel verfügenden Herrn Direktors als an die Richterpflicht denken: sonst bleibts dabei, daß all dieser Kram blind und blöd mit Lob gehudelt, nur das Kunsttheater stets bemäkelt wird und noch breitere Massen ins Spottschlechte gewöhnt werden. Erbärmlicheres, dem Geschmack, der Seelenkultur Verderblicheres als die neuberlinischen Possen, Operetten, „Volksstücke“, Kinospektakel (schon die Titel sind, mindestens acht von zehn, zum Speien) ward nirgends erblickt. Zurichtung und Spiel haben meist den selben Quarkwerth. Dennoch heißts immer, das Ding sei wohlgelungen, von allen Prächten der Szenentechnik umgleißt, unterhalte köstlich, werde bejauchzt: und solcher Segen geleitet die Mistfuhre in hohe Aufführungziffern. Allzu zeitgemäß ist auch noch die Mahnung, im Urtheil über vergängliche Mimenkunst behutsam zu sein. Deutschland hat manchen gescheiten Dramenwäger gehabt, doch nie eine Theaterkritik, die mit der von Saint-Victor, Janin, Weiß, Sarcey, Brunetière, Lemaître sich messen dürfte; und die paar Talente, die sich heute auf diesem Gebiet regen, sind nicht gründlich genug, nicht polyglott vorgebildet und schänden sich selbst und das wichtige Amt zu oft durch Gewissensschwachheit. Den Dramatiker, der nicht nach ihrer Seifensorte riecht, behandeln sie wie einen vorgeführten Verbrecher, ihn und den Spieler, wenn deren Art nicht der neusten Mode genügt, wie Plundermätze (hat nicht auch das alte Venedig und Florenz, Nürnberg und Hildesheim Reiz, den man nicht nachstümpern, doch ehren, als feinste Frucht eines bedeutsam Gewesenen bewundern, genießen soll?); und bohren, wie Sade Stecknadeln in den Leib der Mädchen, an denen er sich sättigen wollte, ihre Federn in die Haut wehrloser Spielerinnen, die ihr Auge, ihre Gewohnheit, ihren krummen Geschlechtstrieb ärgern. In Tiefen des Verständnisses von Mimenkunst drang auch Lessing nicht vor. „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren und muß ganz von Neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man, in verschiedenen Sprachen, genug; aber spezielle, von Jeder-

mann erkannte, mit Deutlichkeit und Präzision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem besonderen Fall zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig erscheint und es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet." Daher kommt es? Der Magister irrt wunderlich. Zwei oder drei Regeln, nach denen sich Lob und Tadel zu richten hat: zwei oder drei zu viel. Bestimmen denn Regeln, wie Einer dichten, malen, Musik machen, aus Stein oder Bronze das Abbild seiner Natur formen, Politik oder andere Kunst treiben müsse? Von Regel, die für Bismarck galt, würde Richelieu, von Schlüters Rodin verdammt und den noch im siebenzigsten Leaensjahr jungen Visionschöpfer Max Liebermann wiese der Veronese, Frankreichs David, unser Schwind vielleicht aus dem Kunstbereich. „Wollt Ihr nach Regeln messen, was nicht nach Eurer Regeln Lauf, der eigenen Spur vergessen, sucht davon erst die Regeln auf! Ob Ihr der Natur noch seid auf rechter Spur, Das sagt Euch nur, wer nichts weiß von der Tabulatur." Ist Sachsens Sang verhallt?

Daß Lessing von der Tabulatur des Schauspielers Allerlei wußte, lehren seine freundlich hellen Sätze über den im Wesen ihm wohl verwandten Meister Konrad Eckhof; eben so deutlich aber, daß er die Schale nur, nicht den Kern dieser Kunstart fühlte. „Mag Herr Eckhof eine Rolle machen, welche er will: man erkennt ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Acteur und bedauert, nicht zugleich auch alle übrigen Rollen von ihm sehen zu können." Dürfte es bedauern, wenn Schauspielkunst in den würdig klugen Vortrag und weislich abgemessene mimische Erläuterung eines Textes beschränkt, der Komoediant ein Pfarrer, Dichtersanwalt, Lehrer wäre; nicht, wenn von ihm hemmunglose Hingabe in Suggestion, wenn Gestaltung und Persönlichkeit von ihm gefordert werden muß. Niemals wird Kunstempfinden bedauern, daß ein zum Odoardo Galotti Tauglicher nicht auch den Prinzen oder dessen Marinelli, stets, daß ein zu Lears Kent Wackerer den Fähnrich Jago, den hinter Hamlet modernsten Kerl in Shakespeares Welt, spiele. „Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines

verlegenen Dichters, mit einem Anstand, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Mund Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält." Damit, sogar „mit trefflichen pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen", hätten Urkomoedianten vom Schrot und Korn der Ristori, Wolter, Bernhardt, Rossis, Mitterwurzers, Matkowskys, Pallenbergs nichts Starkes zu wirken vermocht. Die wollen auf der Bühne leben, nicht lehren, aus Seelenkluft aufbrüllen, aufjubeln, nicht Verstandesschachte ausschürfen. Eckhof, spricht der Dramaturg, holt die Moral aus der Fülle des Herzens; hat die Moralsätze gut eingelernt und zeigt, daß er ihren Sinn erfaßt habe, verstehe und empfinde. „Die Empfindung ist immer das streitigste unter den Talenten eines Schauspielers. Sie kann sein, wo man sie nicht erkennt, und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist. Denn die Empfindung ist etwas Inneres, wovon wir nur nach seinen äußeren Merkmalen urtheilen können." Billige Weisheit. Dieses „Innere" nützt dem Spieler, ders nicht durch äußere Merkmale fühlbar macht, weniger als dem Hunger ein Pfefferling. Herr Beer-Hofmann, der ernsteste in der alternden Schaar wiener Dramatiker (und der einzige, der sich nicht verschnitzelt, unser Hoffen nicht lüdernd enttäuscht hat) sagte zu einem auf seine „Innerlichkeit" höchst stolzen Mimen auf einer Probe: „Die Empfindung hatte ich, als ichs schrieb, und sie lebt in meinem Wort; Ihre Aufgabe ist, sie zu spielen; daß sie in Ihnen ist, ehrt mich, hilft mir aber nicht in die gewollte Wirkung." Wenn Lessing die Schauspieler tadelt, die „in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen eben so stürmisch herauspoltern wie das Uebrige und weder wissen, wann, noch, welche Gestus sie machen sollen", so hält er sich bei traurigen Pfuschern auf. Er redet von der Chironomie der Alten, von den schönen Schlangenlinien, die Hogarth fürs Handspiel auf der Bühne empfiehlt, und räth selbst, das Malerische mit dem Bedeutenden in der Handbewegung zu verbinden. Wenn in seinen Sätzen über Spielkunst Lehrreiches sei: er habe es nur von den Beispielen des Herrn Eckhof richtig zu abstrahiren gesucht. Ich finde nichts Lehrreiches drin; auch nicht in dem Urtheil über Frau Hensel: „Ihr besonderer Vorzug ist eine sehr richtige Deklamation; ein falscher Accent wird ihr schwerlich entwischen; sie weiß den verworrensten, holprigsten,

dunkelsten Vers mit einer Leichtigkeit, mit einer Präzision zu sagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichste Erklärung, den vollständigsten Kommentar erhält; sie verbindet damit nicht selten ein Raffinement, welches entweder von einer sehr glücklichen Empfindung oder von einer sehr richtigen Beurtheilung zeugt; nur müßte sie sich von dem wilden Feuer des Dichters nicht so ganz hinreißen lassen, die äußerste Wuth nicht mit der äußersten Anstrengung der Stimme, nicht mit den gewaltsamsten Geberden ausdrücken." Worte. Wenn Madame Hensel kühler bliebe, als der Dichter oder Macher, der Herr ihres Abends, gebietet, träfe hart sie der Tadel, der Pflicht gefehlt zu haben; und davon würde sie durch die ehrbar eindringlichste Deklamation nicht entschuldigt. Dem Vernünftler, dem alles Lyrische im Tiefsten fremd blieb (und dem ein Enkel drum die Lyra an das abscheuliche berliner Denkmal lehnte), behagt nur die anständige Vernunft, die auf den Schaubrettern ihren Part deutlich und sauber vorträgt und, fern allem Wirbel, in jeder Bühnenminute andeutet, daß sie „über dem Stoff steht." Die Zofe des Fräuleins von Barnhelm ließ er ausplaudern, daß die Menschen besonders gern von den Eigenschaften reden, die sie nicht haben; ihm selbst aber kommt in all dem Gerede über Schauspielen nicht das eine Wort, das in dessen Herzkammer blickt, dem arg Phantasielosen nicht einmal das Wort: Phantasie. Dichtershochmuth? Auch Goethe, dem die Eigenschaft doch wohl nicht fehlte, wendet das Wort nur einmal, „beiläufig", an, wo er von Schauspielerei redet. Noch durch dieses Gebiet aber schreitet er in anderer Lebensfülle, mit anderem Blick des Geistes als der dürre Lessing. Ihm schimmern die Eckhofs nicht wie Firnen im Abglanz wandernder Sonnen. „Auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters hat die ununterbrochene Folge von drei Schauspielern gewirkt, welche, als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten und deshalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Anständigen, Gebilligten und wenigstens scheinbar Guten hinzogen. Eckhofen, Schrödern und Ifflanden kam hierin sogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hilfe, die eine allgemeine An- und Ausgleichung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerth durchaus im Herzen und im Auge hatte. Die Sentimen-

kalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand ... Unter den Grundsätzen, welche man bei dem weimarischen Hoftheater immer vor Augen hatte, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verleugnen und so umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen. Der Geist, in welchem die treffliche Schauspielerin Madame Unzelmann die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spieles, ihre immer durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weise, wie sie als eine Person von ausgebildeter Lebensart die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Rezitation, ihre energische und doch gemäßigte Deklamation, kurz, das Ganze, was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem weimarischen Theater eine wünschenswerthe Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert. Die Natürlichkeit auf der Bühne, der sogenannte Konservation-Ton lief zuletzt in ein unverständliches Murmeln und Lispeln aus, so daß man von den Worten des Dramas nichts mehr verstehen konnte und sich mit einem nackten Geberdenspiel begnügen mußte. Wer Schauspieler bilden will, muß unendliche Geduld haben. Eigentlich sollte der Schauspieler auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So ist ihm, um einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nöthig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studirt und sich so die ungesuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens eingeprägt habe. Und mit dem Körperlichen ist es noch nicht gethan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der besten alten und neuen Schriftsteller seinem Geist eine große Ausbildung geben, welches ihm dann nicht blos zum Verständniß seiner Rolle zu Gut kommen, sondern auch seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Haltung einen höheren Anstrich geben wird. Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und in Körperbewegung." Dann, Excellenz Goethe, ist sie ein armsälig kahles Ding; und wächst, bewächst kaum, wenn der Ausübende Ihren einundneunzig „Regeln für Schauspieler" pünktlich gehorcht. „Unter Rezitation wird ein Vortrag verstanden, wie er ohne leidenschaftliche Tonerhebung,

doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten, ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt. Der Zuhörer fühle daran, daß hier von einem dritten Objekt die Rede sei. Ganz anders ist es bei der Deklamation. Hier muß ich meinen angeborenen Charakter verlassen, mein Naturell verleugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung Desjenigen versetzen, dessen Rolle ich deklamire. Die Worte, welche ich ausspreche, müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig zu empfinden scheine. Hier bedient sich der Spieler auf dem Fortepiano der Dämpfung und aller Mutationen, welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle, gehörig benutzt und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Verwendung und den Effekt, welchen man durch sie hervorbringen kann, studirt, so kann er auch der schönsten und vollkommensten Wirkung gewiß sein. Die Schauspieler müssen bedenken, daß sie um des Publikums willen da sind. Sie sollen daher nicht, aus mißverstandener Natürlichkeit, unter einander spielen, als ob kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Nothwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmuth. Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publikum. Eine schöne, nachdenkende Stellung ist diese: wenn ich, die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der Vierten Tanzstellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse. Der Schauspieler muß (ehe er sich vor den Spiegel stellt und die Worte, die er zu sprechen hat, denkt) den Charakter und die ganze Lage des Vorzustellenden sich völlig eigen machen und in seiner Einbildungskraft den Stoff recht verarbeiten; denn ohne diese Vorbereitung wird er weder richtig zu deklamiren noch zu handeln im Stande sein. Um eine leichtere und anständigere Bewegung der Füße zu erwerben, probire man nie in Stiefeln. Die Frauenzimmer sollten ihre kleinen Beutel bei Seite legen. Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen; noch weniger schnaube er die Nase; noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproduktes an diese Natürlichkeiten er=

innert zu werden. Im gewöhnlichen Leben muß der Schauspieler sich bemühen, seinem Körper, seinem Betragen, ja, allen übrigen Handlungen eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu staffiren berufen ist, und Dieses um so mehr, als die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt. Bäuerische und tölpische Charaktere wird man nur desto besser ausdrücken, wenn man mit Kunst und Bewußtsein das Gegentheil vom Anständigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit sein soll." Erst aus dem vierundsechzigsten Paragraphen der vielfach verrunzelten, gegen die in jedem Theaterjahrhundert mindestens einmal aufwuchernde Wasserpest geistlos bequemer „Natürlichkeit" aber wohl nöthigen Regeln guckt, unauffällig wie ein grauer Pförtner am Schiebefenster der Hausflur, das Wort, aus dessen Sinn alle Betrachtung der Mimenkunst aufblühen müßte: Einbildungskraft.

Kennt Ihr sie noch? Das Seelchen, das so zart und scheu ist und ohne dessen Mitwirkung doch nie eins der unbegreiflich hohen Werke, niemals ein Wunder gelang? Von seiner Gnade wird im Schoß der Frau Josephs, des Zimmermannes, Empfängniß, im Hirn der Sünderin aus Magdala und der Jünger in Emmaus Auferstehung; auf den Erlebnißstufen von Krankheit Alter, Tod weiht es im indischen Nepal den Prinzen Siddhattha zum Buddha; und blickt aus jeder großen That der Seele, des Geistes (keine andere thronte je in dauernder Größe) schüchtern, doch stolz in helles Späherauge. Nur steife Amtsschimmel wiehern die läppische Mär, ohne Meisterung der Technik sei über Bild- und Wortkunst, ohne erstöberte Kenntniß von Akten, Noten, Depeschen über Politik und Diplomatik haltbares Urtheil nicht möglich. Der Phantasielose ahnt nicht, was Phantasie zu schaffen, welchen Verstandeswust Vision zu ersetzen vermag. Von der Erde zum Himmel, von Materie zu Mythos, von Natur zu Kultur und deren Kunstspielplatz schlägt sie die farbige Luftbrücke. Wer nicht Phantasie, nicht zu visionärer Gestaltung die Kräfte hat, ist hienieden ein trüber Gast und sein saubersten Feld, das mit emsigstem Ernst bestellte, noch so dürftig wie Perditas, ehe die Hirtin aus dem Traum des Wintermärchens als Prinzessin erwacht. Der duftet die bunte

Nelke nicht lieblich, weil Kunst den Quell allmächtig schaffender Natur gefärbt hat; und eine neue Welt entriegeln dem holden Mädchen im Dorfkittel die Worte des Polyxenes, auch das zu Veredelung der Natur bestimmte Mittel sei von Natur geschaffen, auch die Kunst, von der Natur adelig werde, ein Kind der Natur. „Dem gröbsten Stamm vermählen wir das feinste Propfreis, lassen aus rauher Rinde die anmuthigste Knospe schwellen. Solche Kunst verbessert die Natur? Verändert sie. Ist aber und bleibt ewig selbst Natur." Wie das Vermögen der Einbildung, der sie Gespielin ward. Phantasie sah die bunt gerandete, gezackte, gesprenkelte Nelke: und gab dem Verstand, der ihr nicht immer viel froher dient als Caliban dem Zauberer Prospero, den Auftrag, die zu Verwirklichung des Gebildes tauglichen Mittel zu suchen, zu finden. Phantasie gebiert die Protoplasten einer Reihe von Gefühlen oder Gedanken, Wesenszügen oder Gestalten: und zwingt herrisch dann das Gesinde des Geistes, sie zu betreuen, freundlich zu pflegen und den Vorgang zu erbirschen, der ihren inneren Reichthum, ihren Möglichkeitgehalt, je nach dem Werkzeug, Wort oder Ton, Stein oder Farbe, in den stärksten Leuchtglanz fördert. Rembrandts Saulbildniß entsteht nicht dadurch, daß der Maler eines Morgens beschließt, unter die Illustratoren der Bibel zu gehen. Vor den fürstlichen Häuptern des in Krösusfülle schwelgenden Rubens hat ein Dämon ihm zugeraunt: „Laß aus dem Erz schrankenlos waltender Königswürde den Silberblick nackten, in kalter Pracht verhärmten Menschenempfindens aufschimmern!" Wer löst es aus dem Geklirr der Prunkketten? Musik. Wer sang einem König und hieß im Klangschritt seines Liedes, der von Inbrunst bewegten Saiten das Herz eines Allgebieters pochen? David. Mit der gelben Hand eines in reinem Willen zu Güte noch häßlichen, nur in den Kunstkeimzellen fett genährten Judenjünglein schlägt er die Harfe. Und des hageren Königs Menschenschmerz rinnt schamhaft in die Falte des Sammetvorhanges. Die Othello-Tragoedie wurde nicht etwa aus dem Wunsch, Eifersucht bis in ihre Spinnenwinkel zu bestrahlen und alles zu ihrer Erklärung, Entschuldigung, Verdammniß Beträchtliche auszusagen. Am Bett Shakespeares, durch dessen entschlafendes Hirn das Gerücht vom Abstieg eines Edelmanns und Kriegers in bürgerliche Ehe gehuscht war, flüstert der Dämon

ins Ohr des Erwachten: „Was wird daraus? Was kann aus so enger Verschlingung einander fremder Weltkörper werden als beider Verderben? Neuer Stoff, Herr, für Dich, dessen Tragoedien bis heute vom Athem der Staatsaktion lebten.“ Schon sitzt er, stemmt den Arm auf den Ellbogen und läßt die Stirn von nervösen Fingern streicheln. Bürgerwelt, in deren Sittenzwang aus wilder Freiheit große Natur einbricht, dann eingekapselt wird; und bleibt? Nein. Böses Gewürm, das die Majestät der Wüste dem Helden nie zeigte, träuft aus grünem Auge das Gift, das Othellos Herz zerfrißt; ihn in den Wahn der Verachtung, des Verrathes stößt, in den Totentanz mit seinem Opfer wirbelt. Nur über den tiefsten Klüften wölbt sich das Drama gewaltig. Bürgerlich eingezäunte Sittsamkeit und die Erlebnißweite königlichen Kriegerblutes, das in langer Geschlechterreihe trotzig an die Aderwand pochte: noch nicht genug. Wodurch vertieft sich der Abgrund? Durch den Unterschied der Lebensalter, der Glaubensherkunft und Rasse. Porzia und Scheilock. Doch darfs nicht wieder ein Jude sein; über, nicht unter seiner Bürgerlichkeit ist der Fremdkörper zu suchen. Cinthios Novellen her! Die schöne Venezianerin, die sich dem Mohren gab, von dessen arglistigem Fähnrich begehrt, dem Gatten verdächtigt, gemordet wurde? Nur kein Geschichtchen von einer weißen Maid, deren Sinnen die dunkle Haut locksamer riecht als die gleicher Farbe. Daraus würde Rüpelposse. Dennoch ists wohl zu nützen. Der Mohr als Feldherr der Republik; also nicht schwarz (nie liehe sie einem Neger Befehlsgewalt), sondern maurischer Mittelmeerafrikaner. Patrizischem Senatorenstolze zwar ein Barbar, doch der edelste Stammler mit fremder Zunge. Die Liebe der weißen Jungfrau, des demonio bianco, darf nicht Verirrung, nicht eine Sexualgrille scheinen. Cinthio, der sein Mädchen Disdemona nennt, sagt schon, es habe sich nicht aus Sinnengier in den Mohren vergafft. Phantasie knüpft und löst den Bund. Desdemona (so muß ich den Namen schreiben, damit unser Britenschnabel ihn richtig ausspreche) liebt die hohe, pinienschlanke, ihrer luftlosen und ränkevollen Stadtwelt bisher so ferne Einfalt des Helden, der Gefahr bestand; und will ihn, der ihr Mörder geworden ist, mit ihrem letzten Hauch, ihrer ersten Lüge dräuender Strafe entrücken. Und warum ward er Mörder? Weil den Wahn, ihre Liebe ähnele schwesterlichem Mitgefühl, der an-

dere abgelöst hat, ihr Blut habe nach dem jüngeren, feineren Mann, dem Weißen mit glatter Haut und weichem Kräuselhaar, geschrien und müsse unter seiner würgenden Hand drum verdorren. Weil seine von Jagos Skorpionenpeitsche wunde Einbildnerkraft die Frau dem Lieutenant gepaart sieht und der aus Naturfreiheit kommende, in Natur wurzelnde Urmensch wider so frevlen Vertrauensbruch keine andere Richtergewalt anerkennt als die eigene. Helle und dunkle Dämonen im Kampf. Wer auch den Dritten, den niederträchtigen Schürer der Leidenschaft, in irgendein Verhältniß zu Phantasie bringen und so dem ganzen Bilde die Einheit des Luftones sichern könnte, wäre ein Meister über die Geister. Jago mag, um vor sich selbst nicht in nackter Blöße des Neidlings zu stehen, sich Motive einbilden, Anlaß, Othello zu hassen, der des Fähnrichs Ehebett befleckt habe, oder den Wunsch, das weiße Täubchen zu kosen. Er gehört in die muffige Enge, wo, mit Inzucht, Erwerbsucht und jeglicher Strebersorte, Zettelung und scheele Bosheit rundum wuchert. Dagegen ist der maurische Fürstenenkel nicht gepanzert; und ihm wird Verhängniß, daß er, ohne den Willen, sich ihr einzuordnen, in diese Bürgerlichkeit niederstieg. Rasse ist hier nur das Kleid, das ihn als das Kind wildfreier Natur, als die Seele weiterer Räume und jäherer Stürme erkennbar macht; ist nur ein Mittel, die äußere Bildkraft und innere Wirksamkeit des besonderen Vorganges zu stärken. Der braune Löwe, den schon Alter beschlich, an der Bettstatt des blonden Weibes, seine Pranken in den weißen Hals gekrallt ... Dank, Daimonion, und Dank auch Dir, wackerer Gewürzkrämer Cinthio! Pech und Schwefel aber auf unser Globus-Theater, wenn mein Mime den Feldherrn, den Körper und heldischen Geist argloser, in Schlichtheit großer Natur, mir ethnologisch verhunzt und den Parterregründlingen das Geheul, Gepfauch, Geschwitz eines Negers vors Auge stellt. Der, Kinder, spielt ihn spottschlecht.

Weil seine Phantasie nicht bis in das Innerste des Kunstwerkes vorzudringen vermocht hat. Einer dieses Schlages, der manchmal ja Tüchtiges leistet, glaubt, Hamlet fest gepackt zu haben, weil er den schwarzen Mantel mit prinzlicher Würde trägt und das stürmische Geseufz beklemmten Odems nach guten Regeln eingeübt hat; glaubt, Helena zu umfangen, weil ihn der Schleier der Holdesten küßt. Hier ist das Merkmal, die Rathswage für alle

Darstellerkunst. „Natürlichkeit“ (die eines Oedipus, Cid, Caesar, Don Carlos, geberdet sich doch wohl anders als Mechelkes und der Frau John) ist jedem Entschüchterten rasch einzudrillen. Fast Jeder lernt auf der Bühne das „Vernünftige und Schickliche“ treffen, das Goethe und seinem Serlo die Krone mimischen Bestrebens schien. Den Rang des Künstlers bestimmt nur Phantasie, die ihrem Gesicht Körper und Stimme, ihm allein passende Rede und Geste zu geben vermag. Daneben wirkt, freilich, Persönlichkeitreiz: einer Wohlgestalt oder noblen Haltung, der Klänge und Blicke. Als Wirkerin solchen Reizes lebt Frau Duse im Gedächtniß. Deren Einbildnerkraft war gering, zu lahm, um Gipfel zu erklimmen, Julia Capuletti, Judith, Kleopatra, Lady Macbeth gestalten oder wie Sarah Bernhardt als Mussets Lorenzaccio und Rostands Herzog von Reichstadt, das ruhlose Beben zu früh ins Geistige aufgeschossenen Jünglingthumes verkörpern zu können; und in den Thalstücken, für die sie zulänglich war, glichen ihre Weiber, Marguerite, Fedora, Nora, Hedda, Rebekka und D'Anunzios parfumirte Schatten, einander so völlig, daß die Verschiedenheit ihres Schicksals nur von Zufallswillkür, niemals von Nothwendigkeit, bedingt dünkte. Aber eine feine Frauenseele so tief entkleidet, mit aphroditischer Keuschheit decolletirt zu sehen, war besonders Denen ungeahnte Wonne, die am Alltag der Dunstkreis solcher Frauen nicht labt. Das Gegenbild bot der Halbpole Matkowsky. Dem war der Beruf Martyrium, der Komoediant ein Kerl, der nicht ins Bürgerliche stolpern, sondern Paria bleiben, heimlos, besitzlos, friedlos durch wechselnde Traumbezirke wandern und, nicht allzu spät, auf der Landstraße verrecken müsse. Nur in Traumschöpfung war er groß. Einsamer Visionär; noch am Zechtisch. Der ungezähmte Wüstenkönig, der mit der Tatze zwar die Brut und deren trächtige Mutter tätschelt, sein Wichtigstes aber bis ans Ende allein besinnt. Nur in der Größe natürlich. Wer hörte den Löwen je in der Brunst wie einen Kater schnurren? Calderons Prinzen Sigismund, Karl Moor, Fiesko, Tell, Götz, Beaumarchais, Orest, Faust, Coriolan, König Heinz, Macbeth, Golo, Holofernes, Herodes, Hakon, Othello: Alle sah er, Keinen dem Anderen an Spurweite gleich, durch seine Träume schreiten, ehe die Glocke zur ersten Probe rief. In ihm war die wuchtige Einheit von Willen und Denken, der Kinderglaube an jeden Poetenhimmel, die baumei-

sterliche Kunst der Grundrißzeichnung; und ein Gott gab ihm, auf des Antlitzes breiter, ewig bewegter Fläche sein Innerstes weithin zu offenbaren. Selten hat Melpomenens Reich solches Antlitz geschaut. Unter der hochgewölbten Stirn eine fast zu zierliche Nase mit slawisch beweglichen Flügeln, der winzige Herzkirschemund eines Knaben, der in heißem Schlaf liegt, wie ein Bäumchen im Lenz den Saft aufsteigen fühlt und von Küssen träumt, drüber und drunter, bis an die meist geblößte Wurzel des Athletenhalses, hellbräunliche Haut, zart und fest wie eines reifen Pfirsichs. Das Ganze in tiefbraunes Kraushaar gerahmt und von einem blauen Auge belichtet, dessen Blickgewalt wie mit unumschränktem Herrscherrecht seiner Majestät den Betrachter in Pflicht zwingt; von einem Auge, das jubeln und rasen, streicheln und kratzen, schwelgen und grübeln, hinter schwarzem Irisschleier vernichten, mit dem grünlichen Geblink der Hoffnung verführen kann. Und dieses seltsam schöne All Werkstatt und Tanzplatz, Himmel und Hölle, pharsalisches Gefild und Blocksberg der Phantasie.

Die floh aus dem entseelten Leib des breitstämmigen Titanen unter das flache Hirndach eines röthlich blonden Männchens, dem im Gedräng kaum ein Auge nachgeblickt hätte. Weil sie, weiblich, Abwechselung liebt? So war die Ewig-Launische einst von Velazquez zu Goya geflohen, von dem großen Herrn, dessen Synthesis Alles feierlich pomphaft nahm, zu dem von Satirendrang zu stärkster Leistung Gespornten. Wer hätte dem Goya, der nach der Regelschnur, als ein nicht von Fleiß gequälter Akademieschüler, Kirchenbilder pinselte, die Nadelcyklen von Krieg und Stiergefecht, den bunten Kreis der „Einfälle“ (Caprichos), wer auch nur das unvergeßliche Königin-Portrait zugetraut, das in Münchens Alter Pinakothek hängt? Wer dem Herrn Pallenberg, den die Gönner wienerischer Operette neben anderen Lieblingen belachten, daß er, über Offenbachs Teufelstriller und Göttergefopp hinweg, bis zu Molière, Schiller, Ibsen, Shakespeare gar aufsteigen könne und, ein Schmächtiger, an Breite, Kraft, Eindringlichkeit und Farbenreichthum des Könnens Alles überwachsen werde, was auf dem O aus deutschem Holz sich heute mit vielfachen Gaben tummelt? Aus der Welt, wo man nicht Couplets singt, kommt das erste Ruhmesgerücht, als er für die „Familie Schimek“ (in einem unvorstellbar albernen Schwank) das Geschäft des Gegenvormun-

des führt. Da steht er. Graugelb, mit sanftrothem Kartoffelnäschen, Polizeihundsaugen über dem zutraulich gespitzten Flunsch und einem Filzhütchen, dessen Erfindung höhere Menschenwohlthat ist als alles Stickgas zweier Erdtheile. Johann Nepomuk Zawadil hadert mit einem galanten Hausherrn und dessen damenhaft behulicher Frau. Sträubt Gewissensempörung, eines Savonarola, Karl Liebknecht, Friedrich Adler, sein mörenfarbiges Haar? Glatt liegt die Tolle nun wieder und glänzt von Pomade. Aus Parquet, Logen, Rängen kichert es, heult, schnaubt, böllert; die Mitspieler bohren die Nägel in die Handflächen, um nicht loszukreischen. Unten und oben merken nur Wenige, daß der Spieler aus der Fratze den leidenschaftlichen Drang nach Güte vorschimmern, in dem Schweinhund den Menschen ahnen läßt; ohne Bewußtsein solcher Weitung des Horizontes ein Stückchen aus dem Böhmerkampf giebt, dessen Gefild in Jahrhunderten sich vom Weißen Berg bis in den Saal des wiener Kriegsgerichtes streckt und der schwache Seelen verkrümmt, nur die kräftigsten nicht entadelt. Lug und Trug sind die Waffen, Schmarotzerei und Kuppelei sind die Lebensmittel des Kerles, der immer vor den Schaufenstern der Prunkläden, vor der Thür strahlender Speisestuben stehen mußte und nur durch die Schlupflöcher der Rechtsordnung, die er verachten lernte, Genüßliches raffen kann. Wenn er in der Klemme ächzt, die Diele unter sich wanken fühlt, aus frecher Sicherheit des Rechtshüters in Scham des Ertappten gleitet, windelweich wird, das Thränensalz in der Kehle zerknirscht, wie ein Schuljunge vor Rohstocksoffensive stottert: drei Lears, ein Halbdutzend Scheilocks sammt dem Nigger von Venedig haben mich nicht so gepackt. Er redet, was ihm gerade einfällt, was in dieser bestimmten Lebensminute Johann Nepomuk gesagt haben könnte, müßte; nie ein Wort, das nicht auf die Zunge dieses wie von Goyas Nadel umrissenen Menschen taugt. Ein Stegreifgenie, neben dem die berühmten Hanswürste, Kasperl, Staberl und andere Träger des grünen Hutes aus der Zeit Stranitzkys, Prehausers, Weiskerns so ärmlich stünden wie die Faule Grete neben der Dicken Bertha. Aus hundert Wesenszügen czechischen Kleinbürgerlebens, hundert Zufallserlebnissen ward eine Vision; ihr entband sich die Gestalt, die so ganz nun von eigener Gnade, in selbstgewebtem Lichtkleid, athmet, daß noch von ihrem Uebermuth unziemliche Geberde oder Re-

bewendung nicht zu fürchten ist. Und daß der nicht Phantasielose genau weiß, wie Herr Zawadil in jeder Lebenslage reden und sich betragen würde. (Sogar, als Vormund böhmischer Wünsche, nah bei dem K. K. Hofopernhäuschen, wo sein Mündel Heddwig tänzelt, in der Burg des Kaisers Karl; wer das schwere Ringen mit dem deutschen Dichter Kadelburg nicht scheut, könnte die Szene schnell schreiben.) Lessings Schulfall eines werthlosen Stückes, „das beibehalten werden muß, weil es eine vorzügliche Rolle hat, in der ein Acteur seine ganze Stärke zeigen kann; so verwirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist." Wo aber gedieh unter Geistigen zuvor je der Wunsch, solches Stück wiederzusehen? Wenn Johann Nepomuk winkt, kommen Alle. Sein Darsteller sehnt sich gewiß nicht, wie der von Schillers Sprachschwelgerei müde Matkowsky oft, auf die stumme Bühne des Pantomimus. Das Wort ist Herrn Pallenberg die schärfste Klinge und das gewaltigste Ausdruckswerkzeug, Floret und Beil, Hülse des Seligkeitempfindens und bittersten Leides, Dichterspfand, das Wucherzins trägt wie Scheilocks Dukaten.

Damit soll nicht angedeutet werden, starke Bildwirkung gelinge ihm nicht. In österreichischem Alpenland sitzt vor einer Köhlerhütte, deren Bewohner er, mit Ahne und Kind, Hund und Katze, ausgekauft hat, ein grimmig Alternder; halb Beethoven, halb Affe. Hier stocke ich schon. Empfahl Verstand diese Mischung? Las Herr Pallenberg im bonner Gedenkhaus die Briefe, deren Schrift und Ton den tauben Sänger der Menschenfreiheit, Gattenliebe und Heldengröße als einen bis in Tobsucht wüthenden Hasser, Verachter des Nächsten und Fernsten erweist, und ward er des Willens bewußt, die Prägung des Genius in Thierheit zu verzerren, in hemmunglos schaltendem, kratzenden, beißenden Menschenwesen das Aeffische zu enthüllen, das Oben und Unten, den Gott und das Thier in eine Haut zu kleiden? Gewiß nicht. Er wollte wohl dem Ferdinand Raimund ähnlich sein, der, just vor neunzig Jahren, das Zauberspiel „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" schuf, selbst zum Menschenfeind wurde und 1836 mit einer Terzerolkugel den eigenen Lebensfaden verbrannte. Dessen Laufbahn hatte, wie seine, im Theater der wiener Josephstadt begonnen und steil aufwärts geführt. Den hatte er vielleicht, in Haffners „Therese Krones", irgendwo in der Heimath schon gespielt. Den Schauspie-

ler, der, wie Shakespeare und Molière, selbst sich sein Geisterreich bauen, selbst Menschen hinein zeugen wollte und ein aufrechter Schöpfer war, wo er sich mit gebückten Bürgern, geduckten Bauern begnügte oder Feen, Luft- und Berggeistern, Zauberern das Herz und den Schnabel des Kleinwieners gab. Den Komiker, der sich in Tragoedienwirkung erdreistete und sie, ohne das Rüstzeug gebildeter Sprache, zweimal errang. Fortunatus Wurzel, „der Bauer als Millionär", von dem die Jugend scheidet und der unter den Knochenfingern des von müden Schimmeln auf einem Wolkenleiterwagen durchs Fenster gezogenen Alters zum Greis eintrocknet: nicht ganz unwürdig steht das Bild neben dem der Sorge, deren Anhauch den Doktor und Grundbesitzer Faust blendet. Und wir dürfen an das Gärtchen Philemons und seiner Baucis, an das von Mephistos Gewaltigen verherte Gütchen des Greisenpaares denken, wenn die sechs Stimmen der mit Goldalmosen aus dem engen Paradies ihrer Hütte vertriebenen Köhlerfamilie sich zu dem Wehlied einen: „So leb' denn wohl, Du stilles Haus, wir ziehn betrübt aus Dir hinaus, und fänden wir das höchste Glück, wir dächten doch an Dich zurück!" Wieder muß Naboth seinen Weinberg der Macht Ahabs lassen. „Ach, die guten alten Leute, sonst so sorglich um das Feuer, werden sie dem Qualm zur Beute! Welch ein schrecklich Abenteuer!" „Man trägt sie fort und setzt sie nieder, eh man sich umsieht, stehn sie wieder; nach überstandener Gewalt versöhnt ein schöner Aufenthalt." Weder das singende Wimmern des Thürmers Lynkeus noch Mephistos Trost- und Trugspruch rührt uns so innig wie der Volkston des Sextettes, in dessen Athempausen die Katze miaut, der Hund wehmüthig bellt. Auch Herr von Rappelkopf, der reiche Grundbesitzer, könnte, wie Faust vor seinem Palast, sprechen: „Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub." So spricht er nicht; sondern singt (das „Romantisch-Komische Zauberspiel" erlaubt es) das Programm seiner Menschenfeindschaft in das Abendroth, unter dem die in dunkle Veilchenfarbe getauchten Stämme des Waldes wie Bischöfe unter dem Hochsitz eines Kardinals stehen. „Will nie dem Geschwätze der Weiber mehr lauschen, da hör' ich viel lieber des Wasserfalls Rauschen! Zu Pagen ernenn' ich die vier Elemente, die regen geschäftig die riesigen Hände. Den Westwind ernenn' ich zu meinem Friseur: Der kräuselt die Locken und weht um mich her. Läge die

Tugend verpestet am Boden, tanzten nur Langaus die Kranken und Toten, brauchten die uralten Weiber noch Ammen, stände der Nordpol in glühenden Flammen, schenkte der Wucher der Welt Millionen, würden so wohlfeil wie Erbsen die Kronen, ich bliebe doch lieber im finsteren Haus und lachte die Thorheit der Menschen hier aus!" (Ists nicht unheimlich zeitgemäß?) Drei Strophen, jede von vierzehn Verszeilen: und nicht eine Bewegung. Der Mann sitzt, horcht in sich hinein, gellt das Erhorchte heraus; und scheint in Hohngelächter zu erstarren. „So leb' denn wohl, Du stilles Haus, wir ziehn betrübt aus Dir hinaus!" Wo, zwischen Ruß und Gerümpel, Liebe genistet hat, wird Haß fortan wohnen. Nicht lange. Der menschenfreundlich weise Alpenkönig (nicht weniger mild, doch den Polen der Gottheit und Menschheit näher als Molières Jupiter) schreckt mit Gespenstern, Unwetter, Sündfluth den Rappelkopf aus der vom Blitz entflammten, nun überschwemmten Hütte in einen Baumwipfel, den goldenen Nachen, den Eispalast des Seelenläuterers. Vor vier Zeugen, Feuer, Wasser, Luft und Erde, hat er geschworen, Makel, dessen er bewußt geworden ist, aus seinem Gemüth zu waschen. Sein Aeußeres wird in seines Schwagers verwandelt; der Alpenkönig wird denken und fühlen, wollen und handeln wie der echte Menschenfeind. Der erblickt sich: und zaudert, sich selbst zu glauben. „Das ist nicht mein Ebenbild. Der übertreibt. Das ist ein schauderhafter Mensch. Ich kriege einen ordentlichen Haß auf ihn! Ich möchte mich selbst ohrfeigen, aber auf seinem Gesicht. Das ist gar kein Mensch, sondern ein Teufel." Oder ein Gott, der Seelenblinde im Kristalltempel seiner Erkenntniß heilt und Menschenfeindschaft pensionirt. Rappelkopf hegt sich mit Frau, Tochter, Schwiegersohn in den Frieden nie genossener Häuslichkeit. Alles löst sich in Wohlgefallen. Molières Misanthrop sieht die Tugend zerstriemt und das Laster bekränzt und sehnt aus Celimenens Zimmer sich in Einsiedelei, deren Freiheit das Leben in Ehre verbürgt. Der Oesterreicher läßt den im eigenen Brustfels gewachsenen Quarz im Knallgasgebläse des Zauberspukes schmelzen und formt für sein klingendes Ringlein ein Katzenauge daraus. Trug ihn der goldene Kahn, der Greifenwagen nicht vor das Portal des Gletscherschlosses, das den Alpenheiland herbergt? Neun Jahre nach der Rettung des Rappelkopfes erschießt sich Raimund. Sieben Jahre nach Alcestes

Weltflucht stirbt Molière im Siechbett. Shakespeare hat um (ungefähr) sechs Jahre den Timon von Athen überlebt, den er grinsen hieß: „Gold lockt den Priester vom Altardienst weg; der rothe Sklave färbt noch Aussatz lieblich, schafft Dieben Rang, Macht, Anerkennung und wirbt der abgenutzten Witwe Freier. Sie, deren Eiterbeulen dem Spital Brechmittel waren, duftet von Gold so würzig wie Maienmorgen. Verflucht das Metall, der Menschheit Hure, die gleißend jedes Volk bethört! Doch, Lippen, straft nicht länger, schließt Euch fest; die schlechten Kräuter rode Gift und Pest. Grabt ringsum Gräber, Alles sink' in Nacht. Hülle in Schwarz Dich, Sonne! Timon hat vollbracht.“ Herr Pallenberg schwingt aus Raimunds Leopoldstadt sich bis in den großen Ekel, der für Augenblicke die drei Menschenfeinde der Weltdichtung in Einheit schweißt. Vor der Hütte ist er, auch als Bild, unvergeßlich. Spitzwegs Rappelkopf daneben ein sauberer Knirps. Tüchtige Verstandesarbeit neben dem Traumgeschöpf nie schnarchender Phantasie. Der witzige Kopf wollte dem Rappeligen, des Dichters liebstem Kinde, das Antlitz des Vaters geben. (Das thaten die Spieler stets und überall gern; sogar der sonst bedächtiger kluge Herr Wegener möchte als John Gabriel Borkman dem Henrik Ibsen ähneln: und ahnt nicht, wie arg er Beide verkennt und Beider spottet.) Unter der Bewußtseinsschwelle aber glüht es und kreißt. „Der Komoediant, der mit dem Kasperlvermächtniß Laroches, den pfiffigen Tölpeln, ungarischen Bauern und verschlagenen Böhmen, so selbstherrisch umsprang wie Du, jetzt noch, mit Zawadils herbem Wortspaß, dieser Kollege Raimund hatte ein paar Wesenszüge des Menschenfeindes an sich. Der aber ladet zu weilender Betrachtung nur, wenn sein Schädel die Arche ist, in der keine Hauptart des Geschaffenen fehlt.“ Da sitzt er; halb Beethoven, halb Affe. Warum stockte ich zuvor? Aeffisch mußte der Polterer, Zahnfleischer sein; durchgeistet der in Selbsterkenntniß Pilgernde. Phantasie zwittert das Unten dem Oben, dem Gotte das Thier.

Andere Bildwirkung. In der Farbenwelt des Delfters Vermeer, der die Kupplerin sammt Köder und Kundschaft malte. (Sie ziert den dresdener Zwinger.) Die Heiligen Hallen des Zarathustra-Sarastro-Astralagus, in denen Rache nie heimisch wurde und Liebe in Pflicht zurückführt, versinken, die Zauberflöte und Leporellos Spottweise vertönen. Auf Zweitaktzehen hüpft, vom Gezirp kasta-

nienbrauner Violinchen umschäkert, eine Gavotte aufs Schaubrett; und badet mit Lullys Klängen aus unsernem Ohr die Erinnerung, daß nach verzierter Hofmusik des Vierzehnten Louis die Weltseele Schöpferathem Haydns, Mozarts, Beethovens trank. Bürger Argan, der sich Krankheit einreden ließ, hat sein Töchterchen Louison ausgefragt, ob nicht im Zimmer ihrer älteren Schwester ein Mann gewesen sei. Die Szene stand vor Goethes Greisenauge „als das Symbol einer vollkommenen Bretterkenntniß. Welches Leben und welche Wirkung bringt Molière in diese Examination! Zuerst läßt er Louision thun, als verstehe sie ihren Vater nicht; dann leugnen, daß sie Etwas wisse; dann, von der Ruthe bedroht, wie tot hinfallen; als der Vater in Verzweiflung ausbricht, springt sie aus dem fingirten Tod schelmisch-heiter auf; und gesteht nun nach und nach Alles. Meine Andeutung giebt von dem Leben des Auftrittes nur den allermagersten Begriff; wer die Szene selbst liest, wird darin brauchbarere Lehre finden als in sämmtlichen Theorien." Mit einem hellen, einem trüben Auge lesen wir jetzt die Sätze. Das unkindliche Luischen gab Schiller den Muth, Tells Knaben in Rousseaus Natursehnen und Posas Liberalismus zu schminken. „Giebts Länder, Vater, wo nicht Berge sind? Vater, mir wird eng im weiten Land; da wohn' ich lieber unter den Lawinen. Der Vater trifft den Vogel ja im Fluge: er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes." Längst schmeckt es ranzig. Aus der wirksamsten aller klassischen Kinderszenen, dem künstlichsten Knubben in Molières Höhenwerk kam auch die Technik des Hemmens und Treibens, Knotens und Spannens, die Scribe und Sardou ins Gröbste und Feinste auswalzten und die uns noch den Ibsen der Bernik- und Nora-Zeit fast verleidet. Argan, der das Theaterkind als ein höchst lebendiger Papa ausgehorcht, bedroht und bejammert hat, keucht das Wort (dem bald Flügel wuchsen): „Es giebt keine Kinder mehr!" Und schämt sich, weil er die Pflicht, sich krank zu fühlen, in der Hetze vergaß. Immerhin hat er doch von dem Balg Etwas gelernt: wie man sich tot stellt. Auf den Rath der verschmitzten Magd thut ers, um das Gefühl seiner lieben Frau zu ergründen, die ihn Männchen, Söhnchen, Herzchen, Süßer zu nennen pflegt. Quer und steif liegt er auf dem Krankenstuhl; sorgt schnell noch, daß die Nachtmütze, deren Form einer Mitra ähnelt, nicht über die Ohren rutsche. Die spitzt er; und lauscht „Gott

sei Dank dafür, daß er mich von dieser Last erlöst hat! Was sollte das Gräuel denn auf der Erde? Unbequem, unsauber, ein Ekel; immer ein Klystier oder ein Arzeneimittel im Bauch! Das schnaubte, hustete, spuckte, schalt, belästigte alle Leute und hatte nicht ein Fingerhütchen voll Geist. Ins Bett mit ihm! Und reinen Mund, bis ich, die ihre schönsten Jahre an seiner Seite fruchtlos verseufzt hat, das Geld und die wichtigsten Papiere in Sicherheit habe. Zuerst die Schlüssel!" Sacht! Er hat geblinzelt; steht nun aufrecht und starrt aus runden Augen auf den Haussegen, der in Fluch zerbeizt ist. Einen Satz gewährt ihm der Dichter. „Gut, daß ich Deine Liebe schleierlos sah und das prächtige Loblied hörte, das Du mir sangest; diese Warnung (avis au lecteur) wird mich in Vernunft zurückgewöhnen und von mancher Dummheit abhalten." Nicht einen Naturlaut dem schmählich Enttäuschten. Der Spieler fühlt und denkt für den Dichter. In dem Käfig des einen Satzes schafft er sich Raum zu eindringlichster Darstellung der grausen Erlebnißposse. Noch einmal steift er die Glieder und liegt wie ein Toter: die Aelteste näher und näher zu prüfen. Deren Liebe ist echt und wird zwiefach, von Vaters und Bräutigams Zärtlichkeit, belohnt. Darf Argan krank bleiben? Er ist des Doktorgrades würdig geworden.

Coquelins jüngerer Bruder, der den Parisern nur Cadet hieß, spielte den Argan, den, wie wir vor acht Tagen sahen, letzten Helden, die letzte Rolle Molières, säuerlich, spitzig; nicht ohne Komik, doch ohne Gemüth, also ohne höchsten und tiefsten Humor. Bruder Constant, der als Figaro und Cyrano, als Lakai, Bummler, Abenteurer, Kavalier, als flinke, fein stichelnde Zunge Unnachahmliche, ist, noch als feister Sozietär des Ersten Staatstheaters, auf dem Kinderstühlchen des Wunderknaben Thomas Diafoirus geblieben, mit dessen dünnem Szenenbündel er, unbrüderlich, den Cadet sammt Argans ganzer Zunftsippe totschlug; und hat an Ehrenabenden dann mit den Würdigsten zu der feierlichen Burleske der Doktorsprüfung mitgewirkt und danach die Büste des Dichters, des Hausgottes bekränzt. Solche Huldigung wird unnöthiger Tand, wo Herr Pallenberg der Argan war, vor dessen drollig nackter Kernmenschlichkeit alle Götzen der Romanenbühne sich in Mauslöcher, in den Nachttopf des Klystierspritzers Fleurant verkriechen müßten. Kein Blick und kein Ton, weder die Haltung noch eines Gliedes Rhythmus erinnert an Zawadil oder Rappelkopf, die durch

ein Weltmeer getrennten Raunzer aus den „im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern“. Der Grundherr schien größer, der Schützer der Schimekischen von härterem Knochenbau als Bellinens Süßer. Süß ist er noch (wie ein im Schaufenster angestaubter Bonbon); schiebt das weiche, himbeerroth wider Krankheitverdacht zeugende Schnäuzchen vor, die Lüfte, den lieben Mund all der Medizinflaschen, seiner stummen Freundinnen, zu küssen; und wird vom Treubruch der Frau, von Erkenntniß der Schmarotzer und Leibvergifter nicht bitter. Fehlt ihm die Galle, deren Saft der Ekel, das Seelenerbrechen in den Magen des Menschenfeindes trieb? Wie eine Mastleber im eigenen Fett: so schwimmt das von Stubenluft speckig blasse Närrchen in Güte. Die hat Allen, hat Alles geglaubt und lernt nicht den Trügern zürnen. Ein Franzos aus der Hauptstadt des Königs Sonne? Eher ein Russe aus den Bezirken der Schwarzerde, ein Großonkel Oblomows. Irgendwas Slawisch-Orientalisches ist in dem Kleinen. Im Ost wäre er in Kyrills Apostelkirche, zur Cypressenmaria von Czenstochowa, zum nächsten Wunderrabbi gepilgert. Im Westen hing sein Glaubensdrang sich an Doktor und Apotheker. Unter blöd frommem Auge wieder ein Thiergesicht: eines Milchferkels, dem die Jahre nicht die Kopfformen verplumpten. Weiter. Ist Harpagon Fuchs oder Dachs, Habicht oder Fahlgeier? Noch er, noch die Vogelscheuche des Hausmeiers Sternheim ein Mensch. Mit seinem Widerspruch: ein Prunkeinband lockt ihn in gemeinen Diebstahl und der nach Glitzerpomp wie Andere nach Jungfernfleisch Geile herbergt seinen Reichthum zwischen kahle, vom Schwamm zerfressene Wände. Ein Kranker. Dem Wollust ist, von Goldesallmacht sich mißhandeln zu lassen. Das klinische Bild so häßlich, von valeurs der Zeichnung und Farben eben so üppig strotzend wie das von Rossi aus Delavignes, des Angstromantikers, übertischtem Theaterschmaus aufgefangene, dem der Umordner den Titel „Louis der Elfte“ erhielt. Der in der Schule Modenas und der Ristori gereifte Italer, der in allen Hauptstädten Europas die in Regeln Gedrillten und die trotzig der Tabulatur Spottenden in neue Spielweise, in verwegene, der Frau Hensel selbst, den Fleck, Wilhelm Kunst, Ludwig Devrient unvorstellbare Wildheit aufspornte und von dem alles deutsche Tragoedenthum des letzten Halbjahrhunderts, von Sonnenthal und Robert bis auf Kainz und die lebenden Herren Moissi und

Wegener, abstammt, ging an die Klassiker wie an eine „Novität“, nicht aus dem Vorurtheil Eines, dem sie der Lehrer verekelt, mindestens in Ehrwürde erkältet hat: und trug in Garben drum duftende Blüthen aus Gartenland heim, das Deutsche schon dürr, lange versandet wähnten. So schritt, unbefangen bis heute, aus den Mulden der wiener Posse und Operette unser Menschenfeind, Hypochonder, Geizgier auf Kuppen, in Zauberhaine, durch Feenparks, über das Geröll dampfender Teufelskrater. Hat er, wie der durch Wuchs, Stimme, erhebende und zermalmende Majestät, Mannesanmuth, durch die Vermögensbreite des Ausdruckes ihm Ueberlegene, das Phantasmoskop, den metallenen, unzerbrechlichen Spiegel, der alles Geschehen, über, auf, unter der Erde, alles Gewesene und Künftige zu schauen erlaubt? Mancher dünkelte sich einen Dionysos: und hielt, statt des Wunderzeugers und Gottheitspenders, nur ein Blinkscheibchen, Gußwerk, in der Hand.

Lieder singen Dich nicht;
sie, alle, enden wie Nachhall
fernster Zeiten von Dir.

Namen nennen Dich nicht;
Dich bilden Pinsel und Griffel
sterblicher Künstler nicht nach.

Wäre des Herzens Empfindung
nur hörbar: jeder Gedanke
wäre ein Hymnus von Dir!

In dem Cirkus, als dessen Stammgast, in der „Burlesken Tragoedie“, als deren Erleider Herr Karl Hauptmann, auf der Bühne Gerharts tief beschatteter Cadet, uns den mächtigen, steinreichen Erfinder Tobias Buntschuh zeigt, fisteln kletterlustige Clownstimmen zur Zither diese Verse. Wem singen sie? Und was erfand, erfindet Tobias? Da ist er. Ein buckeliger Zwerg mit dünnen Beinen und langer Nase. (Wie ein nachgeborener Sohn Hoffmanns oder Poes steht, im Frack, mit Cylinder und Monocle, schwarz und quittengelb, Herr Pallenberg zwischen den Falten des grellrothen Vorhanges. Dritte Bildwirkung; noch stärker als Rappelkopfs in der Abendgluth grundlosen Menschenhasses, als Argans, der entsetzt und nun thierhaft selig aus Scheintod aufblinzelt.) Was trieb ihn aus der Manege? Eine Drahtseiltänze-

rin, die er oft bewirthet und, wie ein Inderfürst, beschenkt hat, ist gestürzt, ein unschuldig entkleidetes Schlangenmädchen, das für sie einsprang, von der Menge in schrillem Jubel zum Liebling erkürt worden. Sucht er die kundige Gewährerin theuren Glückes oder das Jungfräulein im Scharlachtricot? Vergehendes oder Werdendes? Die Gefallene hat Lottchen Grasmücke, die der Zettel Radiana nennt, in den Kehlkopf gekniffen, auf den überdielten Sand geschleudert, als könnte sie den Stern, der mit so frecher Schnelle aufglühte, von ihrem Himmel schütteln. „Aas!" kreischt die beschimpfte Unschuld; wickelt den nur von Seidenmaschen, allzu eng, umspannten Leib in einen bunten Mantelfetzen und stürmt in die Nacht. Buntschuhs einziger Freund, der Mitesser an jedem Tisch seiner Freuden, ist hinterdrein gelaufen. „Ich durchschaue diese animalische Tücke. Ich durchschaue Alles. In welches verfluchte Rattenloch haben sich denn die Beiden jetzt mit einander hinverkrochen? Das möchte ich nur wissen." Ein Jüngling mahnt die dicke Mama, die Abfahrt des Erfinders, mit zwei großen Fackeln am Wagen, nicht zu versäumen. Die Clowns fisteln: „Jeder Gedanke wäre ein Hymnus von Dir!" Von Radiana, der reinen Maid, die, vom Hals bis zur Sohle in Tricot, das Geringel der Schlange nachahmt? Tobias kennt sie. Neugier und die Fährte des Freundes, der dem vom Wunsch schwärmender Cirkusmädel Gesalbten gleicht, trieb das stille Ding in den Park, den Gartensaal des Schlosses. Schmuck will es nicht; läßt sich nicht einmal von den Deckengemälden reizen, „worauf die genialen Erfindungen des Herrn Tobias Buntschuh in allegorischen Gestalten verherrlicht sind"; und sträubt sich vor dem Auto, als praßle drin Fegefeuer. Nabobs Sehnsucht streckt die Arme und ächzt: „Ich bin so zärtlich!" Schon fort. Nun, abends, wieder fort; wieder mit Philippchen Wendelborn? Nein. Das allsichtige Genie durchschaut nichts; und wittert animalische Tücke, wo es, in Arena und Schloß, nach schimmelnden Ideen riecht. Hier ist nicht Cirkus: nur ein Gymnasion, das Begriffe schmeidigt, Gefühle turnen lehrt und Buckelzwergen die Weihstätte des Körperkultes scheint; vielleicht gar das Eden, dessen Seidenboas, zwischen den Bäumen des Lebens und der Erkenntniß, in zierlich einladender Krümmung des Verführers, nicht zu Verführender, harren. Hier ist auch nicht Drama, weder Burleske noch Tragoedie: nur ein liebens-

würdiger Poet, der allerlei Schmerz und Gelüst, Entsagung und Begierde greifbar gestalten möchte und mit zitterndem Finger unsicheren Kontur in verschwebenden Nebel malt. „Der Hexenmeister Tobias, der winzige Spinnenleib mit den großen Mutteraugen, der ewig Ungestillte, ums Leben Betrogene, Tobby, der seine Arme ausstreckt nach dem Tröpflein Seligkeit Gottes und greift immer nur in die leere Luft. Ich werde schon noch klar machen, daß ich auf Erden der schönste Mann bin! Ich werde die höchste Macht gewinnen, werde alle Kräfte des Weltalls beherrschen. Was nutzt denn all dieses Glauben und Lieben und Meinen? Der Scharfsinn macht Reichthum, Reichthum macht fröhlich. Ich werde die irdischen Goldmühlen drehen, auch die große Sonne wird mein Mahlochse sein; ich bin schon heute der kühnste Beherrscher, ein ganz anderer noch als der König Salomo. Ich werde mir mit meinen Erfindungen gewiß noch die letzte Seligkeit gewinnen. Engbrüstig bin ich, verseucht mit mißgestaltetem Leib, eine quarrige Stimme ist mein Theil; auch Scharfsinn. Noch in der Todesminute werde ich die Zahl der Sekunden erjagen, die ich lebte." Er schluchzt in den Schoß der Mutter. Kniet vor dem Grasmückchen, das er eine Nacht lang auf der Straße, vergebens, zu haschen gehofft hat; rutscht ihm auf den Knien nach und scheucht es dann, weils ihn nicht lieben, nicht das eiskalte Herz streicheln will, mit rohem Hohn in die Spelunke zurück. Doch heute ist Geburtstag, Bürgermeister sind, Minister angesagt. Ein Gestöhn schnell noch. „Warum, Mutter, hast Du mich nicht mit lauter Liebe erfüllt, daß ich nur Liebe säte und Liebe erntete?" Philippchen striegelt ihn glatt. Heißt ihn Martyrer, Menschheitbeglücker; redet ihn muthig. „Ich werde mit meinem Genie gewiß noch die letzte Seligkeit der Menschen erfinden. Ich bin doch auf Erden der Gott!"

Wem huldigt das Clownlied? Was erfand Tobias Martyr? Weshalb beguckt er, wenn Trübsal grau, mit bräunlichem Schlammsaum, aufschäumt, sich in dem Silberspiegel, der ihm doch nur die gelbe Wüste des von Zwinkeraugen wie von verstümmelter Sphinx bewachten Antlitzes zeigen, das alte Jammerbild wiederholen kann? Welchen Geheimnißgipfel lüftet die Schlußvorschrift, die zur Geburtstagsfanfare acht Bläser mit langen, spiegelnden Silbertuben in eine Reihe weist? Welchen lehrt es uns lüften? Bis in das Treppenhaus, in den Umkleideraum der Kunstreiterin

Allegorien und Symbole. Dazwischen der quarrende, kreischende Zwerg. Wieder rettet der Spieler den Dichter (von dessen innigem Bildnerverlangen dieses Stück, unausgereiftes Nebenwerk, nicht die ziemliche Vorstellung giebt). Und hier hilft Herr Pallenberg nicht nur über die pulslose Oede eines Hauptsatzes hinweg. In ihm ist alles Leid der Mißgestalt, die vereinsamt; aller Ingrimm des Nothkindes, das sich durch kantiges Leben geknufft hat und auf der Zinne, mit Narben und Beulen, noch von Erinnerung keucht; die scheue Zärtlichkeit, die vor dräuendem Fluch der Lächerlichkeit in ihre Stachelschale zurückkriecht; Verstandeshitze, die in Gefühlsgluth hinströmen und in den Sinnen des begehrten Weibes das Erz der Naturwehr schmelzen möchte. Merkwürdig ist auch, wie entsetzlich echt der noch junge Künstler die Müdheit und Ohnmacht des von Geistesarbeit bis in den tiefsten Born Erschöpften darstellt; mit welcher sorglosen Nachtwandlerruhe er, ohne sich an das schwanke Wortgitter zu klammern, über den Sumpf, durch das Moor verwester Romantikerbegriffe schreitet; und früh das Gefolge in die Ueberzeugung bannt, in Tobbys reinlichster Zelle sei Etwas vom Hauch des Genius zu spüren. Er baut, Stein auf Stein, die Mauer hoch, hinter der wir Vorgang, Innenereigniß vermuthen sollen, doch niemals erblicken, thürmt dadurch auch den Wunsch, in das Geheimniß, endlich, zugelassen zu werden; und reißt uns in die Sphäre einer Persönlichkeit, die nur von seiner Gnade Lebensfarbe empfing und von Thor und Fenster des Verstandes aus nicht begreifbar ist. Wieder wird Kosmos. Das Oben und Unten. Der Gott und das Thier. In hemmunglos schaltendem, kratzenden, beißenden Menschenwesen das Aeffische entschleiert. Lieh ihm das Phantasmoskop solche Sehkraft? An Buntschuhs Silberspiegel, den in der Tasche und die acht auf den Tuben, glaube ich nicht. Die ließ ihm, nach der Weisung des Schwarzkünstlers Agrippa von Nettesheim, wohl der Kleinodienschmied Wendelborn machen. Den Spiegel, der alles, in allen Welten, über, auf, unter der Erde, Geschehende, Alles, was war und sein wird, in sein Metallauge faßt, hat Dionysos den Schöpferseelen vererbt; und unverdrängbar eingebürgertes Fremdwort nennt ihn Phantasie. Singt ihr der Clownchor? Sucht Tobias sie in Retorten und Ziffernschwadronen, bei dem Eros neben dem Pferdestall? Wer sie im Fabrikbetrieb herstellen, auch nur gegen Bezugscheine liefern könnte, wäre der Menschheit sicherste Hoffnung und auf Erden der Gott.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bergmann-Elektricitätswerke, Aktiengesellschaft, Berlin N. 65.

Bilanz am 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	pf	M	pf
Fehlende Einzahlung auf Aktienkapital			4 250 000	—
Grundstück			3 969 040	78
Gebäude			10 574 948	42
Maschinen			2	—
Werkzeuge			2	—
Fabrik-Utensilien			2	—
Modelle und Konstruktionen			2	—
Mobilien			2	—
Kriegsausrüstungen			2	—
Patente			2	—
Beteiligungen			7 854 799	41
Effekten			18 540 487	60
Wechsel			329 817	—
Kassa			63 272	17
Bank-Guthaben			16 386 191	34
Debitoren			33 273 388	42
Lieferungs-Kautionen			265 551	77
Waren-Bestände			20 246 063	39
Bürgschaftsschuldner	3 120 771	60		
			115 753 571	30

Passiva.	M.	pf	M	pf
Aktienkapital			52 000 000	—
Reservefond			17 627 092	48
Spezial-Reservefonds			100 000	—
Hypotheken			81 640	18
Obligationen			19 795 000	—
Ausgeloste Obligationen			16 725	50
Obligationszinsen			142 537	50
Dividenden (noch nicht eingelöst)			20 200	—
Kreditoren			8 770 124	61
Akzepte-Konto			112 175	—
Rückstellung für Verpflichtungen aus 1916			1 512 764	21
Rückstellung für Aktienstempel			191 250	—
Talonsteuer-Reserve			194 000	—
Kriegsreserve			4 468 023	46
Waren-Rücklage			1 000 000	—
Wohlfahrts-Einrichtung			525 000	—
Bürgschafts-Gläubiger	3 120 771	60		
Gewinn- und Verlust-Konto			9 197 044	96
Hiervon:				
Rückstellung für Talonsteuer	60 000	—		
Zuwendung an uns. Wohlf.-Einrichtung f. Beamte u. Arbeiter	500 000	—		
Zuwendung für Kriegswohlfahrtszwecke	100 000	—		
Rücklage für Kriegsreserve einschl. Kriegsgewinn-Steuer	2 650 000			
4% Dividende auf M. 47 750 000.—	1 910 000	—		
10% Tantieme an den Vorstand	349 390	24		
8% Tantieme an den Aufsichtsrat	279 512	20		
6% Mehrdividenden auf M. 47 750 000.—	2 865 000	—		
Vortrag auf neue Rechnung	483 141	62		
	9 197 044	96	115 753 571	30

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1916.

Soll.	M.	pf	Haben.	M.	pf
General-Unkosten	4 050 794	89	Vortrag aus 1915	398 232	54
Abschreibungen	6 326 845	58	Geschäfts-Gewinn nach Abzug der Fabrik-Unkosten	19 176 451	99
Bilanz-Reingewinn	9 197 044	06			
	19 574 684	53		19 574 684	53

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Juni 1917.

Kriegssonnenwende.

Krebs.

„Gott erhalte unsern Kaiser und in ihm das Vaterland!“ In der wiener Kaiserburg hallt durch das Bogengewölb des Schweizerhofes Haydns Reichshymne und hundert Lippen summen die Anfangsworte des platten Textes, den 1848, als Franz Joseph auf den Thron gestiegen war, Grillparzer neuem Bedürfniß angepaßt hat. Dem Bedürfniß des neuen Oesterreich, dessen Geburt selbst die Nüchternsten damals im Ton froher Hoffnung verkündeten. Prokesch, der fünfzehn Jahre lang Oesterreichs Gesandter in Athen gewesen war, schrieb aus der Heimath: „So schwierig unsere Lage ist, ich hoffe das Beste. Der Glaube an das neue Oesterreich muß außen erst festgestellt werden. In Petersburg ist ers schon, in Paris ist man auf dem Weg dahin, in London wird man es begreifen müssen. Unser schwierigster Punkt ist ohne Zweifel Berlin; doktrinäre und revolutionäre Intrigue und palmerstonische Schwindelei haben dort guten Boden. Heute, am vierten März 1849, ist ein großes, heilsames Werk vollbracht worden. Der Kaiser hat soeben die Auflösung des Reichstages und die Verfassung unterzeichnet. Heil den wackeren Ministern, die den Muth zu diesem nothwendigen Schritt fanden! So verblendet waren die Kerls in Kremsier (der Stätte des Reichstages), daß sie noch ohne Unterlaß in revolutionärer Richtung forttrottel-

ten, in albernen Interpellationen sich gefielen, den Schritt nach Möglichkeit rechtfertigten. Ich befürchte von dem Eindruck der Auflösung nichts. Die Oeffentliche Meinung erwartet schon lange, was heute geschah. Mit der Proklamation bin ich nicht ganz zufrieden. Die Verfassung ist so gut, wie die Eile erlaubte. Oben ist es hell, aber der Zopf noch in allen Bureaux. Ein neues Geschlecht muß heranwachsen. Hinter meinen Wünschen für Oesterreich bleibt noch viel, sehr viel; aber vielleicht sind meine Wünsche nicht richtig. Auf Erden kann es für mich keinen unangenehmeren Posten geben als Berlin (wohin Fürst Felix Schwarzenberg ihn schicken will). Das Klima elend, die Menschen anmaßend, der König nicht der Reiter, sondern das Pferd, allüberall Salonoberflächlichkeit; und so weiter. Aber wenn ich dem Fürsten wirklich in Berlin dienen kann, so unterziehe ich mich dieser Aufgabe. Ich fürchte mich davor im Grunde nicht, weil ich einen Soldatenrock trage und ein kräftiges Kabinet hinter mir habe. Es handelt sich nicht mehr um Schleichen und Beugen; wir müssen aufrecht stehen und ohne Anmaßung, aber offen, reden. Die Epoche der Halbheit und des Scheindienstes ist vorüber; sie war es, die uns an den Abgrund geführt hat." Nach der Ankunft in Berlin: „Der erste Eindruck ist wenig erfreulich. Häuser und Menschen kalten Anblickes. Mit meiner Aufnahme kann ich zufrieden sein: sie ist gründlich schlecht." Am sechzehnten März speist er im charlottenburger Stadtschloß bei Friedrich Wilhelm dem Vierten, der ihm sagt, die vom frankfurter Parlament dem König von Preußen angebotene Kaiserkrone, „diese Schweinekrone", werde er, natürlich, nicht annehmen; der erste Platz in Deutschland und die Kaiserkrone gebühre nur Oesterreich, dessen Reichsfeldherr er sein wolle. Wiens lange umwölkter Himmel hellte sich wieder auf. Von Freude, dem schönen Götterfunken, erglühte in ihren Windeln die junge Freiheit. Alexander Bach schrieb als Minister des Inneren an die politischen Behörden: „Ich kann nicht eindringlich genug empfehlen, für die wahre Oeffentliche Meinung ein offenes Ohr zu haben, Jedermann zugänglich zu sein, in der Behandlung der Geschäfte selbst die größte Einfachheit und Schnelligkeit durchzuführen und alle Vielschreiberei zu beseitigen, durch die Redlichkeit der Absichten und Lauterkeit der Mittel der Regirung Vertrauen zu erwecken und zu verdienen. Das Gesetz muß heilig sein, es mag der Staatsgewalt als Waffe

oder dem Einzelnen als Schild dienen." Franz Joseph selbst sprach: „Das Bedürfniß und den hohen Werth freier, zeitgemäßer Institutionen aus eigener Ueberzeugung erkennend, betreten Wir mit Zuversicht die Bahn, die Uns zu einer Heil bringenden Umgestaltung und Verjüngung der Gesammtmonarchie führen soll. Auf den Grundlagen der wahren Freiheit, der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches und der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung wird das Vaterland neu erstehen, in alter Größe, aber mit verjüngter Kraft." 1849. Ein junger, stattlicher Kaiser, der den Namen des Volkslieblings Joseph dem Franzens gesellt hat. Aller Herz und Hoffen hängt zärtlich sich an seinen Lenz.

„Wenn sein letzter Pulsschlag leiser, schau' er segnend noch zurück!" Nach achtundsechzig Regentenjahren ist der Puls Franz Josephs verstummt. Und wieder soll, endlich, ein junger Herr vom Thron herab das erste Wort zu Oesterreichs bunt wimmelnder Menschheit sprechen. Der Sohn des schönen, wilden Erzherzogs Otto und der Sachsenprinzessin Maria Josepha. Ein harter Vormittag für die Burgwache, die in Kriegstracht, mit Eichenlaub an der Kappe, aufgezogen ist und nach kurzen Pausen immer wieder dem Ruf gehorchen muß: „Rechts schaut!" Oft heißts auch: „Gewehr heraus!" Der Generalmarsch erklingt und die Fahne wird gesenkt. Kein Neunundneunziger mag in der Wachtstube hocken; allzu viel giebts draußen zu sehen. Kirchenfürsten, Generale, Minister, Diplomaten, Häupter des Polenadels, Abgeordnete, Mitglieder des Herrenhauses, österreichische und ungarische Garden, Czechen, Italer, Slowenen, Kroaten, die ganze Völkerkarte der cisleithanischen Reichshälfte. Burggendarmes weisen den Weg auf die rechte Stiege, in den Thronsaal. Durch Prunkgemächer gehts, an Wundern der Gobelinkunst, an Gedenkmalen vorüber, die an die Tage Maria Theresiens, des Prinzen Eugen, des Erzherzogs Karl erinnern. Im großen Ceremoniensaal hängen, wieder zwischen schönen Gobelingreifen, ihre Bilder. Das glitzert von Gold, Kristall, Marmor; leuchtet von allen Farben. Hofdiener in rothem Goldbortenrock, Atlaskniehosen und weißen Strümpfen; roth auch die Malteser und purpurn die Kardinale; Heerführer in weißem oder grauen Waffenrock; polnische Fürsten, Grafen, Barone im Pompgewand und Pelz der Slachta; Priesterkutten und

Uniformen jeder Farbe; Geheime Räthe und andere „Excellenzherren“ im Frack mit üppiger Goldstickerei; Abgeordnete in schlichtem Schwarz und Bauern im bunten Landkleid; Tuch, Sammet, Seide, Brokat; Orden und Bänder aller Formen und Farben; dicht neben dem Veilchenkleid eines Bischofs der grell bestickte Kittel eines hannakischen Bauers. In diesem Burgsaal ist Oesterreich. Aus den Seitenlogen betrachten wienerisch hübsche und elegante Frauen das Schauspiel. Elf Glockenschläge. Ist zwischen den Pairs der Rechten, den Volksvertretern der Linken die Parquetgasse auch nicht zu schmal? Alles in Ordnung. Dreimal klopft Oberceremonienmeister Graf Choloniewski mit dem goldenen Stab auf die dunkelbraune Diele. Kaiserin Zita, die fünfundzwanzigjährige Bourbonin von Parma, in Moosgrün, des Kaisers Mutter in Stahlblau, die Erzherzoginnen, kleine Mädchen und Knaben. (Die Kinder Franz Ferdinands sind, aus zwiefach triftigem Grund, fern geblieben.) Vom Burgplatz her tönt leis die Reichshymne. „Der Du Kronen hältst und Häuser, schirm' ihn, Herr, mit starker Hand, daß, ein Guter und ein Weiser, er ein Strahl von Deinem Blick!“ Graf Clam-Martinic, der Präsident, und die anderen Minister. Der Erste Obersthofmeister Prinz Konrad Hohenlohe, Oberst-hofmarschall Graf Zichy, Oberstkämmerer Graf Berchtold, Generaladjutant Prinz Lobkowitz; vier Politiker, die auf der Reichszinne standen. Wer solche Männer ins Amt Oberster Hofchargen ruft, die besten Köpfe stets um sich haben will, ahnt mindestens, welche Riesenlast seinen jungen Schultern aufgebürdet ward. Kaiser Karl; in Marschallsuniform, den Generalshut mit dem grünen Federbusch in der Hand. Der Schreitende lächelt froh unter dem Jubel, der ihn umbraust. Vor dem goldenen Sessel, dem von Straußfedern gekrönten Baldachin aus purpurnem, mit Gold durchwirkten Sammet steht er, um ihn die Erzherzoge, Minister, Hofwürdenträger, Garden mit vorgereckter Säbelklinge; setzt sich, bedeckt das Haupt und liest die Thronrede, sein erstes Herrscherbekenntniß. Liest mit weicher, heller Stimme, in der Oesterreichs Anmuth zähem Sachsenwillen vermählt scheint. „Rechts schaut!“ Noch klingt das Hofkommando im Ohr. Aus dem Rahmen von Gold, Kristall, Marmor, aus dem Behang von Brokat, Seide, Sammet und Kunstgewebe noch höheren Werthes hebt rechts sich die Schaar der Fürsten, Kirchenhäupter, Grafen, Generale, Ge-

heimen Räthe, des Schwert-, Grund-, Beamtenadels aus uralter Habsburgerzeit. Da fällt von der Lippe des noch nicht dreißigjährigen Kaisers, des Apostolischen Königs von Ungarn, der sich auch König von Jerusalem, Herzog von Lothringen, Großwojwoda von Serbien nennen darf, da schallt aus dem Munde der Kaiserlich und Königlich Apostolischen Majestät das Gelöbniß, in seinen Ländern solle fortan „der Geist wahrer Demokratie“ herrschen. Wanken die ehrwürdigen Mauern nicht? Verbleicht nicht der Funkelpomp wie Märchenpracht, die vor dem Zorn eines Zauberers in fahle, kahle Oede einschrumpft? Entfliegt der Doppelaar nicht himmelan? Bebt in der Kapuzinergruft nicht des Erzhauses Gebein? Der Hofbericht meldet lange anhaltenden Beifallssturm.

„In der treuen Mitarbeit des Volkes und seiner Vertreter erblicke ich die verläßlichste Stütze für den Erfolg meines Wirkens; und ich meine, das Wohl des Staates, dessen glorreicher Bestand durch das feste Zusammenstehen der Bürger in den Stürmen des Weltkrieges bewahrt wurde, kann auch für die Zeiten des Friedens nicht sicherer verankert werden als in der unantastbaren Gerechtsame eines reifen, vaterlandliebenden und freien Volkes. Ich vertraue darauf, daß die Erkenntniß Ihrer ernsten Verantwortung für die Gestaltung der politischen Verhältnisse Ihnen, meine geehrten Herren, die Kraft verleihen wird, vereint mit mir bald die Vorbedingungen zu schaffen, um im Rahmen der Einheit des Staates und unter verläßlicher Sicherung seiner Funktionen auch der freien nationalen und kulturellen Entwickelung gleichberechtigter Völker Raum zu geben. Aus diesen Erwägungen habe ich mich entschlossen, die Ablegung des Verfassungsgelöbnisses dem hoffentlich nicht fernen Zeitpunkt vorzubehalten, wo die Fundamente des neuen, starken, glücklichen Oesterreich für Generationen wiederum, nach innen und außen, fest ausgebaut sein werden. Schon heute aber erkläre ich, daß ich meinen theuren Völkern immerdar ein gerechter, liebevoller und gewissenhafter Herrscher sein will, im Sinn der konstitutionellen Idee, die wir als ein Erbe der Väter übernommen haben, und im Geist jener wahren Demokratie, die gerade während der Stürme des Weltkrieges in den Leistungen des gesammten Volkes, an der Front und daheim, die Feuerprobe wunderbar bestanden hat. Unsere Mächtegruppe wird von der festen Ueberzeugung geleitet, daß die richtige Friedensformel nur

in der wechselseitigen Anerkennung einer ruhmvoll vertheidigten Machtstellung zu finden ist. Das fernere Leben der Völker sollte nach unserer Meinung von Groll und Rachedurst frei bleiben und auf Generationen hinaus der Anwendung Dessen nicht bedürfen, was man das letzte Mittel der Staaten nennt. Zu diesem hohen Menschheitziel vermag aber nur ein solcher Abschluß des Weltkrieges zu führen, wie er jener Friedensforderung entspricht. Das große Nachbarvolk im Osten, mit dem uns einst alte Freundschaft verband, scheint sich, in allmählicher Besinnung auf seine wahren Ziele und Aufgaben, jetzt dieser Anschauung zu nähern und aus dunklem Drang heraus eine Orientirung zu suchen, die die Güter der Zukunft rettet, bevor eine sinnlose Kriegspolitik sie verschlungen hat. Wir hoffen im Interesse der Menschheit, daß dieser Prozeß innerer Neugestaltung sich bis zu einer kraftvollen Willensbildung nach außen durchringen und daß eine solche Klärung des öffentlichen Geistes auch auf die anderen feindlichen Länder übergreifen wird. Wie unsere Mächtegruppe mit unwiderstehlicher Wucht für Ehre und Bestand kämpft, ist und bleibt sie Jedem gegenüber, der die Absicht, sie zu bedrohen, ehrlich aufgiebt, gern bereit, den Streit zu begraben. Und wer, darüber hinaus, wieder bessere, menschlichere Beziehungen anbahnen will, Der wird auf dieser Seite gewiß ein bereitwilliges, vom Geist der Versöhnlichkeit getragenes Entgegenkommen finden. Wir bleiben aber bereit, ein gutes Kriegsende, das wir gern dem Durchbruch der Vernunft danken möchten, nöthigen Falls mit der Waffe zu erzwingen. Die gesammte Bevölkerung hat in schwerer Zeit die Erwartungen, die der Staat in sie zu setzen berechtigt war, nicht nur voll erfüllt, sondern übertroffen; sie darf im Staat keine Enttäuschung erleben. Nur ein planvolles Zusammenwirken von Staat und Gesellschaft vermag die geistigen und materiellen Kräfte bereitzustellen, welche die Durchführung unserer großen Aufgaben fordert. Ich zweifle nicht, daß die sittliche Verjüngung, die das Vaterland aus dem Weltkriege geschöpft hat, unser gesammtes staatliches Leben durchdringen und sich auch in den Arbeiten der Volksvertretung widerspiegeln wird. Es ist ein großer Augenblick, der den neuen Herrscher zum ersten Mal mit den Vertretern des Volkes zusammenführt. Die gemeinsame innige Liebe für das Vaterland, der gemeinsame feste Wille, ihm bis zum Aeußersten zu dienen,

sei die Weihe dieses Augenblickes. Möge er ein Zeitalter blühenden Aufschwunges, der Macht und des Ansehens, des Glückes und Segens für meine geliebten Völker einleiten. Das walte Gott!"

Kaiser Karl steht; jung und schlank. Noch flattern, von der erregenden Anstrengung langen Lesens, die Nasenflügel. Die Stirn ist nun frei. Das Auge, die Lippe des Schreitenden, dessen Hand den Hut mit dem grünen Federbusch hält, scheint den Jubel zu schlürfen, der ihn im Saal, später auf der Bellariatreppe, im Burghof umbraust. „Laß in seinem Rathe sitzen Weisheit und Gerechtigkeit, Sieg von seinen Fahnen blitzen, führt das Recht ihn in den Streit; doch verschmähend Lorberreiser, sei der Friede, sein Geschick: Gott erhalte unsern Kaiser, unsre Liebe, unser Glück!" Wieder wogt Haydns feierhaft fromme Hymne auf und wieder drängt eine Strophe des (nicht einmal grammatisch haltbaren) Gedichtes sich ins Bewußtsein. Der Kaiser, dem es 1848 erklang, hat nicht jedem Krieg, wie dem in der Krim geführten, auszubiegen vermocht; hat, ohne gierig je nach Lorberreisern zu langen, Venetien und die Lombardei, das Recht auf die Elbherzogthümer, Habsburg politische Vorherrschaft in Deutschland, die wirthschaftliche in Südosteuropa verloren und als fast völlig schon Vollendeter den Krieg Belgiens, Englands, Frankreichs, Italiens, Japans, Montenegros, Portugals, Rumäniens, Rußlands, Serbiens gegen seine Reiche erlebt. Karls Morgenglück war dadurch verbürgt, daß er auf diesen Uralten folgte. Und woher droht ihm die nächste Gefahr? „Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen in ihre Herzen tief zurück und fesselt dort sie ein. Der Anblick aber eines neuen Fürsten befreit die lang gebundenen Wünsche. Im Taumel dringen sie hervor, genießen übermäßig, thöricht oder klug, des schwer entbehrten Athems." Der graue Polymetis sprichts zu Goethes Elpenor; hehlt dem Knaben, dem Schmeichelei schon lieblich klingt, auch nicht noch härtere Wahrheit. „Du wirst nicht Glückliche allein beherrschen. In stillen Winkeln liegt der Druck des Elends, der Schmerzen auf so vielen Menschen. Verworfen scheinen sie, weil sie das Glück verwarf; doch folgen sie dem Muthigen auf seinen Wegen unsichtbar nach und ihre Bitte dringt bis zu der Götter Ohr. Geheimnißvolle Hilfe kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren zu Gut." Im Rath des jungen Kaisers von Oesterreich scheint gerechte Weisheit zu

sitzen: sonst hätte die Apostolische Majestät, hätte der Sohn des erzkonservativen Fürstengeschlechtes sich nicht entschlossen, Rußlands Revolution als ein heilsames Ereigniß zu begrüßen und sich, wie vor ihm nur der große Papst Leo, der dreizehnte, that, im hellen Licht einer Staatsaktion dem Geist wahrer Demokratie zu verloben. Daß die Wände der Hofburg dieses Gelübde so bald hören werden, hat kein Oesterreicher, kein Ungar geglaubt. Nun haben die Großen des Hofes, des Reiches ihm zugejauchzt. Sind die Liechtenstein, Schwarzenberg, Hohenlohe, Fürstenberg, Lobkowitz, Zichy, Sapieha, Lubomirski, Apponyi, Berchtold, Larisch, Thun, Esterhazy, Czernin, Clam-Martinic von schlechterem Adel, dem Staatsgedanken weniger treu als unsere Heydebrand, Hertzberg, Mirbach, Salm, Westarp, denen Robert Cecil, ein Enkel Burleighs, in Westminster den Spott über junkerliche Rückständigkeit ans Kleid flickt, weil sie schon in dem allzu zimperlichen Tasten des Verfassungausschusses etwas an Ruch des Hochverrathes Erinnerndes wittern? Steht der Generaladjutant Prinz Lobkowitz, Paars Nachfolger, etwa als ein rother Revolutionär neben dem an Ahnen nicht so reichen Hofgeneral, der Herrn von Bethmann nicht verzeihen will, daß er seinem Kaiser und König die Verkündung der Osterbotschaft rieth? Und will, allein in Europa, Preußen dem Rade des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam rollt, sich entgegenstemmen, mit Menschenarm in seine Speichen greifen? Karls erste Thronrede, die von der Aera Franz Josephs nicht zu laut spricht, von Sieg, Einheit, Reichsstärkung noch leiser sprechen könnte, ist gütig und deshalb klug; Verheißung und beinahe schon That. Sie wiederholt das Wesentliche aus dem vielfach von Unverstand geschmähten Programm des Präsidenten Wilson, zu dem sich ja auch die zweite Provisorische Regirung Rußlands bekennt: Friede ohne Sieg, ohne Annexion fremder Landestheile, ohne Einpflanzung fremder Volkssplitter; Anerkennung, daß auf allen Seiten (also auch in Italien, Serbien, Montenegro) die Machtstellung ruhmvoll vertheidigt worden ist; Demokratie; gleiches Recht, freie nationale und kulturelle Entwickelung aller Völker; Friedenssicherung als Menschheitziel. Daß an dieses Ziel nur der Weg führt, der internationales Abkommen über die Wehrkräfte, zu Land und zu See, ein Schiedsgericht mit wirksamer Vollstreckungmacht sichert, brauchte in dieser Stunde

nicht gesagt zu werden. Um so stärker ist jetzt, nach der noch halb höfischen Ceremonie, der Wille zur Wahl dieses Weges zu betonen (auf den Nothwendigkeit, in verarmten Reichen, Widerstrebende zwingen würde). Kaiser Karl sprach im Namen „unserer Mächtegruppe“; seine Thronrede kann nicht, wie das verhängnißvolle Ultimatum an Serbien, im Wortlaut offiziell in Berlin unbekannt geblieben sein. Das Friedensangebot, diesmal ein unzweideutiges, bindet also auch das Deutsche Reich. Auch dessen Verbündete Regirungen sind zu Friedensschluß bereit, der auf allen Seiten „die ruhmvolle Vertheidigung einer Machtstellung anerkennt und das Leben der Völker vor Groll und Rachedurst schützt“. Solcher Friedensschluß dünkt „unsere Mächtegruppe“ nicht etwa nur erträglich, nein: dünkt sie der einzige, der an das „hohe Menschheitziel“ zu führen, auf Generationen hinaus neuen Kriegsausbruch zu hindern vermag. Als ein pfingstlicher Trost, ein Rauschen vom Fittich Heiligen Geistes tönte dieses Bekenntniß in das Ohr der kleinen Schaar, die oft, aufrecht in Schimpfgestöber, auf das nun von unserer Mächtegruppe erkannte Ziel, als auf das allein noch edlen Menschenstrebens werthe, wies. Weh dem liebenswürdig schönen und im Getümmel, in Lebensfährniß manchmal genialisch gescheiten Oesterreich, wenn dieser Thronrede Enttäuschung nachschliche; weh seinem Kaiser im schwersten Erdenamt! „Die leichtste Kunst für Dich ist, Fürst, geliebt zu werden: nur liebreich brauchst Du Dich, nur menschlich zu geberden. Viel schwerer fällt es Euch, daß Ihr verhaßt Euch macht: und doch in dieser Kunst habt Ihrs so weit gebracht!“ Der junge Herr (dessen Schwäger in Belgiens Heer dienen) hat die Kunst, vor der Rückerts Brahmanenweisheit warnt, fürchten gelernt.

„Mach uns einig, Herr der Welten, tilg der Zwietracht Stachel aus, daß wir nur als Söhne gelten in des selben Vaters Haus!“ Die Reichshymne verhallt, graues Linnen wickelt sich um den Festprunk und mit rauher Stimme weht Alltagswirklichkeit über den wiener Ring. „Die Vertreter des czechischen Volkes aus allen drei Ländern der Krone des Heiligen Wenzel (also auch aus der Slowakei, die seit neunhundert Jahren, als tertia pars regni, dem Königreich Ungarn zugehört) geben beim Eintritt in den Reichsrath, in der weltgeschichtlichen Zeit des Kriegsereignisses, in der die Beherrschung eines Volkes durch das andere überall als ein

unertragbares Uebel erkannt worden ist, hiermit eine grundsätzliche Erklärung ihres Wollens. Die vom Czechenvolk Abgeordneten sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die dualistische Reichsform, die herrschende von unterdrückten Völkern sondert, der Gesammtheit Schaden stiftet; daß, diesen Schaden zu tilgen, jedes nationale Vorrecht weichen, die Entwickelung jedes Volkes von Fesseln befreit, im Interesse des Reiches und des Herrscherhauses die habsburg-lothringische Monarchie in einen Bund freier und gleichberechtigter Nationalstaaten umgewandelt werden muß. In dieser großen Stunde unserer Geschichte stützt uns das Naturrecht der Völker auf Selbstbestimmung und ungehemmte Kraftentfaltung, stützen uns unverjährbare, durch Verzicht nicht zu erschütternde, obendrein in feierlichen Staatshandlungen anerkannte historische Rechte. Als Führer des czechoslawischen Volkes werden wir die Einung all seiner Glieder zu einem demokratischen Staatswesen erstreben und in diese Einheit auch den Volkszweig fügen, der an den historischen Grenzen unseres Vaterlandes Böhmen erblüht ist." „Wir, die Vertreter der radikalen Czechen, lehnen jede Verantwortlichkeit für den Krieg ab, neigen uns in tiefer Ehrfurcht vor den zahllosen Opfern der Kriegsfurie und gedenken in heiliger Trauer der Hunderttausende, die als Helden-Martyrer ihr Leben hingaben. Unsere Hoffnung ist, daß aus diesem Blutstrom dem Volk Böhmens eine schönere Zukunft erblühe. Wir haben den Reichsrath und Das, was hier Verfassung heißt, niemals als einen betretbaren Rechtsboden anerkannt und erneuen heute die alte Verwahrung. Mit schrankenloser Bewunderung blickt das czechische Volk auf Rußlands große Revolution, die das ganze Osteuropa aus drückendem Joch befreit hat und der uns der Leitsatz eint: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aller Völker! Böhmen ist ein freies Land und hat in seiner langen Geschichte niemals vom Fremdling, auch nicht von dem mächtigsten Nachbar, Befehl hingenommen. Freiheit des Einzelnen und der Völker: die Losung, die das Hussitenvolk sieghaft in die Welt trug, ist unser geblieben. Zu den alten Kronrechten Böhmens gehört die staatliche Selbständigkeit. Auf dem festen Grund dieses Rechtes fordern wir unbeschränktes Selbstbestimmungrecht und wahrhaftige Demokratie für das ganze Gebiet unseres großen Slawenstammes." „Das böhmische Staatsrecht, durch

das Millionen Deutscher in den Sudetenländern gegen ihren Willen in ein neues staatliches Gebild eingezwängt werden sollen, ist nicht nur für diese, sondern für die Deutschen aller Länder und Parteien für immer abgethan. Jeder Versuch einer Wiedererweckung des böhmischen Staatsrechtes, das vor Allem den Rechten der Deutschen in Böhmen auf nationale Selbstverwaltung widerspricht, wird den schärfsten Widerspruch aller Deutschen im Staat hervorrufen. Auch die staatsrechtlichen Bestrebungen, die in den Erklärungen der südslawischen Abgeordneten unverhüllt zu Tag treten, werden auf die entschlossene Abwehr aller Deutschen in Oesterreich stoßen. Jetzt mehr als je haben sich Alle dem Staat unterzuordnen." „Die im Südslawischen Klub vereinten Abgeordneten erklären, daß sie, auf dem festen Grund des Nationalitätprinzips und des kroatischen Staatsrechtes, die Einung aller von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Gebiete der Monarchie zu einem selbständigen, von Fremdherrschaft freien Staat, einer unter dem Szepter der Habsburg-Lothringer selbst ihr Schicksal gestaltenden Demokratie fordern und für die Erfüllung dieses Einheitwunsches alle Kräfte einsetzen werden. Erst nach diesem Vorbehalt können sie an den Geschäften des Reichsrathes mitarbeiten." „Das Volk der Ukraine hat stets einen Rechtsbruch und ihm angethane Gewalt darin gesehen, daß 1860 das historisch gewordene Königreich der Ukrainer, Galizien und Lodomerien, mit dem Herzogthum Krakau und den Fürstenthümern Auschwitz und Zator in die staatsrechtliche Einheit des ‚Kronlandes Galizien' zusammengeschweißt wurde. Im Angesicht des großen Weltgeschehens betonen die Vertreter des Ukrainervolkes mit besonderem Nachdruck das unverjährbare Staatsrecht des ukrainischen Königreiches, fordern dessen Wiederherstellung im Rahmen der gesammtstaatlichen Organisation, verwahren sich gegen den Plan, auch nur den kleinsten Theil der ukrainischen Gebiete von Cholmland, Podlachien und Wolhynien jemals dem zu schaffenden Königreich Polen anzugliedern, und müßten in jedem Versuch dieser Art einen gewaltsamen Eingriff in den lebendigen Leib des Ukrainervolkes, eine Verletzung seines geschichtlichen Rechtes, die offene Verhöhnung des Volksrechtes auf Selbstbestimmung verabscheuen. Daß dieses Selbstbestimmungrecht auch von den Ukrainern Rußlands erstrebt wird, begrüßen wir in auf-

richtiger Freude. Wir werden den Kampf fortführen, bis das große Ukrainervolk auf seinem ganzen Nationalgebiet all die Rechte erlangt hat, die ihm gebühren." „Das polnische Volk wird nur befriedigt sein, wenn das einheitliche, unabhängig freie Polen, mit einem Ausgang ins Meer, wiederhergestellt ist. Der Polenklub, der einig auf dieser Forderung steht, sieht in ihr eine internationale Frage, in ihrer Erfüllung eine Bürgschaft dauernden Friedens und hofft, daß der den Polen freundlich gesinnte Kaiser von Oesterreich diese Sache zu seiner machen werde. Hilft Oesterreich zur Wiederherstellung des Polenstaates mit, so schafft es sich dadurch einen natürlichen und zuverlässigen Bundesgenossen. Im dritten Jahr des Krieges, der Millionen Menschenleben vernichtet und verkrüppelt, alle Völker Europas erschöpft und das Gespenst der Massenhungersnoth heraufbeschworen hat, haben, endlich, beide Kämpfergruppen die feste Grundlage dauernden Friedens erkannt. In Eintracht mit allen Völkern und Staaten, die Friedensschluß durch internationale Verständigung wollen, fordern wir das Abgeordnetenhaus zu dem Ruf auf: die Regirung möge jeden Versuch machen, dessen Gelingen uns solchen Frieden schnell erwirken kann."

„Tilg der Zwietracht Stachel aus!" Der ist noch nicht locker, nicht stumpf geworden. Nur Thorheit aber kann wähnen, der Protesthagel des ersten Parlamentstages stärke den Glauben an nahe Auflösung Oesterreichs. Daß die nationalen Wünsche seiner Völker erfüllbar sind, hat schon Bismarck angedeutet, als er schrieb: „Die deutsche Reichsverfassung zeigt den Weg, auf dem Oesterreich eine Versöhnung der politischen und materiellen Interessen erreichen kann, die zwischen der Ostgrenze des rumänischen Volksstammes und der Bucht von Cattaro vorhanden sind." (Die deutsche Reichsverfassung weist selbständigen Bundesstaaten gleiche Rechte zu und versagt, da für Polen und Dänen das Königreich Preußen zu sorgen hätte, nur Elsässern und Lothringern noch die Selbständigkeit und das Recht des Bundesstaates.) „Aber es ist nicht die Aufgabe des Deutschen Reiches, seine Unterthanen mit Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuleihen und dem Bündnißfall (Abwehr russischen Angriffes) die Vertretung österreichischer Interessen im Balkan und im Orient ... substituiren. Nicht nur der Panslawismus und Bulgarien oder ...en, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische,

die czechische Frage, ja, selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatinischen Küste können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur so weit nachweislich berührt werden, wie das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt. (Das von strebsamen Dilettanten alltäglich jetzt für alle Zukunft gefordert wird.) Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind komplizirter als bei uns, wegen der Mannichfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der wiener Politik, freiwillig oder unfreiwillig, verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gegenwärtig halten, bevor sie eintreten, und der Entschluß darf nicht von Vorliebe oder Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen." Unsere Aufgabe ist auch nicht, die innere Umgestaltung Oesterreich-Ungarns in die Luft lassende Form des Nationalstaatenbundes mitzubestimmen; wir sind in den Wunsch geschränkt, daß sie schnell und leidlos gelinge. Der für uns wichtigste Antrag ist der des Polenklubs. Weder in seinen scharf zugespitzten Sätzen noch in der Thronrede wird der Gemeinschaftakt vom fünften November 1916 erwähnt. An diesem Tag haben in Warschau und Lublin die militärischen Statthalter den Willen der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph verkündet, „aus den polnischen Gebieten einen selbständigen Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung zu bilden", und diesem Willensausdruck die Versicherung angefügt: „Die großen westlichen Nachbarmächte des Königreiches Polen werden an ihrer Ostgrenze einen freien, glücklichen und seines nationalen Lebens frohen Staat mit Freuden neu erstehen und aufblühen sehen." Am elften November sagte ich hier: „Jeszcze Polska nie zginela? Der gerade hundertzwanzig Jahre alte Dombrowski-Marsch wird in fröhlicherem Tempo weiterklingen. Ein Wunsch ist ausge-

sprochen worden, der nur nach triumphalem Sieg der deutschen Sache erfüllt werden kann; nur nach einem Sieg, der den zwei Kaisern gestattet, die Bedingungen des Friedens zu diktiren. Daß sie auf solchen Sieg am fünften November 1916 ,fest vertrauten', wird manches Herz erfreuen. Mit diesem Wunschesausdruck hatten die Verbündeten Regirungen von Amtes wegen gar nichts zu thun; er wirkt noch nicht ins Staatsrecht, läßt den Zustand, wie er heute ist, und drückt nur aus, was aus ihm werden solle, wenn der Kaiserwille allein zu entscheiden vermag. Die Kaiser schufen nicht, unzeitgemäß herrisch, neues Recht, sondern zeigten, durchaus in den Grenzen ihrer Macht, den Kompaß ihres Wunsches. Der weist anderen Kurs als im Frühling des Deutschen Reiches, da der berliner Hof und mehr noch der im Palast Radziwill regirende Kanzler den Polen die Absicht zutraute, ihren Weißen Adler einst wieder auf die königsberger Grüne Brücke zu tragen." Ist der Novemberwunsch, dessen Aussprache frommen Kindern wieder einmal weltgeschichtliches Ereigniß schien, nun eingesargt? Den Polen darf der Gerechte nicht Unaufrichtigkeit nachsagen; sie haben sofort offen geantwortet: „War jede Theilung Polens ein Unrecht, so habt Ihr, Oesterreicher und Preußen, dazu mitgewirkt; und heischet Ihr jetzt von Rußland die Hergabe seines Beutestückes, so dürft Ihr auch Eures nicht weigern." In der von Landvolk überfüllten Stadt Krakau haben am letzten Maisonntag die Vertreter Galiziens (und Sendlinge aus den Gubernatorien Warschau und Lublin) den Beschluß gekündet, die Einheit des unabhängig freien Polenreiches und dessen Ausgang ins Meer zu erstreben. In diese Reichseinheit wären Galizien, Posen und mindestens noch beträchtliche Stücke Westpreußens wieder einzugliedern; und der Ausgang ins Meer wäre nicht bei Libau, durch ein Kunstkanälchen zwischen Weichsel und Njemen, sondern in Danzig zu öffnen. Von da ists nicht mehr weit bis auf die Grüne Brücke. „Das Polenreich (das Talleyrand und Lord Castlereagh 1814 wiederherstellen wollten) müßte den Staatsverband Preußens lockern; würde ihm schneller gefährlich, als Serbien dem Beherrscher Bosniens und Kroatiens je war." Oft habe ichs hier ausgesprochen; auch, daß mit diesem Reich das Verlangen nach einem Ausgang ins Meer geboren werden müßte. Vorbei. Litauen soll, in den Grenzen des alten, fünftausend Quadratmeilen umfassen-

den Großfürstenthumes, das von Witebsk und Minsk bis an die Memellinie Kowno-Grodno reichte, wieder erstehen und dem neuen Großpolen eng verbündet werden. Dem Gesammtbeschluß, den der Sozialdemokrat Daszynski zuvor schon auf dem krakauer Markt verheißen hatte, haben die Massen (nicht nur Galiziens) aus begreiflichem Glücksempfinden zugejauchzt, die Oberhirten der Kirche, die Häupter des Hochadels, der Hochschulen, Städte, Handelskammern, Gewerkschaften, auch die vom Kaiser Karl ins Herrenhaus des Reichsrathes berufenen Männer zugestimmt; der Polenklub, die festeste Stütze aller österreichischen Regirungen, hat ihn als Antrag in das Parlament eingebracht und darf darauf rechnen, daß er, gegen die deutschen Fraktionen, eine Mehrheit findet. Allen Slawen ist die Gelegenheit günstig; zum ersten Mal dehnen die Czechen (deren europäisch klügstem und klarsten Kopf, Karl Kramarz, die Kunde einen Tag im Kerker erhellt haben mag) ihre staatsrechtliche Forderung bis in die ungarische Slowakei, heischen Oesterreichs Polen preußisches Land. Aus Sintfluth ist Weltwende geworden. Und die Berchtold, Clam, Czernin, Hohenlohe haben erkannt, daß der schmale Pfad in den Frieden über Demokratie und völkisches Selbstbestimmungrecht führt.

Gerade vor diesen Etapen sperrte die Sorgenstraße ein Stein, der nicht leicht wegzuwälzen war. So ähnlich die Politikerköpfe des magyarischen Grundadels sind: über Volksherrschaft und freie Entwickelung der Stammespersönlichkeit ist mit keinem anderen Grundherrn das Gespräch so schwierig wie mit dem Grafen Stephan Tisza. Keiner stemmte den sehnigen Rumpf so felsfest gegen den Wunsch, den Massen das Wahlrecht zu gewähren, die Rumänen, Sachsen, Kroaten (katholische Serben), Czecho-Slowaken Ungarns auf ihre Art, nach ihrem Verwalterwillen leben zu lassen, wie dieser bedenkenlos verwegene Calviner, der nicht gezaudert hat, dem Apostolischen König, vor dem verhängten Blick des Kardinal-Primas, die Krone auf die Stirn zu setzen und starr aufrecht, als ein trotziger Ketzer, auf das knieende Paar, den Klerus und das Gefolge niederzuschauen. Ich, schien sein kaum sichtbares Lächeln zu sagen, „ich, Stephan Tisza von Borosjenö und Szeged, hielt Ungarns Volk in Ordnung, Ungarns Heer in straffer Zucht und in nützlicher Gemeinschaft mit Oesterreichs, hemmte den Drang der Parteien, die nach Unabhängigkeit von dem nur

durch Personalunion uns zu verknüpfenden Kaiserthum trachten, der Kossuth und Justh, Apponyi und Kairolyi, erwirkte in der wiener Hofburg den Entschluß zu Ultimatum und Krieg, im Großen Hauptquartier des Deutschen Kaisers, mit dem ich wie ein Protestant mit dem anderen sprach, die Bereitschaft zum Schutz der Karpathengrenze, dann zu dem Friedensangebot vom Dezember 1916, bin, allein unter römischen Katholiken, des Königsweihefestes Palatin; ist Karls Hauptschmuck nicht in zwiefachem Sinn Stephans Krone?" So stolze Worte traten nicht auf die Lippe; wurden dennoch gehört und in Wien, Esztergom, Rom nicht vergessen. Graf Tisza ist aus dem Ministerpräsidium geschieden und nicht, wie oft vermuthet worden war, als Nachfolger seines Freundes Czernin (der dann wohl den Grafen Clam-Martinic abgelöst hätte) in Kaunitzens Kanzlei umgezogen. Sein europäisch gebildeter Geist kann sich nun wieder mit Kunst beschäftigen; die Rede des stets in Fechtersstellung Sprechenden grausam schroff sich wieder gegen eine Regirung wenden, die sein Magyaroszag versiechen, morsch werden lasse. Der Pfad ist frei; nicht nur für die Wahlreform. Baron Burian, der in der härtesten Kriegszeit am Ballhausplatz regirte, ist vom König wohl nach Budapest geschickt worden, um die Magnaten und Abgeordneten zu überzeugen, daß gewichtige Gründe internationaler Politik auch in Ungarn die Umschichtung der Staatsgrundlagen, die Befreiung der Völkerpersönlichkeiten bedingen. Von Verjüngung der Gesammtmonarchie, von zeitgemäßen Institutionen, wahrer Freiheit und Gleichberechtigung aller Völker hatte, schon 1849, Franz Joseph gesprochen. Diesmal bürgt das Schicksal, dessen Parzengespinnst Oesterreich und Ungarn umfangen hält, dafür, daß aus Feiertagsrede schnell Handlung werde. „Neu im Alten, alt im Neuen laß uns unsre Bahnen ziehn": ein echter Strophensatz des Philisters Grillparzer, dessen schönes und manchmal feines Talent nie vom Hauch des Genius gestreift und allem Geniewesen drum feindlich ward. Was von Alter welk wurde, muß weichen, was nicht haltbar ist, in Sturz gestoßen werden. Und Ihr draußen, Freund und Feind, irret im Urtheil über Habsburgs Monarchie nicht so, wie das über Rußland irrte und noch irrt. Bedenket, welche verleitlich schrille Botschaft morgen aus Oesterreich und Ungarn käme, wenn deren Tribüne und Presse so frei wären, wie Rußlands heute sind.

Steinbock.

Am elften Geburtstag der Gossudarstwennaja Duma hatten Alle, denen in den vier Wahlperioden ein Sitz im Russischen Reichstag zugefallen war, sich im Taurospalast Patiomkins zu feierlicher Gedenksitzung vereint. Leidsfern festlich klangen die Hauptreden nicht. Der Nationalist Chulgin, der in Gemeinschaft mit Herrn Gutschkow den Zaren Nikolai zur Abdankung bestimmt hatte, hielt die erste politisch wichtige Rede; begrüßte im Namen beider nationalistischen Fraktionen und des Centrums die Volksvertretung, deren erste Lebenszeit von dieser Gruppe nicht immer aus freundlichem Auge gesehen worden war. „Auch wir haben die Reichsduma schätzen und lieben gelernt und sie ist allmählich der Fels unserer Hoffnung geworden. Mit Urgewalt trieb uns dahin die Kriegszeit, zwang uns das Erlebniß der Tragoedie von 1915. Viele von uns standen damals im Feld; und sie, die allzu gut wußten, wie zu Haus regirt werde, sahen nun, wie russische Männer fürs Vaterland starben. Der wahrhaft tragische Rückzug unseres Heeres, dessen einzige starke Rüstung der Nachhall seines Ruhmes gewesen war, riß uns in die Erkenntniß der Pflicht zu schonunglosem Kampf gegen die Schicht, deren Herrschaft unser Vaterland mit schimpflicher Niederlage bedrohte. Eine persönliche Erinnerung, die Sie mir gestatten werden, beleuchtet hell die Stimmung dieser furchtbaren Tage. Als wir nach Petrograd gerufen worden waren, nöthigte innerer Trieb, nicht irgendein klarer Gedanke, mich, sofort nach meiner Ankunft Pawel Nikolajewitsch Miljukow, den mir bisher ziemlich fernen Kollegen, aufzusuchen und mit der Frage zu überfallen, ob er zu Freundschaft mit mir bereit sei. Er sah mir lange ins Auge und sprach dann: ‚Ich glaube, wir sind schon Freunde'. Dieser Sommer entschied das Schicksal der Vierten Reichsduma. Mit Stimmeneinheit wurde der von meiner Fraktion geforderte harte Tadel der Regirungpolitik angenommen. Die Parteiengegensätze verschwanden mehr und mehr und bald tönte durch die ganze Reichsduma das Feldgeschrei: ‚Alles für den Krieg!' Diese Losung entband die Kräfte, die uns in das Heute, in die Revolution geführt haben. Haben wir, Alle, sie gewollt? Nein. Viele standen auf der Ueberzeugung, daß der Pferdewechsel vor einem Wagen, der durchs Wasser müsse, gefährlich sei; daß Revolution unsere Wehrmacht mit Schwäch-

ung bedrohe. Wie ein starker Scheinwerfer aber belichtete vor dem ganzen Reich unser Parlament die Fehler der Regirung; und in diesem Licht wurde sichtbar, daß es so nicht weiter gehen könne und dürfe. Weil durch manche Kreise unseres Volkes der Aberglaube schlich, Liberale und Radikale treibe nur die Lust am Widerspruch in die Opposition, war die Thatsache gewichtig und nützlich, daß eben so scharfer Tadel nun von der rechten Seite des Hauses kam. In diesem Sinn haben auch wir zu der Revolution mitgewirkt; deshalb können wir uns nicht von ihr lösen noch die Verantwortlichkeit für ihr Werden abschütteln. Solches Bewußtsein und die Ehrfurcht vor der Institution, die uns hier vereint, bürdet mir doppelte Pflicht zu Wahrhaftigkeit auf. Ich darf nicht hehlen, daß heute, zwei Monate nach der Revolution, Mancher von uns schon von dem Zweifel gepeinigt wird, ob diese Zeit großer Errungenschaft für Rußland und dessen Völker nicht auch dem Deutschen Reich, unserem Feind, Vortheil gebracht habe. (‚Großen, leider!‘) Manchmal sieht es ja aus, als sei unsere militärische Lage noch viel schlechter geworden. Wodurch? Die nächste Ursache scheint mir, daß die Regirung, die hier vor uns sitzt, die wir für ehrlich und fähig halten und drum in ungeschmälertem Besitz der Macht sehen möchten, diese Macht noch nicht hat, sondern als verdächtig behandelt wird. Nicht, natürlich, so hart wie die zarische Regirung, deren Mitglieder in die Peter-Pauls-Festung eingesperrt sind; doch könnte man von ihr sagen, sie sei in Hausarrest verurtheilt worden und werde von einem Posten bewacht, dem eingeschärft worden ist: ‚Vorsicht! Das sind Bourgeois. Du darfst sie nicht aus dem Auge lassen und mußt wissen, was Du zu thun hast, wenn sich irgendwie Ungehöriges ereignet.‘ Daß die Schildwache ihre Pflicht kennt und redlich erfüllt, ist offenbar geworden. Wars aber vernünftig, sie aufzustellen? Handelten unsere sozialistischen Fraktionen klug, als sie den Posten vors Haus der Regirung wiesen, und war nirgends ein anderes, nicht minder wirksames Aufsichtmittel zu finden? Noch andere Sorge liegt auf uns. In einzelnen sozialistischen Gruppen (nicht in allen) spüren wir eine Gesinnung, die uns das am ersten November 1916 hier gesprochene und seitdem historisch gewordene Wort ins Gedächtniß zurückruft: ‚Haben wir mit Dummheit oder mit Hochverrath zu thun?‘ Erinnern Sie sich, daß Stuermer, dem diese Frage galt, beschuldigt wurde, unser Verhältniß zu den Bundesgenossen, insbesondere zu England, lockern zu wollen. Und was erleben wir

jetz? Vor ein paar Tagen wurde auf offener Straße boshaft gegen England gehetzt, das als die Brutstätte allen kapitalistischen und imperialistischen Unfugs hingestellt wurde; und Rußland, hieß es, müsse die Welt von diesem Ungeheuer befreien. Dummheit oder Hochverrath? („Hochverrath!") Ich glaube: Dummheit. Vor der Thatsache aber, daß man Hetzer in die Dörfer schickt, Aufruhr und Anarchie über das flache Land hinsät und dadurch doch nur bewirkt, daß den Hauptstädten, dem Heer, den Nordgubernatorien bald wieder das Brot fehlen wird, frage ich abermals: Dummheit oder Hochverrath? Und will abermals nur an Dummheit glauben. Ich begreife, daß es im Heer noch allerlei Mißverständniß und Schwierigkeit giebt und manche Offiziere noch nicht die hohe Auffassung erlangt haben, die jetzt von ihnen zu fordern ist. Darf man deshalb aber unsere ruhmreichen Krieger gegen das ganze Offiziercorps, die noch Unwissenden gegen alle Gebildeten aufhetzen und dadurch das Heer mit der Gefahr der Zersetzung bedrohen? Mag selbst Das noch ein Produkt der Dummheit sein. Faßt man aber die drei Gefahrzeichen zusammen und folgert, weil Zwist mit den Bundesgenossen unvermeidlich, das Heer nicht mehr kampffähig, die Nahrung unzulänglich sei, müsse um jeden Preis Friede geschlossen werden, so sehe ich darin alle Merkmale des Hoch- und Landesverrathes! (Bravo und Händeklatschen.) Wer meine Worte anzweifelt, gehe einmal in das Stadtviertel Petrogradskaja Storona und belausche dort das Gespräch. Als Bewohner dieses Viertels habe ich mehr als genug gehört. Da ist Lenin (bezeichnet der Name nur eine Firma?) und um ihn schaaren sich Leute, die das wirrste Zeug, wenns ihnen gerade in den Kopf kommt, auf jeder Gasse predigen. Bedenken Sie, daß unser Volk zu politischer Arbeit nicht herrlich vorbereitet ist, daß es nur mühsam in all diesen Dingen sich zurechttastet: und Sie werden verstehen, wie leicht solchen Straßenpredigern das Spiel wird. Daß Sie, meine Herren, mir erlauben, so offen zu Ihnen zu reden, macht mich glücklich und stolz. Der Platz auf dieser Tribüne war immer der unbestechlichen Freiheit vorbehalten und ist es, Rußland zum Heil, noch heute." (Stürmisches Händeklatschen; nur die Sozialdemokraten und die Schwerarbeitergruppe sitzen still. Auch die Galeriebesucher und die Mitglieder des Wohlfahrtausschusses, den der russische Konvent, der Hohe Rath der Arbeiter und Soldaten, abgeordnet hat, schließen sich der Beifallsäußerung nicht an.)

Der Sozialist Zeretelli (der inzwischen, als Minister für Post

und Telegraphie, in die neue Provisorische Regirung eingetreten ist) antwortet; und wirkt auf Wohlfahrtausschuß, Galerien, Radikale stärker. „Bürger Abgeordnete, der Vorredner hat Euch gefragt, ob die Regirung, deren Ehrlichkeit nicht angezweifelt wird, wirklich im Vollbesitz der Macht, ob sie nicht von Posten bewacht sei, an die der Befehl ergangen ist: ‚Achtung! Das sind Bourgeois. Passet gut auf!‘ Darauf erwidere ich mit den Worten Nekrassows, der selbst in dieser Regirung sitzt: ‚Als Rußlands Volk den Selbstherrscher stürzte, war seine Absicht nicht, ihn durch zwölf Selbstherrscher zu ersetzen.‘ Ehe Schulgin all die Männer, die nicht zwölf unverantwortliche Selbstherrscher wollen, hier anklagte, mußte er wenigstens die Regirenden selbst fragen, wie sie darüber denken. In Schulgins Kreisen wird, wie ich nicht erst seit heute weiß, nicht nur die Petrogradskaja Storona, sondern auch der Hohe Rath der Arbeiter und Soldaten, der uns die Revolution verkörpert, immer wieder verdächtigt, weil er, der mächtige Wille der Demokratie, die Zunge des armen Volkes, der Bauern, des revolutionären Heeres, des gesammten Proletariates, die Aufsicht über alle Regirungarbeit verlangt. Ohne diese Aufsicht aber, ohne stete Fühlung mit den tiefsten Schichten der Demokratie wäre die Lage der Regirung sehr schwierig, die Erfüllung ihrer Pflicht in der Sturmzeit unmöglich gewesen. (Lauter Beifall.) Richtig ist, daß wir dem Volk gesagt haben: ‚In der Provisorischen Regirung gebieten die Bourgeois, sie ist das verantwortliche Organ des Bürgerthums.‘ Doch diesem Satz ließen wir den anderen folgen: ‚Diese Bourgeois sind Vertreter des Bürgerthumes, das in Gemeinschaft mit allen Kräften der Demokratie beschlossen hat, in fester Front die russische Freiheit zu schützen und für sie gegen alle Gewalten zu kämpfen.‘ Wenn wir auf die vier Legislaturperioden der Reichsduma zurückblicken, so erkennen wir, wie hilflos, wie ohnmächtig dieses Parlament auf allen Gebieten staatlicher Organisation war und blieb. Die Schuld wird dem Mangel an Eintracht zugeschrieben; die Reibung sei zu heftig gewesen. Nur hier? Dem ganzen Reich fehlte die Eintracht und überall war schädliche Reibung; nach meiner Ueberzeugung: weil jeder Versuch, das alte System umzustürzen, mißglückt war. Die Linke, die Vertretung der ländlichen und städtischen Demokratie, vermochte das Klasseninteresse des Proletariates in Einklang mit dem Gesammtprogramm der Demokratie zu bringen; und rief

dann das besitzende Bürgerthum zum Anschluß auf. Das hatte bisher gezögert, weil es sich zu revolutionärer Vertretung seines Klasseninteresses, auf die es nie zu verzichten brauchte, nicht entschließen konnte. Jetzt, im Glorienglanz der Revolution, unter dem Strahl der unserem ganzen Vaterland aufgegangenen Sonne, erkennt Jeder in diesem Programm das einzige, von dem die Zusammenschweißung aller lebendigen Volkskräfte zu hoffen war. Daß es kein Sonderprogramm des Proletariates ist, müssen auch die Besitzenden, im Vorrecht Wohnenden begreifen; sonst ist die glückliche Bewältigung der Aufgaben unserer Revolution, ihr Ziel, nicht zu erreichen. Gewiß: die Zukunft wird das Proletariat vor besondere Klassenpflicht stellen; einstweilen aber verzichtet es auf die Durchführung von Sonderplänen und bescheidet sich in das Programm demokratischer Gemeinschaft, dessen Verwirklichung nun möglich geworden ist. Werden auch die Besitzenden sich auf die Höhe solcher Entsagung heben? Werden sie die Kraft und den Willen zu Verzicht auf Gruppenwünsche, zu unbedingter Hingabe an das Programm allvölkischen Wollens aufbringen? Der Abgeordnete Chulgin hat die Frage wiederholt, vor die hier Stuermer gestellt wurde: Dummheit oder Hochverrath? Ich weiß nichts von einer Hetze gegen England. In dem Aufruf an die Völker der Erde, an das Russenvolk und dessen revolutionäres Heer sagt der Hohe Rath der Arbeiter und Soldaten: ‚England ist uns das englische Volk; und wir sind gewiß, daß es der selben Fahne folgen wird wie unseres.‘ Alle Völker werden aufgerufen, die Fesseln des Imperialismus zu sprengen. Wenn aber Sie, Herr Abgeordneter Chulgin, thun, als sei Englands Volk für Englands Imperialismus verantwortlich und der Kampf gegen ihn einer gegen das englische Volk, so frage ich: Ists Dummheit oder Hochverrath? Ich will mich mehr mäßigen als mein Gegner und antworte deshalb: Weder Dummheit noch Hochverrath, sondern Folge des engen Klassenvorurtheiles, unter dem Rußland gelitten hat und durch das es in Untergang getrieben würde, wenn das ganze Volk so dächte wie Herr Chulgin. In uns lebt die Ueberzeugung, daß in England die Arbeiterklasse sich den ihr gebührenden Einfluß auf das Handeln der Minister sichern wird. Der Abgeordnete Chulgin sprach von Agitatoren, die in den Dörfern Grundenteignung und Aufruhr predigen. Ich weiß nicht, welche Schreckgebilde ihm sonst noch vorschweben. Weiß er aber, daß er, mit

allen seiner Gesinnung Verwandten, das einzige demokratische Organ angreift, dem wir Achtung schulden und das die Agrarfrage so beantwortet hat, wie gerade von der Bauerschaft gewünscht worden war? Und was sagen denn die ‚Hetzer' den Bauern? Sie sagen: ‚Wenn in diesen dunkelsten Schicksalstagen Rußlands die Grundbesitzer in sträflicher Eigennutzsucht, weil sie fürchten, der Boden werde ihnen eines Tages genommen werden, die Felder nicht bestellen, den Boden brach liegen lassen, dann müßt Ihr eine Organisation schaffen, die unserem ganzen Volk und Heer diese Erde nutzbar macht; niemals aber darf Euer Thun sich gegen die Provisorische Regirung richten und immer müßt Ihr trachten, daß Eure Arbeit, an der die Regirungorgane mitwirken werden, der gesammten Demokratie ersprießlich sei.' Das ist die Hetze, die auf dem Land getrieben wird. Ob der Grundbesitz aufgetheilt werden solle: diese Frage beschäftigt Rußland schon sehr lange; und es hat, wenn es irgendwo frei reden durfte, sie eben so beantwortet, wie hier, in allen vier Sessionen, die Vertreter der Arbeiterklasse und draußen viele demokratische Verbände thaten. Der Besitzstand, der in Krisenzeit Rußland mit Hungersnoth bedroht, muß weichen. Das fordert nicht nur der Bauer. Das muß das ganze Volk fordern. Weil nun aber, endlich, die Macht in der Hand des Volkes liegt und dieses Volk sich die Macht und die Möglichkeit ihrer Anwendung nicht mehr entreißen läßt, kann nur die Constituante, die zur Schaffung der Reichsgrundgesetze berufene Versammlung, der Landfrage die endgiltige Antwort finden. Ins Heer soll Zwietracht gesät worden sein. Auch der Präsident der Reichsduma erwähnt, daß man im Heer den Beginn der Zersetzung zu fühlen glaube. (Ruf von der Galerie: ‚Das ist richtig!') Richtig ist, was der Präsident, als ein Armeegerücht, erwähnt, richtig aber auch, was er hinzugesetzt hat: daß er diesem Gerücht nicht glaube. Auch wir glauben ihm nicht. Lösen unsere Armeen sich auf, ist, seit die Grundsätze der Demokratie auch in der internationalen Politik Rußlands herrschen, unser Heer etwa weniger kampffähig als in der Zeit des Zarismus, der, gegen die wahren Volksinteressen, imperialistische Pläne ausführen wollte? Dann wäre Rußland verloren. Doch ist es, zu unserem Heil, ganz und gar nicht so. Demokratie und Heer haben eingesehen, daß sie sich von den Kriegszielen des Zarismus lossagen müssen. Die Regirung hat diese Absage nicht gescheut. Zu rascher Festigung sol-

ch r auch nach außen demokratischen Politik bieten wir alle erlangbaren Kräfte auf und mühen uns, ähnlich gerichteten Willen in den anderen Ländern fühlbar werden zu lassen. So lange aber, wie unser Land und alles von uns Errungene von den eingedrungenen Heeren des feindlichen Imperialismus bedroht ist, werden wir mit unseren Leibern die Freiheit schützen; und niemals werden die Reihen des Heeres wanken, das gewiß ist, nur zum Wohl des Volkes, nicht für irgendwelche andere Interessen, die Waffen zu tragen. Unruhe und Zersetzung wären im Heer erst zu fürchten, wenn es hören müßte: ‚Zwar hat das Volk sich die Freiheit erobert und will sie vertheidigen, sein Land schützen und seinem Willen in anderen Ländern Genossen werben; wir Bourgeois aber fordern, daß die Regirung bei der zarischen Formel bleibe, die Vernichtung des deutschen Militarismus als Kriegsziel zeige und wieder die Losung ausgebe: Alles für den Krieg!‘ Wer mit Waffengewalt in einem fremden Lande den Militarismus vernichtet, bereitet in der eigenen Heimath den Boden für Imperialismus und Barbarei. Davon hat Rußlands Volk und Heer in drei Kriegsjahren allzu viel erfahren. Alles für den Krieg: Das war die Losung der Selbstherrschaft, die im Kriege das Mittel zum Zweck sah. (‚Und in Frankreich und England?‘) Auch in Frankreich und England ist zwischen Volk und Imperialismus eine Kluft. Das wird Ihnen von dort aus bald eben so deutlich bewiesen werden, wie es hier bewiesen wurde. Hieß es denn nicht in der ersten Kriegszeit und sagten es nicht, leider, auch manche ins Ausland abgeordnete Kollegen: ‚Volk und Zar sind in Einheit‘? Wir haben erlebt, daß sich das russische Volk von dieser Einheit gelöst und den Zaren gestürzt hat. In einer Rede, die ich mit Freude hörte, hat der Ministerpräsident Fürst Lwow gesagt, unsere Revolution sei nicht nur als eine nationale Bewegung anzusehen, sondern als eine, die auf der ganzen Erde ähnliche Bewegungen erwirken werde. Lenin wurde genannt. Ich darf nicht leugnen, daß seine Agitation mir gar nicht gefällt; niemals aber hat er, wie Chulgins verleumderische Angabe glauben läßt, zu Handlung aufgefordert, die dem Werk der Revolution schaden könnte. Er kämpft für Ideen und Grundsätze, deren Werbekraft dadurch wächst, daß Chulgin und andere ‚Maßvolle‘ durch ihr Reden und Handeln viele Demokraten aus der Hoffnung auf Verständigung mit der Bourgeoisie treiben. Lenin fordert, daß einer Bourgeoisie, die sich als unfähig

zum Verständniß der großen gesammtstaatlichen Aufgaben erweise, jede Macht genommen werde und daß dann der Rath der Arbeiter und Soldaten allein regire. Mich scheidet von ihm die Ueberzeugung, daß Chulgin nicht die Meinung der Bürgerthumsmehrheit vertritt. Sonst würde auch ich sagen: Rußland ist nur zu retten, wenn es sofort die Diktatur des Proletariates und der Bauerschaft verkündet! Die Gefahr des Bürgerkrieges lauert nur in der Meinung, die Chulgin hier vertritt; und Bürgerkrieg wäre unvermeidlich, wenn die Mehrheit der Regirung sich zu dieser Meinung bekehrte. In der Reichsduma darf nicht der Glaube aufkommen, die Bourgeoisie sei in Verwirrung, ihre Front wanke und sie bereite eine Verschwörung vor, um die Provisorische Regirung zu verhängnißschweren Schritten zu drängen. Schon solcher Glaube könnte den ganzen Ertrag der Revolution gefährden. Möge die Regirung auf dem Weg der Verständignng fortschreiten, innen und außen das Ideal der Demokratie mit noch gestärkter Willenskraft zu offenem Ausdruck bringen: dann wird das ganze Volk sie freudig stützen und wir werden mit vereinten Kräften nicht nur das Werk der Revolution vollenden, sondern bald vielleicht auch alle anderen Länder seines Nutzens theilhaft werden sehen." Das hatten die Radikalsten, im Saal, auf der Galerie, zu hören ersehnt; und ihr Jubel durchtost nun das Haus.

Aequator.

Herr Hanotaux (dem, als ihn Herr Delcassé im Auswärtigen Amt abgelöst hatte, Fritz von Holstein noch lange nachtrauerte) hätte dem Genossen Zeretelli nicht Beifall gespendet. Er lobt nicht einmal den Kriegsminister Kerenskij, der den Danton Rußlands spielen möchte, das Vorbild an Willenskraft und Hirnvermögen vielleicht übertrifft, doch, als schwerkranker Mann, aus Blüthentraum in Herbstverzweiflung, aus ihrem Weh wieder in Hoffnungrausch taumelt und die dünne Kerze seines Lebens vom Brand beider Dochtfaden schmelzen läßt. Der Biograph Richelieus, der in der Akademie des großen Kardinals unsterbliche Gabriel Hanotaux, rühmt in Rußlands Gomorrha nur noch einen Gerechten: den Wackeren, der, als Präsident, den Bauerschaftkongreß mahnte, alles für rasche und gewaltige Offensive Erdenkliche zu thun und dadurch Briten und Franzosen, die das Werk der Revolution gerettet haben, zu danken. Die am Westrand der Beringstraße nach Rußland verfrachtete Formel „Weder Annexion noch Entschädi-

gung“ dünkt ihn deutschen Ursprunges. „Von dem in Belgien und Nordfrankreich erpreßten, durch Feldpostanweisung nach Haus geschickten Gold sind die deutschen Wollstrümpfe zum Platzen voll und in der ganzen Welt laufen Werthpapiere um, die der Boche Banken und Privatleuten gestohlen hat. In der Friedensformel lauert die selbe Gier; sie will auf lange Jahre hinaus den Boches die Ausbeutermöglichkeiten sichern. Am Tag nach der kräftigen Kriegerhandlung, von deren Wucht die Hindenburg-Linie brach und am Aisne und in der Champagne die meisten beherrschenden Berggipfel in unsere Hand fielen, dürfen wir uns nicht in Selbstentsagung verführen, nicht auf die Suche nach neuen ‚Grundlagen‘ schicken lassen, deren Tragfähigkeit und Werth zweideutig ist. Je schüchterner wir sind, desto frecher wird der Feind.“ (Das Selbe sagt, nur mit der Front gegen West, ein Cirkularartikel, der am Tag des Deutschenapostels Bonifazius in vielen Bezirken unserer Presse erschien.) „Da die Deutschen bei ihren Kriegszielen bleiben, dürfen wir unsere nicht aufgeben. Weder Annexion noch Entschädigung: dieser heuchlerisch verlogenen Formel stellen wir, heute wie gestern, unsere entgegen, die, in schlichter Mäßigung, zulängliche Bürgschaft für das Recht der Völker verlangt.“ Die, Herr Minister a. D., könnte, wie Karls Thronrede beweist, auch die Heimath der Goldhehler annehmen. Sie würde den Amerikanern, den Russen Zeretellis und Tscheidses, „unserer Mächtegruppe“ und den noch Neutralen genügen; auch dem Papst, der im Mai-Konsistorium „die Wiederherstellung der Weltruhe durch erneute Ehrfurcht vor Recht und Gerechtigkeit“ erfleht hat. Auf diese Formel oder eine ihr ähnliche deutet die Fragenliste, die Frankreichs Russenapostel, die Genossen Cachin und Moutet, aus Petrograd heimbrachten und von deren Beantwortung die Zulassung zu der vom Hohen Rath der Arbeiter und Soldaten einberufenen Sozialistenkonferenz abhängen soll. In den zwei Haupttheilen der Liste wird, in Stichwörtern, Wilsons Friedensprogramm wiederholt; in den folgenden gefragt, mit welchen Mitteln brauchbare Vorarbeit zu leisten, den Organen der Demokratie und besonders der sozialdemokratischen Internationale dauernder Einfluß in den Lauf der Friedensverhandlungen zu wahren sei; und danach erst werden die für den Einlaß wichtigsten Gewissensfragen gestellt: „Bereitschaft zum Eintritt in die Allgemeine Konferenz? Bedingunglos oder unter welchem Beding? Wie stehts mit der Verantwortlichkeit für den Krieg und wie habt Ihr, Mehrheit und

Minderheit der Sozialistenparteien, in der Kriegszeit gehandelt?“ Der rothe Russenkatechismus mag Manchem unbequem werden, Manchem die Konferenzthür verriegeln. Als Adlerscheuche kann er, nach Karls Thronrede, auf deutschem Feld nicht mehr schrecken.

An den unbiegsam wahrhaftigen und deshalb starken Satiriker Saltykow-Schtschedrin, der nach Sedan dem von Frankreichs Volk für das Recht, die Freiheit, den Gedankenhort der Menschheit Geleisteten den dumpfen Ordnungsinn und die nicht überall reinliche Vaterlandliebe des strelitzer Mecklenburgers verglich, erinnert am Ende seines Buches „Rußland und der Krieg“ der Sozialist Alexinskij; wer, sagt er, Saltykow den mecklenburgischen Schlaukopf dem französischen Dummkopf vergleichen hörte, „muß begreifen, warum die russische Demokratie nicht erlauben will und darf, daß der Raubvogel der Hohenzollern dem Gallierhahn die Augen aussteche: weil in diesen Augen das unverlöschbare Feuer des Menschheitgenius flammt.“ Und wenn der Adler des Hahnes Blick gar nicht bedroht? Muß dann weitergekämpft werden, trotzdem nun auch Macdonalds britische Sozialistengruppe sich zu dem Kriegsziel der großen Völkermehrheit bekannt hat? Weiter: beschloß am fünften Junimorgen das pariser Abgeordnetenhaus mit neun gegen ein Zehntel aller Stimmen, bis Elsaß-Lothringen wieder französisch ist. Wer dafür Millionen verbluten, verkrüppeln, alle Schöpfquellen unserer Erde versiechen heißt, ist eben so blind wie der heute noch der Erkenntniß Ferne, daß Demokratie, von allen Schranken freie, nothwendig geworden, weder von Schieberlist noch von Schwertgewalt länger abzuwehren ist. Nothwendig: weil nur der fessellose Wille ganzer Völker, nicht eines Kaisers, Königs, Kanzlers, Kabinets, die Verantwortunglast tragen kann, die nach so ungeheurem Krieg der Entschluß zum Frieden aufbürdet; unaufschiebbar: weil dieser Friede, wenn er auch nur die Krümel der Nationalkraft retten soll, schnell in die Erdscheune muß. Ist er geerntet und ringsum der Acker von Drachenzähnen gesäubert, dann stampft fröhlich, in Siebenmeilenstiefeln, die Zeit heran, in deren lenzlichem Athemsturm kein Wacher mehr fragen wird, wo zwischen Hamburg und Triest, Antwerpen und Bagdad Grenzpfähle eingerammt sind und von welchen Farben sie ölig schimmern. Freie, friedlich starke Völker, die selbst ihr Schicksal gestalten, stehen im Dienst der Menschheit; steigen und sinken mit ihr. Und jedes Volk, das zwischen Menschheit und Thierheit die Scheidelinie nicht schaut, hat den Krieg (den letzten; glaubts, Amokläufer!) verloren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bad Salzschlirf. Der Besuch dieses Kurortes hat seit Mitte Mai lebhaft eingesetzt. Es wurden bis jetzt 1956 Bäder gegeben. Die Verpflegung ist gut nnd gesichert. Das Kurtheater ist seit dem 20. Mai eröffnet. Der Betrieb ist in vollem Gange. Der Versand des als Gichtwasser bewährten Bonifazius-Brunnens zu Hauskuren findet in alter Weise statt.

Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Grundstücke	8 579 877	15	Aktienkapital-Konto .	10 000 000	—
Haus-Konto	348 821	20	Hypotheken-Schulden .	4 367 450	—
Hypotheken-Forderung.	5 431 832	66	Gläubiger	7 552 111	17
Schuldforderungen . .	1 691 467	63	Avale . M. 522 000.—		
Verfügbare Mittel . .	107 279	40			
Avale . M. 522 000.—					
Inventar	1	—			
Gewinn- u. Verlust-Kto.	5 760 282	13			
	21 919 561	17		21 919 561	17

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1916.

Soll.	M.	pf	Haben.	M.	pf
Saldo-Vortrag aus 1915	4 670 719	—	Pacht., Miet u Verschied.	7 085	39
Geschäfts-Unkosten .	127 384	84	Hypotheken-Zinsen . .	151 484	49
Grundsteuern u. Unkost. auf unbebaute Grundst.	46 450	01	Verlust	5 760 282	13
Zinsen und Provisionen	345 135	—			
Hypotheken-Zinsen .	187 614	89			
Hausverwaltungs- und Nießbrauchzuschüsse .	113 291	81			
Abschreib. auf Wertpap.	94 177	90			
do. auf Schuldforder	334 078	56			
	5 918 852	01		5 918 852	01

Berlin, den 8 Mai 1917.

Der Vorstand.
Hahn Horwitz.

Der Aufsichtsrat.
v. Klitzing.

Abschluss per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	Pf.
Maschinen- u. Fabrikation-Anl.	1	—
Matrizen	64739	—
Werkzeuge	1	—
Inventar	1	—
Patente	1	—
Modelle	1	—
Kraftwagen	1	—
Gespann	1	—
Klischees	1	—
Wertpapiere u. Beteiligungen	3465151	38
Kautionen	3551	25
Kassenbestand	42875	58
Bankguthaben	1755150	26
Wechselbestand	58085	85
Aussenstände	1400583	32
Vorauszahlungen	27041	33
Warenbestand	4519116	08
	11336302	05

Passiva.	M.	Pf
Aktienkapital	5000000	—
Gesetzliche Rücklage	1100000	—
Delcrederefonds	200000	—
Arb.-Unterstgs.-Rückl.	90725	17
Nicht eingel. Anteilsch.	2840	—
Gläubiger u. Anzahlung.	2923742	22
Rückstellungen für später fällig werdende Verbindlichkeiten	637418	34
Reingewinn	1381576	32
	11336302	05

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Soll.	M.	Pf
General-Unkosten	925417	59
Zweifelhafte Forderung.	14791	34
Abschreibungen	589024	49
Verschiedene Rückstell.	373955	45
Reingewinn	1381576	32
	3184765	19

Haben.	M.	Pf
Gewinn-Vortrag a. 1915	100220	55
Rohgewinn	3084544	64
	3184765	19

Die auf 12% = **M. 120.**- für die Aktien No. 1—5000 festgesetzte Dividende gelangt pro Dividendenschein 1916 ausser bei **unserer Gesellschaftskasse,** bei der **Bank für Handel und Industrie,** bei der **Nationalbank für Deutschland** und bei dem Bankhause **Schwarz, Goldschmidt & Co.,** hier, zur Auszahlung.

Berlin, den 31. Mai 1917.

Carl Lindström
Aktiengesellschaft.
Der Vorstand.
Straus. ppa. **Salomon.**

Bad Elster. Am 1. Mai ist die Sommerkurzeit eröffnet worden und haben die regelmäßigen Konzerte des Königlichen Kurorchesters wieder begonnen. Das günstige sonnige Wetter, das nach langem, hartem Winter eingetreten ist, hat schon eine grössere Anzahl von Badegästen angelockt. Ausser von Zivilpersonen werden die Bäder auch von Heeresangehörigen fleissig benutzt, von diesen selbstredend ohne jede Gegenleistung. Bis Anfang Mai haben 2144 Kriegsteilnehmer insgesamt 49360 Kurbehandlungen gebraucht. Das hier in der Einrichtung begriffene, prächtig ausgestattete Offiziersheim naht seiner Vollendung und wird voraussichtlich Anfang Juni seiner Bestimmung übergeben werden.

Abschluss per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	Pf.
Maschinen- u. Fakrikation-Anl.	1	—
Matrizen	64739	—
Werkzeuge	1	—
Inventar	1	—
Patente	1	—
Modelle	1	—
Kraftwagen	1	—
Gespann	1	—
Klischees	1	—
Wertpapiere u. Beteiligungen	3465151	38
Kautionen	3551	25
Kassenbestand . . .	42875	58
Bankguthaben	1755150	26
Wechselbestand . . .	58085	85
Aussenstände	1400583	32
Vorauszahlungen . . .	27041	33
Warenbestand . . .	4519116	08
	11336302	05

Passiva.	M.	Pf
Aktienkapital	5000000	—
Gesetzliche Rücklage .	1100000	—
Delcrederefonds . . .	200000	—
Arb.-Unterstgs.-Rückl. .	90925	17
Nicht eingel. Anteilsch.	2840	—
Gläubiger u. Anzahlung.	2923542	22
Rückstellungen für später fällig währende Verbindlichkeiten . . .	637418	34
Reingewinn	1381576	32
	11336302	05

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Soll.	M.	Pf
General-Unkosten . .	925417	59
Zweifelhafte Forderung.	14791	34
Abschreibungen . . .	589024	49
Verschiedene Rückstell.	373955	45
Reingewinn	1381576	32
	3184765	19

Haben.	M.	Pf
Gewinn-Vortrag a. 1915	100220	55
Rohgewinn.	3084544	64
	3184765	19

Die auf 12% = M. 120.— für die Aktien No. 1—5000 festgesetzte Dividende gelangt pro Dividendenschein 1916 ausser bei **unserer Gesellschaftskasse**, bei der **Bank für Handel und Industrie**, bei der **Nationalbank für Deutschland** und bei dem Bankhause **Schwarz, Goldschmidt & Co.**, hier, zur Auszahlung.

Berlin, den 31. Mai 1917.

Carl Lindström Aktiengesellschaft

Der Vorstand.

Straus. ppa. **Salomon.**

Bad Elster. Am 1. Mai ist die Sommerkurzeit eröffnet worden und haben die regelmäßigen Konzerte des Königlichen Kurorchesters wieder begonnen. Das günstige sonnige Wetter, das nach langem, hartem Winter eingetreten ist, hat schon eine grössere Anzahl von Badegästen angelockt. Ausser von Zivilpersonen werden die Bäder auch von Heeresangehörigen fleissig benutzt, von diesen selbstredend ohne jede Gegenleistung. Bis Anfang Mai haben 2144 Kriegsteilnehmer insgesamt 49300 Kurbehandlungen gebraucht. Das hier in der Einrichtung begriffene, prächtig ausgestattete Offiziersheim naht seiner Vollendung und wird voraussichtlich Anfang Juni seiner Bestimmung übergeben werden.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Juni 1917.

Der Traum von Stockholm.

Der Heilige Werber.

In der südfranzösischen Stadt Béziers, die ein Vorort gallischer Tektosagen, eine Legionärsiedlung der Römer, ein Stützpunkt der inneren Hugenottenfront gewesen war, ging, an der Schwelle des siebenzehnten Jahrhunderts, das fromme Fränzchen Regis in die Schule der Jesuiten, die hier, wie zuvor und danach unter jeder Sonne, selbstlos nie genug zu dankende (und drum hitzig geschmähte) Seelenwohlthat bereiteten. In den Stunden der Prüfung durch schwere Krankheit sproßt in dem Jüngling, der schon die Mitschüler unermüdlich der Pflicht zu ernstem Wandel und inniger Menschenliebe geworben hat, der Entschluß, sich den Vätern Jesu zu gesellen, ein gerechter Jünger des edlen Ignatius von Loyola zu werden. Als Neuling scheuert er Fliesen und Diele, putzt in der Küche das Gemüs für die Tafel der Ordensgemeinschaft, pflegt im Spital die vom ekelsten Gebrest Heimgesuchten; und entbindet den Wonnen so harten Dienstes den Wunsch, auf jungen Füßen den Weg der Martyrer zu gehen, vor deren Gebein in Toulouse seine Andacht gekniet hat. Im engsten Kreis beginnt der Werber die Wanderung. Zieht mit einem Glöcklein umher, das die Kinder, viel Landvolk, bald auch Städter schaart; und predigt Kleinen und Großen. Statt zu trinken, zu fluchen, zu schlemmen, fremden Besitz und Frauenleib zu begehren, zu raufen, sich

in Listkunst zu üben, Feindschaft einzunisten und auszufechten, aus gierigem Auge auf den Vortheil als den einzigen Leitstern zu blicken und zu wähnen, Tüchtigkeit und Nutzenserraffung seien die höchsten und letzten Ziele allen Menschenstrebens, sollen sie säuberlich leben, ernsthaft den Sinn ihres Daseins bedenken, den Nächsten, selbst das kranke, faulige Glied der Jedem unentbehrlichen Menschheit, in mitleidiger Inbrunst lieben und immer bewußt sein, daß erst hinter der Deckung des Alltagsbedarfes, hinter der Sorge für Irdisches, für den nie ganz reinen Erdenrest die wahre Aufgabe des Menschen, der Zweck seines Reifens beginnt. Der zum Priester geweihte Pater Franziskus sitzt am dunstigen Bett der toulouser Pestkranken, betreut sie mit Bräutigamszärtlichkeit und weicht nicht, ehe die schwarze Seuche gebannt oder ihr Opfer von Leid erlöst ist; starb ihm ein Pflegling, so eilt er, froh wie ein Weltmensch, der sich in Lustgetümmel stürzt, in den Stank der nächsten Pesthöhle. War je, flüstern die Brüder, Einer für die Missionarsarbeit geboren, so ists unser Franz. Die Seehandelsstadt Montpellier sieht ihn zuerst am Werk neu knospenden Eifers. Von seiner Rede träuft nicht in so breitem Rinnsal das Salböl, sie ist nicht so pomphaft gewölbt noch so zierlich geschmückt wie Anderer: und wirkt deshalb, wie keines Anderen, in Weite und Tiefe. Einfalt soll sie verstehen, der Aermste von ihr sich bereichert fühlen. „Nicht die in Behagen Gebetteten, denen Seelentröster und Sündenlöser zuströmen, brauchen mich; an die Armen weist mich Beruf.“ Deren Beichte hört er am Liebsten; liest ihnen nicht nur die Messe, sondern hilft freudig auch ihrem Leib, bettelt für sie, schleppt auf seinem Rücken Strohbündel in ihre Hütte und lächelt selig, wenn darob ihn die Gassenjugend höhnt. So treibt ers während des Sommers in der Stadt, im Winter, wenn der Bauer Muße hat, auf dem Land. Früh oder spät, Frost oder Gluth: Franz fehlt niemals der Pflicht; langt nicht nach Schlaf, Speise, Trank, wenn die Gelegenheit winkt, Seelen zu werben. Viele hat der Calvinerglaube verleitet. Sanft naht ihnen der Bote Jesu und führt behutsam sie auf den Heilspfad zurück. Der Anblick trunkener, beutesüchtiger, von Plünderwollust bis an das Portal stiller Dorfkirchen gerissener Soldaten wirkt auf seinen Werberdrang wie der Sporn auf das Roß aus kräftiger Zucht. „Müsset Ihr Kriege führen, die unser Heiland als Sünde verwarf, so führet

sie als Menschen, als Kinder Gottes, und duldet nicht, daß der Krieger in Raubthierwuth sinke." Er rastet nicht, bis ihm der rohste Kriegsknecht horcht, und nimmt, wie ein Weltlicher das Streicheln der liebsten Hand, die Schläge hin, die seine Haut striemen, weil er ein Wirthshaus vor Plünderung bewahrt hat. Der, spricht der Bauer, der Ladner zur Frau, kriecht nicht hinter den Ofen, unter die Kanzel, wenns gefährlich wird und nach Prügeln riecht; Dem darf Unsereins trauen. Solches Ansehen, der dem Muth vermählten Liebe, vermag ringsum, in Familien und in breiter verzweigter Lebensgemeinschaft, Frieden zu stiften; haltbaren, den nicht ein Zufallswörtchen zerbeizt. Franz Regis scheut nicht die lästigste Fron. Der schönen Dirne, deren Buh'trieb ganze Jünglingschwärme in Lustketten schmiedet, spricht er so liebreich zu wie dem bequem gewordenen, seelisch verfetteten Priester, der sich selbst nicht zügeln, also auch der Heerde ein läßlicher Hirt sein will. Um Menschenfresser würde er, in der Neuen Welt, lieber noch als um die verirrten Lämmlein der schönen Heimath am Mittelmeer. Dort aber zu leben, zu streiten, zu sterben, war ihm bestimmt. Schauet ihn aus dem Auge bewundernder Andacht. In tief verschneiter Hütte auf einem steilen Berg, den er, barfuß, in der härenen, mit dem Bußstrick gegürteten Kutte, erklommen hat, weil ihm berichtet ward, dort oben hause trost- und hilflose Armuth. Im Lazaret von Privas, wo er den Kranken die Schmutzkruste abweicht, das Bettzeug im eisigen Bachwasser wäscht, die Schwären verbindet und wo der Abfall von ihrem Kummermahl ihn Monate lang nährt. Unter Säufern, deren wüstestem er, als von dem Faustschlag des Rohen ihm die Wange geschwollen ist, im Ton aufrichtiger Demuth zuruft: „Känntest Du, Bruder, mich gründlich, dann wüßtest Du, daß ich mehr Backenstreiche verdiene." Im Schneesturm, in einem von Wölfen durchheulten Walde, den er nicht umgehen durfte, um früh genug einem Pfarrer, der seines Trostes harrt, den Segen des Sakramentes spenden zu können. Als den Vater der mühsälig Armen, für die er alles Erlangbare zusammenbettelt, Korn, Brot, Fleisch, Hemden, Schuhe, Kittel, Hausgeräth, und immer irgendwas in seinem Trühlein der Dürftigen hat. Auf seiner letzten Missionarsreise, da er, zwei Tage vor der Weihnacht des Jahres 1640, als ein schon kränklich Schwacher, über Berge klettert, durch Schluchten kriecht, an Felswand und Abgrund sich

entlang tastet, im Schutz alten Gemäuers, in Schweiß gebadet, die Nacht verbringt und nur die von seinen Händen gehäufte Schneeschicht als Kopfkissen hat. Hager ist sein Leib, jeder Schritt seines Wandels von Bosheit umlauert; nur von der Gnade leuchtender Seelenkraft scheint er noch zu leben. Doch er wankt nicht von seinem Werk. In La Louvese predigt er in der Weihnacht, am nächsten Morgen, Mittag, Abend, am Stephanustag; und mit dem letzten Leuchten der Silvesterhelle erlischt seines Lebens Sonne. Neben den Hochaltar wird er bestattet. Sein Grab wird Wallfahrtziel. Und zweiundzwanzig Kirchenfürsten schreiben an den elften Papst Klemens, ihr Gewissen dränge sie in das Zeugniß, daß an dieser Pilgerstätte Blinden das Augenlicht, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache, Lahmen die Vollkraft aller Glieder wiedergekehrt und der Ruf solcher Wunder ins Ohr der fernsten Völker gedrungen sei. Der König von Kastilien, der König und der Episkopat von Frankreich haben 1737 erwirkt, daß Franz Regis, als ein zweiter Sanktus Franziskus, in den Rang der Heiligen erhöht wurde. Keiner mit triftigerem Recht. Denn Dieser hat, selbstlos, Seelen aus Wirrniß erlöst und dem Geist der Menschheit gedient.

Sowjet.

Sehnt Rußlands in Wirrniß dämmernde Seele sich in Klarheit hinaus oder in dichten Nebel zurück, der ihr Gewohnheit wurde? In der weiten Heimath und von draußen bieten, aus zwei Erdtheilen, sich ihr Führer an. Verführer? Höret, ehe Ihr Urtheil waget, zunächst die Stimmen westlicher Hirne, die laut schmeicheln und leis drohen; sehet, wie sie mit dem stumpfen, zerfaserten Pinsel des Wortes zu malen trachten, was ist, sein sollte und werden müsse. Vornan schreite Professor Ernest Lavisse, der Historiker, der preußisch-deutschem Wesen einst hold war.

„Der Begeisterung, die in Frankreich die russische Revolution begrüßte, ist schnell bittere Unzufriedenheit gefolgt; und dieser Sinneswandel hat ungünstig nach Rußland zurückgewirkt. Ueber diesen Gefühlszwiespalt soll man weder allzu tief staunen noch gar Unruhe empfinden. Zwischen den zwei Völkern schwebt nur ein Mißverständniß; das aber muß durch rückhaltlosen Gedankenaustausch weggeräumt werden. Oft haben wir in unserer Heimath gehört, die Revolution verlängere den Krieg. Und rich-

tig ist, daß der Feind, weil er im Osten nichts zu fürchten hatte, große Truppenmassen auf unsere Front werfen und damit die franko-britische Offensive aufhalten konnte. Eine ernstlich zu bedauernde Thatsache. Wie aber wärs ohne die Revolution geworden? Wohin hätte die Mächlerei Protopopows, der Stuermers würdiger Nachfolger wurde, geführt? Die zarische Regirung glaubte, durch verrätherisches Handeln gegen die Bundesgenossen und gegen das eigene Vaterland den Zarismus retten zu können. Nikolai selbst wollte dem Bündniß vielleicht treu bleiben; die Minister aber, die das Heer, Verkehrs- und Verpflegungwesen, die Munitionbeschaffung vernachlässigten, waren doch die Werkzeuge seiner Wahl: und er ließ sie gewähren. Sie hätten ihn schließlich vor die Nothwendigkeit eines Sonderfriedens gestellt. Alle Erfahrung zwingt uns in den Glauben, daß bei längerer Dauer des Zarismus auf die russische Macht nicht zu rechnen gewesen wäre. Auf unserer Seite ist eine Hauptursache des Mißverständnisses: die unzulängliche Erwägung der Bedingungen, unter denen die russische Revolution entstand. Sie war nicht, wie unsere Revolutionen, das Werk des den Arbeitern verbündeten Bürgerthumes, das bei uns die Bewegung rasch zu hemmen, das aufgewühlte Erdreich zu kanalisiren vermochte. In Rußland kam die Stoßgewalt aus den Volksmassen und hatte die Wucht eines reißenden Stromes. Wer konnte ihn deichen? Was die Reichsduma in den Märztagen that, war, höflich ausgedrückt, von geringer Bedeutung; sie war das Geschöpf eines schlechten Wahlrechtes, hatte sich durch schwächliches Beugen vor den Machthabern um ihr Ansehen gebracht und galt keiner Partei als ein entscheidender Faktor. Daß der Arbeiter- und Soldatenrath die Provisorische Regirung in die Hände der Kadeten legte und das Kriegsministerium einem Oktobristen anvertraute, müßten wir bewundern; und begreifen, daß dieser Rath eine Macht bleiben und die Kanalisirung eines Werkes hindern wollte, das nur den Arbeitern und den Soldaten zu danken war. Uebrigens sind seit der Revolution erst zwei Monate vergangen. In dem Wirbel, der uns umstürmt, schwindet das Gefühl für Zeiträume. Zwei Monate erst: und schon scheint wieder Ordnung zu werden; die beiden zuvor einander gegnerischen Gewalten einigen sich, die Regirung spricht als Regirung, die regiren will und Gehorsam fordert. Deutschland, das auf

die Vernichtung der Russenmacht gehofft hatte, kann seine Enttäuschung nicht verbergen. Wir haben also die russische Revolution verkannt; auch sie aber ward uns nicht gerecht. Wir erwarteten eine Aufwallung heißen Freundschaftgefühles für Frankreich, das die Menschenrechte verkündet und durch eine Folge von Revolutionen zur Zerstörung des alten Knechtungsystems in Europa mitgewirkt hat. Doch die russischen Revolutionäre zeigten uns mürrische Mienen. Sie werfen unserer Republik vor, daß sie allzu willig mit dem Zarismus sich eingelassen, das unsaubere Treiben der russischen Polizei in Frankreich geduldet, sogar gefördert habe; und ihr zweiter Anklagepunkt ist nur allzu berechtigt. Die Gründe aber, die unser Bündniß mit der zarischen Regirung bestimmten, erwägen sie nicht so vorurtheillos, wie Gerechtigkeit verlangen müßte. Wir standen unter der steten Drohung deutschen Angriffes. Deutschland wollte uns in Lehnspflicht zwingen oder vernichten, um uns, nach dem Wort des Generals Von Bernhardi, nie wieder auf seinem Weg zu finden. Und da Rußland den seiner Mission, als der Slawenschutzmacht, feindlichen austro-deutschen Ehrgeiz fürchten mußte, drängte die Nothwendigkeit der Verständigung sich uns, Beiden, auf. Wir hatten noch andere Ursache, uns durch ein Bündniß zu stärken. Denn unser 1871 verstümmeltes Vaterland durfte seine Pflicht gegen Elsaß-Lothringen nicht vergessen. Zwar hätte seine Friedensliebe ihm einen Angreiferkrieg zur Rückeroberung seiner Provinzen verboten. Aber Europas Zukunft war unsicher und jedes klare Auge sah voraus, daß früh oder spät ein Streit entstehen werde, dem wir nicht ausweichen könnten. Dann würde die Stunde zur Sühnung des von der Macht schmählich verletzten Rechtes schlagen. Russische Revolutionäre sind dem Verständniß der elsaß-lothringer Frage sehr fern; sie leben in einem Land, das nicht, wie Frankreich, eine enge, trauliche, in Einheit athmende Heimath ist, sondern ein ungeheures, aus grundverschiedenen Schichten locker zusammengefügtes, von buntem Völkergewimmel scheckiges Reich, dessen Gleichgewicht den Verlust einzelner Stückchen überdauert. Elsaß-Lothringen war ein Wesenstheil unserer unzerreißbaren Einheit, Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut. Deshalb mußten wir das Bündniß schließen, das die russische Demokratie uns vorwirft. Ueberlieferter Glaube sträubte sich wider das Bünd-

niß; Lebensbedürfniß nöthigte es uns auf. Wir brachten ein Opfer, das an manchem Tag schwer auf unserem Gewissen lastete. Nie aber wankte unsere treue Bewunderung der russischen Seele, die in Literatur und Kunst ihren Ausdruck gefunden hat; und in zuversichtlicher Hoffnung harrten wir der Stunde, da Rußland völlig genesen werde. Nun schlug sie; könnte sich aber nicht so wohlthätig auswirken, wie die Menschheit erhofft, wenn zwischen Rußlands und Frankreichs Demokratien das Mißverständniß fortwährte. Wir haben in Petrograd jetzt tüchtige Anwälte. Unser Munition-Minister, Herr Albert Thomas, führt Frankreichs Sache gut und ist, als er neulich die Bedeutung des Streites um Elsaß-Lothringen erklärte, nicht nur stürmisch gefeiert, sondern sogar verstanden worden. Der Leiter des russischen Auswärtigen Amtes hat der Presse gesagt, Frankreichs Rücknahme seiner Provinzen wäre nicht zu den Annexionen zu zählen, die er, in Uebereinstimmung mit dem Rath der Arbeiter und Soldaten, verwerfe. Danach darf man hoffen, daß, bei gutem Willen auf beiden Seiten, der Meinungzwiespalt sich allmählich schließen werde. Wir dürfen die ungewöhnliche, wie ein Paradoxon wirkende Lage der in Rußland Regirenden niemals aus dem Auge verlieren. Ihre Mehrheit besteht aus Männern, die, weil sie ihr Ideal, Frieden und Menschenverbrüderung, offen verkündet haben, in Martyrien verurtheilt wurden: und nun sind sie, in dem größten und grausamsten Krieg der Weltgeschichte, mit der Macht bebürdet. Muß der tragische Gegensatz zwischen der Schönheit ihres Traumes und dem Graus der Wirklichkeit nicht die Ruhe ihrer Seelen trüben? Rasch und klar aber haben sie das Gebot der Pflicht vor sich gesehen: Kein Sonderfriede; Bestätigung und kräftigende Weihe des Bundes (nach dem Austausch der nöthigen Erklärungen); Arbeitgemeinschaft mit den Demokratien Europas und Amerikas gegen die Potentaten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und deren Vasallen. Wir sehen die russischen Pazifizisten das Heer in neue Ordnung bringen, die Rüstungarbeit beschleunigen und die Nothwendigkeit der Offensive beweisen. Die Prediger schrankenloser Freiheit verkünden die Pflicht zu ‚eiserner Disziplin'. Wir müssen diese Männer bewundern, ihnen vertrauen und wünschen, daß ihnen gelinge, den aus den Gräben entschlüpften Soldaten, den einer Jacquerie zustrebenden Bauern, dem von Anarchie bedroh-

ten Volksgewimmel die Entwickelung, die ihr Innerstes erlebt hat, anschaulich zu machen und diese Massen die harte Pflicht des Tages so erkennen zu lehren, wie sie selbst diese Pflicht erkannt haben. Der schöne Traum friedlicher Menschenbrüderschaft kann erst Wirklichkeit werden, wenn die Waffenbrüderschaft freier Völker den zerschmetternden Sieg über die abscheuliche Macht erfochten hat, die unter den Menschen keinen Bruder finden will, sondern nur sich selbst liebt und in dieser plumpen, ungeheuerlichen Selbstanbetung sich als das Herrenvolk, alle anderen Völker als eine niedere Gattung sieht, die den Herren Gehorsam schulde."

Auch Genosse Hervé behandelt, natürlich, das Tagesthema. Gegen den Beschluß der Sozialistenpartei, den von Holländern und Skandinaven in Stockholm vorbereiteten Kongreß, der die Möglichkeit nahen Friedensschlusses erörtern soll, zu beschicken, bäumt er sich in seiner Zeitung „La Victoire" wild auf.

„Nach ihrer Kapitulation vor der Minderheit zeigten unsere Mehrheitsozialisten katzenjämmerliche Mienen; sie sahen aus, als begriffen sie die Riesendummheit, die sie gemacht hatten. Daß sie kapituliren würden, war seit Vaillants Tod gewiß. Vaillant war die Ehre, der Ruhm unserer Partei. An Beredsamkeit überragten ihn Andere (Jaurès); in ihm aber, dem edlen Gewissen, verkörperte sich der überlieferte Geist unserer Revolution und Republik. Er war uns der Vertreter der glorreichen Commune, die in einem Anfall patriotischen Fiebers, aus Haß gegen die von ihr Kapitulirer Gescholtenen, in dem noch belagerten Paris 1870 die Waffen ergriff, weil sie die tollkühne Hoffnung hegte, die Deutschen aus unseren Forts jagen zu können. Vierzig Jahre lang sahen wir Vaillant bei jeder öffentlichen Kundgebung vornan. Der Siebenzigjährige scheute das Geknuff, die Roheit der Schutzmannschaft nicht; bestand darauf, den Jungen das gute Beispiel zu sein. In einem Seinekongreß wurde der große Greis, weil er den Zimmerwäldlern die ererbte Vaterlandliebe des französischen Sozialismus vorgehalten hatte, beleidigt, geschmäht: und nur aus meinem Mund, aus keinem anderen, kam kräftiger Widerspruch. An diesem Tag begriff ich, daß unsere Mehrheitleute zu jeder Kapitulation reif seien. Die letzte war die schmählichste: Kapitulation vor Denen, die Vaillant 1870 Kapitulirer genannt hat. Auf der Tribüne des Nationalrathes kramte die Minderheit Alles

aus, was sie im Sack mitschleppte. Einer ihrer Führer, der junge pariser Abgeordnete Laval, ließ das Wort los, das alles Handeln seiner Genossen erklärt. Der brave Knabe behauptete, der Krieg sei dahin gelangt, wo militärische Entscheidung nicht mehr möglich ist. In dem Augenblick, wo Englands mächtiges Heer, endlich, ganz in Bereitschaft ist und fast die Hälfte unserer Gesammtfront deckt, wo die amerikanische Riesenrepublik sich zum Eintritt in den Kampf rüstet, hebt ein Vertreter unseres Volkes auf einem Sozialistenkongreß das Hasenpanier und stößt den Schrei panischen Schreckens aus. Eben so gut konnte er sagen: ‚Wir haben den Krieg bis hierher satt und pfeifen auf die Pflicht, unsere Toten an den Anstiftern dieses abscheulichen Krieges zu rächen; machet Frieden und gestehet, daß der preußische Militarismus sich gegen die ganze Welt zu behaupten vermocht hat!‘ Seit zwei Jahren entblößen die Minderheiten auf jedem Parteitag diese Besiegtenseele; versuchen sie, ihre muthlose Trägheit mit schönen, sozialistisch duftenden Wortbehängen aufzuputzen. Und vor diesen Kapitulirern hat die Mehrheit nun kapitulirt! Das Schimpflichste an der Sache ist: Alle Eingeweihten wissen genau, daß in diesem Abenteuer die Partei dem Ehrgeiz zweier Klüngel geopfert wird, die um den Besitz des Parteiorganes, L'Humanité, raufen. Ueber das Blatt gebietet jetzt Renaudel, der als Journalist nicht mehr leistet als mein Schlappschuh und obendrein in den Narrenwahn verrannt ist, zur Führung einer großen Partei sei Bauernschlauheit wichtiger als Entschlußfähigkeit und Charakterstärke; dabei ist er vollkommen ehrlich, hat Menschenverstand, klaren Blick und wirksamen Muth. In der Kiepe, die ihn ersetzen möchte, ist der Bürger Jean Longuet obenauf. Ein sehr anständiger, gründlich gebildeter Mann, aber der größte Qualmkopf der Partei. Das Recht, das Parteiblatt zu leiten, stützt er besonders fest auf die Thatsache, daß er Marxens Enkel ist, also die volkswirthschaftliche Weisheit dieses großen Karl schon aus der Mutterbrust sog. Vom Anfang an gings um das offizielle Parteiblatt; wenn Longuets Kiepe, vielleicht durch das Eintagsbündniß mit der Gesellschaft, die den Frieden um jeden Preis will, auf einem Parteitag die Mehrheit erlangte, fiel ihr auch L'Humanité zu. Um nicht Minderheit zu werden und dadurch das Parteiblatt zu verlieren, hat Renaudels Klüngel den Internationalen Kongreß und die Reise nach Stockholm geschluckt; wer

Lust hat mag, in den Tagen des ungeheuerlichsten Erdbebens, das die Geschichte kennt, dieses Werk herrlicher Strategie bewundern. Der französische Sozialismus, richtiger: die Schaar seiner schlechten Hirten und manches Lämmlein, das sich in den Glauben, ihm anzugehören, verirrt hat, ist ausgekniffen; doch ist, uns zum Heil, ehe es zu dem Internationalen Kongreß kommt, noch die Zustimmung der Arbeiterparteien Belgiens, Italiens, Englands und Amerikas nöthig. Ich möchte glauben, daß unsere belgischen, italischen, englischen, amerikanischen Genossen, statt, wie Frankreichs Sozialisten, in Verzückung und Andachtkrämpfen vor der Wiege, in der die russische Revolution lallt, hinzusinken, in aller Freundschaft einzelne petrograder Revolutionäre bitten werden, ein Bischen weniger Zeit an die Vorbereitung der Gespräche mit deutschen Sozialisten zu verschwenden und lieber dafür zu sorgen, daß Rußlands Heer in den Kampf um die Zukunft der Weltdemokratie endlich wieder kräftig einzugreifen vermag."

Hervés Behauptung, der Zweikampf Renaudel-Longuet sei im tiefsten Grund einer um die Herrschaft über die Zeitung L'Humanité gewesen, hat Genosse Renaudel nicht sehr wuchtig zurückgewiesen. Er bespöttelt den Meinungwandel des Gegners (der selbst oft erwähnt, daß er, heute hitziger Patriot, einst Anarchist und grimmigster Verhöhner aller Patriotenwallung war) und stützt den Nationalrathsbeschluß, die Einladung nach Schweden nicht abzulehnen, auf drei Thatsachen: In Stockholm werden die aus einander feindlichen Ländern abgeordneten Sozialisten zunächst nur mit der skandinavo-holländischen Gruppe, nicht etwa mit einander, verhandeln; die Frage, auf welche Regirungen die Schuld am Ausbruch des Krieges zurückfalle, wird im Vordergrund der Erörterung stehen; ob und unter welchen Bedingungen danach ein allgemeiner Internationaler Kongreß möglich sein werde, hat der russische Hohe Rath der Arbeiter und Soldaten, in Gemeinschaft mit den Sozialistengruppen der kämpfenden Völker, zu bestimmen. „Unter dem Druck und der Gunst der Ereignisse haben alle Sozialistenparteien sich in Einheit des Handelns entschlossen. Solches Handeln fordert der Gedanke der Internationale." Noch ist die ersehnte Einheit nicht sichtbar. Genosse Marius Moutet, der mit Cachin in Petrograd war und die vor acht Tagen hier erwähnte Fragenliste mitgebracht hat, wehrt den Vorwurf ab, er

habe zur Vorbereitung des „deutschen Friedens“ mitgewirkt. „In Rußland schalt Lenins Anhang uns Agenten des französischen Kapitalismus und Imperialismus; und in der Heimath, die uns gestern als die eifrigsten Vertheidiger der nationalen Sache pries, sollen wir nun, bewußt oder unbewußt, die Agenten Deutschlands sein. Darf Leidenschaft das Urtheil der Vernunft hemmen? Unsere russischen Freunde fragten, ob wir, wie sie, bereit seien, zur Internationale zu gehen. Wir antworteten mit der Gegenfrage, ob uns verbürgt werden könne, daß die Lebensinteressen unserer Völker dadurch nicht irgendwie gefährdet werden. Uns selbst aber sagten wir: ‚Dürfen wir diese Männer, Rußlands Herren, die, im ersten Rausch demokratischer Errungenschaft, von der rasch entscheidenden Einwirkung ihrer Revolution auf das sozialistische, dem autokratisch-militaristischen bisher gehorsame Deutschland fest überzeugt sind, in ihrem frommen Glauben an die Kraft der Grundsätze mit den Deutschen allein lassen, die aus allen Giftquellen ihres Landes getrunken und sich in doppelzüngiges Wesen gewöhnt haben? Wird nicht am Ende das Gift stärker wirken als der Athem der Revolution?‘ Da wir auf dem Glauben an das gute Recht unserer Sache stehen und kein Gespräch über Politik zu scheuen haben, wärs eine Riesendummheit, das mystische Rußland mit dem verschmitzten Deutschland allein zu lassen, wo das unantastbare Recht und der gerade Verstand Frankreichs mitreden könnte. Unsere russischen Genossen wissen, daß Rußlands Niederlage nicht den Zarismus, sondern das Werk der Revolution zertrümmern würde und daß schimpflich demüthigender Friedensschluß die schlimmste Niederlage wäre, und wollen deshalb nur den Frieden, der, im Sinn aller Demokratie, das Recht jedes Volkes und die Freiheit aller Nationen verbürgt. Nach ihrem Willen soll jedes Volk seiner Regirung sagen, unter welchen Bedingungen es zu Friedensschluß bereit ist. Unsere Ablehnung hätte uns, die nichts zu verbergen, nichts zu bereuen haben, in den Verdacht gebracht, die Erörterung unseres Handelns zu scheuen oder nur mit der Lippe, nicht im Herzen, Gegner der Imperialismen zu sein. Diese Ablehnung wäre die Abkehr von dem Rußland gewesen, mit dem wir uns, von Volk zu Volk, in vollkommener Eintracht fühlen. Dazu kam noch andere Erwägung. Das russische Heer braucht ein Ideal, das seinen Offensivgeist erneut und es wieder

zu einer gefährlich wirksamen Waffe macht. Dieses Heer muß wissen, wer es bedroht und daß die von ihm erstrittene Freiheit nur durch die Ueberwindung des Landesfeindes geschirmt werden kann. Der russische Soldat ist so voll von kindhaftem Glauben, jeder Wahnvorstellung so leicht zugänglich, daß er gestern in den Schützengräben sich deutschen Soldaten verbrüderte, deren Offiziere die Zerrüttung der Feindesmacht natürlich mit allen Kräften begünstigten. Gezettel, das noch immer fortwährt, hat in diese leichtgläubigen Schaaren den Wahn eingeschmuggelt, der Krieg ende nur deshalb nicht, weil England die deutschen Kolonien, Frankreich das linke Rheinufer und Kleinasien begehre; und die Leute, die selbst nicht mehr an die Eroberung Konstantinopels denken, sträuben sich gegen die Zumuthung, für Anderes als das Recht unterdrückter Völker zu kämpfen. Diesem Irrthum wüssen wir sie entreißen; und dafür sorgen, daß die deutsche Sozialdemokratie an die Mauer gestellt und zu unzweideutiger Antwort auf die Frage gezwungen werde, ob sie, in Uebereinstimmung mit dem petrograder Arbeiter- und Soldaten-Ausschuß, unbeugsam fest für das Selbstbestimmungrecht und die freie Entscheidung der Völker, auch über die Frage des Friedensschlusses, eintritt. Sagt sie Ja, so hat Rußlands Revolution die Wirkung gehabt, die wir wollen, und wir können nicht mehr verlangen. Erweist sie sich als ohnmächtig, so muß sie aus der Internationale scheiden, der damit das Urtheil gesprochen wäre. Nach der Fragenliste wird in Stockholm jede Sozialistenpartei auch unzweideutig auszusagen haben, wie sie über das Schicksal Elsaß-Lothringens und Posens denke: und auch diese Aussage der deutschen Sozialdemokratie wird wichtig sein. Rußlands Einbildung, die Deutschen seien guten Willens und alle Möglichkeiten des Handelns drum offen, wird in sich zerfallen; und das russische Heer, das schon ungeduldig der Stunde harrt, wo die Sozialdemokratie, endlich, zum Kampf gegen Selbstherrschaft und Militarismus aufstehen werde, wird begreifen, was wirklich ist, und sich zu Krieg bis aufs Messer entschließen. Das haben seine Vertreter in unserem letzten petrograder Gespräch mit dem Soldatenrath feierlich angekündet. Stockholm ist also nicht mehr, was es gestern war; die abgesonderten Sozialistengruppen sollen dort nur noch vorberathen, welche klare Antwort auf jede Frage der petrograder Liste zu geben ist. Hat Rußland erst einge-

sehen, daß es nur für die Friedensbedingungen, die es selbst will, zu kämpfen braucht, dann wird es von seinem Heer die Leistung erlangen, die nöthig ist, um diese Bedingungen den von Rechtsgefühl nicht Bestimmbaren mit Waffengewalt aufzuzwingen."

Der alte Fürst Peter Krapotkin, der aus langem londoner Exil heimgekehrt und „in den Dienst der Volksrevolution" getreten ist, schrieb an pariser Freunde: „Manche russische Genossen leben in dem Wahn, uns könne gelingen, die Deutschen, die sich drei Jahre lang als wilde Barbaren gezeigt haben, dahin zu bringen, daß sie das Vertrauen zu ihren Regirungen verlieren, die Eroberergebierden abthun und Tolstois Gemüthsart annehmen. Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie fern mir solcher Aberglaube ist. Alles, was im Hinblick auf dieses Ziel gethan wurde, scheint mir nur das Spiel Wilhelms und Hindenburgs zu erleichtern; und die Konferenz, die, auf dem schwanken Grund der unredlichen Schiebervorschläge Scheidemann-Hollwegs, die Friedensmöglichkeit erörtern soll, hat nur den Zweck, mit Listmitteln, die so alt wie die Welt sind, in das Feld unseres Verbündetenlagers Mißtrauen und Zwietracht zu säen. Um zu verhindern, daß die Centralmächte neuen Vortheil erringen, den Zaren auf seinen Thron zurückführen und wieder ein Dreikaiserbündniß knüpfen, ist, nach meiner Ueberzeugung, das einzige Mittel: Deutschlands und Oesterreichs Völkern zu beweisen, daß sie von ihren Häuptern und von ihrer eigenen Beutegier geprellt worden sind und daß der heute unerschwinglich hohe Preis aller Eroberung zur Abkehr von dieser veralteten Art der Bereicherungsucht nöthigt. Und dieses Mittel kann erst wirken, wenn Deutschland in die Erkenntniß gezwungen worden ist, daß der Scheinertrag seiner gewaltsamen Vorstöße in Nachbargebiete nicht mitzählt und daß es Elsassern und Lothringern das Recht einräumen muß, zwischen Frankreich und Deutschland zu wählen. Ich sehnte mich danach, über die Wiederaufrichtung des Gesellschaftgebäudes, die sogleich nach dem Krieg beginnen muß, mit französischen Arbeitern mich auszusprechen. Nun müssen wir uns, leider, in brieflichen Verkehr beschränken. Aus vollem Herzen kommt der Wunsch, Euch zu umarmen, und in brüderlichem Geist bin ich bei Euch Peter Krapotkin." Die belgischen Abgeordneten Vandervelde und Debrouckère haben dem Hohen Rath russischer Arbeiter und Soldaten eine Denkschrift

übergeben, worin sie dem Friedensschluß auf der Grundlage demokratischer Gerechtigkleit zustimmen, aber drei Vorbehalte dick unterstreichen. Der Rückfall Elsaß-Lothringens an Frankreich ist nicht als Annexion, sondern als Aufhebung einer Annexion (désannexion), die Vollendung der polnischen, italischen, serbischen Einheitstaaten als die Erfüllung berechtigter Volkswünsche zu betrachten, also von allen Demokraten zu billigen. Die Formel, der Friedensschluß dürfe keine Entschädigung von den Kriegskosten gewähren, soll nicht etwa sagen, der Feind müsse nicht Alles ersetzen, was er (Gebäude, Geld, Lebensmittel, Rohstoffe, Maschinen) zerstört, weggenommen, als Kriegsteuer erpreßt hat. Drittens sei der Satz vom Selbstbestimmungrecht der Völker so zu deuten: Kein Volk darf wider seinen Willen der Fremdherrschaft oder innerer Machtanmaßung unterworfen werden noch bleiben. Das Verlangen nach zwei Ausbuchtungen der belgischen Grenzen wird an das Bedingniß geknüpft, daß die einzugliedernden Volkstheile zustimmen. Nach einer Rede des französischen Munitionministers Albert Thomas haben die Offiziere und Soldaten der russischen Fronttruppen einen Beschluß gefaßt, dessen Endsatz lautet: „Der Rückfall Elsaß-Lothringens an Frankreich kann, weil ihn Gerechtigkeit fordert, nicht als Annexion gelten."

Herr Joseph Reinach, dessen immer frische, fast immer fest unterkellerte Polybios-Artikel als literarische Leistung selbst dem Gegner Achtung abnöthigen, reiht an ein Loblied auf den Ministerpräsidenten Ribot einen Klagesang über die gefährliche Wirrniß des Russengeistes. „Herr Ribot hat, in Gemeinschaft mit dem Präsidenten Carnot und Herrn de Freycinet, unser Bündniß mit Rußland unterzeichnet, das noch für Jahrhunderte das Reich der Zaren bleiben zu wollen schien. Lange wars der Hauptruhm seines Lebens. Vielleicht wird ihm die Geschichte einst eben so hoch anrechnen, daß er von der russischen Revolution sich weder in Rausch noch in Wuth treiben ließ. Diese ungeheure, von unahnbarem Schreckniß schwangere Revolution war durch ehrliche Gewährung winziger Rechte zu vermeiden; unvermeidlich wurde sie erst, seit ein erschlaffter Wille von aller Bitte und Beschwörung nicht zu bestimmen war, die Dinge in nackter Wirklichkeit zu sehen. Da die anderen Romanows, für die das Wodkaverbot zu spät kam, die kühnem Entschluß günstige Stunde verzauderten, nahm die Straße

das Wort; und auch ihr entsank wieder der Muth, als gegen die Polizei das Heer einschritt. Der Kolossus, der nicht, wie der germanische, ein auf Erz und Granit gebautes Kartenhaus war, gerieth nach ein paar Stunden ins Wanken. Und plötzlich waren die Russen nun frei. Drei Viertel können nicht lesen. Alle haben Etwas von Tolstois Gemüthsart, hängen mit ganzer Seele an der Religion allgemeinen Weltleides und mitleidiger Menschlichkeit, neigen aber auch in die Theatralik der Statisten, die in der Oper ‚Boris Godunow' Masse spielen. Jetzt machte der junge Wein der Freiheit sie schnell trunken und verleitete sie in Anarchie, deren Bilder, manchmal im selben Augenblick, an die wüstesten Saturnalien und an die gewaltigsten Mysterien erinnerten. Wer diese großen Kinder anschaute, verzog unter feuchtem Auge die Lippen zu bitterem Lächeln. Wollen sie nicht einsehen, daß sie nur weiterbauen können, was in Jahrhunderten härtester Arbeit gefügt worden ist? Wollen sie in die älteste Zeit ihrer Geschichte zurücksinken, in das Todesweh eines Rußland, das nur durch den Rath des demüthigsten aller demüthigen Mushiks gerettet wurde: ‚Auf, Brüder, lasset uns Den suchen, der uns Herrscher sein und als ein Gerechter zu uns sprechen kann', und das den Waraeger Rurik zum Herrn erkor? Oder wirkt die Chronik des Mönches Nestor nicht mahnend fort und ist unserem Auge bestimmt, den ungeheuersten Zusammenbruch aller Geschichte zu erblicken? Das Verdienst des Herrn Ribot ist, daß er, zwischen verängsteten und verseuchten Romantikern, sein Vertrauen zu Rußland bewahrt. Er scheut sich nicht, der russischen Demokratie unsere Bruderhand hinzustrecken; duldet aber nicht, daß Frankreichs Friedensbild von russischen Pinseln überpatzt werde. Das Schicksal der Erdfreiheit und westlicher Civilisation kann sich nicht den Launen und Wahnvorstellungen schlaftrunken Aufgescheuchter unterordnen. Kerenskij handelt. Amerika wirkt. Herr Ribot hat gut gesprochen. Hat gesagt, der künftige Friede dürfe nicht das Werk irgendeiner Einzelpartei sein, und mit einem Fußtritt, als eine ‚Infamie', die deutsche Verleumdung weggestoßen, irgendetwas vom Präsidenten unserer Republik Geschriebenes habe den Krieg herbeigeführt oder beschleunigt. Möge er, zu Haus und da unten, nun handeln, wie er geredet hat!" Ungefähr eben so spricht Herr Hanotaux; nur faßt er die wildesten Russen noch rauher an. „Wir

denken nicht daran, von dem ‚Kriegsziel‘ der Deserteurs, deren Hauptziel das Wegdrücken vom Krieg ist, uns hypnotisiren zu lassen. Bis in der ‚mystischen Seele‘ der Leninsippe Licht wird, könnten wir lange warten. Vernünftiger ist, mit der schlimmsten Möglichkeit zu rechnen, anzuerkennen, daß ein beträchtlicher Theil des russischen Volkes und Heeres entmuthigt ist, und die Gegengewichte zu wägen, die der Gesammtzustand der Welt uns bietet. Nicht für eine Minute fällt uns ein, russischen Träumern zu Liebe über unsere Ehre und Zukunft einen ‚Neutralengerichtshof‘ entscheiden zu lassen, dessen Souffleur Herr Scheidemann ist. So weit sind wir denn doch nicht. Unsere Sozialisten, Mehrheit und Minderheit, hat der Aufschrei des öffentlichen Gewissens in letzter Stunde gewarnt; da sie, ohne Pässe nach Stockholm, in Frankreich bleiben müssen, haben sie Muße, den Folgen gefährlicher Verklüngelung nachzudenken. Doch während der Hohe Rath der Arbeiter und Soldaten sich in dem Wahn wiegt, seine Hand könne das Weltgeschick gestalten, ordnet die Welt ihre Geschäfte aus eigenem Willensrecht. Schon schwankt die Kriegswage von dem Gewicht, das Amerika in die Schale wirft. Sittlichkeit und Ehre haben das Amerikanervolk, das um keinen Preis, nicht einmal um den der Neutralitätvortheile, mit den Mördern der ‚Lusitania‘ paktiren wollte, in den Krieg gedrängt: und es ist heute entschlossen, ihn gegen das militaristische Selbstherrscherthum Deutschlands mit voller Wucht zu führen. Die Stimmung der russischen Revolutionäre hat den Amerikanern nur bewiesen, daß sie keine Minute verlieren dürfen, wenn die Welt vor dem Triumph preußischer Militärtyrannei bewahrt werden soll. Bald, sehr bald wird man spüren, welches Gewicht das Schwert Washingtons hat. Die meisten Republiken Südamerikas stimmen dem Entschluß des Nordkontinentes zu. Die Vereinigten Staaten von Brasilien sind in den Kampf eingetreten. Das ist ein Riesenschnitt in das Fleisch Südamerikas. Eine bedeutende Persönlichkeit aus einer Lateinerrepublik, die sich bisher vorsichtig zurückhielt, sprach mir neulich mit festester Bestimmtheit von dem unerschütterlichen Willen ihrer Regirung. Noch ein Schritt: und jenseits vom Atlantischen Ozean ist die Welt dem deutschen Dehnungdrang gesperrt. Beide Ufer dieses Ozeans für den Krieg von heute, von morgen in Einheit: Das ist eins der größten Ereignisse aller Geschichte. Was in der Neuen Welt an

Wirthschaft- und Finanzwerthen gehäuft ward, fällt in eine Schale der Wage; und hat einiges Gewicht. Der Ferne Osten schien dem Streit fern zu bleiben. Nur Japan sprach mit, schickte seine Stimme aber nicht weit. Wenn ein russischer Sonderfriede das Gleichgewicht der Welt gefährdet, wird Japan lauter sprechen. Davon bin ich überzeugt. Herr Dr. Iyenaga, der in den Vereinigten Staaten den japanischen Propagandadienst leitet, hat (wie ich bestätigen kann, nicht ohne Ermächtigung) gesagt: ‚Schlösse Rußland einen Sonderfrieden und würde dadurch dem deutschen Einfluß zugänglich, dann müßten Japan und China darin eine Bedrohung sehen, gegen die sie all ihre Kräfte und Wehrmittel aufwenden würden.‘ Dieses Gefühl erfüllt jeden Japaner. In Amerika und in Rußland weiß mans; für jeden Fall könnte Herr Ribot dem Fürsten Lwow und Herrn Kerenskij, deren Provisorische Regirung das einzige von uns Verbündeten anerkannte Organ Rußlands ist, diese Thatsache zur Kenntniß bringen. Zwischen dem Aufstand der Welt und dem Hinsinken Deutschlands kann Rußland nicht zaudern. Da es weiß, was Pflicht, Interesse und Ehre gebieten, wird es sich nicht der Leitung eines Hetzerschwarmes anvertrauen, dem nur nachgiebige Schwächlichkeit aller zu Handlung Mitberufenen in Macht und Ansehen helfen könnte.“ Die Hoffnung auf Amerikas Hilfe ist ins Maß üppiger Tropenpflanzen gewachsen. „Am fünften Juni sind alle Männer im Lebensalter zwischen Einundzwanzig und Dreißig in die Rekrutirunglisten eingetragen worden. Aus den zehn Millionen (so hoch schätzt man die Zahl der Eingeschriebenen) werden zwei Gruppen zu je fünfhunderttausend Mann gesondert, sofort bewaffnet, ausgebildet und auf die Schlachtfelder geschickt. Nicht ein Heer, sagt Präsident Wilson, sondern ein Volk haben wir für den Krieg zu rüsten. Auf dem Acker und der Werft, in den Fabriken und im Feld werden zehn Millionen Mann morgen für uns arbeiten. Schon sind amerikanische Automobilcorps an unserer Front thätig. Arbeiter werden in unseren Werkstätten die neusten Fortschritte des Flugzeugwesens studiren; denn Amerika will uns ein gewaltiges Luftheer schaffen. In die verwüsteten Gebiete schickt es Pioniere, die unsere Kanäle und Verkehrswege wiederherstellen, in die Zechen Gräber, die unseren beim Kohlenbergbau helfen sollen. Tankdampfer mit dem uns fehlenden flüssigen Brennstoff sind unterwegs. Die Stahl- und

Eisenwerke bieten uns ihren unerschöpflichen Vorrath an und eine Flotte von drei Millionen Tonnen wird, mit neuen Abwehrwaffen, nach dem Wort des Herrn Lloyd George, Deutschlands Hoffnung auf seine Tauchboote als trügerisch erweisen. In Holand und Skandinavien werden amerikanische Konsuln dafür sorgen, daß aus diesen neutralen Ländern die importirten Waaren nicht in Feindesgebiet exportirt werden. Ein Abkommen der Vereinigten Staaten mit Kanada sichert die Aufsicht über den Getreideanbau. Der uns für Kriegsleistungen gewährte Kredit hebt unsere Valuta und die an die Vereinigten Staaten abzuzahlende Schuld macht den Finanzministern keine Sorge mehr. Von der Befreiunganleihe' waren zehn Tage vor dem Beginn der Subkription siebenhundert Millionen Francs gezeichnet. So sieht der Anfang der amerikanischen Mitarbeit aus. Die Bilanz ist von zwingender Gewalt; und Niemand darf noch zweifeln, daß wir einem Frieden entgegengehen, der nicht auf das wandelbare Ergebniß gefährlicher Verhandlung, sondern auf die endgiltige Niederlage des Deutschen Reiches gestützt sein wird. Unser Kriegsziel, Wiederherstellung und Sühne, ist das Amerikas. Wer will uns Verbündeten die Beschränkung in halben Kriegserfolg zumuthen, da hundertzwanzig Millionen Menschen uns die Versicherung ganzen Sieges über die Atlantis senden?" (Le Matin.)

„Der alte Gedanke einer ‚Gesellschaft der Nationen', der jetzt wieder oft erörtert wird, hat die Zustimmung von Männern gefunden, die im öffentlichen Leben vornan standen und die man nicht einfach als Träumer hinstellen kann. Präsident Wilson, Ministerpräsident Ribot, Herr Léon Bourgeois: darf man so erfahrenen Praktikern vorwerfen, daß sie sich in ideologische Wortgefechte verrren und den Völkern unerreichbare Ziele zeigen? Als Henri der Vierte und Sully (die auch nicht der Träumerei verdächtig waren) den Plan einer großen ‚Christlichen Republik' besannen, hatte Europa die in der Zeit der Glaubenskriege entstandene Erchöpfung noch nicht überwunden. Die Völker hatten so furchtbar gelitten, daß sie Schutz vor Parteigetriebe und unfähigen Führern ersehnten und jede Lebensmöglichkeit der Rückkehr von Kämpfen vorzogen, die ein Halbjahrhundert lang gewüthet und die üppige Pracht der Renaissancezeit zerstört hatten. Deshalb suchten die Staatsmänner Mittel, die Recht und Vernunft vor dem Eingriff

grausamer Gewalt bewahren könnten. Läßt sich denn Vernunftwidrigeres erdenken als die Thatsache, daß ein Mensch, ein Einzelner, den der Zufall des Erbganges oder der Politik auf die Höhe gebracht hat, willkürlich, auf Jahre, auf Jahrhunderte hinaus, das Schicksal der Völker entscheidend bestimmen kann? Ist nicht Unsinn, daß keine Macht solchen Menschen zu hemmen, kein Werkzeug den Entschluß zu lähmen vermag, der Tausende oder Millionen von diesem Einzelnen abhängiger oder auch nicht abhängiger Menschen zum Tod verurtheilt? Darf der Menschengeist vor diesem Problem abdanken und in Ohnmacht, in stummem Verzicht auf Willensregung sich unter den Sturm ducken, den der Eine, weils ihm beliebte, entfesselt hat? Ein ganzes System internationaler Rechtpraxis hat den Kampf gegen, den Sieg über Hungersnoth, Pest, Cholera, Verbrechen ermöglicht. Ueber die Verschiedenheiten der Zeit-, Maß- und Gewichtsrechnung haben internationale Verträge hinweggeholfen; sogar auf den Gebieten reinen Geistes haben sie geholfen und zunächst das Besitzrecht des Künstlers und Schriftstellers geschützt. All diese Schwierigkeiten und viele andere sind von sachkundigen, gescheiten Männern untersucht, aufgeklärt und so gemildert worden, daß heute der Internationalismus auf jedes lebende Wesen wohlthätig wirkt und jedes an jedem Alltag sich unter dem Schutz der in Freiheit vereinbarten Abkommen fühlt. Den Kriegszustand hat ‚die Weisheit der Völker‘ noch nicht aus der Welt zu schaffen vermocht. Vielleicht ist er im tiefsten Grunde nicht von Menschenwillen greifbar. Der wird sich am Eingang in den Friedenszustand gewiß aber regen. Ueber die Einberufung eines Kongresses entscheidet nicht das Fatum, sondern die Menschenschaar, der zu gehorchen man sich bequemt und die dadurch Ansehen erworben hat; wenn ihr die Stunde gekommen scheint, werden die Vertreter der Erdvölker um einen grünen Tisch sitzen und das künftige Schicksal der Menschheit erörtern. Aus Henris und Sullys Plan einer Christlichen Republik, sagt man mir, ist nichts geworden. Einen Augenblick Geduld! Als Henri der Vierte seinen Plan den Europäermächten vorlegen wollte, mordete ihn Ravaillacs Dolch. Sein Sohn, Louis der Dreizehnte, war ein Kind. Jahre gehen. Richelieu sah sich wieder vom Ehrgeiz des Hauses Oesterreich bedrängt; er wehrt ihn ab; er stirbt, aber nach dem Tag von Rocroi.“ (Ein Schreib-

oder Gedächtnißfehler des Richelieu-Biographen? Als der große Condé, 1643, die Spanier bei Rocroi schlug, war der Kardinal schon tot.) „Sogleich nach diesem Sieg begannen die Verhandlungen. Wieder war Europa vom Krieg erschöpft und angeekelt. Der Friedenskongreß tagt in Münster und Osnabrück und dauert sieben Jahre. Sieben Jahre lang suchen die Diplomaten Grundlagen, auf denen das neue Europa sicher ruhen könne. Der Westfälische Friede ermöglicht unter den Mächten einen modus vivendi, dessen Folge das Ende der Glaubenskriege ist und mit dem der Erdtheil sich Jahrhunderte lang leidlich abgefunden hat. Etwas ist aus dem großen Plan Henris und Sullys also doch geworden. Nun will ich einmal annehmen, die nach Münster und Osnabrück Bevollmächtigten wären nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages nicht auseinandergegangen, sondern zusammengeblieben, um die Ausführung ihrer Beschlüsse zu überwachen; als Vertrauensmänner ihrer Regirungen, die in Arbeitgemeinschaft, in Verwandtschaftempfinden eingewöhnt worden waren, hätten sie sich zu einem ständigen Schiedsgerichtshof vereint, dessen Aufgabe gewesen wäre, Interessenstreit zu schlichten und Mißverständniß aus der Welt zu schaffen. Wäre Das unvernünftig, blödsinnig gewesen und darf Jemand behaupten, die so, vom Willen der Völker, geworbene Autorität hätte nur im Reich der Träume gegolten? Kann Einer beschwören, daß solches Gebild nicht ein irgendwie nützliches Ergebniß gehabt hätte? Und wie siehts heute aus? Da der westfälische Friedenskongreß, dessen Verhandlungbezirk unvergleichlich kleiner, dessen Verhandlungstoff viel leichter zu bearbeiten war, sieben Jahre gedauert hat: wer zweifelt, daß auch der nächste Friedenskongreß Jahre dauern wird? Sieben werden nicht genügen. Eine große Schaar auf Sondergebieten Sachverständiger muß mobilisirt werden. Nicht nur über die alten Konferenzgegenstände, Gebietsabgrenzungen, Wirthschaft, Kolonien, Seerecht, wird zu verhandeln sein; man muß auch die Lösung zuvor unbekannter Probleme suchen und finden, über Eisenbahnen, Post, Telegraphie, Münze, Valuta, Kredit, Häfen, Kanäle, Wege, Proviantirung, Entschädigung von den Kriegskosten, Bürgschaft und Pfand sich verständigen. Die Zahl und die Arbeit der für den künftigen modus vivendi vorsorgenden Ausschüsse wird sich so häufen, daß kein Mensch voraussagen kann, wann der Kongreß enden werde. Entweder zerstampft der Absatz

eines Siegers den Erdkreis oder etwas einem Europäerparlament, einem Weltparlament Aehnliches wird, als Schutzwehr der Freiheit und aller freien Einrichtungen, nothwendig. Hat man sich in solche Neuerung gewöhnt, haben Menschen guten Willens, als Vertreter der zu endgiltiger Abkehr vom Elend der Kriege entschlossenen Mächte, die wohlthätige Wirkung solcher Arbeitgemeinschaft gespürt, dann werden sie sich auch ermächtigt und verpflichtet fühlen, bei ihrem Werk auszuharren, werden berathen, erwägen, im Namen der Staaten, von denen sie beglaubigt sind, Beschlüsse fassen, bis hinter den letzten Satz des letzten Abkommens der Schlußpunkt gesetzt ist. Die Praxis, nicht graue Theorie, wird das internationale System schaffen und in die ‚Gesellschaft der Nationen‘ führen, die eine Achtung gebietende Schildwehr des Weltfriedens sein und die Anschläge der Gewaltsüchtigen und Tollköpfe von der Art Derer abwehren wird, die den Krieg von heute gewollt, angefangen haben und ihn jetzt, aus Furcht vor dem rächenden Arm der Menschheit, in die Länge ziehen. Ich höre noch einen Einwand. ‚Und die sühnende Strafe? Die zwingt immer wieder zu Gewaltanwendung.‘ Gewiß. Aber auch Oeffentliche Meinung ist eine Macht und englische Publizisten sehen in ihr den Grundpfeiler aller Menschenregirung. Wenn die Völker frei, Selbstherrschaft und Kriegerkaste verschwunden sind, ist die Rückkehr zu Gewalt nur noch als letztes, als allgemeinem Widerwillen abgerungenes Mittel möglich. Die Einzelmenschen haben sich gewöhnt, einander zu achten, Gedanken und Meinung auszutauschen; warum solls nicht im Verhältniß der Völker zu einander gelingen? Trotzdem unsere Parteien alltäglich mit wildester Heftigkeit einander befehden, kommts nicht zu Bürgerkrieg. Gerade in den Umständen, unter denen wir leben, erkennen wir die Möglichkeit, eine internationale Macht zu schaffen, die, in letzter Instanz, im höchsten Sinn sichernd eingreifen könnte. Auch dieses Problem ist nicht unlösbar; ist in mancher Stunde der Geschichte zu einem Theil schon gelöst worden. Man darf nicht nur auf absprechende Kritiker hören; darf niemals an der Menschheit verzweifeln.“

Auch mit diesem Artikel, der nicht von gestern ist, wollte der (wenn ihn nicht Wuth blendet) europäisch kluge Herr Gabriel Hanotaux bis in das Urchristengefühl russischer Revolutionäre wirken. Doch zunächst wohl auf die Heimath, wo Mißtrauen zu fragen anfing, ob am Ausgang des gräßlichen Kampfes etwa ir-

gendein Erobererwunsch im Versteck laure, irgendeine Zettelei des Größenwahnes oder Tyrannengelüstens die Gefahr künftigen Krieges heraufbeschwöre. Der Historiker Aulard, Taines demokratischer Gegner, spricht: „Frankreichs Bürger sind entschlossen, für das Vaterland, für Elsaß-Lothringen, für Belgiens trauernde Helden zu fallen; kein Locklied aber wird sie bestimmen, für die Eroberung Kleinasiens oder des Libanon, für irgendein verhülltes Streben ins Weite, für die Dehnung der Reichsgrenzen, die Eingliederung fremder Volkstheile, in den Tod zu gehen. Nur einem Ideal sind sie dienstbar, dem Frankreichs und aller modernen Menschheit: der gerecht waltenden Freiheit. Wenn ihr Muth, trotz allen Fehlern der westlichen Diplomatie, den vollen Endsieg erstritten hat, sollen weder in unser Parlament noch in eins der uns verbündeten Länder Abgeordnete eintreten, deren erstes Wort die Verwahrung gegen den Eroberer sein müßte. Der Gedanke, auch nur das kleinste Bruchtheilchen deutschen Volkes gewaltsam zu unterdrücken, ist dem Franzosen, der ins Feld zieht, ein Gräuel. In allen Schützengräben erhofft und verlangt man unzweideutigen Verzicht auf jede Art lüsterner Imperialismen. Und dem Diplomaten oder Minister, der mir die Frage zuraunt, ob wir den Sieg nicht als günstige Gelegenheit nützen wollen, antworte ich: Nein; Frankreichs Volk will nicht die Gunst der Gelegenheit nützen, weil es weiß, daß dieser Nutzen nicht dauern würde; will weder Brückenköpfe auf dem rechten Ufer irgendeines berühmten Flusses noch das Protektorat über eine Glaubensgemeinschaft in heißen Ländern. Aus Alledem entstünde nur die Pflicht zu neuer Rüstung und die Gefahr neuen Krieges. Nie aber, niemals wieder soll Krieg sein, nie und nimmermehr: Das wollen die Franzosen. Wenn ihre stolze Männlichkeit nicht stumm wäre, wenn ihre Lippen sich zu einem Schrei entschlössen, würde nur ein Ruf hörbar: Krieg dem Krieg! Trotz der widrigen Bosheit Deutscher reizt unsere Sturmtruppen nicht die Lust, Deutsche zu töten; ihr Frohsinn erblüht aus der Hoffnung, den Krieg, jede Kriegsmöglichkeit zu vernichten. Wer in die Herzen dieser Helden sehen könnte, fände drin leidenschaftlichen Haß gegen den Krieg, leidenschaftliche Liebe für den Frieden. Der Kampf wider das Streben nach Welttyrannei darf weder abgeschwächt noch gar aufgegeben werden. Doch gerade in der Stunde, da er den Feind mit den wuchtigsten Streichen trifft, fühlt der Franzose, daß über die Beendung dieses schändlichen Krieges und über

die Grundsätze haltbaren Friedens nur die Völker selbst, ohne Vermittler oder durch die Vermittlung modern denkender, allgemein geachteter Bürger, sich verständigen können." Dennoch haben beide Kammern dem Ministerpräsidenten Ribot zugejubelt, als er gesagt hatte, der Friede könne nur die Frucht des Sieges sein, nur von der Regirung, den Vertrauensmännern der Parlamentsmehrheit, vorbereitet und beschlossen werden. „Das Abgeordnetenhaus, in dem sich der Wille des Franzosenvolkes verkörpert, sendet der russischen Demokratie und allen anderen verbündeten Demokratien seinen Gruß. Dem einstimmigen Protest, den die Nationalversammlung 1871 aus dem Munde der Vertreter Elsaß-Lothringens, der wider ihren Willen der Französischen Republik entrissenen Provinzen, hörte, schließt das Abgeordnetenhaus sich an; und giebt der Erwartung Ausdruck, daß der vom imperialistischen Deutschland dem Erdtheil aufgezwungene Krieg die vom Feind verheerten Bezirke und Elsaß-Lothringen der Mutter-Heimath zurückgeben und gerechte Entschädigung von allen Verlusten sichern wird. Jeder Gedanke an Eroberung, an die Knechtung fremder Völker ist dem Abgeordnetenhaus fern; es hofft zuversichtlich, daß nach der Niederringung des preußischen Militarismus die Macht der republikanischen und der ihnen verbündeten Heere haltbare Friedensbürgschaft erwirken und, in einer Gesellschaft der Nationen, für die schon jetzt die Vorarbeit begonnen hat, jedem Volk, groß oder klein, unabhängige Freiheit gewähren wird. In dem Vertrauen, daß die Regirung durch die diplomatische Arbeitgemeinschaft aller Verbündeten diesen Ertrag sichern werde, lehnt das Haus jeden Zusatz ab und geht zur Tagesordnung über." Mit 467 gegen 52 Stimmen hat die Kammer diesen Antrag angenommen, der, im Juni 1917, das ganze Reichsland, nicht nur das jetzt deutsche Lothringen, für Frankreich fordert und zu dessen Unterzeichnern auch Herr Joseph Caillaux, die kahle Hoffnung thörichter Träumer, gehört. Geheimsitzung und Abstimmung waren eine beachtenswerthe Kraftprobe der Republik und ein hallender Erfolg für den alten Herrn Ribot, der diesmal nicht, wie Jaurès einst höhnte, einer langen, fruchtlos trauernden Cypresse glich.

Auf all diese mahnenden Reden hat der „Sowjet", der Ausschuß russischer Arbeiter und Soldaten, geantwortet, er stehe auf seinem Beschluß, den Frieden, ohne Annexion und Kontribution, in das Selbstbestimmungrecht aller Völker zu verankern. „Wir

haben die Sozialisten aller Länder zu gemeinsamem Kampf für den Frieden aufgerufen, den das Interesse der Arbeitermassen, der Menschheit, der Sozialdemokratie fordert; denn wir sind überzeugt, daß nur die internationale Thatgemeinschaft der Arbeiterparteien und Arbeitersyndikate aus den in Krieg gerissenen und den neutralen Ländern in kräftig zähem Kampf das Weltgemetzel zu enden vermag. Die entscheidende, unentbehrliche Vorbedingung solchen Kampfes ist eine internationale Konferenz, deren Hauptaufgabe sein wird, die zum Kampf tauglichen Waffen zu wählen und den Burgfrieden, die Heilige Eintracht der Proletariatsvertreter mit Regirungen und Imperialisten zu begraben; denn dieser Burgfriede, diese Eintracht macht ernsten Kampf für den Völkerfrieden unmöglich, nach dem das Lebensinteresse der Menschheit und insbesondere der Arbeiterklassen verlangt. Wir rechnen bestimmt darauf, daß alle Parteien und Organisationen, die unserer Einladung folgen, sich zugleich auch in den unumstößlichen Entschluß verpflichten werden, in jedem Stück den Willen der Konferenz auszuführen, die wir für die Tage vom achtundzwanzigsten Juni bis zum siebenten Juli nach Stockholm einberufen haben." Danach ertönte noch der gewaltigste Ruf: die Botschaft des Präsidenten Wilson an Rußland. Nie hat ein Sterblicher so schnell auf die Sprache, den Begriffschatz, den Willen civilisirter Menschheit gewirkt wie dieser ins Weiße Haus erkürte Professor. Alle sprechen ihm, Kaiser, Minister, Volkstribunen jeglicher Farbe, nach; und das Friedensideal, dessen Einzelgestaltung zuerst hier, am zweiundzwanzigsten April 1916 („Wenn ich Wilson wäre"), versucht worden war, durchleuchtet nun, da es vom Haupt einer jungen Weltmacht adoptirt ward, thurmhohe Ballen bedruckten Papieres. Die neue Botschaft wurde in unserer Presse zu so kindisch erbärmlichen Wortklumpen verstümpert, daß jeder Gewissenhafte das Urtheil bis zum Eingang des Urtextes vertagen muß (und man draußen kreischen wird, böse Absicht habe, dem deutschen Volk das Verständniß zu wehren, einem Rinderhirten die Uebersetzungpflicht aufgepackt). Die Grundsätze des Amerikanerprogramms sind, natürlich, unverändert geblieben. Die Vereinigten Staaten erstreben weder Gebietszuwachs noch Entschädigung von den Kriegskosten; keinerlei Gewinn aus den Bereichen der Materie. Sie wollen, daß jedes Volk die Regirungform und die Freiheit erlangen könne, die es begehre, und keins

Knechtung unter Fremdmacht zu fürchten habe; daß jedes Unrecht gesühnt, nur von erwiesenem Schaden aber Entschädigung gewährt werde; daß Besitzwechsel und Rückkehr in früher giltiges Hoheitrecht nur da zu gestatten sei, wo das Volk selbst, zur Sicherung einer Freiheit, seines Behagens und Zukunftglückes, Wechsel und Rückkehr verlangt (Hinweis auf freie Volksabstimmung in Elsaß-Lothringen); daß ein Bund der Demokratien den Erdfrieden schirme, ein Schiedsgericht einsetze und ihm die gegen den Anschlag selbstsüchtiger Autokratien nothwendige Wehrmacht schaffe „Wir werden siegen oder untergehen. Untergehen: wenn den Listen der Selbstherrschaft gelingt, uns durch Zwietracht zu schwächen. Siegen: wenn wir in Eintracht zusammenstehen. Nach dem Sieg, der Allen die Freiheit bringt, darf auch unser Edelmuth sich frei regen. Weder heute noch am Siegestag aber dürfen wir uns schwächlich zeigen und niemals auf irgendein Pfand verzichten, das für die Sicherheit des Völkerlebens, für das Walten der Gerechtigkeit im Völkerverkehr bürgt.“ Sonderwirkung auf russische Menschen wird wohl von den Sätzen erwartet, die warnen, in der Wahl der Mittel sich von Beifallsucht leiten zu lassen, die Wiederherstellung des Macht- und Besitzstandes zu erstreben, in dem der Wille zum Kriege keimen und in Gräuelfrucht ausreifen konnte, an die Wahrhaftigkeit deutschen Freiheitsehnens, das nur als Maske diene, zu glauben und zu verkennen, daß die berliner Regirung in ihrer Angst vor der drohenden Niederlage zu internationalem Vermittlerdienst Parteien ausnütze, denen sie selbst immer das Mindestmaß duldsamer Gerechtigkeit versagt hat und deren Zukunft vom Sieg der Selbstherrschaft gefährdet, vielleicht vernichtet würde. Ob diese Botschaft, die stärkste der westlichen Künste, den Sowjet umstimmt, bringt die Julisonne wohl an den Tag.

Otschajanje.

Nur der vom Sowjet einberufene Sozialistenkongreß ist noch wichtig. Wird er abgesagt (weil die Einberufer entmachtet oder, schon durch die Antworten der Scheidemannschaft auf die Kernfragen der Liste, aller Hoffnung entwurzelt sind), dann ist die Einheit der uns feindlichen Front fester als je zuvor gesichert. Die Absage kann auch durch Großbritaniens Note vom neunten Juni erwirkt werden, die, nach Balfours Rückkehr aus Amerika, die Uebereinstimmung mit Wilsons Friedensprogramm sehr stark betont

die russische Absicht auf die Wiederherstellung des alten, an drei fremde Kronen vertheilten Polenreiches begrüßt und die Bereitschaft ausspricht, alles mit den Bundesgenossen Vereinbarte in deren geschlossenem Kreis noch einmal gründlich zu prüfen und das von der Mehrheit dort Verworfene zu ändern. „Ihr wollt mit den Feinden, wir wollen mit den Gefährten alles Nothwendige und Mögliche besprechen“: so parirt der geübte Fechter gefährlichen Ausfall. Kommts aber zu dem Kongreß, der an unserem Fehrbellintag beginnen soll, dann wird alles Handeln der Westmächte und einzelner Neutralen von dem Wunsch bestimmt sein, die Deutschen dem Sowjet zu verekeln. Der soll erkennen, daß er den Krieg nicht, wann es ihm paßt, zu enden vermag und daß Rußland nach einem Sonderfriedensschluß, der das Britenreich, Nord- und Südamerika, Frankreich, Italien, Australien, Afrika und deren mittelwüchsigen Anhang nicht mehr entmuthigen würde, Ostasien, unter Japans Führung, als Gegner vor sich sähe. Der soll aus dem Munde der Deutschen, Austro-Ungarn Bulgaren, Türken hören, daß sie Elsaß-Lothringen und Posen, Galizien, Bosnien, die Bukowina, Siebenbürgen, Welschtirol, die italo-slawische Adriaflanke, Makedonien, die Dobrudscha, Armenien, Palästina, Mesopotamien nicht hingeben, weder das Selbstbestimmungrecht jedes Volksstammes als ehernes Grundgesetz annehmen noch für demokratische Republik und völlige Entwaffnung kämpfen wollen. Und diese Erkenntniß und Ohrentäuschung soll dem Sowjet den Schlachtruf aufzwingen: „Da der Feind die Probe, die wir redlich vorschlugen, nicht bestanden hat, bleibt keine Wahl als die unbarmherzigen Krieges.“ Die Rollen sind richtig vertheilt, die Coulissenleinwände an handlichen Schnüren: das Stück könnte heute schon anfangen; und die seltsam redseligen Deutschen, die darin, als Abschrecker, mitwirken sollen, sehen nicht aus, als ahnte ihr Hirnchen Etwas vom vorbedachten Gang und Zweck der Handlung. Sie selbst haben sich vor fast drei Jahren von der marxischen Grundlehre gelöst, nach der die Gemeinschaft der Klasse stärker als die der Rasse und Nation, der fremde Klassengenosse vollen Vertrauens würdiger ist als der Landsmann aus anderer Klasse. Auf dieser Lehre von der Allgestaltung durch internationalen Klassenkampf (an die noch Haases, nicht mehr Scheidemanns Genossen glauben)

steht der Plan des Sowjet, der mit den Vertretern des deutschen Proletariates lieber als mit denen russischer oder westeuropäischer Bourgeoisie sich über das Ziel des Krieges, der Menschheit verständigen will. Daher dräute Gefahr. Ernste kaum noch, seit die russische Fragenliste im Umlauf war. (Wenn ich der Rechtsanwalt und Abgeordnete Hugo Haase wäre, miede ich ein Examen, in dem ich entweder meine Ueberzeugung verleugnen oder mich, ohne zulänglichen Nutzen für meine Sache, aufopfern müßte.) Dem Erfinder der Fragenliste schuldet der Dutzendbund blühenden Lorber. Wars Herr Marius Moutet (der mit dem Genossen Cachin die Geheimsitzung der pariser Kammer gefordert und in ihr die aus Rußland heimgebrachten „Dokumente“ vorgelegt hat), dann ist ihm, wie seinem römischen Pathen vor zweitausendzwanzig Jahren, gelungen, den Boche (Bocchus von Mauretanien) zu überlisten und die Teutonen aus dem Feld (damals provençalischem, jetzt schwedischem) zu schlagen. In jedem Fall bleibt er mit seinem Wort, Stockholm sei nicht mehr, was es gestern war, in unbestreitbarem Recht. Ists nicht Spiel mit Tragoedienstoff? Rußland klebt mit seinem Blut am Stacheldraht des Fragengitters und dürfte sich nur in Frieden bequemen, wenn es Antwort empfinge, die in die Wägschale des Kriegsrechtes als Hochverrath fiele. In einen Frieden, den der in der Schlinge seines Wahnes gefangene Sowjet annähme, könnte unsere Kaiserliche Regirung sich nur nach unheilbarer Niederlage fügen. Hänge Dich, Figaro, dem so pfiffiger Schwindel nie einfiel! Durchschaut ihn, endlich, die Weisheit der Wilhelmstraße und erwittert sie als den Sinn und Zweck des unter Ribots Regie aufgeführten Kammerspieles die Verbreitung des unwägbar gefährlichen Glaubens, Frankreich wolle keinen Frieden als den des Siegers, Deutschland jeden, sogar den von Haase gestifteten? Wachst Du, Pillkallen?

Wer sich in Gewißheit des Endergebnisses einlullen ließe, hätte den russischen Menschen nie gekannt. Dessen Wollen erlauschet Ihr nicht aus landfremdem Marxistengeklügel. Dessen nächster Entschluß wird nicht einmal durch die Thatsache bestimmt, daß Krapotkin, Kerenskij, Plechanow, die gestern im rothen Reich gewaltigste Trias, für den Krieg bis aufs Messer sind. Denket an Tolstois im Kriegsrath schlafenden, in der Schlacht, wortlos, winklos, himmelan starrenden Feldherrn Kutusow; an seinen Ljowin,

den ein Spruch frommer Einfalt die Vernunft als den Quell aller Dummheit, Schurkerei, Verderbniß erkennen lehrt; an Dostojewskijs grause Mär von dem alten, nüchternen, nicht darbenden Bauer, der in der Herberge nachts, wie einen Hammel, den besten Freund schlachtet, um dessen silberne Uhr in seine Tasche zu stecken. Was glimmt oder lodert in den Dreien? Otschajanje: lüsterner Drang in Erlebniß, das der Monade ein Weltgefühl vortäuscht, und wärs das Erlebniß gräßlichster Qual; die Sucht, in Leid, wie nach allzu langer Sommersgluth in Eiswasser, sich bis an den Scheitel zu baden und durch Leidensmeere in die Seligkeit der Erlösung zu schwimmen, deren Glücksmorgen den von Schmach und Hoffnung noch Taumelnden fast betäubt; der unüberwindliche Zwang, aus dennoch frei gewähntem Willen sich in Abgründe, in dicht umnebelte Möglichkeiten zu stürzen. Wie wirds ohne Kaiser-Papst, Synodsmacht, Adelsvorrecht, Polizei und Censur, in kopfloser, zwangloser Demokratie? Wie, wenn nach Jahrhunderten des starrsten Zarismus die Reichsduma, gestern der Hort aller Freiheit, als Rückstandsgebild verachtet, nur dem Wort des Wohlfahrtausschusses noch gehorcht wird, des Sowjet, in dem Land- und Fabrikarbeiter neben gemeinen Soldaten sitzen? Wieder lehnt Rußland sich weit über den Rand eines Abgrundes; des tiefsten, in den es je niedergeblinzelt hat. Reißt Schwindelgefühl es hinab oder zerrt das Hundertmillionenheer der Bauerschaft, die noch stumm ist, es in die Steppe, auf die Kornerde des Menschenverstandes, alter Ordnung zurück? Ordnung und klarer Verstand galten nie als Tugend der Oblomows; wurden immer den tüchtig Deutschen zugeschrieben. Die dürfen weder am Abgrundsrand lungern noch ihrer Tüchtigkeit, die dem Alltagsbedürfniß genügt, im gewaltigsten Schicksalswirbel blind vertrauen. Alle Feinde und alle Slawen sind für die Einung der drei Polenreichsstücke. Amerika, England, Frankreich künden, im fünfunddreißigsten Kriegsmonat, laut den Beschluß, zu kämpfen, bis Elsaß-Lothringen, wenn seine Mehrheit es will, wieder französisch geworden ist. Gedanken werden nur von Gedanken, niemals von Mörsern und Torpedos besiegt. Erdenket, statt von Mälarmirakel zu träumen, ein Weltbild, das dem von Deutschland mitbestimmten Frieden ringsum Seelen wirbt. Wunder werden nur, wo heilig starke Liebe vom Zeugergeist der Menschheit den Samen empfangen hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Juni 1917.

Johannisjünger.

Juniustage.

Dritter Juni. In Argyrokastro, dessen Landschaft die Griechen dem von ihnen begehrten Nordepirus zuzählen, wird auf dem dicht gefüllten Hauptplatz eine Proklamation des Befehlshabers verlesen. „Im Namen der Regirung des Königs Victor Emanuel verkündet heute, am Glück verheißenden Jahrestag italischer Verfassungfreiheit, Generallieutenant Giacinto Ferrero, Oberbefehlshaber des italischen Besatzungscorps in Albanien, die Einheit und Unabhängigkeit des ganzen Albanerlandes unter der Führung und dem Schutz des Königreiches Italien. Dieser Beschluß giebt Euch, Albaner, alle die Freiheit sichernden Einrichtungen. Milizen, Gerichte, Schulen sind fortan von albanischen Bürgern zu leiten. Ihr dürft Euer Eigenthum selbst verwalten, mit dem Ertrag Eurer Arbeit nach freiem Willen schalten und für den Wohlstandszuwachs Eurer Heimath sorgen, wie Euch beliebt. Wo Ihr auch weilet, in Freiheit auf eigener Scholle, als Flüchtlinge in der weiten Welt oder noch unter Fremdherrschaft, die Euch mit Versprechungen füttert, aber nur dem Drang grausamer Beutegier folgt: schaaret Euch in Eintracht zusammen, Albaner! Von altem und edlem Stamm seid Ihr, an Roms und Venedigs Civilisation durch Gedächtniß und Ueberlieferung gebunden, die Jahrhunderte überdauert haben, und der italo-albanischen Interessen-

gemeinschaft an dem Meer bewußt, das uns zugleich trennt und verbindet. Einet Euch, Alle, die guten Willens sind und an die Zukunft des geliebten Vaterlandes glauben! Eilet in den Schatten der Fahnen Italiens und Albaniens und gelobet dem heute hier Verkündeten, schwöret dem freien, dem Königreich Italien befreundeten und von ihm geschützten Albanien ewige Treue!“ Die Gluthwelle, die sich in Palermo wölbt und in Verona vergischtet, dröhnt von Massenjubel. Musulmanische Macht in Libyen, Balkanmacht in Albanien! Tripolis und die Kyrenaika, Goerz-Gorizia mit dem Blick auf Laibach und Triest, beträchtliche Hypotheken ins Trento-Grundbuch eingetragen, Valona und Argyrokastro, das Ergeri der Türken, Victor Emanuel der Dritte Schutzherr des ganzen Albanerlandes, dem der Boche Wied noch nicht bündig entsagt, aus dem der Hellene Konstantin, bochophile, nichts mehr zu hoffen hat, die Adria, mit dem von unserem Sehnen so lange gesuchten „anderen Ufer“, bald nun Italiens Meer: haben die Cavour und Garibaldi, Crispi und San Giuliano so früh, so herrliche Wunder geträumt? In Paliassa, an der Epirotenküste, ist Julius Caesar mit sieben Legionen gelandet, bei Dyrrachium-Durazzo hat er die Schlappe erlebt, nach der er, in Thessalien, den gefährlichen Feind Pompeius niederwarf; in Epirus befahl mit rauher Stimme und grimmer Geberde einst der Konsul Paulus Aemilius; Ravenna, dann Venedig erbte einen Theil römischer Weltmacht; und seit dem Geburtstag der Einheit schaut die Seele Italiens ostwärts, ist ihr liebster Traum der vom Erwerb der östlichen Adriaflanke. Wird aus den Bildern des Zauberspiegels morgen Wirklichkeit? Noch ist der größte Theil Albaniens von österreichischen Truppen besetzt; und daß der Versuch, sie aus dem Bergland zu jagen, ohne gewaltigen Kraftaufwand gelingen könne, glaubt Generallieutenant Ferrero wohl selbst nicht. Mit der schmeichelnden Behauptung, in Achilleus sei das Urbild des pelasgischen Albanerhelden zu erkennen, der große Alexander habe im Hausverkehr und besonders im Zorn die Albanersprache gesprochen, mit Lobliedern auf den Stamm, dem Georgios Castriota (der Alexander Bey, Skanderbeg der Türken) und Crispi entsprossen, ist das Felsgitter nicht zu sprengen, das die Adria von Europas Orient scheidet. Die italische Kriegsmannschaft hat, freilich, bewiesen, daß sie modernem Vertheidigungwerkzeug steile Berge abzuringen vermag; und sie

darf hoffen, in dem Volk der Pelasger- und Illyrer-Enkel eher Freunde zu finden, als Musulmanen und griechisch-orthodoxen Slawen gelang. Doch würde der ungemeine Kraftaufwand (zu dem der nüchtern kluge Menschenschoner General Cadorna sich wohl erst nach neuem Eingriff des Russenheeres oder nach der Aufstellung einer amerikanischen Orientarmee entschlösse) selbst vom Siege gekrönt: auf der Albanererde müßte Italien stets mit dem Anspruch der zwei Serbenstaaten und ihrer Schützer, Griechenlands, vielleicht auch Bulgariens rechnen, dessen Wunsch, von der Marmara sich bis an die Adria zu strecken, im Kriegsgetos nicht entschlummert ist. Verklingt es einst, dann wird weder die Balkankarte noch der Besitzstand auf dem „anderen Ufer“ so aussehen, wie mancher Römer träumte. Wer in den wiener Reichsrath hineingehorcht hat, lernt (wenn ers zuvor nicht konnte) ahnen, daß die Slawen, deren Willenseinheit durch die russische Revolution gefestet wurde, ihr Recht durchsetzen und vom Weißen bis an das Schwarze und Gelbe Meer, von der Ostsee bis an die Adria mitsprechen werden. Um so heftiger, je lauter von Kindern und weniger Harmlosen über das „germanische Mitteleuropa“ geschwatzt wird (auf das, besser als auf das Streben in Ewigen Frieden, Moltkes Wort paßt: „Ein Traum; und nicht mal ein schöner“). Die Proklamation des italischen Statthalters ist dennoch eins der merkenswerthesten Ereignisse dieses dürren Sommers. Italien wußte, daß sie nicht all seinen Gefährten bequem sein werde; hat aber, im Vollbesitz seines génie de la juxtaposition, seiner Kunst, Anderen unvereinbar Scheinendes zu vereinen, auch in Argyrokastro furchtlos die Einspeicherung der Erträge aus dem Kampf begonnen, der sogar in der wiener Hofburg als „die ruhmvolle Vertheidigung einer Machtstellung“ anerkannt worden ist. Daß Baron Sonnino sein Handwerk versteht, dürfte der Feind nicht bestreiten. Vor sechzehn Jahren hat, auch im Juni, der Abgeordnete De Marinis, der danach Minister des Auswärtigen wurde, gesagt: „Italiens Interessen und Rechte im Adriatischen Meer hängen an dem Schicksal Albaniens.“ Dieses Schicksal zu bestimmen, hat Marchese di San Giuliano Jahrzehnte lang emsig getrachtet; und aufgeathmet, als sein Spiel durch Oesterreich-Ungarns Weigerung, die Serben aus ihrem Käfig ans Meer zu lassen, gefördert wurde. Mit ihnen kann, in weiten Räumen, Italiens Klug-

heit sich leicht verständigen. Einstweilen ist es vornan. Hat mitten ins Balkangetümmel sein Banner gepflanzt. Warum gerade jetzt? Weil es wußte, daß im Hellenenreich der Spalt sich schließen und das wieder einige Griechenland, als Entgelt seines Gehorsams, mit erneutem Nachdruck den Nordepirus fordern werde. Weil der uralte Streit zwischen Hellas und Rom morgen abermals aufglimmen und das Römerheer Ferreros nur ruhig sein kann, wenn General Sarrail nichts Ernstes zu fürchten hat. Die Epirotenküste unter italischer Flagge: im freien Albanien ist die Verhandlung mit Herrn Venizelos entdornt. Italien hat Pfänder.

Zwölfter Juni. Konstantinos hat dem Hellenenthron entsagt, dem Beschluß, seinen zweiten Sohn, den vierundzwanzigjährigen Alexander, zu krönen, zugestimmt und sich verpflichtet, mit seiner Frau und dem Diadochos von gestern das Land zu verlassen. Der Beschluß und die Verpflichtung waren erwartet worden; nicht erst, seit Konstantinos die von dem Kriegsminister des Kabinets Zaimis aus Athen gewiesenen deutschfreundlichen Offiziere durch den Mund seines Bruders Andreas beschwören ließ, sich, weil der Thron sonst gefährdet würde, zu fügen. Die Großmächte, England, Frankreich, Rußland, die Hellas von den Türken erlöst, den neuen Griechenstaat geschaffen und dessen Krone in dem londoner Vertrag vom fünften Juni 1863 dem Dänenprinzen Wilhelm aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zugesprochen haben, stehen fest auf ihrem Rechtsschein. Nach dem Achten Artikel des älteren Vertrages (von 1830) dürfen sie, wenn sie einig sind, auch ohne Zustimmung des Griechenstaates Truppen in dessen Gebiet schicken. Das haben sie gethan. Der König, der zweimal, wider den erkennbaren Volkswillen, die Kammer aufgelöst, das Kabinet Venizelos, trotz unerschütterlicher Mehrheit, entlassen, die Neuwahl, während das Heer mobil war, erzwungen, das Fort Rupel und das Gelände bei Demir-Hissar den Bulgaren, dem Feind der Schutzmächte, eingeräumt hat, war nach ihrer Ueberzeugung, weil durch sein Handeln die Verfassung und die Neutralität verletzt, die Unabhängigkeit des Königreiches geschmälert wurde, zwiefachen Bruches der Schutzverträge schuldig. Griechenland ist nicht, wie Belgien, Luxemburg und die Schweiz, ein neutralisirter, zu Vertheidigung seiner Neutralität verpflichteter Staat. In keiner Stunde braucht es seine Neutralität zu

schützen, in jeder kann es sie aufgeben. Die Ursache seines Wehs war nicht das Schwanken zwischen königischer und venizelischer Politik, sondern der Aberglaube an souveraine Freiheit, die auf dem Pergament der Verträge zu stehen schien. Die Schutzmächte schufen (mit dem Blut ihrer Mannschaft bei Navarino, auf Morea, in Missolunghi) den Hellenenstaat, nährten ihn, ernannten ihm Herrscher, verbürgen sein Leben; der Meinung, daß ihnen das Kontrol- und Besatzungrecht zustehe, ist nie widersprochen worden. Wenn sie in Eintracht handeln, sind sie die Herren Griechenlands. Dessen Ernährung und Handel stockt, sobald der Seetyrann ihm die Hafenthore verriegelt. Dieser Zustand war in einem Jahrhundert erträglich, das Briten, Franzosen, Russen oft in grimme Feindschaft, meist in wachsames Mißtrauen gegen einander aufgereckt sah. Erst in der Sintfluth dieses Krieges lernten die Griechen fühlen, wie lästig die Schutzmacht den Beschützten werden kann. Wird die Menge sich des Thronwechsels freuen, der Nährmittel und Rohstoffe ins Land bringt und den Handel aus enger Klammer löst? Konstantinos, den einst, als Kronprinzen, der Volkszorn über seine Niederlage im Türkenkrieg aus der Heimath scheuchte, war, als Führer in zwei Balkankriegen, als Eroberer Janinas, als tüchtiger Soldat und bürgerlich bescheidener Mensch, so warm in Massengunst gebettet, daß er bedenkenlos wähnte, rauhen Kampf gegen den Reichsmehrer Venizelos, den Befreier Kretas und Salonikis, wagen zu dürfen. Ob diese Gunst Stürme überdauert? Auch König Otto, der Wittelsbacher, war lange der Liebling hellenischer Herzen. Prokesch schrieb als Gesandter aus Athen an Metternich: „Die Persönlichkeit des Königs hält das wankende Gebäude zusammen. Er wird wirklich geliebt und man kann sagen, daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien bestehen. Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durchaus verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier gern sieht, hat vielerlei Kenntnisse, einen großen Drang, sich zu unterrichten, und ein langsames, aber richtiges und unabhängiges Urtheil." Trotz diesen Gaben mußte der Bayer, dem jeder Gedanke an Auflehnung wider den Willen der Schutzmächte fern blieb, dem Sohn des Dänenkönigs Christian den Thron räumen. Wird dessen Aeltestem, der nur noch Prinz von Dänemark ist, die Volksgunst länger treu bleiben? Er glaubte, von Gottes Gnaden König

zu sein: und wars nur von der Schutzmächte Gnaden. Wäre längst entkrönt, wenn nicht das Dynasten- und Verwandtengefühl der russischen Holsteiner ihm, dem Sohn der Großfürstin Olga Konstantinowna, den Stirnreif für eine Weile noch gewahrt hätte. Ist die Meldung richtig, daß er den im Vertrag ausbedungenen Jahressold (mehr als vierhunderttausend Mark) angenommen hat, dann ist er den Schutzmächten kaum noch gefährlich; und der Vorgang tief unter den Eisfirnen der Tragik. Seit einem Jahr waren alle griechischen Häfen gesperrt; nur die für die nächsten Tage nöthigen Kohlen und Nährmittel durften gelöscht werden; von der Insel Thasos aus, deren Hauptheil dem Sultan von Egypten, dem Lehnsmann Englands, gehört, wurde die Rhede von Kawala überwacht, damit sie nicht von den Bulgaren besetzt, vielleicht gar, als Stützpunkt und Tauchbootstation, den Deutschen ausgeliefert werde. Alles Leben versiechte, das Volksempfinden war zerklüftet und die Regirung der Nationalwehr warb in Salonike von Mond zu Mond breiteren Anhang. Kehrt ihr Haupt, der Kreter Venizelos, nun nach Athen zurück, so hält er den stärksten Trumpf in der Hand. Im ersten Kriegsjahr ist der zuvor Vergoltete geschołten worden, weil er bereit war, den bulgarischen Beistand mit der Hingabe von Drama, Seres, Kawala zu bezahlen und vom Verlust dieser Zone sich in Kleinasien reichlich entschädigen zu lassen. Morgen kann er rufen, Hellas sei verarmt, um das in den Balkankriegen und im Bukarester Frieden erworbene Ansehen betrogen, habe dem Erzfeind, dem Bulgaren, das Thor geöffnet und einen Teil seines Entschädigungrechtes verzettelt. „Ist nicht Alles geworden, wie ich in meinen Briefen an Konstantinos voraus gesagt habe? Im Januar 1915 schrieb ich ihm: ‚Vor dem schmerzhaften Entschluß, Kawala zu opfern, würde ich nicht zaudern, weil ich dadurch das Griechenthum in der Türkei retten und unserer Reichsherrschaft fast alle Gebiete eingliedern könnte, in denen je, im wechselndem Lauf der Jahrhunderte, der Hellenismus sein Haupt erhob. Wir müssen, noch mit unserer Seele schmerzlichen Opfern, versuchen, die Kampfgemeinschaft aller christlichen Balkanstaaten zu erreichen. Was uns, für den Fall der Verständigung mit Bulgarien, Sir Edward Grey in Kleinasien verheißt, fügt dem durch zwei siegreiche Kriege ums Doppelte vergrößerten Griechenland ein neues, eben so großes

und mindestens eben so reiches Hellas an. Daß sich je wieder eine so günstige Gelegenheit bieten werde, ist unwahrscheinlich. Nützen wir sie nicht, dann ist das kleinasiatische Griechenthum, sind achthunderttausend Stammesgenossen uns verloren. In jedem Fall. Siegt die Triple-Entente, dann theilt sie, mit oder ohne Italien, die Türkenländer; siegt der deutsch-türkische Bund, dann bleiben nicht nur die aus Kleinasien gejagten Griechen heim- und besitzlos, sondern unzählige müssen ihnen noch folgen und Kleinasien wird die Beute der Deutschen, die froh sein werden, wenn aus diesem Land ihrer Begierden ein Mitbewerber getilgt wird. Die triftigsten Gründe fordern unseren Eintritt in den Krieg. Selbst eine Niederlage könnten wir in dem tröstendem Bewußtsein überleben, für die Befreiung unserer noch geknechteten, noch von schlimmer Gefahr umdrohten Volksgenossen, für die edelsten Werthe der Menschheit und für die (nach germano-türkischem Sieg arg gefährdete) Unabhängigkeit der kleinen Staaten gefochten zu haben. Uns bliebe die Achtung, die Freundschaft starker Nationen, die unser Griechenland geschaffen und ihm seitdem immer wieder geholfen haben. Weigern wir den Serben, was uns die Bündnißpflicht befiehlt, dann erschüttern wir die Grundlage unseres sittlichen Lebens, setzen uns den ernstesten Gefahren aus und bleiben einsam, ohne Freunde, allen Vertrauens unwürdig. Erfüllen wir die Pflicht, dann weist Schicksalsgunst uns den Weg in ein Griechenland, das fast alle einst vom Hellenismus beherrschten Gebiete umfaßt und dem, mit höchst fruchtbaren Bezirken, die Vorherrschaft im Aigaiermeer zufällt. Dann werden Sie, wenn die Stunde schlägt, Ihrem Erben ein vollendetes, übermenschlich großes Werk hinterlassen, ein Vermächtniß, wie nur wenigen Fürsten zu häufen gelang. Ich bin Eurer Majestät ergebener Diener Venizelos.' Als ergebener Diener habe ich den König vor dem Gleiten in einen Zustand gewarnt, der den Schutzmächten den Einspruch gestatten müßte, Griechenland sei nicht mehr ‚Konstitutionelle Monarchie' im Sinn des Vertrages von 1830. Er wollte nicht hören. Hat, seit ich ging, dem Land seines Vaters nur Unheil gezeugt."

Wenn der zweimal von Konstantin aus der (ihm nach der Verfassung gebührenden) Macht gejagte Eleutherios Venizelos bereit wäre, schon morgen die Regirunglast auf sich zu nehmen, müßte er sich mit Herrn Jonnart verständigen, der, als Frankreichs

Statthalter in Algerien, durch entschlußfähige Thatkraft sich ausgezeichnet hat und vor ein paar Wochen nach Athen geschickt wurde, um, als Oberkommissar der drei Schutzmächte, drei wichtigen Fragen rasche Antwort zu erwirken. Am ersten und zweiten Dezember 1916 waren in Griechenlands Hauptstadt französische und britische Seeleute angegriffen und getötet worden; die geforderte Sühne war lange nicht zu erreichen, das französische Mitglied des Untersuchungausschusses erkrankte: der Oberkommissar sollte mit der Vollmacht der drei einigen Weltreiche das Ermittelungverfahren beschleunigen und die Vollstreckung der über die Schuldigen verhängten Strafen sichern. Er sollte, zweitens, die Ernte Thessaliens aufkaufen, für die Ernährung der Truppen des Generals Sarrail vorsorgen, die Seesperre als wirksames Druckmittel erhalten, und, drittens, die Rückkehr in die Verfassungbahn erzwingen. Konstantinos hat zwei Jahre lang fast ohne Kammer regirt; und da sein Beschluß, die im Oktober 1915 gewählte aufzulösen, verfassungwidrig war, könnte dieses zersprengte Parlament, dessen tief überwiegende Mehrheit mit Venizelos ging, sich morgen wieder versammeln. Diktatur ließ sich, gegen den Willen der Schutzmächte, nicht länger halten. Die nutzlose Mobilisirung hat die Staatsschuld ins Unerschwingliche gemehrt, der Handel ist zerrüttet, weite Strecken des Reiches sind von fremden Truppen besetzt und der Vordrang der Bulgaren, die der Grieche seit Jahrhunderten leidenschaftlich haßt, brennt ihn wie ins Fleisch gebohrter glühender Stahl. Auch auf Europas Boden hat die stille Geschicklichkeit des Herrn Jonnart sich schnell bewährt; ihm, dem General Sarrail und dem Admiral Gauchet dankt Herr Ribot den Erfolg, den Frankreichs Oeffentliche Meinung ungeduldig von Briand begehrte und den sie dem Folger deshalb doppelt hoch anrechnen wird. In Saint-Jean-de Maurienne einigten die wider uns Verbündeten sich in die Gewißheit, daß jedes Abkommen mit Griechenland fruchtlos bleiben werde, bis Konstantinos mit seiner Frau, seinem Bruder Nikolaos und dem Kronprinzen aus dem Land entfernt sei. Warnt nach Nikolais Entthronung noch irgendein Bedenken vor der Wahl unsanfter Mittel? Eins: Italiens Mißtrauen gegen den Reichsdehnungplan des Großhellenen Venizelos, dem Konstantins Abfahrt den Rückweg nach Athen öffnen würde. Der aber zeigt sich wieder staatsmännisch biegsam; rasch hat er aus der Summe des

Möglichen das Nothwendige errechnet: und scheint nun bereit, den Italern so viel zu gewähren, wie er 1915 den Bulgaren anbieten wollte. Da er das Vaterland in Lebensgefahr sieht, darf er nicht zaudern; nicht eines Römergestus wegen die Zukunft seines Hellas noch schwärzer verdüstern. Auch Rom sputet sich: ruft die Albaner unter sein Palladion. Und die letzte Botschaft, die der Vater des Basileus Alexandros auf Osteuropas Erde hört, meldet, Janina, die alte Griechenstadt, die Konstantin den Türken entriß, sei von italischen Truppen besetzt worden. Die Generale Ferrero und Sarrail sind zufrieden. Ministerpräsident Za'mis bestätigt Herrn Jonnart, daß die Schutzmächte sich nur von dem Wunsch leiten ließen, die Einheit und die Verfassung Griechenlands wiederherzustellen. Ein Epistratenputsch wird im Keim erstickt. Im thessalischen Elassona das Franzosencorps von Jubel begrüßt. Und die Herren Bonar Law und Robert Cecil können im Unterhaus den Freunden sagen: „Diese Woche war gut. Der italogriechische Zwist ist fürs Erste überbrückt und die Straße von Otranto, der Haupttheil der Adria unseren Schiffen gesichert. Wir haben Thessalien und den Isthmus von Korinth besetzt und gebieten fortan über die wichtigsten Küsten Albaniens und Griechenlands. Von dieser Basis aus kann die Mächtegruppe, die Basra und Bagdad, Erserum und Trapezunt hat, Allerlei wagen."

Siebenzehnter Juni. Der engere, siebenundzwanzig Köpfe umfassende und allwöchentlich dreimal versammelte Vollzugsausschuß des „Sowjet" (der als Konvent aus zweitausend von Petrograd abgeordneten Arbeitern und Soldaten besteht) giebt dem französischen Sozialisten und Minister Albert Thomas auf die Heimfahrt eine Note mit, die sagt: „Die russische Demokratie freut sich der Bereitschaft ihrer Bundesgenossen zu neuer Erörterung der Kriegsziele; will aber schon jetzt aussprechen, daß der am fünften September 1914 in London unterzeichnete Vertrag, der jede Möglichkeit eines Sonderfriedens ausschließt, unter allen Umständen in Kraft bleibt und nirgends, auch nicht bei der gemeinsamen Prüfung der Kriegsziele, in die Erörterung einbezogen werden darf." Die Antwort, die Deutschlands Scheidemannschaft den Fragen der Russenliste gefunden hat (und die, wenn sie vom rechten Flügel der Nationalliberalen Partei gekommen wäre, vielleicht noch nützlich gewirkt hätte), wird den Konferenzaus-

schuß des Sowjet an Gesprächen mit den Herren Haase, Kautsky, Bernstein, Cohn wohl nicht hindern. Die Wahnvorstellung nahen Sonderfriedens mit Rußland muß, endlich, aber bestattet werden. Weichlicher Optimismus, mahnt Nestor Ribot, lähmt die Volkskraft. Der Traum von Stockholm ist ausgeträumt.

Neunzehnter Juni. Vor fünfzig Jahren ist Kaiser Maximilian nach standrechtlichem Urtheil erschossen worden. Hat, trotz allem Graus, den wir erblicken, der Höhlengrimm der Menschheit sich im Komfort neuen Erlebnisses mählich gesänftigt? Fünf Monarchen, Albert, Peter, Nikola, Nikolai, Konstantin, hat die Sintfluth vom Thron gespült. Alle wähnten sich von Gottes Gnade auserwählt und geweiht. Keinem ward auf dem gesalbten Haupt ein Härchen gekrümmt. Vor dem Gräuelbilde des Rückfalles in wüste Barbarei vergißt unser Auge allzu leicht, daß sich, dennoch, das Menschenbewußtsein versittlicht. Allzu langsam? Der fromme Fernando Cortez, der das erste Christenkreuz in die Indianererde pflanzte, ließ den Aztekenkaiser Guatemok foltern und war, da er das Marterwerk befahl, gewiß des inbrünstigen Glaubens voll, nur harter Pflicht zu genügen. Mexiko sollte dem fernen Spanierkönig fronen. Dieser Zweck, der klar vor dem Seherblick stand, heiligte dem kühnen Patrioten das häßlichste Mittel.

Vor (ungefähr) hundert Jahren begann der Abfall Mexikos, des neuen vom alten Spanien, das seine jüngsten Kinder mit ruchloser Dummheit ausgebeutet, geknechtet, gemartert hatte, nun aber unter Bonapartes Fangkrallen stöhnt. Die ersten Rebellen werden erschossen. Dem überlebenden Mestizen Guerero aber verbündet sich der (vom Vicekönig wider ihn entsandte) Spanieroberst Augustino Iturbide; hißt flink die grün-weiß-rothe Flagge und fordert: Unabhängigkeit von Spanien; einen König (aus dem Haus der Bourbons), der in Mexiko wohnen und mit heiligem Eidschwur sich der Verfassung angeloben muß; Gleichheit des Bürgerrechtes für Spanier und Mexikaner. In den madrider Cortes sitzt kein Cortez; und da die Herren von gestern, statt kräftig zu handeln, die Zeit verfaseln, läßt Iturbide sich, als Ersten Augustin, zum Kaiser von Mexiko küren. Mai 1822. Im März 23 muß er abdanken, nach England fliehen (und wird, als er wiederkehrt, in Tampiko erschossen). Republik. „Warum sollen wir nicht das Modernste haben?“ Estados Unidos de Mejico.

Was der Yankee, unter James Monroe, in seinen United States vermag, kann auch der Kreole. Wäre ihm sonst gelungen, der Krone Spaniens den kostbarsten Reif auszubrechen? An Selbstvertrauen fehlt es nicht; nur an festem Herrnwillen, der Ordnung erzwang und die Volkskraft vor unnützlicher Verzettelung wahrt. Die aber war das dreiste Unterfangen, Texas am Eintritt in die Vereinigten Staaten von Amerika zu hindern. Bitter hats Mexiko gebüßt; die Nordmänner zerstriemten die Haut des Landes und nahmen ihm, im Frieden von Guadalupe-Hidalgo, anderthalb Millionen Quadratkilometer, die Hälfte seines Gebietes, für die fünfzehn Millionen Dollars, „als Entschädigung“, hingeworfen wurden. Ruhe? Nicht ein Jahr lang. Jeder Bandit ernennt sich zum General. Jeder General will Präsident heißen und Diktator sein. In vierzig Jahren sinds Sechsunddreißig. Der Kühnste und Schlauste, Santa Ana, hat sich seit Guadalupe in die Schachermachei mit den Leuten aus Washington gewöhnt; er verkauft ihnen, für zehn Millionen Dollars, das Tafelland von Arizona und wird, mit voller Tasche, weggejagt. Ein Anderer, Comonfort, brüstet sich als den Hort der Freiheit, weist die Jesuiten aus, öffnet die Häfen, wird aber von der Klerisei und deren Degen, dem General Zuloaga, gestürzt. Doch schon lauert in Veracruz der Indianer, der die um die Krippe summenden Kreolen wie Ungeziefer vertilgen und das Land der zweitausend Götter in neuen Schicksalswirbel reißen wird: der vierundfünfzigjährige Zapateke Carlo Benito Juarez. Jurist, wie Cortez; einer mit Kupferfell. Advokat und Richter, Gouverneur und Justizminister. Als Günstling der Vereinigten Staaten wird er Präsident; erklärt der Römerkirche offenen Krieg, will ihr allen errafften Besitz und neue Einkunftmöglichkeit nehmen, aber auch dem Ausland zwei Jahre lang aus den Kassen der armen Heimath keinen Zins, nicht einen Peso, zahlen. Darob ergrimmen die Hauptgläubiger, England, Frankreich, Spanien; und vom Fels Petri aus wird mit langem Haken jedes Feuerchen geschürt. Die Vereinigten Staaten durchtobt der Bürgerkrieg. Unmöglich, sich jetzt einzumischen oder mit der Sakralformel Monroes die Westmächte von der Küste zu scheuchen. Die drohen mit blanker Waffe. Dreihundertvierzig Jahre nach Cortez landet wieder ein spanisches Geschwader in Veracruz. Schlägt die Stunde, die den Aufruhr Iturbides rächt?

Benito Juarez hat, als Präsident der Estados Unidos, den Staat von der Kirche getrennt, alle Klöster geschlossen und das Kirchengut eingezogen. Doch gehts im Lande der Montezuma und Guatemok wie später im Frankreich der Combes und Duez: nur ein Theil des konfiszirten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt in die Staatskassen: der andere Theil des Paktolos versickert vor dem Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Oktober verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemeinsam ihre Forderung durchzusetzen. Doch schon im April 1862 kehren die britischen und spanischen Truppen nach Europa zurück: weil man in London meint, alles Nöthige sei durch Verhandlung zu erreichen und Britaniens Interesse niemals an pariser Sonderpläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen den Abzug der Verbündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er in einer Denkschrift auf die wachsende Bedeutung Mittelamerikas hingewiesen. Nun ist er Kaiser der Franzosen, hat Nikolai Pawlowitsch, den gefürchteten Zaren aller Reussen, besiegt und darf hoffen, die Einheit aller lateinischer Völker, auch der in Amerika wohnenden, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und Paris die Lockpost gebracht, am Colorado und Rio Grande sehne eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die ganze spanische Klerisei bläst die Funken zur Flamme an. Frankreich? Der zweimal feierlich verkündeten Losung „L'Empire c'est la paix" wird nirgends geglaubt. Frankreich ist noch gleichgiltig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestigezuwachses, freuen. Daß bei der Einschiffung der Truppen der Ruf „Vive la République!" hörbar wurde, ist nicht der Rede werth; gern geht kein Soldat in ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorberreis um die Fahnen, dann wird die Armee empfinden, daß hier, wie bei Sebastopol, für ihre Macht, ihre Zukunft gestritten wurde. Ein Bischen lange dauerts ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist, im Mai 1863, Puebla genommen und Forey kann an der Spitze der kaiserlichen Truppen in die Hauptstadt einziehen. Im Juli meldet Bismarck seinem König, Rouher habe ihm die Besetzung der Stadt Mexiko mitgetheilt. Wilhelm schreibt neben den Bericht: „Glück hat Er!" (Er: Louis Napoleon.) Bismarck schreibt darunter: „Pourvu que cela dure?" Das Wort Laetitias Bonaparte; das beweist, wie klar damals schon der

ungeblendete Blick des preußischen Ministerpräsidenten die Möglichkeit der Entwickelung sah. Erzherzog Ferdinand Maximilian von Oesterreich, Franz Josephs Bruder, der, seit er nicht mehr Generalgouverneur der Lombardei und Venetiens ist, als ein stiller, mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare bei Triest lebt, läßt sich von Louis Napoleon und Rouher überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreiches Mexiko anzunehmen. Er entsagt seinem Agnatenrecht auf die österreichischen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Juni 1864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann von Sebastopol und Solferino, inzwischen den General Forey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihn die Erinnerung an das große Los, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Dem Oesterreicher ist er ein schlechter Berather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Klerikalen, denen er den Schein kaiserlicher Macht dankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchengut, nach dem sie langen, nicht zurückgeben: und bewirkt, mit zagem Laviren und schwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteien mißtrauen. Bazaine drängt ihn, Juarez und dessen Anhänger zu ächten; kann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legionen, im Kaiserreich nicht Ruhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung der vom Norden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt vom Paso del Norte mit schwellender Macht gegen die Hauptstadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei Five Points geschlagen, Sherman die Ueberbleibsel in Kapitulation gezwungen: im Mai 1865 ist der Bürgerkrieg durch den (mit dem Blut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften) Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Franzosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger Tyrann gescholten und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virginien erfocht, wie eine Schwächung der Menschheitkultur betrauert worden. Doch die Regirung weiß, was sie will. Frankreich hat im Krimkrieg für Englands Zukunft gekämpft; durch die Schließung der Meerengen die Russenflotte, die gegen die britische Seegewalt ein Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittelmeer

fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Versuch einer Intervention in den Streit um die Elbherzogthümer) gegen die werdende deutsche Einheit, in Amerika (durch die Förderung des bonapartischem Muster nachgeahmten Erbkaiserthumes Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten einsetzte, durfte Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. Louis Napoleon tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche ungeheure Macht unterm Sternenbanner heranwächst. Der Onkel hat mit James Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war, den Vertrag geschlossen, der Louisiana den Amerikanern abtrat; der Neffe, der die Neue Welt doch aus eigener Anschauung kennt, hält die Monroe-Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster Beachtung unwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sich gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträuben werde. Er irrt. Kaum ist der Bürgerkrieg beendet und die Herrschaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den Präsidenten Johnson, Lincolns Nachfolger, zu drohendem Widerspruch gegen den französischen Eingriff. Und die Drohung wirkt sofort. Zwar hat der Franzosenkaiser dem Erzherzog Maximilian in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er das französische Corps acht Jahre lang, von 1864 bis 72, in Mexiko lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfügung stellen werde. Nach dem ersten einschüchternden Wink aus Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Truppen zurück. Bazaine räth dem Oesterreicher, der Krone zu entsagen und heimzureisen. Vergebens. Maximilian will nicht als ein Titularkaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteurer lächerlich werden. Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Franzosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeräth verkauft haben. Am fünfzehnten Mai 1867 wird die Festung Queretaro, in die er mit zwei treuen Generalen geflohen ist, durch den Verrath des Obersten Lopez dem Juaristengeneral Escobedo ausgeliefert.

Forey, Louis Napoleons General, sprach nach der Landung in Veracruz: „Der Kaiser der Franzosen will nicht das mexikanische Volk bekämpfen noch in dessen innere Angelegenheiten eingreifen, sondern es nur aus den Klauen einer gewissenlosen Regirung erlösen, die das Völkerrecht schändet.“ Bazaine (der eine reiche Mexikanerin geheirathet hat und nicht nachts nur von einer

Krone träumt) findet noch zärtlichere Töne. Ruhig hört sie Juarez. Ihm haben, wie später den Rittern Villa und Carranza, die Vereinigten Staaten von Amerika Waffen und Geld geliefert; er ist seiner Sache sicher und kann die Stunde wählen, die das Leben der bleichen Eindringlinge endet. In dem kahlen Bergnest Queretaro sitzt, wie in einer Mausfalle, Maximilian; mit den Generalen Mejia und Miramon haust er, fern von Stab und Gefolge, in drei Zellen des alten Kapuzinerklosters. Am vierzehnten Juni 1867 werden die Drei zum Tod verurtheilt; am sechzehnten soll das Urtheil vollstreckt werden. Maximilian ist aufrecht und hat die Kraft, heiter zu scheinen. Welchen Rock, fragt er, zieht man für solche Ceremonie an? Keine Ahnung, antwortet Mejia; „ich habe eben so wenig wie Eure Majestät bis heute die Ehre gehabt, erschossen zu werden.“ In der letzten Stunde kommt der Befehl, die Vollstreckung aufzuschieben. Gnade? Nein. Die Fürstin Salm, die gekrönten Häupter Europas haben gebeten, den Verurtheilten das Leben zu schenken, und sich dafür verbürgt, daß Keiner je wieder Mexikos Boden betreten werde; der Vertreter Preußens hat den Sieger gemahnt, dem Aufschub nun nicht den Befehl folgen zu lassen, der, wider Menschlichkeit und Moral, mit eines zweiten Todes Qual schreckt. Vergebens. „Die Begnadigung Maximilians von Habsburg wäre ein Rechtsbruch und eine Gefahr für die Zukunft unserer Republik.“ Am neunzehnten Juni gehts, unter dunkelgrünen Eiben, durch tiefen Sand, über Wiesen und Geröll, auf den ausgedörrten Cerro de Las Campanas. Der Habsburger bittet, ihm nicht die Augen zu verbinden. Drei Männer verbluten auf dem Steinhügel. Drei Säulen aus rothem Granit bezeichnen dem Wanderer die Richtstätte. Aus dem verfallenden Kapuzinerkloster (dessen Kirche jetzt der Heiligen Jungfrau von Lourdes geweiht ist) wird Maximilians Leib in die wiener Kapuzinergruft heimgeholt. Und Benito Juarez schaltet als Herr im Aztekenland.

Aus diesem Land, dessen größter Theil noch dem Sennor Carranza gehorcht, werden wir bald wohl Neues hören; nur nicht gerade, was der Herr unseres Auswärtigen Amtes gehofft hat. („Ein Bursch wie ich, was macht sich Der daraus?“) Vergleichet einstweilen das Schicksal Maximilians dem Konstantins. Beide haben persönlichen Muth und guten Willen, doch kein Ohr für den tiefsten Sinn großen Weltgeschehens. Beide nützen weder dem Reich,

dessen Krone sie tragen, noch dem Gedanken, dem sie sich verlobt haben. Beider Wunsch zerschellt, wie ein Holzkähnchen an felsiger Klippe, an dem Geist stolzer Demokratie. „Jedes Volk hat das Recht, sich die ihm taugliche Regirungform selbst zu wählen; wo der Bruch solcher Form versucht wird, da fühlt jedes freie Volksthum die Grundmauer seiner Staatsverfassung mitbedroht.“ Diese Sätze sprach Staatssekretär Seward zum dritten Kaiser Napoleon. Was Herr Jonnart am zehnten Juni dem alten Schlaukopf Zaimis sagte, klang kaum anders. Dennoch: die Erde bewegt sich. Und duftet 1917 in Lugano lieblicher als 1867 in Queretaro.

Spreu auf der Tenne.

Die für uns wichtigsten Sätze aus der Rede, die dem Ministerpräsidenten Ribot die einstimmige Vertrauenskundgebung des Senates gewann, sind noch nicht so weithin bekannt geworden, wie für die Erwägung und vernünftig tapfere Vertretung der deutschen Kriegssache nothwendig wäre. Der Führer der Demokratenfraktion, Senator Régismanset, hatte zornig über den Plan französischer Sozialisten gesprochen, mit deutschen Genossen in Stockholm über Friedensbedingungen zu verhandeln. Herr Ribot stimmt ihm durchaus zu. „Von der ersten Stunde an sind, bis auf ein kleines Häuflein, die deutschen Sozialdemokraten an allen Verbrechen gegen Menschlichkeit und Civilisation bewußt mitschuldig geworden; haben alle, mindestens durch ihr Schweigen, gebilligt. Mit Feinden dieser Wesensart, während unsere Erde noch von deren Heeren besetzt ist, Gespräche anzufangen, müßte die einfachste Regung des Sittlichkeitempfindens französischen Bürgern verbieten. Wir, als Regirung, sehen die Gefahr solcher Zusammenkünfte. Nicht den Frieden (der nur die Frucht des Sieges sein kann), sondern nur den Wahn, der Friede sei nah, können sie uns bringen. Und dieser Wahn ist die Gefahr, die unser Auge erkennt. Niemals dürfen wir auch nur den Keim so gefährlicher Wahnvorstellung in Frankreich dulden, dem nur die Gesammtheit aller Volkskräfte, insbesondere der sittlichen, den Sieg verbürgt. Eben so wenig darf der Glaube entstehen, die politische Leitung des Krieges entgleite der Regirung, der allein, als der Vertreterin des Volkswillens, das Recht zu dieser Leitung gebührt. Wir müssen ganz deutlich reden und von den verführerischen Formeln, die von draußen, aus Jedem erkennbarer Gegend, nach Petrograd eingeschmuggelt

worden sind, Alles ablehnen, was uns zur Falle werden könnte. Keine Annexionen: in diesen Worten kann doch nicht die Meinung angedeutet sein, wir sollten zaudern, Elsaß-Lothringen zu fordern, das auch nach der abscheulichen Verletzung des Rechtes und der Gerechtigkeit im Herzen stets französisch geblieben ist. Nicht ein einziger Franzose würde auszusprechen wagen, daß der Krieg enden könne, ehe diese Provinzen dem Vaterland zurückerobert sind. Keine Entschädigung: wenn damit gesagt sein sollte, man dürfe den Besiegten nicht demüthigen und drücken, wären wir, denen solche Absicht fern ist, einverstanden. Keine französische Regirung aber könnte nach der beispiellosen Verwüstung unseres Landes auf Schadensersatz verzichten. Unser Wille klingt mit dem edlen und reinen Gewissen des Präsidenten Wilson überein. Nach der Auffassung der Vereinigten Staaten wäre die Wiedereinfügung Elsaß-Lothringens nicht als Eroberung, der Ersatz des angerichteten Schadens nicht als Buße zu werthen. Das Gewissen der Welt stützt mit seiner sittlichen Macht unseren Standpunkt. Wie neuem Kriegsschrecken vorzubeugen sei, wird, wenn wir so weit sind, sorgsam erwogen werden. Die sicherste Bürgschaft wäre ein Europa, in dem jedes Volk sein Schicksal selbst bestimmt. Ich glaube an die Macht des Gedankens und der Gerechtigkeit. Nach dem Sieg wird Nothwendigkeit die Verbündeten zusammenhalten. Aus den Völkern in Waffen wird die Gesellschaft der Nationen entstehen. Da liegt die Zukunft der Menschheit. Sonst müßte man an dieser Zukunft verzweifeln. Die Schwierigkeit, vor der wir stehen, ist eine Folge der langen Kriegsdauer. Am Ausgang jedes Krieges wird die sittliche Kraft der Kämpfer, die immer das letzte Wort hat, auf die härteste Probe gestellt. Die Einheit aller Herzen und Willensmächte ist unentbehrlich. Da ich den Geist, die politische Weisheit, den Patriotismus dieses Hohen Hauses kenne, bin ich gewiß, daß der Antrag, der ihm vorgelegt werden soll und den ich schon jetzt, ohne Kenntniß des Wortlautes, annehme, alle Stimmen vereinen, daß nicht eine von ihm absplittern wird." Geheimsitzung (in der Herr Ribot alle seit drei Jahren zwischen Paris und Petrograd gewechselten Noten vorlegt?). Danach einen die Häupter verschiedener Fraktionen, Väterchen Combes und Admiral De la Jaille, Bérenger und Chéron sich zu dem Antrag: „In der Ueberzeugung, daß nur der Sieg der verbündeten Heere haltbaren Frieden verbürgen kann, bekräftigt der Senat, der die Rede

des Ministerpräsidenten billigt, den Willen Frankreichs: in Reihe und Glied mit seinen Bundesgenossen dem alten Ideal, unabhängiger Freiheit aller Völker, treu zu bleiben und den Krieg fortzusetzen, bis das Elsaß und Lothringen ihm wieder gehören, jedes Verbrechen gesühnt, jeder Schade ersetzt und zulängliche Bürgschaft gegen neuen Ueberfall des deutschen Militarismus erlangt ist. Der Senat hegt das Vertrauen, daß die verantwortliche Regirung, die allein, unter der Aufsicht des Parlamentes, das Recht hat, dem Land Pflicht aufzuerlegen, diesen Kriegsertrag sichern und thatkräftig die Entschlüsse fassen wird, die, draußen und drinnen, das Wohl der Nation fordert, und geht zur Tagesordnung über." Alle Stimmen (235) sind für den Antrag. Herr Ribot hat richtig gerechnet. Und der Ueberpatriot Capus faßt das Sitzungergebniß in den Satz: „Nur Frankreichs Niederlage könnte den Krieg noch in diesem Jahr enden." In einen Satz also, der offen ausspricht, daß Frankreich weder hofft, schon im Jahr 1917 Deutschland zur Herausgabe Elsaß-Lothringens zu zwingen, noch, trotz Sowjet und Tauchbootkrieg, daran denkt, vor dieser Wirkung vereinter Waffenmacht die Friedensmöglichkeit zu erörtern.

Genosse Renaudel (der in der Kammer für die Rückeroberung Elsaß-Lothringens gestimmt hat) grollt ein Bischen, weil der Senat vor der Hoffnung auf die Gesellschaft der Nationen sich nicht tief genug verbeugt hat. Senator Clemenceau preist die Klugheit und Beredsamkeit Ribots (weil er hofft, damit Herrn Briand zu ärgern); kneift zugleich aber den Altersgenossen derb ins Ohrläppchen. „Hat er, außer den Verstandeskräften, auch den nöthigen Willen? Die Stunde fordert Handlung, schnelle Handlung; und ich bitte ihn, zu bedenken, daß die durch die Schwachheit der Kammern und der Regirung geschaffene Lage nicht durch Uebergänge zur Tagesordnung geändert wird. Die wiederholen nur, was uns in drei Jahren tausendmal, abertausendmal gesagt worden ist. Wir brauchen eine Regirerhand. Reden werden am Schalter nicht mehr, wie Bargeld, in Zahlung genommen." Senator Charles Humbert, Leiter der großen Zeitung „Le Journal" und Vertrauensmann der Eisen-, Stahl- und Geschützindustrie, wird deutlicher. „Wenn flammende Reden und zerschmetternde Formeln die Deutschen schlagen könnten, wäre der Sieg längst unser. Die Leistungen der Redner und Schreiber machen mich in der Kriegszeit nicht glücklich. Immerhin wars nöthig, auf die unerwarteten

Fragen der russischen Revolutionäre unzweideutige Antwort zu geben. Daß es geschah, ist gut. Unser großes Kriegsziel ist: die Sühnung all der Uebel, die durch Deutschland in die Welt gekommen sind. Daß wir nach diesem Ziel hinstreben, darf nicht verdunkelt werden. So schön aber der Ausdruck fester Entschlossenheit ist: wichtiger noch ist der Beweis, daß man das Besch ossene auszuführen vermag. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Befreiung der besetzten Landestheile, der Rückeroberung Elsaß-Lothringens, der Erlangung vollen Schadensersatzes noch anderes Hinderniß sich entgegenstellt als der Gewissensskrupel russischer Revolutionäre. Die deutsche Wehrmacht, deren Zusammenbruch uns hundertmal vorausgesagt wurde, ist noch immer aufrecht. Um sie zu brechen, brauchen wir nicht Reden und Beschlüsse, sondern Kanonen, Granaten, Flugzeuge, Maschinengewehre, Grabenkriegsgeräth und Wehrmittel aller Art. Die Stimmung, die Siegesgewißheit des Volkes ist laut zu rühmen; sie genügt aber nicht, wenn die Kriegsmittel, die Organisation, die von der Achtung Aller gestützte Leitung fehlen. Bilde Keiner sich ein, daß wir schon so weit seien! Erst im Umriß sehen wir allmählich, was noch geleistet werden muß. Wenn einst bekannt wird, unter welchen Bedingungen, mit welchen Waffen und Schöpfquellen unser Heer drei Jahre lang nicht nur ohne Niederlage, sondern manchmal sogar mit entschiedenem Erfolg den Kampf ausgehalten hat, dann erst, in Kenntniß der Wirklichkeit, wird man staunend vor der Leistung stehen. Dummer Starrsinn und leichtfertige Sorglosigkeit haben allzu lange die Schließung unserer breiten Rüstungslücken verzaubert. Wahret, dennoch, den Muth! Das Werkzeug, ohne das alles Heldenthum unserer Krieger nur Opfer wäre, wird, endlich, vollendet. Nur: keinen Rückfall in die Bräuche, die seit drei Jahren den Sieg verzögern. Genug der Worte! Handlung, Arbeit ist nöthig!"

In den Verhandlungen der Kammern ist der Protest erwähnt worden, den die Vertreter Elsaß-Lothringens der Nationalversammlung in Bordeaux vortrugen. Am siebenzehnten Februar 1871 sprachen sie: „Europa weiß, daß die Einheit Frankreichs, heute wie stets, eine Bürgschaft der Weltordnung und ein Schutzwall gegen Eroberer- und Einbrechergeist ist. Der durch Hingabe eines Landestheiles erkaufte Friede wäre nur ein unheilvoller Waffenstillstand; könnte niemals endgiltiger Friede werden. Für uns, Elsasser und Lothringer, würde er, wie für andere Betheilig-

die Ursache innerer Agitation, ein steter und berechtigter Antrieb zu neuem Krieg. Auf dem Grund dieses Glaubens rufen wir unsere Landsleute in Frankreich, aber auch die Regirungen und Völker der ganzen Erde als Zeugen dafür an, daß alle Akten und Verträge, alle Parlaments- und Volksabstimmungen, die zu Gunst des Fremdlings den Verzicht auf die Provinzen Elsaß und Lothringen oder auf einen Theil dieser Gebiete aussprechen, uns von vorn herein als null und nichtig gelten. Hiermit verkünden wir das für alle Ewigkeit unantastbare Recht der Elsasser und der Lothringer, dem Franzosenvolk anzugehören; und geloben, für uns und für die Ermächtiger unseres Willens, für Kind und Kindeskind, daß wir dieses Recht immer wieder fordern und auf allen Wegen wider jede Fremdmacht erstreben werden." Herr Branting, der Führer der schwedischen Sozialdemokratie, wünscht, daß zunächst durch freie, also geheime Abstimmung in Elsaß und in Lothringen ermittelt werde, ob die Volksmehrheit zu Deutschland oder zu Frankreich gehören wolle. Der Erfüllung dieses Wunsches, dem, wenn Frankreich nicht widerspricht, wohl alle uns feindlichen Staaten sich anschließen würden, müßte, natürlich, die klare Ankündung des staatsrechtlichen Standes vorangehen, den Bundesrath und Reichstag dem Elsaß und Lothringen zugedacht haben (und dessen fessellos freie öffentliche Erörterung nicht länger vertagt werden dürfte). Da Herr Branting, der in Schweden der Arbeiterbewegung den Pfad gebahnt, ihr seine ungewöhnliche Intelligenz und sein Vermögen geweiht hat, nicht nur der Vertrauensmann Skandinaviens, sondern auch der Westmächte und der russischen Revolutionäre ist (übrigens, nach deutscher Ausdrucksweise, „Revisionist", Herrn Bernstein also näher als Herrn Haase), darf man vermuthen, daß er nicht ohne die Zustimmung der dem Deutschen Reich feindlichen Demokratien die Volksabstimmung im Elsaß und in Lothringen vorschlug. Am siebenten Juni antwortete auf die Frage, warum die englische Regirung den (nicht der Mehrheit zugehörigen) Sozialisten Jowett und Ramsay Macdonald Pässe fürs Ausland gewährt habe, Lord Robert Cecil, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt: „Auf wiederholtes Ersuchen der Provisorischen Regirung Rußlands und nach Rückfragen an den Botschafter Sir George Buchanan und Herrn Henderson (den in Petrograd weilenden sozialistischen Minister), die meinten, jede Paßweigerung würde von unseren russischen Freunden ins Un-

freundliche mißdeutet werden und in Rußland die thatkräftigsten Kämpfer für die Freiheit entmuthigen, hat das Kriegskabinet beschlossen, den Vertretern der Unabhängigen Arbeiterpartei und der sozialistischen Minderheit Pässe zu geben. Die gelten aber nur für Petrograd und gestatten den Inhabern nicht, in Stockholm an einer internationalen Konferenz mitzuwirken, noch gar, dort oder anderswo in unmittelbaren oder auch nur mittelbaren Verkehr mit Bürgern feindlicher Länder zu treten." Auf die Frage des Herrn Ramsay Macdonald, ob der Verkehr mit Branting gestattet sei, kam die Antwort: „Nur der Verkehr mit Feinden ist verboten. Herr Branting gehört, wie das Haus weiß, nicht nur zu den angesehensten Politikern Schwedens, sondern ist auch durchaus nicht als ein Feind unserer Sache zu betrachten." In Aberdeen forderte die Schiffsmannschaft, daß vor der Lichtung des Ankers der Genosse Ramsay Macdonald sich verpflichte, bei jeder Zusammenkunft mit Deutschen klipp und klar auszusprechen: „An Frieden ist nicht zu denken, ehe das Deutsche Reich sich bündig bereit erklärt hat, jedes auf Befehl seiner Regirung versenkte Schiff zu bezahlen und für jedes vernichtete Menschenleben Buße zu gewähren." Die Mannschaft nahm also, trotz der Debatte im Unterhaus, an, daß die englischen mit deutschen Sozialisten in Verkehr treten würden. Herr Havelock Wilson hat an den petrograder Sowjet telegraphirt: „Kameraden! Der Ausschuß des Nationalen Syndikates der Seeleute und Heizer von Großbritanien und Irland hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen anzuzeigen, daß wir beschlossen haben, nicht auf Schiffen zu arbeiten, die nach Petrograd oder Stockholm Abgeordnete befördern, ehe diese Herren sich schriftlich der folgenden Bedingung verpflichtet haben: An Verhandlung mit Deutschen kann erst gedacht werden, wenn die deutsche Regirung den Verwandten aller aus den verbündeten oder aus neutralen Ländern angeworbenen Seeleute, die, während sie sich aus ihren von deutschen Unterseeboten beschossenen Schiffen zu retten versuchten, getötet wurden, Buße geleistet hat. Wir wünschen, daß Sie ermitteln, welche würdige Haltung das Syndikat britischer Seeleute den russischen Revolutionären 1905 und 1906 gezeigt hat; daraus werden Sie deutlich erkennen, daß wir der Demokratie Rußlands aufrichtig befreundet sind."

Der Philosoph Henri Bergson, der, als „Botschafter des französischen Geistes", drei Monate lang in den Vereinigten Staaten

war und manches Gespräch mit dem Präsidenten Wilson hatte, hat nach seiner Heimkehr das drüben Erblickte und Erlebte der pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften vorgetragen. „Bis über die Ohren“, sagt er, seien die Vereinigten Staaten jetzt im Krieg. Lange blieben sie auf der Schanze mißtrauischer Vorsicht. Um sich nicht von allzu flinker Geschicklichkeit, die den Amerikaner stets abschreckt, in falschen Glauben einlullen zu lassen, wehrten sie sich gegen den Uebereifer der deutsch-amerikanischen Propaganda, wollten aber auch nicht, daß nur der Zorn über die aus Belgien, Serbien, Armenien gemeldeten Gräuel ihre Stimmung färbe. Auf ihrer Erde sahen sie ja ein Gewimmel fleißiger, redlicher, jeder Pflicht getreuer Deutschen; und deren Landsleute sollten blutdürstige Barbaren und die Schande des Menschengeschlechtes sein? Mit der „Lusitania“ wurde auch ein Theil des Zweifels an der Wahrheit deutschfeindlicher Berichte versenkt. Was noch zu thun blieb, that die Note der Kaiserlichen Regirung, die amerikanischen Schiffen die Farbe des Bordanstriches, Abfahrtzeit und Kurs vorschrieb und alle dieser Weisung ungehorsamen mit der Gefahr bedrohte, im „Sperrgebiet“ versenkt zu werden. Das schien dem Amerikaner ein unzweideutiges Zeichen des Strebens nach Weltherrschaft, dem kein freier Mensch sich beugen dürfe. Herzensgründe, sagt Herr Bergson, wirkten dann zu der Entscheidung mit. „Amerikas Seele sieht in Frankreich, dem Vorkämpfer der Civilisation, das Musterbild des Muthes, geduldiger Hingebung, schlichter Bereitschaft zum schwersten Opfer; nicht nur den alten Freund aus den Tagen gemeinsamen Kampfes für die Freiheit, sondern eine sittlich edle Persönlichkeit und ein Volk, das, weil es freiwillig Martyrien auf sich lud, die größten Nationen überragt. Was wir für die Jungfrau von Orleans empfinden, Das empfindet Amerika für Frankreich. Und eilt zu Hilfe herbei, um die älteste Schwester aller unglücklichen, von der rohen Beutesucht gieriger Autokratie wider alles Recht bedrohten Nationen aus der Gefahr zu erlösen. Amerika folgt, nach Pascals Wort, dem Pflichtgebot; nicht Interesse, Furcht, Berechnung treibt es in den Streit. Bleibt Frankreich, was es an der Marne und bei Verdun war, kämpft es noch ein paar Monate lang eben so tapfer und geduldig, dann wird es alle freien Völker des Erdkreises um sich geschaart sehen und im Bund mit ihnen das Schicksal der Menschheit [ge]stalten. Amerika naht. Sein Geld ist abgeschickt, seine Schiffe

sind an unseren Küsten, seine Arbeiter, Waffen, Handwerkzeug aller Art unterwegs. Als er zu den Millionen Freiwilliger sprach, die sich für den Kriegsdienst gemeldet hatten, fand Präsident Wilson das Wort, das den Gedanken Amerikas zu klarstem und einfachstem Ausdruck bringt: Die Vereinigten Staaten wollen nicht, daß Opferwille und Opferleistung das Vorrecht der anderen Völker sei."

„Eine Abordnung amerikanischer Bürger kommt nach Rußland, um den Russen unser ehrliches Freundschaftgefühl auszusprechen und mit ihnen zu berathen, auf welchem Gemeinschaftweg und durch welche Arbeitmethode der schnellste Sieg der zwei für die Freiheit aller Nationen fechtenden Völker zu erstreiten ist. Ich benutze diese Gelegenheit zu erneuter Beleuchtung der Gründe, die unsere Vereinigten Staaten in den Krieg getrieben haben. Irrige und trügerische Angaben haben in den letzten Wochen diese Gründe entstellt und verdunkelt. Und es geht um so furchtbar ernste, für die ganze Menschheit so bedeutsame Dinge, daß selbst die leiseste Mißdeutung nicht einmal für eines Augenblickes Dauer geduldet werden darf. Das Waffenglück beginnt, sich wider das Deutsche Reich zu kehren, und dessen Machthaber wenden, in fast schon verzweifelndem Drang, völliger, endgiltiger Niederlage zu entschlüpfen, alle erlangbaren Mittel der Täuschung an. Sie nützen sogar den Einfluß der deutschen Parteien aus, die von ihnen niemals gerecht, anständig, auch nur mit vernünftiger Duldsamkeit behandelt wurden und deren Propaganda auf beiden Küsten des Atlantischen Ozeans nun den fortdauernden Vollgenuß der deutschen Macht, allen ihr unterthanen Menschen zu Unheil, daheim und draußen, sichern soll. Was die Vereinigten Staaten in diesem Krieg wollen, ist aber in so helles Licht gerückt worden, daß es für das Verzerren dieses Wollens Entschuldigung nicht geben kann. Wir erstreben weder irgendwelche Gebietsdehnung noch irgendwie münzbaren Gewinn. Wir kämpfen nicht für Vortheil, Eigennutzen, Selbstsucht, sondern für die Befreiung aller vom Angriff autokratischer Mächte bedrohten Völker. In neuster Zeit fangen auch die in Deutschland herrschenden Klassen an, laut von ihrer Absicht auf freie Entwickelung zu reden. Dieses Gerede soll aber nur ihre von Berlin bis Bagdad und vielleicht noch darüber hinaus zu streckende Macht und ihren persönlichen Vortheil schützen. Zu einem dichten Intriguennetz hat, ohne den Wunsch nach Eroberung einzugestehen, eine Regirung nach der

anderen ihr Fädchen beigetragen und so den Frieden und die Freiheit der Welt bedroht. Die Maschen dieses Netzes müssen zerrissen werden. Das aber ist nur möglich, wenn zuvor jedes der Menschheit angethane Unrecht gesühnt und das Weltgefüge vor der Wiederkehr solchen Unrechtes durchaus gesichert ist. Daß die Kaiserlich Deutsche Regirung und die ihr Dienstbaren einen Friedensschluß wünschen, der den bis zum Kriegsausbruch giltigen Rechtszustand wiederherstellt, ist begreiflich; gerade dieser Rechtszustand aber hat in Deutschland und draußen die Macht der Kaiserlichen Regirung gestärkt und dadurch diesen Krieg des Unrechtes ermöglicht: deshalb muß er so geändert werden, daß so Abscheuliches sich nicht wiederholen kann. Wieder kämpfen wir für die freie Entwickelung und das Selbstbestimmungrecht der Völker: und diesem Zweck müssen alle Mittel dienen, die zur Beendung des großen Streites angewandt werden. Sühnung jedes Unrechtes und felsfeste Bürgschaft gegen dessen Erneuung: Das ist die Vorbedingung des Friedensschlusses. Daß ein Mittel der Menge gefällt, darf noch nicht den Ausschlag für seine Wahl geben. Probleme der Praxis fordern praktische Lösung. Phrasen bleiben fruchtlos. Unsere Grundsätze müssen klar und leicht verständlich sein. Kein Volk darf gezwungen werden, unter Herrschaft zu leben, der es widerstrebt. Besitzwechsel und Rückkehr in früher giltiges Hoheitverhältniß ist nur in den Ländern zu gestatten, wo das Volk selbst, zur Sicherung seiner Freiheit, seines Behagens und Zukunftglückes, Wechsel und Rückkehr verlangt. Nur von erwiesenem Schaden darf Entschädigung gewährt werden. Die befreiten Völker der ganzen Erde müssen sich in aufrichtigem Gemeinschaftempfinden dann zu einem festen Bund verknüpfen, der mit den geeinten Kräften aller den Frieden und die Gerechtigkeit im Völkerverkehr zu schirmen vermag. Brüderlichkeit darf nicht länger ein leeres Wort sein: muß ein allgemein anerkannter Begriff werden, der auf dem Fels der Wirklichkeit ruht. Die Völker müssen erkennen, daß sie durch wirksame Schaarung ihrer Kräfte ihre Lebensgemeinschaft gegen Angriffe irgendeiner Autokratie schützen können und müssen. Für diese Dinge sind wir bereit, unser Blut zu vergießen und unsere Schätze hinzugeben. Nach diesem Ziel haben wir immer hingestrebt; und knauserten wir jetzt mit Blut und Geld, so kämen wir vielleicht nie in die Einheit und Kraft, die im Kampf für die große Sache der Menschheitbefreiung nothwendig sind. Die Stunde der

Entscheidung hat geschlagen. Wer den Kampf nicht wagen will, Der muß sich unterwerfen. Gelingt den Kräften der Autokratie der Versuch, uns zu trennen, dann werden sie über uns herrschen Wir werden siegen oder untergehen. Untergehen, wenn den Listen der Selbstherrschaft gelingt, uns durch Zwietracht zu schwächen. Siegen: wenn wir in Eintracht zusammenstehen. Nach dem Sieg, der Allen die Freiheit bringt, darf auch unser Edelmuth sich freiregen. Weder heute noch am Siegestag aber dürfen wir uns schwächlich zeigen und niemals auf irgendein Pfand verzichten, das für die Sicherheit des Völkerlebens, für die Gerechtigkeit im Völkerverkehr bürgt. Der Möglichkeit, noch länger neutral zu bleiben, hat die Kaiserliche Regirung selbst uns enthoben. Ihre Kundschafter und Handlanger wollten unsere Industrie stören, unseren Handel lähmen, unsere Oeffentliche Meinung vergiften. Das offene Meer wurde uns gesperrt und jeder Verächter dieses Willkürgebotes mit dem Tode bedroht. Auch mit dem schmutzigen Werkzeug der Bestechung ist gearbeitet worden. Aus dem berliner Auswärtigen Amt kam die Weisung, Mexiko und Japan in ein Bündniß gegen uns aufzuhetzen. Welche Nation, die nicht auf Selbstachtung verzichten will, hätte nach so abscheulicher Erfahrung, nach dem Versuch, all ihre Lebensquellen zu durchseuchen, nicht zu den Waffen gegriffen? In jeder Stunde aber ist uns bewußt geblieben, daß Amerika nicht dem deutschen Volk, das deutsche Volk nicht unserem Erdtheil verfeindet ist. Dieses Volk hat den Krieg nicht gewollt, nicht in klarer Erkenntniß beschlossen und sicher nie gewünscht, daß auch wir gezwungen werden, in ihm mitzukämpfen. Wir wissen, daß unser Kampf auch der Sache des deutschen Volkes Nutzen stiften soll und wird. Davon werden die Deutschen sich eines Tages selbst überzeugen." Mit dieser Botschaft (und mit der Sendung des längst schon kriegerisch gestimmten Herrn Root, der einst Staatssekretär des Auswärtigen war) hat Präsident Wilson auf den Sowjet zu wirken versucht; und, außer wuchtiger Stärkung des Meinungstromes, der den Kriegsminister Kerenskij (Danton-Gambetta) trägt, zwei wichtige Beschlüsse erreicht: die schroffe Abwehr des Traumes von Sonderfrieden und den Heeresantrag, der Rückfall Elsaß-Lothringens an Frankreich habe, weil ihn Gerechtigkeit fordert, nicht als verwerfliche Annexion zu gelten. Wirkung auf Rußlands Fieber

Die Wurfschaufel.

Welche Wirkung war da gestern, ist da noch heute unmöglich? Nur die kalt klügelnder Vernunft. „Am Jordan Sankt Johannes stand ...“ Das kranke Großfürstchen Alexej Nikolajewitsch, ein Bluter, scheint nur noch unter dem himmelblauen Auge Rasputins zu gedeihen. Ist der übersinnlich Sinnliche dem Hofe fern, so schreckt neuer Blutfluß die Eltern des Knaben in Entsetzenspein. Dafür sorgt ein allmächtiger Dreibund. Dräut dem Hofheiland irgendwoher ernste Gefahr, dann verduftet er; und Fräulein Wiburow, die ihrer Kaiserin ekstatisch ergebene, von Alexandra Feodorowna zärtlich verzogene Ehrendame, läßt von Batmajew, dem Wunderthäter aus Tibet, dem Kleinen ein Pulver, das den Blutumlauf schleunigt, ins Mahl mischen. Das alte Leid; nur Rasputin kann es, durch Handauflegung, heilen: muß herbei und geloben, daß er nicht wieder entweichen werde. Ein Heiliger? Zweifel ist nicht mehr haltbar. Ein Heiliger, der Weltlust und Weltlist nie verschmäht. „Bekümmere Dich, Hühnchen, nicht um die Mißgunst der Höflinge“, spricht er zu Protopopow, seinem letzten Günstling; „die vermahlen wir zu staubfeinem Mehl. Spucke drauf, Junge!“ Um die Nachfolge Rasputins müht sich ein Trügergedräng. Schauet dort den bildschönen Popen in schneeweißer Kutte; barfuß schreitet er, von jeder Zehe blitzt ein Demantring und unter der gepflegten Hand funkelt der dicke Kopf seines Stabes wie ein goldener Apfel. Sähe die Wiburow ihn: neues Wunder würde möglich. Zu spät. Wie Gespensterreigen ist alles höfische Wesen zerstoben. Wovor? Niemand weiß Genaues. Vor der Kathedrale der Heiligen Mutter Gottes von Kasan wimmert ein Weiberschwarm leis, bänglich nach Brot. Weg das Gesindel! Der Kosakenzug weigert sich, auf die Armen zu schießen. Der Polizeikommissar brüllt, hebt den Revolver: und sinkt mit gespaltenem Schädeldach in den Schnee. Dahinein schanzt sich am nächsten Morgen Gardeinfanterie; zielt aber stets zu hoch oder zu tief. Einem reißt der Lieutenant, ein Milchbärtchen, das Gewehr aus der Hand. „Könnt Ihrs nicht, Hurensöhne?“ Ein langhaariger Mushik stampft auf den geschniegelten Bengel zu, reckt die Arme weit aus; zu Umarmung des irren Menschenbruders oder zu Kreuzigung? Krach. Da liegt er. Auf weißem Grund ein dunkles Kreuz. Das erste Opfer. Ein verlaufenes Bäuerlein als Martyrer. Nun erst wird das Zeughaus gestürmt. Hat ringsum Alles Waffen. Sind Reichsduma und

Preobrashenſker einig im Willen zur Revolution. Wo blieb der Hof mit ſeinem glitzernden Troß? In den Proſzeniumslogen des Michael-Theaters räkeln ſich Soldaten, bewiehern die Zoten des Franzoſenſchwankes und theilen mit verhärmten Fabrikmädchen warme Würſte. Wo ſind die Logenſchließer in weißer Perücke und rothem Prunkrock? Roth, Brüderchen, gehört nicht mehr ins Theater. Roth iſt nun unſere Fahne, iſt Rußlands Ehrenwimpel. Roth ſind die dreihundertneunzig Särge der Aufruhrsopfer. Blicket hinaus! Kunſtlicht überſtrahlt den Morgen, den Mittag. Rothe und ſchwarze Banner bauſcht der Märzwind. Sehet auf rother Tuchfläche dort den nackten Sklaven, der ſeine Ketten zerbrochen hat und nun den Kaiſeraar würgt. Horchet: Fünfhunderttauſend Menſchen ſingen die Totenklage. Singen und ſchreiten vom Morgen bis in den Abend. Geduldig, wie auf ſchwarzer Erde der Bauer hinter dem Pflugſchar ſchreitet und ſingt. Kein Aufſchrei. Nicht eines Schluchzens ſachter Hall an den Ruhepunkten der Hymne. Martyrer fielen. Rußland iſt wach; und erlebt ſein Wunder.

Nur Rußland? Alſo ließ der Prophet Maleachi den Herrn Zebaoth ſprechen: „Ein Tag wird ſein, der brennet wie ein Ofen; da werden alle Verächter, alle Gottloſen Stroh, das der Ofen in ſeine Gluth ſchlingt. Euch aber, die Ihr meinen Namen fürchtet, ſoll die Sonne der Gerechtigkeit leuchten und Ihr ſollt aus- und eingehen und zunehmen wie die Maſtkälber. Zu Euch ſende ich den Propheten Elia. Der ſoll das Herz der Väter bekehren zu ihren Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß ich nicht komme und an dem ſchrecklichen Tag das Erdreich mit dem Bannſchlage.“ Aus Gewitterſtürmen brauſt Elias Flammenrede über das Land Iſraels hin. Von des Karmels Höhe ſchleudert er den furchtbaren Fluch auf die Trugpfaffen Bels. Feurige Roſſe ſchnauben vor dem Gefährt, das den fromm wüthenden Helden trägt, durch Wolkengewirbel himmelan. Kehrt er, der falſche Prieſter gezüchtigt, alte Throne zertrümmert, neue Kronen verliehen, in Wüſtenei, als Genoſſe wilder Thiere, von karger Nahrung gelebt hat, niemals zurück, Davids zerfallene Hütte aufzuzimmern und die Riſſe, die Alterslücken ihres Gebälkes behutſam zu verzäunen? Im Kleid anderen Weſens naht er, blöden Augen nicht ſogleich kenntlich, vom Weſtufer des Toten Meeres. In dem Patriarchenſtädtchen Hebron hat eine Alternde ihn einem Greis geboren; drum hieß die Mutter ihn Jehochanan, das Geſchenk der Gottesgnade. Zählt er ſich zu den Eſſenern, die freundlich d

Pflichtgebot innerer Reinigung künden und als deren sichtbares Symbol die heiligen Waschungen der Leviten fordern? Er trägt nicht ihr weißes Gewand, nicht ihre Schürze und Hacke, ist nicht so sanften Sinnes wie sie und meidet nicht, nach ihrer Vorschrift, jeden Eindrang in weltliche Händel. Aus rauhem Kamelhaar ist sein dürftiger Kittel, ein Riemen gürtet die Lenden und sein Gaumen letzt sich an wildem Honig und Wanderheuschrecken. Reinigung, Bußtaufe heischt aber auch er; und sein zornig lodernder Blick weist auf Einen, der im Land Unsauberer mit eiserner Wurfschaufel die Tenne fegen, die Spreu in dem Ewigen Feuer verbrennen, nur den reinlich gereiften Weizen in seine Scheune sammeln werde. Er trotzt dem Tetrachen Herodes Antipas, als Anwalt der mühsälig Beladenen dem Wuthgekreisch des in Gottähnlichkeit schlemmenden Reichthums, schickt sich in Martyrtod: und zeugt im Sterben, auf der Bergfeste Machaerus, nie zuvor noch erlebtes Wunder. Wenn das Empfinden einer Zeit welk wird, wenn die ehrwürdigen Grenzpfeiler, die so lange dem Denken unstetes Schweifen wehrten, zu wanken beginnen und in den Thurmzellen ringsum die Leuchtfeuer, die der Sehnsucht die Richtung wiesen, eins nach dem anderen verlöschen, dann überrennt im Dunkel die Vorstellung den müden Willen und ein Wunder wird möglich, weil es die von der Wirklichkeit Enttäuschten nothwendig dünkt. Wer wußte denn noch, was gut und bös, schön und häßlich, edel und niedrig zu nennen sei? Verzweiflung entbindet aus blutigen Wehen das Erlösungwunder. Ekel der Menschheit rettet sich in des Reinigers unholde Geißlergestalt. Werdet ihm Jünger, statt den Mittsommertag seiner Geburt auch in dieser von Verhängniß trächtigen Zeit mit Spiel und Tanz, Kinderspaß und Getos zu durchlärmen. Wunder, nach dem unsere Seele in Himmelsbrand aufschreit, wird nur, wo heilig starke Liebe vom Zeugergeist der Menschheit den Samen empfangen hat. Vom Geist reiner Menschheit. Horchet aus dem Drang Eurer Hitze der düster umschleierten Stimme, die unzärtlich ernst zu Läuterung rief. Wendet das Auge Dem zu, der ins Wasser sprang, um den Nachen des rechten Menschenfischers nicht zu belaster. Ohne den ahnenden Künder, den zu Selbstopfer willigen Bereiter des Neuen ward nie ein Heiland. Weil das Feuer Johannis, des Täufers, mit seines Lebens Abglanz den Stall von Bethlehem erhellte, wuchs drin das Wort zur That auf; härtete Glaube sich in den Muth, die Lehre neuen Heiles zu leben und für sie in Martern zu sterben.

An die Leser der Zukunft!

Die mehrfache, unaufhaltsame Preissteigerung des Papiers, sowie die wiederholt eingetretene Erhöhung der Druckpreise und aller Herstellungs- und Betriebskosten zwingt uns, auch den Bezugspreis für die Zukunft ab 1. Juli durch den geringen Zuschlag von 10 Pfennig für das einzelne Heft und 1.— Mark für den Vierteljahrsbezug zu erhöhen.

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser diesen kleinen Aufschlag auf den seit 25 Jahren innegehaltenen Preis gerechtfertigt finden, da ihnen ja bekannt ist, daß sämtliche Zeitungen und Zeitschriften zum Teil schon wiederholt während des Krieges im Preise gestiegen sind.

Der Preis für die Zukunft ist ab 1. Juli 1917:
M. 6.— für den Vierteljahrsbezug
und 60 Pfennig für das Einzelheft.

Verlag der Zukunft

Neue Boden-Aktiengesellschaft.

Bilanz-Konto per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	pf
Hypotheken-Forderungen	22807449	98
Hausgrundstücke	15375448	02
Bauterrains	17222546	51
Baumschule	1[illegible]577	95
Geschäftshaus Mittelstr. 2—4	1138110	50
Grundschulden-Forderungen	1	—
Konsortial-Konto I	1	—
Konsortial-Konto II	10635186	36
Effekten	2615161	70
G. m. b. H.-Anteile	583052	—
Debitoren	3072317	64
Aval-Debitoren	478800	—
Mobiliar und Inventar	1	—
Kautions-Effekten	798400	—
Kautions-Wechsel	225000	—
Pensionsfonds-Effekten	212868	—
Kasse	13483	06
Bankguthaben	402343	58
Gewinn- und Verlust-Konto	6935023	86
	81303572	16

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	26000000	—
Teilschuldverschreibungen	20029200	—
Fällige Teilschuldverschreibg.	52550	50
Teilschuldverschreibung.-Agio	371652	—
Teilschuldverschreib.-Zinssch.	402030	25
Gewinnanteilscheine	300	—
Hypothekenschulden	20746988	—
Kreditoren	9726678	92
Aval-Kreditoren	225000	—
Kautionen	798400	—
Pensions-Fonds	249172	49
Avale	478800	—
Ausserordentliche Rücklage	3500000	—
	81303572	16

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	pf
Vortrag aus 1915	3845947	24
Teilschuldverschreibg.-Zinsen	805105	25
Hypothekenschulden-Zins. auf Hausgrundstücke	534581	44
Verwaltung d. Hausgrundstücke	187722	34
Grundstücks-Reparaturen	58136	96
Handlungsunkosten	353704	75
Einkommen- u. Gewerbesteuer	6651	50
Zinsen aus laufend. Geschäften	538173	94
Laufende Abschreibungen	134810	93
Besondere Abschreibungen	1360559	47
Erhöh. d. Ausserordl. Rücklage	900000	—
	8725999	82

Kredit.	M.	pf
Hypotheken-Forderung.-Zinsen	739990	51
Hypotheken-Forderungen	13524	27
Konsortial-Konto I	13036	64
Konsortial-Konto II	96473	58
Hausgrundstücke	31450	—
Provisionen abzüglich gezahlter Beträge	2607	69
Mieten und Pachten	893893	27
Vortrag — nach Bildung einer ausserordentlichen Rücklage von M. 3 500 000.—	6935023	86
	8725999	82

Berlin, den 12. Juni 1917.

Die Direktion.

[illegible]mann. Dr. Neumann. Landé.

Bilanz am 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	Pf
Grundst.- u. Gebäude-Kto.	3 430 570	—
Pferde-Konto	77 500	—
Güterschuppen-Konto	1	—
Rollwag., Pläne, Geschirre und Stall-Utensilien	1	—
Patent-Möbelwagen	1	—
Inventarien-Konto	1	—
Formular-Konto	1	—
Kautions-Konto	383 232	25
Konto für Beteiligungen	109 500	—
Hypoth.-Amortis.-Kto.	173 516	66
Hypotheken-Konto	45 000	—
Effekten-Konto	97 625	—
Debitoren inkl. Filialen	218 487	07
Bankguthaben	389 279	—
Wechsel- u. Kassa-Kto.	49 148	72
Lager-Konto	7 469	95
Futter-Konto	10 298	65
Versicherungs Konto	926	15
	4 992 558	45

Passiva.	M.	Pf
Aktien-Kapital Konto	2 000 000	—
Reservefonds-Konto	200 000	—
Hypotheken-Konto	1 759 100	—
Kreditor. inkl. Filialen	406 363	36
Aval-Konto	380 830	—
Dividenden-Konto	345	—
Gewinn M. 356 975,50		
Abschreib. „ 111 055,41	245 920	09
	4 992 558	45

Vorstehende Bilanz habe ich geprüft und mit den ordnungsmäßig geführten Büchern der Gesellschaft übereinstimmend gefunden.

Berlin, im Mai 1917.

B. Bauer,
Oeffentlich angestellter vereidigter Bücherrevisor.

Die auf **8½ %** festgesetzte **Dividende** gelangt vom 12. d. Mts. ab gegen Dividendenschein **Nr. 31** bei dem Bankhause **Georg Fromberg & Co., Berlin,** Jägerstr. 9, sowie an unserer **Gesellschaftskasse,** Kaiserstr. 41, zur Auszahlung.

Berlin, den 11. Juni 1917.

Berliner Speditions- und Lagerhaus-Aktien-Gesellschaft (vormals Bartz & Co.)

Der Vorstand.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Juni 1917.

Vor dem vierten Thor.

Perfectum.

Fritz von Preußen schließt das fünfzehnte Kapitel seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges mit den Sätzen: „Am Ende des letzten Feldzuges war Preußen dem Untergang nah, nach der Meinung aller Staatsmänner verloren; da hilft ihm der Tod einer Frau und es behauptet sich durch den Beistand der Macht, die seinen Sturz mit besonderem Eifer erstrebt hatte. Wovon hängen menschliche Dinge ab! Die kleinsten Ursachen bestimmen und ändern das Schicksal großer Reiche. Aller eitlen Klugheit Sterblicher spottet der Zufall.“ Der kommt diesmal im düsteren Pomp des Todes. Am Christtag des Jahres 1761 stirbt Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihr Neffe, der Herzog von Holstein-Gottorp, Katharinens Mann, ist, als dritter Peter, Zar aller Reussen. Drei Monate zuvor ist Pitt von der Leitung des britischen Staatsgeschäftes zurückgetreten, das nun John Stuart Viscount Bute führt. Der will dem Preußen zwar das zum Krieg nothwendige Geld weiterzahlen, seine Heimath aber nicht länger in den Vertrag einschränken, der beiden Staaten den Abschluß eines Sonderfriedens verbietet. Dieser Wunsch nach Verbandslockerung, denkt Friedrich, wird erst durch die Annahme begreiflich, daß Bute selbst einen Sonderfrieden vorbereitet. Gegen solche Gefahr giebt es nur ein Mittel: rasche Verständigung mit Rußland. Aus seinem bres-

lauer Hauptquartier schreibt der König an Peter, der ihn bewundert, einen freundschaftlich klingenden Brief; und kann noch im Februar Andrej Gudowitsch, den Generaladjutanten und Günstling des Zaren, in Breslau empfangen. Dem sagt er, der Krieg zwischen Rußland und Preußen, die kein triftiger Grund entzweie, sei nur die Folge der bösen wiener Ränke und könne morgen schon enden, wenn der Zar nicht Bedingungen stelle, die mit der Herrscherehre des Schwächeren unvereinbar seien. Gudowitsch reist, mit einem Brief des Königs, nach Petersburg zurück; ihm folgt der Gesandtschaftrath und Oberst Freiherr Bernhard Wilhelm von der Goltz, in dessen „Instruktion" Friedrich selbst schreibt: „Der eigentliche Zweck Ihrer Sendung ist, den Krieg gegen Rußland zu beenden und es gänzlich von seinen Verbündeten zu trennen. Ueber die Absichten des Zaren bin ich nicht genau unterrichtet. Was ich weiß, dreht sich um zwei Hauptpunkte. Erstens liegen ihm die holsteinischen Angelegenheiten (Dänemarks Weigerung, den Goltorpern die zwei Elbherzogthümer zu geben) mindestens eben so nah am Herzen wie die russischen und zweitens ist er meiner Sache gewogen. Ich brauche kaum noch zu sagen, daß Sie bei jeder Gelegenheit dem Hof Mißtrauen gegen die Oesterreicher und Sachsen einflößen müssen. Ist gar Eifersucht zu erregen: um so besser! Sie können erzählen, mit welcher Arglist die Oesterreicher, um selbst bloße Zuschauer zu bleiben, die russischen Truppen allen Gefahren ausgesetzt haben und welche schmähliche Mittel sie in der Politik für erlaubt halten. Weisen Sie vor Allem darauf hin, daß die Oesterreicher 1747 Holstein dem Großfürsten (der jetzt Zar ist) und zugleich den Dänen garantirt haben. Ich rathe, klug und umsichtig zu handeln, jedes Wort abzuwägen, sich mit aller Welt anzufreunden, mit keinem wichtigen Menschen zu verfeinden und alles zur Knüpfung eines festen Bundes Mögliche zu thun." In Bangniß harrt Fritz der Antwort. Russische Truppen stehen in der Provinz Preußen, die von Frankreich und Oesterreich dem Zaren zugesagt ist: wird der neue Herr darauf verzichten und einen für Preußen leidlichen Frieden gewähren? Schon aber hat Peter zu seinen Bundesgenossen gesprochen. In einer den Gesandten Frankreichs, Oesterreichs, Sachsens und Schwedens zur Versendung übergebenen Note heißt es: „In tiefer Betrübniß sieht der Kaiser, daß der seit Jahren währende, allen von ihm berührten Mächten

furchtbar beschwerliche Kriegsbrand noch weiter um sich greift und der ganzen Menschheit zu Leid und Plage wird. Da die Waffenentscheidung ungewiß war und ist und das Menschengefühl Seine Kaiserliche Majestät drängt, alles zur Schonung unschuldigen Blutes Erdenkliche zu thun, ergeht hiermit an Rußlands Bundesgenossen die Bitte: bedenken zu wollen, daß Gottes Erstes Gebot alle Monarchen zur Erhaltung der ihrer Hut anvertrauten Völker verpflichtet, und deshalb alle Kraft zur Wiederherstellung des Friedens aufzuwenden, der unseren Reichen und dem ganzen Erdtheil so unermeßlich werthvoll und so nothwendig ist. Um diesem Zweck zu dienen, ist der Kaiser bereit, auf das von den russischen Waffen Eroberte zu verzichten: in der Hoffnung, daß auch seine Hohen Bundesgenossen den Segen des Friedens, der Ruhe allem Gewinn vorziehen werden, den der Krieg ihnen aus neuen Strömen unschuldigen Menschenblutes bringen könnte." Kennt Fritz die Note? Er müht sich, Peter (den er in seinem Werk über den Kriegsverlauf wie einen Halbgott feiert) in freundliche Stimmung zu schmeicheln, von Englands Gesammtfriedensplan abzuschrecken: und jauchzt, da ihm der Zar eine Abschrift von Butes (dem Preußenstaat ungünstigen) Vorschlag schickt. Wird Peter sich aber halten? „Briefe aus Petersburg melden eine aufkeimende Verschwörung, die dem Ausbruch nah sei und deren Anzetteler in tiefster Stille und Verborgenheit geschäftig arbeiten. Um den Kaiser persönlich verhaßt zu machen, ließen sie ausstreuen, er plane einen Krieg gegen Dänemark, an dem Rußlands Volk nicht das geringste Interesse habe." Fritz warnt; läßt Goltz und Schwerin die Warnung wiederholen und empfiehlt feierliche Krönung in Moskau, die, nach ehrwürdiger Ueberlieferung, dem Gossudar erst die Himmelsweihe gebe. Peter antwortet: „Die Ceremonie der Krönung würde viel Geld kosten, das ich besser gegen die Dänen verwenden kann. An ihnen muß ich die Kränkung rächen, die sie mir und meinen Ahnen bereitet haben. Und es darf nicht heißen, das Russenheer habe für mein Hausinteresse gekämpft, ohne mich an seiner Spitze zu sehen. Um mich brauchen Sie nicht besorgt zu sein. Die Soldaten nennen mich ihr Väterchen und sagen, sie wollen lieber dem Befehl eines Mannes als eines Weibes gehorchen. Durch die Straßen Petersburgs gehe ich allein und zu Fuß. Der Plan, mir Uebles anzuthun, wäre, wenn er bestünde, längst wohl

ausgeführt. Da ich Allen Wohlthat gewähre und mich unter Gottes Schutz stelle, habe ich nichts zu fürchten.“ Der Arme ahnt nicht, daß der ihm totfeindliche Geist, das genialische Haupt der Verschwörung neben ihm thront; und wird zornig, wenn Höflinge andeuten, sein Leben sei bedroht. Kann seine Herrschaft dauern, bis der Friede gesichert, Preußen, am Rande des Abgrundes, gerettet ist?

Langsam tröpfeln die Antworten auf das Rundschreiben an die Bundesgenossen ins weite Reich. Kursachsens Polnische Majestät behauptet, nur als Freund und Waffengefährte Rußlands den Haß und Angriff Friedrichs auf sich geladen zu haben. „Unser alter, großer Verbündeter wird Sachsen, das furchtbares Elend erlitten hat und dem von Preußen ungeheure Summen erpreßt worden sind, nicht in Trümmer sinken lassen. Wir müssen die Rückerstattung des uns Genommenen durchsetzen und die Gerechtigkeit fordert, daß wir von allem Verlust entschädigt werden. Ohne solche Gerechtigkeit aber, darin müssen alle verbündeten Mächte übereinstimmen, wäre der Friede kein Werk, das Dauer verheißt. Dieses große Werk fordert Zeit zum Reifen. Da inzwischen die Bedrückung Sachsens aber unerträglich wird und das Land mit dem Ruin bedroht, würde die großmüthige Freundlichkeit des Zaren aller Reussen sich besonders schön bewähren, wenn sie, durch die Anwendung der Seiner Majestät tauglich erscheinenden Mittel, die schleunige Räumung der sächsischen Staaten und die Einschränkung des Schadens erwirken könnte, von dem Sachsen beim Friedensschluß entschädigt werden muß.“ Oesterreich antwortet: „Ihre Kaiserliche und Königliche Majestät haben stets sehnlich gewünscht, dem Kriegsdrangsal ein Ende zu machen, und verharren noch in diesem Wunsche. Nur müssen die Bedingungen, unter denen dieses Ende möglich ist, der Ehre Ihrer Majestät und dero Verbündeten genügen. Darüber und über das von ihm für die Wiederherstellung des Friedens Geplante müßte des Zaren Majestät sich zunächst noch deutlicher aussprechen.“ Frankreichs Allerchristlichste Majestät ist bereit, jeden Vorschlag zu anständigem und festen Frieden, der den Bundesgenossen, der Ehre und Redlichkeit genügt, willig anzuhören. „Doch würde sie des Verrathes schuldig werden, wenn sie sich in geheime Verhandlung einließe. Sie will die Gefährten nicht, unter Befleckung ihres Königlichen Namens, verlassen und hofft, daß dero Bundesgenossen den sel-

den Grundsätzen gehorchen.“ Aus London, von dem Friedrich verbündeten Hof hört Peter den lautesten Ruf zu schnellem Friedensschluß. „Von der Majestät des Kaisers von Rußland hängt es ab, Europa den Frieden zu geben. Unter welchen Bedingungen Das geschehen könne, möchte der König von England erfahren. Daß der König von Preußen, in seiner Lage, nicht mehr hoffen darf, ohne beträchtliche Zugeständnisse Frieden zu erlangen, daß er ihn auf Kosten seines Landbesitzstandes erkaufen muß, wird in London nicht verkannt; und wir haben durch unseren Gesandten in Berlin dem preußischen Minister sagen lassen, daß die Zeit gekommen sei, wo er ernstlich an den Friedensschluß denken müsse, da England nicht, nur Seiner Preußischen Majestät zu Gefallen, einen ewigen Krieg führen wolle. Darauf ist noch nicht geantwortet worden und wir erwarten auch keine Antwort mehr. Der König von Preußen wiegt sich in der Hoffnung auf besonders günstige Stimmung des Zaren und lebt in dem Wahn, seine Wünsche in Petersburg erfüllt zu sehen. Viscount Bute findet diese Hoffnung chimärisch; er betrachtet die Dinge ohne Leidenschaft und Vorurtheil, also nicht nach der Art preußischer Minister, und kann sich nicht vorstellen, daß der Zar seinen natürlichen Verbündeten, insbesondere dem wiener Hof, den König von Preußen vorziehen werde. Deshalb wünscht er, trotz seiner Sehnsucht nach Frieden, nicht die Zurückziehung der russischen Truppen, die gegen Preußen kämpfen sollen und mit denen der König schon nicht mehr rechnen zu brauchen glaubt. Würden sie zurückgezogen, so könnte der König den Krieg gegen die Kaiserin-Königin (Maria Theresia) noch lange fortführen. Das will England nicht; es wünscht, den König von Preußen vor dem Untergang dadurch zu bewahren, daß es ihn zwingt, von seinen Ländern aufzugeben, was die Vernunft befiehlt, und sich dadurch den Frieden zu erkaufen. Das ist die Absicht des Viscount Bute; er bittet, sie als durchaus geheim zu behandeln.“ Diese Bitte findet in Petersburg kein Gehör. Fritz liest, was Bute vorschlägt (und wüthet über die „Schurkerei“). Liest wohl auch Peters Antwort an Maria Theresia. Schon unter dem ersten Peter sei Preußen dem Russenreich befreundet gewesen und der Zar schätze die Freundschaft dieser Macht hoch. „Deshalb hat er sich entschlossen, mit dem König von Preußen nicht nur einen Friedensvertrag, sondern auch ein Bündniß zu schließen, das den Inter-

essen beider Staaten gerecht wird. Ein Friede von der Haltbarkeit des Westfälischen ist jetzt, bei den unbegrenzten Möglichkeiten veränderter Waffnung und bei der Zersplitterung der Absichten, nicht zu erwarten. Damals wurde jedem Partner das Erworbene verbürgt. Jetzt stehen wir vor Ansprüchen, die erst im Krieg aufgetaucht sind. Sie in Einklang zu bringen, wird ungemein schwer sein. In dem Streben, immer mehr Mächte in den Krieg zu ziehen, hat man kaum bedacht, wohin all die vielen Verträge und hastig beschlossenen Abkommen führen könnten. Rußland hat stets die Nothwendigkeit betont, über die verschiedenen Interessen und Ansprüche eine Einigung zu erwirken, ehe eine allgemeine Friedenskonferenz einberufen wird. Nun ist auch noch zwischen England und Spanien Krieg entbrannt; er steigert das Elend und bietet, wenn auch England zur See alle Macht aufwendet, kein Mittel, auf dem Festland den Krieg zu enden. Jeder der in den Krieg gerissenen Höfe scheint abzuwarten, daß ein anderer den ersten Schritt zum Frieden thun werde. Diesen Schritt vermag, aus menschlichem Erbarmen und in Erinnerung an die Freundschaftbeweise, die der König von Preußen ihm gegeben hat, der Kaiser von Rußland zu thun; vielleicht er allein. Daher kommt sein Entschluß, den das zuvor von ihm Gesagte ahnen ließ."

Die Note war vom neunten April. Schon am fünften Mai wurde der Friede, sechs Wochen danach das Bündniß Rußlands mit Preußen geschlossen und dem Corps Tschernyschew, das in Thorn stand, befohlen, mit Friedrichs Truppen gegen Oesterreich zu fechten. Schweden sieht seine stärkste Stütze zersplittern und folgt dem russischen Vorgang. Nun meint Peter, der Rache an Dänemark sicher zu sein, und droht, es mit sechzigtausend Russen und sechstausend Preußen zu überfallen, wenn der Dänenkönig Friedrich ihm nicht Holstein herausgebe. Das Dänenheer ist nicht in Bereitschaft und sein Führer, der Franzose Saint-Germain, erpreßt aus Hamburgs Kasse das zum Feldzug nöthige Geld. („Dieses seltsame Vorgehen", schreibt Fritz „entschuldigten die dänischen Minister mit der Noth, die kein Gebot kennt.") Er rückt vor Lübeck, schickt einen Theil seiner Truppen nach Mecklenburg und will den Russen die Straße nach Holstein sperren. Doch der Krieg, den Dänemark fürchten muß, wird nicht Ereigniß: denn noch im Juli entreißt Katharina ihrem Mann Ruriks Krone. Wer war dieser Peter? Nach Fritzens Darstellung das Vorbild königlichen Edel-

sinnes. „Er hatte ein großes Herz und edlere, höhere Gesinnung, als man sonst bei Herrschern zu finden pflegt. Die Beschreibung seines Handelns müßte in goldenen Lettern die Kabinete aller Könige zieren.“ Auch Katharina ist Partei; aber wir müssen glauben, daß ihre Schilderung der Wirklichkeit näher ist. „Peter war beschränkt, in Gewaltthat geneigt, unfähig zu ausdauernder Arbeit, geizig und doch verschwenderisch; er kannte sein Land nicht, haßte und verachtete die Russen und vertraute nur Leuten, die ihm sklavisch schmeichelten. Er nahm den Geistlichen den Landbesitz, wollte, besonders im Heerwesen, Alles umstülpen und erneuen, kümmerte sich um kein Gesetz und machte die Gerechtigkeit zur Magd Dessen, der am Meisten bot. Er wollte gegen Dänemark Krieg führen, den Glauben wechseln, sich von seiner Frau scheiden lassen, seine Geliebte (Gräfin Elisabeth Woronzow) heirathen und sich dem König von Preußen verbünden, den er seinen Herrn nannte und dem er den Treueid geschworen zu haben behauptete. All diese tollen Pläne plauderte er bedenkenlos aus. Ein Herrscher, dem Vernunft und Gerechtigkeit nichts gilt und der jede Erinnerung an das Vaterland wie Verbrechen straft, konnte das Reich nur ins Verderben führen. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth verbarg Peter seine Freude nicht für eines Augenblickes Dauer. In hellen Festkleidern mußten wir dicht neben der Leiche soupiren. In der Kirche schnitt er allerlei Gesichter, schwatzte albernes Zeug und betrug sich, während ihm Alles in Verehrung huldigte, wie ein Harlekin. Hinter dem Trauerwagen, der die Leiche vor die Peter-Paul-Kathedrale tragen sollte, blieb er von Zeit zu Zeit stehen: und rannte, ihn einzuholen, dann so rasch vorwärts, daß die alten Kammerherren nicht folgen konnten und die Schleppe des schwarzen Kaisermantels losließen, die der Wind dann bauschte und aufwirbelte. Das machte dem Kaiser das größte Vergnügen. Schließlich mußte der lange Zug halten, weil die ganze kaiserliche Familie, an deren Spitze Peter schritt, weit zurückgeblieben war. Daß er seine Galakutsche mit der Krone schmückte, gab Aergerniß; er, flüsterte das Volk, der noch nicht gekrönt und gesalbt ist, dürfte sich nicht unter der Krone zeigen. Die Garde schickte er ins Feld und wollte sie durch seine Holsteiner ersetzen. Als er den Abschluß des Friedens mit Preußen feierte, beschimpfte er mich an der Hoftafel. Den Befehl, mich zu verhaften, nahm er erst zurück, als sein Onkel Georg

ihn auf den Knien darum gebeten hatte. Von diesem Tag an hörte ich auf die Vorschläge, die man mir seit Elisabeths Tod machte. Peter wohnte und soff in Oranienbaum. Dort wurde er verhaftet, zum Verzicht auf den Thron gezwungen uud nach Ropscha, einem abgelegenen, aber sehr angenehmen Ort, gebracht." Der Gefangene schreibt an seine Frau: „Eure Majestät bitte ich, mir zu vertrauen und in Ihrer Güte anzuordnen, daß aus dem Nebenzimmer die Wachposten zurückgezogen werden. Mein Zimmer ist so eng, daß ich mich darin kaum bewegen kann. Sie wissen ja, daß ich immer in der Stube herumlaufe; davon werden mir hier bald die Beine anschwellen. Ferner bitte ich, zu verbieten, daß die Offiziere, auch wenn ich ein Bedürfniß spüre, in meinem Zimmer bleiben. Das ist doch unmöglich. Ich bin mir nicht bewußt, Eure Majestät jemals beleidigt zu haben, und bitte, mich nicht wie einen Verbrecher zu behandeln. Ich werde nichts thun und nichts denken, was gegen Ihre Person oder Ihre Regirung gerichtet ist. Wenn Sie nicht einen Menschen, der schon unglücklich genug ist, umbringen wollen, so haben Sie Mitleid mit mir und lassen mir meinen einzigen Trost, Elisaweta Romanowna Woronzow! Das wird eine der edelsten Thaten Ihrer Regirung sein. Auch meinen Mohren, meinen Hund und meine Violine möchte ich haben. Wenn Eure Majestät mich für einen Augenblick besuchen wollten, wäre mein höchster Wunsch erfüllt. Ich bitte, mit dem von mir Erbetenen mich nach Deutschland zu entlassen. Gott wird es Ihnen gewiß vergelten. Ich empfehle mich Ihrem großmüthigen Gedächtniß, ersuche, mir Nahrung zu gewähren, und bin Ihr getreuer Diener Peter." Höchst königlich klingen die Worte nicht. Katharina schrieb an Stanislaw Poniatowski (den sie später zum König von Polen gemacht hat), außer der Freiheit habe dem dummen Peter nichts gefehlt; alles Erbetene (nur, weils Skandal gegeben hätte, nicht die Woronzow) habe sie ihm geschickt und in Schlüsselburg eine würdige Wohnung eingerichtet; doch die Angst habe ihm einen Durchfall eingebracht, den er mit Alkohol bekämpfte, und trotz ärztlicher Hilfe sei er, der den Zuspruch eines lutherischen Pastors verlangt hatte, noch in Ropscha gestorben. Ihr Nachruf lautete: „Am siebenten Tag nach Unserer Erhöhung auf den Thron Allrußlands empfingen wir die Nachricht, Unser Vorgänger, Peter der Dritte, sei von seinem alten Hämorrhoidalleiden und von schwerer Kolik heimgesucht wor-

den. Im Bewußtsein der Christenpflicht und des Heiligen Gebotes, mit aller Kraft für das Leben des Nächsten zu sorgen, befahlen Wir, sofort alles zur Verhütung ernster Gefahr Mögliche zu thun. Nun aber erhielten Wir, zu Unserer tiefsten Trauer und Herzensbetrübniß, die Meldung, daß der Kranke, nach dem Willen des Allmächtigen Gottes, aus dem Leben geschieden ist.“ Um dem Liebsten nicht verdächtig zu scheinen, schreibt sie: „Weil ich fürchtete, die Offiziere könnten Peter vergiftet haben, ließ ich die Leiche seziren. Nicht die leiseste Spur einer Vergiftung wurde gefunden. Sein Magen war gesund; eine Darmentzündung und ein Schlaganfall hatten ihn getötet. Sein Herz war ungewöhnlich klein und ganz zusammengezogen. Wir dürfen niemals vergessen, daß Fremdenhaß der Hauptantrieb zu der Verschwörung war und daß Peter selbst den Russen als ein Fremder gelten mußte.“

Katharina von Anhalt-Zerbst wollte Russin scheinen und sein; und hat deshalb vor der Frage, wie sie sich zu Preußen stellen solle, wohl ein Weilchen geschwankt. Aber England will den Frieden, Schweden hat ihn schon erlangt und Oesterreich ist durch den Abzug des Corps Tschernyschew und durch den Aussatz geschwächt, der Laudons Heer verseucht. Am achtzehnten Juli hört Fritz aus Tschernyschews Mund, Peter sei entthront und dem Russencorps der Rückzug nach Polen befohlen. Der König bittet ihn, noch drei Tage zu warten. „Diese Tage mußten zu einem entscheidenden Schlag benutzt werden. Der König wollte verwegener handeln, als er unter günstigen Umständen gethan hätte... Aber der schlesische Feldzug endete minder gut, als man hoffen durfte. Und als England mit Frankreich, das es sogar im Besitz von Kleve und Geldern ließ, Frieden schloß, zwang dieser feige Abfall den König, einen billigen Frieden mit dem wiener Hof zu erstreben.“ Zu solchem Frieden, schreibt der sächsische Kurprinz Friedrich Christian, sei Maria Theresia bereit. „Auf welchen Beistand konnte der König rechnen, wenn er den Feldzug fortsetzte? Er stand, ohne Bundesgenossen, völlig allein. Wie ihm die Kaiserin von Rußland gesonnen war, blieb zweifelhaft. (Katharina hatte den Friedensvertrag, aber noch nicht den Bündnißpakt bestätigt.) Die Türken waren durch die Umwälzungen in Rußland verblüfft, wußten nicht, was sie thun sollten, und lehnten das ihnen seit Jahren vorgeschlagene Schutzbündniß mit Preußen ab. Als die Oesterreicher

einen Kongreß vorschlugen, willigte der König sogleich ein. Die Verhandlungen sollten in Hubertusburg geführt werden. Ort und Umgebung wurden öffentlich für neutral erklärt. Dort endete der blutige Krieg, der ganz Europa mit Umwälzung bedrohte und in dem doch, außer Großbritanien, keine Macht auch nur um Fußesbreite ihr Gebiet zu weiten vermochte. Jeder Vernünftige hatte sich, als der Krieg ausbrach, den Ausgang anders gedacht. Scheint nicht eine unbekannte Gewalt mit Menschenplänen, die sie verachtet, ihr Spiel zu treiben?" König Fritz stellt die Frage. Und im Frühjahr 1917 ließ ihr, nach der russischen Revolution, Mancher die bangere folgen: „Kanns nicht wieder so werden?"

Nur Verwegenheit, die nicht nüchtern sein will, kann die Frage heute noch mit flinker Zunge bejahen. Nach der Absetzung des Zaren war, im Dunkel der ersten Wirrniß, das Geschäft vielleicht zu machen. Mit einem der Großfürsten Nikolai, Michael, Kyrill oder mit dem Haupt der Provisorischen Regirung, dem Fürsten Lwow, der, als „natürlicher" Enkel des Großfürsten Konstantin, gottorper Blut in den Adern hat. Mit jedem redlichen Mann, den die Gesundung des Reichsleibes wichtiger dünkte als der kleidsamste Rebellengestus. Dem konnte man, da für die Dauer russischer Demokratie Angriff nicht zu fürchten war, Beträchtliches anbieten: schnellen Friedensschluß, Räumung des russischen Bodens, völlige Entwaffnung im Osten und die Möglichkeit, in den ersten Maitagen drei, vier Millionen Mushiks von der Front zur Ackerbestellung heimzuschicken. Die Regirung, die mit solchem Ertrag vor das Volk trat und es zum Vergleich ihrer Leistung mit der Goremykins und Stuermers aufrief, hätte sich gehalten; und auf die erschreckten Genossen, wenn sie auch ihnen würdigen Frieden verbürgte, stark zu wirken vermocht. Vielleicht. Nur mußte man sich in Berlin eben so sputen, wie Fritz nach Elisabeths Tod gethan hatte; mußte der Staatsmann, nicht ein im Bezirk seiner Technik noch so tüchtiger Soldat, die große Linie der Kriegsführung bestimmen. Zaudern und Plaudern war unnütz, der Schein gehäufter Friedensangebote schädlich und die Schweizerpillen, die nur Pfuscher als Heilmittel anpriesen, rochen dem Ausland nach der Apotheke, in der das Carranza-Tränklein gebraut worden war. Jetzt haben die Westmächte sich in die Dornenhecke des Glaubens gewöhnt, daß von Rußland kräftiger Eingriff in den Krieg gar nicht

mehr oder erst spät zu erwarten sei, und ihre Hoffnung, dem nächsten Frühjahr werde endgiltiger Sieg erblühen, auf die eigene Kraft und auf die Amerikas gebaut, dessen Generalstab, unter Pershings Oberbefehl, seit ein paar Wochen in Paris haust. Den Briten, der über den nächsten Tag hinaus denkt, tröstet die Vorstellung eines zerbröckelnden, versiechenden Russenreiches, das nicht nach Konstantinopel und ins Mittelmeer will, weder in Persien noch an Indiens Grenze in absehbarer Zeit gefährlich werden kann. Was in der Russenseele wird, weiß Niemand. Ist der Zar, das Zarthum so ganz vergessen, wie die Gassenredner der Städte behaupten? Dann wäre der Wunsch unverständlich, aus den in Beschlag genommenen Papieren die höfische Einfädelung eines Sonderfriedens zu erweisen und Nikolai Alexandrowitsch des Hochverrathes anzuklagen. Ein Franzos hörte Kleinrussen schluchzen, weil ihnen gesagt worden war, Väterchen sei vom Thron gestoßen worden; hörte Großrussen fromm von Volksrecht, Wahl, Verfassung, Republik, Freiheit schwärmen. „Was, Bruder, ist denn Freiheit?" „Ganz genau weiß ichs auch nicht. Aber was sehr Großes." „Größer als Rußland?" „Viel größer; nicht zu vergleichen." „Und Schnee darauf?" „Nein; die Freiheit ist Frühling." Ob der Athem des Briten Henderson, des Amerikaners Root den Sturm zeugen kann, der diese Menschen noch einmal ins Feuer fegt? Alexejew hats nicht vermocht; tief, sprach der Generalissimus zu den Truppen, bücke ich mich vor Euch, Brüder, und blöße mein Haupt vor Jedem, der willig ist, gegen den Feind des Vaterlandes zu fechten. Auf den Flügeln des Maiwindes entschwebte das Wort. Ist denn Menschenpflicht, den Feind zu bekämpfen? Liebet den Feind, vergeltet Fluch mit Segen, Haß mit Wohlthat, Schimpf mit Gebet: Das hat Jesus Christus gelehrt. Marc Aurel, dem alle Menschen Brüder, alle Kränkungen verzeihliche Folgen seelischer Blindheit waren, wäre besser als der beredteste Militarist von diesem Heer verstanden worden. Dessen Kernmasse kennt nur die Evangelien und den urchristlichen Kommunismus Tolstois. „Wendet alle Kraft an die Befreiung von dem Aberglauben an Staat und Regirung, Patriotismus und Großmacht. Jede Großmacht ist eine Räuberhöhle, deren Häuptlinge nur danach streben, Millionen Menschen in Furcht zu halten und zu beherrschen. Um sichs bequem zu machen, nennen sie sich Regirung. Sie fordern Patrio-

tismus, der, im Licht wahren Glaubens besehen, nur Sklaverei ist. Richtet nicht und lasset Euch nicht richten, zahlet und heischet keine Steuern, haltet das Volk, dem Ihr angehöret, nicht für ein auserwähltes, widerstrebet niemals dem Uebel, sehnet Euch nicht nach Heldenthat, duldet keine Verleitung in Krieg, sondern besinnet Euch auf die Würde des Menschen und auf die Mahnung der Weisesten und beuget Euch nie unter anderes Gesetz als das der Liebe. Nur in der Welt der Liebe lebt Vernunft. Und Krischna, der am Thor dieser Welt in Eurem toten Auge die Sehkraft auferstehen lassen wollte, hat Euch, wie Kindlein, deren Fuß achtlos Blumen zertreten könnte, vor blinder Mißachtung der Liebe gewarnt. Die nur braucht der Mensch, nicht Konstitution und Revolution, Konferenzen und Kongresse, Luftschiffe und Unterseeboote, Heere und Sprengstoffe, Wissenschaften und Künste, Bücher und Zeitschriften, Grammophone und Kinematographen; nur die Anerkennung des Gesetzes der Liebe kann ihm, mag er Engländer, Deutscher, Franzose, Inder oder Russe sein, die höchste Glückssumme eintragen." Das hat der achtzigjährige Tolstoi geschrieben; und damit ausgedrückt, was seit Jahrhunderten im Sehnen russischer Menschheit kreißt. Auch deren Industriesozialismus ist anders als des Erdwestens. Vorstand und Beamte eines großen Werkes sind mit Forderung jeglicher Art so arg gepeinigt worden, daß sie die Fabriken den Arbeitern übergeben und ihnen sagen: „Thut damit, wie Ihr wollt; wir treten zurück." Da sich nach fünf Tagen zeigt, daß ohne leitende Köpfe das Unternehmen nicht haltbar ist, beschließt die Gewerkschaft, nach einem Fluch auf „das alte System, das die Arbeiter nicht einmal die Leitung der Produktion gelehrt habe", den Vorstand und die Beamten, unter Strafandrohung, zu schleuniger Wiederaufnahme der Arbeit zu rufen. Ist mit solchem Gewimmel einfältiger, blinder, schwärmerisch gläubiger, in den Dünkel junger Herrenfreiheit verlockter Seelen so leicht zu rechnen wie mit der Willensfarbe eines neuen Herrschers? Rußland hört, aus dem Funkspruch einer Armeeleitung und aus der Depesche des Eidgenossenschaftministers Hoffmann an den Landsmann Grimm recke sich die Gewißheit, daß es, um Frieden zu haben, nicht eine Kopeke zu zahlen und das Gossudarstwo, über dem Nikolai thronte, nicht um einen Fetzen zu schmälern braucht. Dieser Antrag, denkt der Sowjet, lauft nicht in einer Troika davon; nähmen

wir ihn heute an, so würden wir treulos, verlören die Achtung und die Hilfe der Bundesgenossen und hätten morgen unsicheres Gesindel und altgläubige, vielleicht noch dem Väterchen treue Schollenbauer, die an der Front unschädlich sind, im Herzen des Landes. Deshalb: Bestätigung des londoner Septembervertrages, der Sonderfrieden verpönt, und das Gelübde, die Deutschen zum Teufel zu jagen, wenn sie sich nicht der Dreieinheit Demokratie, Abrüstung, Weltschiedsgericht verpflichten. Um Fritzens Hubertusburg blies anderer Wind. Der russische kann, freilich, in jeder Stunde umspringen; doch nicht so leicht mehr wie im Mai die Westmächte in seinen Wirbel peitschen. Minister Albert Thomas, der alle Hauptstädte und Fronten Rußlands gesehen hat, glaubt an die Möglichkeit naher Offensive; und der alte Wütherich Clemenceau, der gestern, nach wildem Gepfauch, den Sowjet fragte, ob er die weiße Fahne hissen wolle, läßt nun „das Erwachen des russischen Patriotismus" ankünden. Ist die Einheit der Willensfront wiederhergestellt, Orient von Occident nicht zu trennen?

Praesens.

„Die deutsche Regirung wollte den Beschluß der französischen Kammer, der die Rückgabe Elsaß-Lothringens fordert, nicht unbeantwortet lassen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erhielt, wie dort der Brauch ist, den Auftrag, diese Antwort in der Form eines offiziösen Artikels zu veröffentlichen, und die anderen Blätter wurden aufgefordert, die Hauptstellen daraus abzudrucken. Wir müßten uns einen Vorwurf machen, wenn wir vor diesem Konzert taub blieben. Das Deutsche Reich, das die Angaben seiner Gründe wechselt, wie es seine Rüstung wechseln würde, beruft sich nicht mehr, wie einst, auf den Rath nackter Gewalt, es meidet die leiseste Andeutung des Spruches, nach dem Macht vor Recht geht, und sagt nichts von den strategischen Bürgschaften, die der durch Eisen und Feuer geschaffenen deutschen Einheit unentbehrlich seien. Die vier Absätze der offiziösen Antwort stehen unter vier Zeichen: Gerechtigkeit, Völkerrecht, Weltgewissen, Volkswunsch. Man dürfte annehmen, daß die Deutschen auf diese Verkündung von Grundsätzen, die sie 1871 verletzt haben, den Entschluß zur Rückgabe Elsaß-Lothringens stützen wollen. Nein: sie wollen es behalten. Und ihre Auffassung der geschichtlichen

Wahrheit und Völkerfreiheit ist von besonderer Art. Ihre ‚Wahrheit‘ sagt, die kerndeutschen Länder Elsaß und Lothringen seien mitten im Frieden durch einen Gewaltakt Louis des Vierzehnten dem deutschen Vaterland entrissen worden. Ihre ‚Freiheit‘ zeigt sich in der Behauptung, daß die Elsaß-Lothringer nicht befreit sein wollen, sondern ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches unlöslich verbunden wissen. Man ahnt, warum die Norddeutsche Allgemeine Louis den Vierzehnten nennt: der König, in dessen Dienst Colbert und Molière, Bossuet und Mansard standen, soll den französischen Militarismus verkörpern und durch die Vergleichsmöglichkeit den preußischen Militarismus entschuldigen. Doch die Annäherung erinnert besonders eindringlich an die Thatsache, daß Wilhelm dem Ersten und dem Zweiten weniger leicht geworden ist, Vergile zu schaffen.‘ Uebrigens hat die Geschichte sich nicht so abgespielt, wie man sie in Berlin schreibt. Allbekannt ist: daß Metz unter dem zweiten Henri an Frankreich kam; daß unter Louis dem Dreizehnten die Franzosen in den Elsaß eindrangen; daß Turenne nicht ‚mitten im Frieden‘ seinen berühmten Feldzug führte; daß 1766 (nicht durch Eroberung, sondern durch lange zuvor geschlossenen Vertrag) das Herzogthum Lothringen unter Frankreichs Hoheitrecht gestellt wurde; daß die Schweizerstadt Mülhausen sich 1798 an Frankreich hingab. In dem Zeitraum, der zwischen dem Zutritt von Metz und dem von Mülhausen zu Frankreich liegt, ist das Brandenburg des zweiten Kurfürsten Joachim das Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten geworden; ist sein Flächenraum von 28000 auf 346500 Quadratkilometer gewachsen. Der größte Theil dieses Gebietszuwachses wurde durch völlig gewissenlose Gewaltanwendung erlangt. Das gilt besonders für die 37 000 Quadratkilometer schlesischen Landes, die Friedrich dem Zweiten der Krieg gegen Maria Theresia eintrug, und für die 140000 Quadratkilometer, die Preußen nach den von seiner Diplomatie ersonnenen Theilungen Polens an sich riß. Auf diese polnischen Landstücke, nicht auf Elsaß-Lothringen, paßt das Wort der Norddeutschen Allgemeinen von den mitten im Frieden dem Vaterland entrissenen Provinzen. Das Blatt der Wilhelmstraße sagt: Die Elsaß-Lothringer wollen Deutsche bleiben. Auf der Lippe eines Wortführers der Hohenzollern wirkt diese Begründung seltsam. Unter Louis dem Vierzehnten, an den die Deutschen jetzt erinnern, dachte man in Berlin nicht so. In Briefen an den

Prinzen Eugen und den Herzog von Malborough sagte 1709 der preußische Minister Schmettau rund heraus: ‚Bekanntlich sind die Elsasser noch französischer als die Pariser.‘ Als, am vierten August 1815, der preußische Staatskanzler Hardenberg forderte, man solle den Elsaß, die Festungen der Niederlande, der Maas, Mosel und Sarre den Franzosen nehmen, stützte er dieses Verlangen auf die Nothwendigkeit, den Nachbarstaaten militärische Sicherheit zu verbürgen; und stimmte darin mit dem württembergischen Minister Grafen Wintzingerode überein, der schrieb: ‚Elsaß und Lothringen müssen wir als Pfänder deutscher Sicherheit fordern.‘ Am neunzehnten September 1870, als Jules Favre die Anhänglichkeit der Elsaß-Lothringer an Frankreich betont hatte, antwortete Bismarck: ‚Daß die Leute uns nicht mögen, weiß ich.‘ Der Kanzler Bethmann (si licet magnis...) hat noch am vierten Dezember 1913 im Reichstag anerkannt, daß man in Elsaß-Lothringen nichts ausrichten könne, wenn man sich in den Willen zur Verpreußung der Einwohner versteife. Damals wurde über den Skandal von Zabern verhandelt. Trotz dem Zustand, den er enthüllt hatte, that Deutschand, als wolle es Elsaß-Lothringen volle Selbstregirung gewähren; heute spricht es von Verpreußung oder von Theilung."

Und wundert sich nur noch darüber, daß Frankreich nicht von der Unantastbarkeit des Westfälischen Friedens spricht. Herr Hanotaux hat sicher die Berichte des Grafen d'Avaux und Abels Servien gelesen und weiß, wie zäh diese Diplomaten aus Richelieus Schule vom Frühjahr 1644 an in Münster und Osnabrück für das Interesse ihrer Heimath eintraten. Der König von Frankreich hat sich oft gerühmt, nur, um Deutschlands Freiheit zu retten, das Schwert gezogen zu haben; darf er, fragte drum der Vertreter von Brandenburg-Kulmbach, danach, außer der Entschädigung von seinen Kriegskosten, auch noch Landstücke fordern? Er darf. Artikel 74 des Friedensvertrages gab ihm, der schon Metz, Toul, Verdun von dem Deutschen Kaiser aus dem Haus Oesterreich erhalten hatte, den Unter- und Ober-Elsaß sammt dem Sundgau. Straßburgs Freiheit sollte gewahrt werden; doch das vom Dreißigjährigen Krieg geschwächte Deutsche Reich konnte sie eben so wenig schirmen wie die zehn Landvogteistädten feierlich zugesagten Sonderrechte. Welcher Boche wagt, ein Gebiet, das eines Kaisers freier Wille hingab, erobertes Land zu nennen? „Nicht einmal Friedrich der Große hats gewagt." Das, liebe Feinde, wird Professor

Lavisse nicht behaupten; und Euch warnen, Fritzens Verhältniß zum Elsaß zu erwähnen. Der junge König fuhr, unter dem Namen eines böhmischen Grafen, nach Straßburg; und stöhnte, in Briefen an Voltaire, über die schlechten Straßen und die erbärmliche Nahrung. „Da der kehler Postmeister gesagt hatte, ohne Paß komme man nicht durch Straßburgs Thor, mußten wir uns selbst Pässe machen und die Zollkorsaren und Schnüffler schienen mit dem Ausweis zufrieden, zu dessen Fertigung das Preußenwappen meines Siegels benutzt worden war." Ein Soldat, der zuvor unter der potsdamer Fuchtel stand, erkennt den König; Broglie, der Gouverneur, nennt den Grafen Eure Majestät; und als das Gerücht die Stadt durchtrabt hat, werden viele Häuser illuminirt und eine jubelnde Menge schaart sich unter Fritzens Fenster. Glissons ... Aus dieser Erinnerung ist nichts zu holen. Aus alter Geschichte auch sonst nicht viel für irgendeinen Rechtsanspruch auf Elsaß-Lothringen noch heute Verwendbares. Daß die Reichsstände im Elsaß ihrer lehnsherrlichen Rechte, die Kirchenfürsten ihrer geistlichen Güter beraubt, die elsasser Bauern von doppelter Abgabepflicht erlöst wurden, hat selbst Treitschke „eine befreiende That der Revolution" genannt, die dadurch die Herzen des Landvolkes für Frankreich gewann. Von dieser Weltwende her loht die Warnung, dem umstrittenen Land weniger Freiheit zu gewähren, als Frankreich ihm bietet. Richtig (und von dem rührigsten Eifer der Fraktion Scheidemann nicht bestreitbar) ist, daß Bebel, Liebknecht und Schweitzer sich schroff gegen die Annexion gewandt haben. Vor einem Vierteljahrhundert hat Friedrich Engels, Marxens Freund und Mitarbeiter am Dogmengebäude des Sozialismus, geschrieben: „Die deutsche Sozialdemokratie könnte die Herrschaft weder ausüben noch festhalten, ohne die Ungerechtigkeiten wieder gutzumachen, die ihre Amtsvorgänger gegen andere Nationen begingen. Sie wird die Wiederherstellung des von der französischen Bourgeoisie heute so schnöde verrathenen Polen vorbereiten; sie wird Nordschleswig und Elsaß-Lothringen in die Lage versetzen müssen, frei über ihre politische Zukunft zu entscheiden." Das will heute nur noch die Unabhängige Sozialdemokratische Partei (Haase-Bernstein). Und der Sowjet hat erklärt, daß er die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich nicht als eine Annexion verdammen würde. Andere Gebietsdehnung weigert er, dem der Begriff, schon das vieldeutige Wort Imperialis-

mus ein Gräuel ist; und hat deshalb die Bundesgenossen ersucht, sich in neues Gespräch über die Kriegsziele zu bequemen.

„Rußlands Geschäftsträger hat der britischen Regirung die Note überreicht, in der die russische Regirung ihre Kriegsziele bezeichnet. In dem beigefügten Aufruf an das Russenvolk wird gesagt, das freie Rußland denke nicht an Herrschaft über andere Völker; wolle ihnen weder ihr Nationalerbe nehmen noch fremdes Gebiet irgendwo gewaltsam besetzen. Diesen Empfindungen stimmt die britische Regirung herzlich zu. Sie ist nicht zum Zweck der Eroberung in diesen Krieg eingetreten und führt ihn nicht zu solchem Zweck fort. Ihr erstes Ziel war, das Leben des Landes zu vertheidigen und die Achtung vor internationaler Vertragspflicht zu erzwingen. Dazu kommt jetzt der Wille, die von fremden Tyrannen bedrückten Völker zu befreien. Deshalb freut die britische Regirung sich aufrichtig des von dem freien Rußland angekündeten Entschlusses, Polen die Freiheit zurückzugeben, nicht nur dem früher der russischen Autokratie unterthanen Theil, sondern auch den von den deutschen Kaiserreichen beherrschten Stücken. Mit herzlichen Wünschen begleitet die britische Demokratie dieses Unternehmen Rußlands. Unsere Hauptaufgabe ist, einen Zustand zu schaffen, der den Völkern Zufriedenheit und Glück beschert und keinen berechtigten Grund zu neuem Krieg läßt. Von ganzem Herzen gesellt die britische Regirung sich ihrem russischen Bundesgenossen in der Annahme und Billigung der Grundsätze, die Präsident Wilson in seiner weltgeschichtlichen Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten ausgesprochen hat. Das sind die Ziele, für die Britaniens Völker im Kampf stehen. Das sind die Grundsätze, die ihre Kriegspolitik leiten und stets leiten werden. Die britische Regirung glaubt, daß dieser Richtschnur im Allgemeinen die Einzelabkommen angepaßt waren, die sie von Zeit zu Zeit mit ihren Bundesgenossen vereinbart hat. Dennoch ist sie, eben so wie ihre Gefährten, gern bereit, diese Abkommen, wenn die russische Regirung es wünscht, noch einmal zu prüfen und sie, wo es nothwendig scheint, zu ändern." Diese amtliche Note wurde im Parlament durch kurze Fragen und Antworten ergänzt. Auf die Frage eines Abgeordneten, ob den Verbündeten die Erlangung gesicherter Selbstregirung für die Völker Oesterreich-Ungarns genügen würde oder ob, wie von einzelnen Deutern ihrer Note an Wilson behauptet werde, ihr Ziel die Zerstückung der

habsburger Monarchie sei, antwortete Lord Robert Cecil: „Unsere Note scheint mir durchaus klar; wir wollen diesen Völkern die Freiheit, das Selbstbestimmungrecht schaffen, haben uns aber die Wahl des Weges, der an dieses Ziel führen könnte, noch vorbehalten.“ Ob die Regirung, wie Frankreichs, alle Verträge, Abkommen, geheimen Akten, die ihr Verhältniß zu Rußland aufklären könnten, veröffentlichen wolle. Cecil: „Wenn der verehrte Abgeordnete die Rede des Herrn Ribot liest, wird er erkennen, daß der französische Ministerpräsident nur von dem franko-russischen Meinungaustausch gesprochen hat, der bis an die Schwelle des Krieges reicht. Vor ähnlicher Pflicht stehen wir nicht; denn wir sind an Rußland nur durch den Vertrag von 1907 geknüpft, der damals veröffentlicht worden ist.“ Ob dem Unterhaus nicht die Gelegenheit gegeben werden solle, seine Uebereinstimmung mit den von der französischen Kammer verkündeten Kriegszielen auszusprechen. „Der Gegenstand ist hier erst vor so kurzer Zeit erörtert worden, daß eine neue Erklärung unnöthig scheint. Die Regirung, das Parlament, das ganze Land ist in vollkommener und herzlicher Eintracht mit dem Beschluß der französischen Kammer.“ Abgeordneter Snowden: „Ist daraus zu schließen, daß die Verbündeten, ohne jede andere Erwägung, den Krieg fortsetzen wollen, bis dieses Ziel erreicht ist?“ (Viele Stimmen: Ja!) Der Minister des Innern: „Mein geschätzter Freund kann diese Antwort als unzweideutig bindend und kategorisch nehmen.“ Gegen den Wunsch, den Besiegten nicht mit Entschädigungpflicht zu belasten, wendet sich Herr Appleton, der Sekretär der britischen Trade-Unions (Gewerkschaften). „Die Summe der von der preußischen Militärkaste vernichteten Werthe, Sachgüter und zukunftreichen Menschenleben ist gar nicht abzuschätzen; gewiß nur, daß durch Deutschlands Schuld die Welt verarmt und der Leidenskelch, den die Menschheit leeren muß, bis an den Rand mit Bitterniß angefüllt worden ist. Selbst von dem völlig niedergerungenen Deutschland wäre eine irgendwie zulängliche Entschädigung all Derer nicht zu erlangen, deren Schöpfquellen und Kunstschätze es seit dem August 1914 zerstört hat. Das ist sonnenklar. Weder unerfüllbar noch ungerecht aber ist das Verlangen, dem Deutschen Reich so schwere Wiederherstellung- und Entschädigungpflicht aufzuzwingen, daß es in diesem Jahrhundert an neue militärische Abenteuer nicht denken, nicht einmal davon träumen kann. Und den Entschluß zu

solcher Forderung schuldet die Menschheit sich selbst. Wer dem Angreifer die durch ihr materielles Gewicht ihn drückende Strafe erspart, Der ermuntert ihn zu neuem, noch besser vorbereiteten Angriff und erwirkt, daß alle Leiden, Lasten, Schulden der Kriegsjahre die Angegriffenen härter drücken als den Angreifer. Das Wort ‚Ohne Entschädigung' ist der Ausdruck eines bewunderns-werthen Idealismus. Bekennt sich heute aber die Demokratie der verbündeten Länder leichten Herzens zu ihm, dann nimmt sie die erdrückende Pflicht auf sich, elf Völkern das Heim und die Daseinsmöglichkeit wiederherzustellen, und begünstigt zugleich den Versuch Deutschlands und Oesterreichs, nach dem Krieg ohne lästiges Hinderniß den Wettbewerb um den Handel wieder aufzunehmen." Diese Sätze sind bis ins Einzelne in Uebereinstimmung mit dem Willen Frankreichs, den der „Temps", das politisch ernsteste Blatt der Republik, noch einmal in böse Zacken geformt hat. „Nicht, um Angriff abzuwehren (denn nirgends war Angriff geplant), haben in Berlin und in Wien die Regirungen Verträge in Fetzen gerissen und Riesenheere in Bewegung gebracht, sondern, um einen reiflich vorbedachten politischen Plan auszuführen, dessen Ziel die Herrschaft über die Erde war. Deutschland und Oesterreich wollten Eroberung, Unterdrückung, wollten der germanischen Macht eine Entwickelung sichern, die ohne demüthigende Unterwerfung anderer Völker nicht zu erlangen war. Frankreich, Großbritanien und Rußland hatten keine Kriegsziele, weil sie aufrichtig nach der Wahrung des Friedens strebten. Wie stark dieses Streben war, wird am Besten durch die Unzulänglichkeit ihrer Kriegsvorbereitung erwiesen. Sie wollten und wollen sich vertheidigen. Das darf, wer eine Friedensmöglichkeit bedenkt, nicht vergessen; denn die Lösung der tragischen Menschheitkrisis würde in ihrem Wesen und in ihren Folgen gefälscht, wenn nicht erwogen würde, wer den Krieg gewollt hat, also für ihn verantwortlich ist. Die civilisirten Völker, denen er aufgezwungen wurde, wollen nicht ein Werk des Hasses bereiten, streben nicht nach brutaler Eroberung und frech thronender Herrschaft, wie das kaiserliche Deutschland sie geträumt hat; doch sie sind, wie jeder Unbefangene erkennen muß, verpflichtet, die Rechtsbeugung zu rächen und sich Bürgschaft für die Zukunft zu sichern. Systematische Zerstörung, Verbrechen und Schandthat, Erpressung und Raub: Das ist der Inhalt der Monate, die wir erlebt haben; all unsere Toten,

all unsere Martyrer stehen vor unserem Auge. Deutschland hat gewollt, daß der Krieg so geführt werde, wie er geführt wird; hat uns durch die Barbarei seines Handelns erkennen gelehrt, welche Gefahr, noch in der Helle des zwanzigsten Jahrhunderts, der preußische Militarismus ist; durch hartnäckig wiederholten Beweis treuloser Unwahrhaftigkeit uns jeden Zweifel daran genommen, daß ihm die feierlichsten Verträge nichts gelten und es nur durch Machtmittel gezwungen werden kann, sein Wort zu halten, Meineid und Verrath zu meiden. Wir kämpfen für das Recht und fordern, daß jede Rechtsverletzung, die von gestern und die von heute, gesühnt werde; wir kämpfen für Freiheit und Civilisation und fordern die Sicherung dieser Güter gegen militaristischen Angriff. Wenn das Verbrechen nicht gestraft, aus Trümmern nicht auf des Zertrümmerers Kosten ein Neubau errichtet, der Bruch des Völkerrechtes nicht gesühnt würde, fiele die politische Sittlichkeit in unheilbares Siechthum. Unsere Kriegsziele sind Friedensziele; wir wollen den gerechten, würdigen haltbaren Frieden, den Deutschland verschmäht hat, für den Millionen Menschen, in rühmlichem Opfer, ihr Leben hingegeben haben und den die ganze Menschheit, weil sie einsieht, daß nur solcher Friede ihr Heil bringen kann, von dem Muth und der Weisheit der verbündeten Nationen erwartet.“ In diesem Willensbezirk sind West und Ost noch ganz einig. Der alte Revolutionär Fürst Krapotkin (der, als aus dem Exil Heimkehrender, auf dem petrograder Bahnhof nicht nur von allen Ministern, sondern auch von einer Ehrencompagnie empfangen wurde) sagt: „Wer sich nicht selbst blendet, sieht, daß der Freund der Menschheit in diesem Krieg vor der Wahl der Stellung nicht zaudern darf. Wer den Vorschritt der Menschheit will, muß Deutschlands Niederlage wünschen. Dessen Sieg wäre für Rußland ein in seinen Folgen kaum noch ermeßliches Unglück. Nicht einmal neutral darf man bleiben; wie die Dinge liegen, wäre Neutralität Mitschuld.“ Herr Plechanow, der jetzt in den Sowjet gewählte Sozialdemokrat: „Der Junkerkaiser hat nie den Wunsch gehabt, uns von dem Kaiser der Schwarzen Hunderschaft zu befreien. Unsere Heimath würde nach Deutschlands Sieg wirthschaftlich von diesem Reich geknechtet. Dieser Sieg wäre die Niederlage westeuropäischen Geistes.“ Herr Tscheidse, der dem petrograder Sowjet vorsitzt: „Rußlands Civilisation ist ein schwächliches Bäumchen, Deutschlands eine mächtige Eiche. Unserem Bäumchen droht Gefahr und Pflicht befiehlt uns, es mit aller Kraft zu schützen.“

Die Laodikaierantwort, die in Stockholm Vertreter der deutschen Sozialistenmehrheit auf die Fragenliste des Sowjet gegeben haben, ist, wie zu erwarten war, in Frankreich mit grimmigem Hohn begrüßt worden. Herr Hanotaux ruft: „Seit helles Licht auf die Anzettelung fällt, wirkt sie nur noch gegen die Zetteler. Stockholm scheint uns ein ausgepumpter Ballon, scheint uns eine Falle, die hinter Herrn Scheidemann und seinen Genossen, als sie Andere hineinlocken wollten, zugeklappt ist. Diese lächerlichen Talleyrands möchten Verhandlung anfangen und entknäueln ihre Fädchen. Dabei hören wir sie wahrhaft kaiserlich lügen! Lüge ist, was sie über den Ursprung des Krieges, über die Verwüstungen und die Nationalitäten sagen. Jeder Nation möchten sie zu ihrem Recht helfen: nur nicht etwa einer, deren Gebiet von den Alldeutschen begehrt wird. Wo sie von Elsaß-Lothringen reden, lügen sie wie Bismarcks kümmerlichste Schüler. Ihre wilde Raubgier heuchelt Nachgiebigkeit und öffnet das Thor zu ‚Grenzberichtigungen‘. Das ist die unverschämteste ihrer Lügen. Köder für Brut, die dumm genug wäre, anzubeißen. Die zwei Zeilen schwitzen das Gift listiger Diplomatentücke aus. Längst hören wir ja, daß Herr Scheidemann Diplomat sein möchte; er möchte noch immer. Für die Deutschen wirds höchste Zeit, die Größe der Gefahr zu ermessen, mit der Amerikas Eingriff sie bedroht, und, nachdem sie allzu früh auf Schwierigkeiten im Lager ihrer Feinde gehofft hatten, das Unheil abzuwägen, das ihnen naht.“ (Le Figaro.) „Der Sowjet hatte die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Mitglieder der Internationalen Konferenz, da sie das Selbstbestimmungrecht der Völker anerkennen, sich über die Zukunft Elsaß-Lothringens mühelos verständigen werden. Die deutsche Sozialdemokratie wollte geschwind erweisen, wie sie sich solche Verständigung denkt. Sie erklärt, das Deutsche Reich sei im Recht gewesen, als es 1871 die Elsaß-Lothringer annektirte. Bebel und Liebknecht, die damals die deutsche Sozialdemokratie führten, redeten ein Bischen anders. Sie wurden auch nicht, wie Herr Scheidemann, Botschafter, sondern wanderten ins Gefängniß. Und diesen deutschen Sozialismus, der uns vorwirft, Elsaß-Lothringen gewaltsam erobern zu wollen (die Beschießung von Straßburg war, 1870, offenbar eine freundschaftlich sanfte Handlung), diese angenehmen Genossen wollte der Sowjet zum Kampf ‚gegen die imperialistischen Pläne, die den Friedensschluß hindern‘, benutzen; und wir sahen einzelne französische Sozialisten in den Glauben verstiegen, diese Leute

seien in festes Rechtsgefühl zu bekehren. Die deutsche Sozialdemokratie müßte unter Anklage gestellt und von ihren internationalen Parteigenossen zur Rechenschaft darüber gezogen werden, was sie zur Verhinderung des Krieges und zur Beschleunigung des Friedens gethan hat. Der Erörterung der Schuldfrage möchte Herr Scheidemann ausbiegen. Diese Lichtscheu muß man sich merken. Statt zu Haus die Regirung zu stürzen, versuchen diese Leute, draußen Zwietracht zu säen. Sie thun, als seien sie Arbeiter am Werk des Friedens, und dienen doch dem preußischen Militarismus. Blicket, freie Völker der Erde, auf diese Sippe und vergesset sie nie wieder! Wir brauchen Bürgschaft gegen Deutschland." (Le Temps.) Genosse Renaudel bestaunt nur das Staunen und Toben der Bourgeois; war von den Vorzimmersozialisten etwa Anderes zu erwarten? Der Homme Enchaîné speit die Frage aus, ob je Niederträchtigeres, Ekleres erschaut ward als dieses Geklüngel von Brutalität und Heuchelei, dessen Erörterung eines Franzosen unwürdig wäre, und fordert den Sowjet zu Antwort heraus. „Der soll sagen, ob die von seinen Grundsätzen befohlene Erlösung Polens ihm mit einem preußischen und einem österreichischen Polen vereinbar scheint. Der soll bekennen, ob er russisch bleiben oder von der Autokratie des Zaren in die des Kaisers übertreten, kapituliren oder, ein Bischen spät schon, den Kampf wieder aufnehmen will." Alles Handeln der Westmächte, schrieb ich vor vierzehn Tagen, wird von dem Wunsch bestimmt sein, die Deutschen in Stockholm dem Sowjet zu verekeln. „Erwittert die Weisheit der Wilhelmstraße als den Sinn und Zweck des unter Ribots Regie aufgeführten Kammerspieles die Verbreitung des unwägbar gefährlichen Glaubens, Frankreich wolle keinen Frieden als den des Siegers, Deutschland jeden, sogar den von Haase gestifteten?"

Futurum.

Der Glaube, vor dem ich am sechzehnten Juni warnte, wird, leider, durch die Siebenschläferkunde der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gemästet. Die höchst offiziöse Angabe, den Russen sei nicht heimlich ein leckerer Sonderfriede angeboten worden und „der Schritt des Herrn Hoffmann aus privater Initiative (seiner?) hervorgegangen", dürfen wir nicht bezweifeln. Das über Funksprüche eines Armeeführers Gemunkelte ist also nicht wahr; Herr Hoffmann hat Deutschlands Friedensbedingungen so dargestellt, wie er sie sich denkt (und deshalb den Sitz im berner Bundesrath

und die Leitung des internationalen Schweizergeschäftes verloren); die Grimm-Pille kam nicht aus der Schwarzen Küche des Carranzismus. Abgemacht. Nun aber folgt ein schlimmer Satz. „Die pariser Ausstreuungen können nur den Zweck haben, neutrale Persönlichkeiten, die aus menschenfreundlichen Motiven auf Beendigung des Krieges hinarbeiten, durch Terrorismus von solchen Bemühungen abzuhalten." Hundertmal lasen wir, Frankreich sei von Blutverlust matt und lechze nach Frieden; jetzt wird es angeschuldigt, Neutrale von Friedensvermittlung abzuschrecken. Weil ihm der Wille zu Menschenfreundlichkeit fehlt? „All meinen Kindern spendete ich das Heil; doch die Blindheit der meisten erkannte es nicht. Wären sie seiner bewußt geworden, sie hätten das Band zerrissen, das sie an den Staub fesselt, und ihr Sehnen nur noch in das ewige Reich der Liebe gesandt. Nur in ihm wohnt Zufriedenheit; und Liebe, die Frieden bereitet und selbst Friede ist, wird zu dem Schlüssel, der dieses Reiches Thor öffnet. Warum begehret Ihr kleinen Erdenvortheil, dessen Bild Euch mit Scheinglück trügt? Meidet alles Getümmel und jeglichen Kampf: dann erst leuchtet Euch wieder die Liebe, das Licht der Seele, und Ihr wandelt genügsam im stillen, duftenden Hain des Friedens." Dem Indergott Krischna, der so sanfte Lehre aussäte, ähnelt Herr Ribot nicht. Auch Herr von Bethmann weder dem Buddha noch dem Bergprediger. Wer von Schwergeschütz, Stickgas, Minen, Flammenwurf, Tauchbooten, Luftbomben das Heil seiner Welt erhofft, muß auf den Ruf hehrer Menschenfreundschaft verzichten. Das begreift jedes Kind. Und der unbefangen Neutrale soll wach träumen lernen, die reine Wägschale der Norddeutschen werde von milder Menschlichkeit tiefer gesenkt als vom klirrenden Erzpanzer der Macht? Hielte er sich so lange wach, wie die sieben Trabanten des pannonischen Caesars Decius schliefen: nie lernt ers. Ihm sagt der Satz nur, daß Deutschlands Sehnsucht nach Frieden stärker als Frankreichs ist. An dem Schreiber oder Redner, der doch nur für sich spricht, würde solche Andeutung geahndet. Ist sie Regirenden erlaubt, für deren Wort die Nation haftbar gemacht wird? Dürfen sie durch Verruf des zu Friedensschluß noch nicht bereiten Feindes, durch allzu laute Betonung ihres inbrünstigen Glaubens an nahen Frieden den schädlichen Wahn nähren, Deutschland sei müder als der ihnen feindliche Bund? Muß nicht, endlich, gefordert werden, daß sie die Grundsätze der Psychologie und Akustik erkennen und richtig anwenden? In das

Dämmern so ungeheuren Schicksals mit der Fackel und mit dem Tastsinn des Politikers schreiten und vor der Wahl neuer, auch vor der Wiederaufnahme alter Kriegsmittel jede Wirkungmöglichkeit, nicht nur die vom Feldherrn gewünschte, bis ans Ende bedenken? Rußland: ein Islam, dessen Kampfkraft heute, vielleicht noch morgen nicht zu errechnen ist. Amerika: der Hort jungen Hoffens. Das Gestöhn, gegen das Höllenreich der Deutschen sei nichts zu machen, würden wir erst hören, wenn Rußland völlig enttäuscht, Amerika seine Mannschaft, Industrie, Geldfülle ertraglos eingesetzt hätte. Wer auf Wunder harrt, lähmt selbst sich den Willen. Und nur ein Wunder könnte schnell Frieden bescheren: eins, das die Feinde zermalmt, oder eins, das Deutschlands Trachten dem der Erdmehrheit vermählt. Nur das zweite Wunder können Menschenkräfte erwirken. Das Ziel der uns feindlichen Völker ist: Demokratie, Selbstbestimmungrecht jedes zu eigener Lebensform reifen Stammes, redliche, nicht nur den Schein wahrende Minderung der Wehrlast, Schiedsgerichtsordnung, der auch alle der Schuld, großer oder kleiner, am Ausbruch des Krieges Verdächtigen sich zu unterstellen und für deren Vollstreckergewalt alle in den Bund civilisirter Völker zugelassenen Staaten zu bürgen hätten; ein Zustand, der dem Recht gegen den Uebermuth der Gewalt Waffen leiht, das Wagniß eines Angriffes mit Lebensgefahr bedroht, die Entscheidung, ob Friede bleiben, ob Krieg werden solle, dem Willen eines Sterblichen enthebt und der Volksgemeinschaft aufbürdet, das Hoheitrecht aller Reiche durch das Zugeständniß internationaler Aufsicht ungefähr so eng eingittert, wie der vom Staat schon anerkannte Sozialismus das Hoheitrecht des Einzelnen eingezäunt hat. Sieht Deutschland über diesem Ziel die großen Himmelszeichen der Zeit leuchten, dann ist, da über alles Andere Verständigung leicht möglich würde, der Friede morgen erlangbar. Scheint ihm der Zustand, den eine Menschenmilliarde ersehnt, schmählich, dann muß es weiterkämpfen, bis eine Gruppe siegt, eine in Ohnmacht sinkt. So steht, ohne Phrasenbehang aus beiden Lagern, Wirklichkeit vor dem Auge des furchtlos Wissenden. Wer sie, weil er den Anblick nicht erträgt, schminken will, muß ins Dunkel hinab. Verantwortlich für das Werdende kann nur der Volkswille sein, der in dem Gewordenen frei athmen soll. Staatsmannsgeist aber muß ihm, vor der Wahl, die Wege erhellen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

5 UuKunft

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Neunundneunzigster Band.
Verlw.
Verlag der Zukunft.
1917,

Inhalt.

Berlin, den 7. April 1«i7.
Osterkerzen.
tzaramathaim.
er ob seines Frevels zum Tod Verurtheilte und von Rech»
tes wegen an einen tzolzpfahl Genagelte darf, weil er vor
Gottes Ohr verfluchtist und das Land, das der Herr seinem Volke
gab, nicht unrein werden soll, niemals über Nacht an dem Holz
hängen bleiben; sondern noch an dem Tag der Hinrichtung sollet
Ihr ihn begraben. Das hat, als die Zunge allgewaltigen Willens,
Moses geboten? Der, Iudäer, gab nicht dem Römer das bin»
dende Gesetz. Doch morgen ist der Sabbath vor dem Passahfest,
das Ihr zum Gedächtniß derBefreiung aus der egyptischenGe«
fangenschaft feiert; da verspeiset Ihr das fehllose Lamm, dessen
Bein nicht gebrochen ward, mit bitteren Kräutern und ungesäuer»
tem Zubrot. Der Saum dieses Tages soll nicht von den Spritz»
flecken eklerF,eiknechtsarbelt besudelt werden. Was also heischet
Ihr? Das crurifrsZium; die Zermalmung der Unterschenkel und,
nochheute.dieAbnahme der dreiSchächer von den Kreuzen. Mit
solchemQuark brauchen wir nicht erst den Landpfleger zu Plagen.
Herunter den Rechten, den Linken! Der in derMitte, der bärtig
Bleiche, ist ja schon tot; unnöthig, auch ihm das Gebein zu brechen.
Sicher tot? Wahrhaftig: er zucktnicht unter dem Lanzenstich; und
ausderWunde quilltWasserundBlut.Schade,wispert einkluger
Iudenjüngllng, der Sauls Harfe geschlagen haben könnte; »dieser

Rabbi Iesch uah aus Nazareth gilt seinem Narrenanhang, den Is»
raelfeindlichenGlaubensspalternundtollenWeibern.langeschon
alsderMaschiach.dertzeilandausDavidsStamm.SolchemAber-
witz, der durch Maulwurfsgänge hinkroch, werden Flügel wach»
sen, wenn sie ihren Götzen dem reinen Passahlamm mit dem un»
gebrochenen Bein vergleichen,Wasser undBlut als augensällige
Zeichen der Tause und des Opfertodes auslegen und den mit
durchbohrter Hüfte Eingescharrten auf dleZinne derVerheißung
heben können, die aus dem Munde unferes Propheten Zacha»
rias kam: ,Auf mich, den fte durchbohrt haben und der doch über
das Haus Davids,überAlles,wasinIerusalemwohnet,denGeist
der Gnade und des Gebetes ausgießen will, werden sie schauen;
werden weinen wieüberdenTod eines Erstgeborenen und so laut
wird in Jerusalem die Klage sein, wie einst sie im Thal von Magge»
don war/ Schade, daß Trägheit der Waffenknechle den Aber»
glauben nährt." Blicket, Römer, auf die Schatten, die um die
Krummnasen huschen, auf das Genist von Zweifeln in denWinkeln
desLtppenwulstes; sah je Einer diese Sippschaft ganz zufrieden?
Zuerst fordert sie in Fteberlarm Gerichtsspruch und Kreuzigung,
dann den Schenkelbruch, der denTod verurtheilter Sklaven und in
Kriegen Gesangenersichernsoll.NuntobtsteinderVorstellung,der
inbrünstig von ihr gehaßte Volks Verführer könne sich, heuchelnd,
tot gestellt haben oder sein Leichnam vom Kreuz gestohlen und zu
irgendwelchem Zauberzweck mißbraucht werden. Statt ihn, nach
unserer Sitte, hangen zu lassen, bis er Aas wird und die Vögel
atzt, wollen die Leute, daß er ins Schinderseld eingeschaufelt sei,
ehe sie zur Vorsabbathseier heimkehren und beim Schein vieler
Lampen der Weltschöpfung, des Weltschöpfers, der von ihren
Weissagern verheißenen Auferstehung gedenken. Putzige Ein»
leitung in den Tag derAlmosenspendezals ob nach solchemThun
roüthendentzasses das Mahl schmecken, den Säften gedeihen, vom
KellnerdienstIrenensundAgapens,desFriedensundderLiebe,
edel verschönt werden, als ob so schmählich geschundenes Fleisch
aus Unralhskehricht auferstehen könnte! Ist uns aber diePflicht
aufgepackt, mit dem Rauhbefen haarscharsen Römerverstandes
das Wahngespinnst dieser Blasenhirne zu löchern und vom Ge»
bälk zu reißen? Nein. Mag sichs breiten. Ihr Wille geschehe.
Er läuft mit hastig klopfenden Pulfen: und kommt dennoch

«icht ans Ziel.Ihn überholt, überwindet.vereitelt der sachte Schritt
«ines stattlichen Mannes, der durch die Dämmerung in den alten
Palast des tzerodes schleicht. Im Prätorium harrt er des Pro»
Kurators von Iudaea, der hier, neben dem Antoniusthurm, sei»
nen Gebietersitz hat und im Namen des Tiberlus Augustus das
Recht spricht.Woher?Austzaramathaim,das die Römersprache
Arimathianennt,einemStädtchenimBezirkdesStammesEphra-
im. Der Name? Joseph; Mitglied des Sanhedrins und des Stadt-
^emeindevorstandes. Das Gesuch? Bittet bescheiden um die Er»
^laubniß, den Leib des heute gekreuzigten Nazareners in ein wohl»
verwahrtes Grabgewölb zubergen. Wieder diese Iudengeschi chte,
die dem Prokurator Pontius schon eine Hälfte des Freitags der»
leidet hat. Den Leib des Hingerichteten? Nach unserer Vorschrift
<in der Verordnung über Verbrecherkadaver stehts ganz deutlich)
ist er dem Forderer zuzusprechen. Unerläßlich aber die Gewißheit,
daß ein Leichnam, nicht ein Halbtoter, der in Lebenskraft aufge»
hegt werden könnte, weggegeben wird. Der Centurio vom Dienst!
Kein Schenkelbruch also; nach demLanzenstichindietzüfteWasser
und Blut; um Drei war er tot. Danke. In Ordnung. Der Leich»
«am istdemIosevhus auszuliefern. Nun, denke ich, ruft diese un»
beträchtliche Sache mich nicht noch einmal in Amtspflicht. Joseph
ist entlassen. Spät. Langwierige Verschleppung der Leiche, um»
ständliche Vorbereitung des Begräbnisses könnten die Sabbath-
luhe entheiligen. Flink den Leib in ein reines Linnen gewickelt.
Wer da? Nikodemus. Nachts trafen die Zwei einst einander an
der Psorte des gütigen Meisters; an Hellem Tag den Durst nach
seiner mild wehrhaftenWetsheit zu stillen, hat dieFurcht vor der
Iudenrache sie immer gehindert. Der Rabbi war ja vervehmt.
Wieder ist Nacht. Stille Gemeinfchaft derLiebe zu dem Einzigen,
Dienerdrang, dem der Wille zu muchigem Bekenntniß nicht bei-
steht, hat die Zwei wieder vereint. Nikodem bringtMyrrhen und
Aloe, an die hundert Pfund; Joseph hat saubere Laken und Bin»
den gebracht. Ins nahe Törtchen den lieben Leib; in das Kam»
mergewölb unter dem Felsbogen; vier Arme stammen sich und
wälzen den schweren Stein vor die Oeffnung. So ist das Irdische
«nserestzerrnwohlverwahrt.Leisjetztin die Heime zurück, daß an
des Sabbaths leuchtender Schwelle uns KinAuge vermisse und
Zn den Verdacht einblinzle, als lässige Kinder im Haus Israels

zu wohnen. Beide stärkt das Bewußtsein hilfreicher Güte. Vor der»
Schinderfeld retteten, inReine und IieblichenDust,In ein würdi»
ges Grab betteten sie das Erdengewand Dessen, den ihr Glaube
zaghaft als den Christus umfing. Und da die Kunde von der Auf-
erstehung dieses Leibes, von demGesicht des Weibes ausMag»
Kala in ihr Ohr dröhnt, brüsten sie sich in das Hochgefühl, deS
Himmels und feines Sttfterwillens Werkzeug gewesen zu sein.
Doch ihr Gebrüst ward aus schmeichelndem Selbsttrug uni>
reizt das ernst pt üfen d e Auge in Spott. Denket ihrer in jeder Woche
deutscher Passion! Grob ist, wer bis ans bitterste Ende die Lehre
lebt; klein, wers weder mit den Sabbathwächtern noch mit den.
Kündern neuenGeistes verderben will, am Tag behaglich im San»
hedrin sitzt und nachts zu dem Geächteten schleicht, eines FeuerK
Kraft in sich trinken, auf eines anderen ein nahrhaftes Süppchen
und Gemüs kochen möchte. Bekenntniß zum Geist war Pflicht;
was nützt nach deren Versäumnih die belhulich, behutsam dem
Fleisch gespendete Wohlthat? Dieser wäre aus jedem Grab, aus
Moder und Koth der Henkelsgrube noch, auferstanden. Von den
muthlos Hilfreichen gilt das Wort, daß nicht alle zu Auferstehung.
Geweckten auch gewandelt fein werden. »Verwesung wird nicht
die Unverweslichen überwinden. Das Reich Gottes vererbt sich
nicht vonFleisch zuFleisch, sondern von Geist zu Geist. Alle zwar
werden auferstehen,doch nichtAllegewandeltwerden." Was den
Korinthern alseinGeheimnißanvertrautwurde, hat Menschheit»
erlebnißbestätigt.tzaramathaimlebt; und ist,wie es in denNäch»
ten Josephs und N kodems war. Denket ihrer, wenn Frühling
die Klöppel, die kein Staatswille in Stummheit zwingen, deren
Mantel kein Befehl in Geschützform umfügen kann, durch noch
rauhe Luft schwingen läßt, als der unsterblichen, der ewigen War»
nung vor lauer Halbheit, die sich in Opferwillen spreizt, weil sie,
heimlich, leicht Entbehrbares gab. Rüstet Euch, Deutsche, in den
Muth freier Menschen, die andere, edlere Tapferkeit brauchen
als dem Hordenherrn unterthane Waffenknechte: rüstet Euch sür
den Morgen, der den Geist, endlich, aus dunklem, verrammeltem
Gewölb auferstehen sieht. Kämpfet daheim auch für Deutschland.

Gestern und morgen.

Das deutsche Volk hat das Recht erworben, sein politisches
Geschäft selbst zu leiten.Durch das Vermögen, starkeMenschenzu;

zeugen und Werths zu schaffen. Warum konnte ein Volk, das in
Haus und Hos, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal
Unübertroffenes leistet, trotz aller Gunst der Zeit und des Zufalls
seinen nationalen Machtbereich bis gestern nicht weiter dehnen?
Längst sragens inBekümmerniß alle Ernsthaften imLand. Jahre
lang ließenwirunseinlullenundwähnten,nur Grillenfängerund
Klugschwätzer sähen dendeutschenHimmelumdüstert.Aus diesem
Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat
uns erkennen gelehrt, wie viel fchon verthan, unrettbar verloren
ist. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden;
und daß unser Wille auch serner unwirksam bleibe, müssen wir
Hindern.Wir lassen uns (schrieb ichvorzehnIahren)«Lügen,offl»
zielle, offiziöse und aus Knechts sinn geborene, nichtmehr gefallen.
Niemals und nirgends ist, nicht imByzanz derPalaeologen und
nicht in Eugeniens Empire, mit so unanständiger Hartnäckigkeit
gelogen, so dreist jedes für die Nation wichtige Ereignitz entstellt
worden wie bei uns.Das wissen wir nun; und Habens satt. EuerTe-
schrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften
und Persönlichkeilen, den Reden undStaatsmännerthaten.denen
die Welt andächtig lauscht, Eure Reklamekniffe und Komoedian»
tenmätzchen waren uns, Ihr impotenten Prahlhänfe, längst zum
Ekel geworden. Auch Eure niederträchtigen Versuche, durch
Sensationen,die Ihr aus allertzerren Ländern zusammenschleppt,
das Volksgewissen zu täuben, den Blick der Nation von den
Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Noth zwingt
«ns zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit
haben, anderen Völkern in die Töpfe zu gucken. Pfeift uns auch
nicht mehr das Lied von demFrommen, der nicht still in Frieden
leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben
nicht um, rechnen nicht auf Liebe, müssen bereit sein, die Dumm-
heit, das I'rrlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu
Mtzen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich mützig
übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warne.
Vermag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob
heute die Gnadensonne sie noch so warm bescheint, morgen weg»
gejagt wird. Dem tüchtigsten Volk Mitteleuropas kanns nicht gar
so schwer werden, sich fähige Geschäftsführer zu bestellen. Das
tann es, ohne die wirklichen, von der Reichsverfassung fest um»
schrieben«! Rechte des Ersten deutschen Fürsten irgendwo zu

schmälern.Wir brauchenRuhe. Nicht, um mit demletztenWider-
hall des Geklappers im Ohr einzuschlafen, nein: um als wache
und mündige Menschen ungestört uns mit den Dingen zu be»
schäftigen, die dem Reich an die Haut gehen. Wir brauchen Freude.
Nicht, weil wir den Narrenwunsch hegen, amusirt zu werden;
nein: weil dieSeeledes deslogauischen»gesellichten
Thieres« ohne freudiges Erlebniß verdorren mutz. Und seit acht-
zehn Iahren hat die Reichspolitik dem Deutschen keine ernste, im
Rhythmus des Volksempfindens nachklingende Freude beschert.
Wir brauchen Freiheit von den tzerrschgelüsten, dem geräusch-
vollen oder leisen, Unzulänglicher, die nicht genöthigt waren, in
einem von unbestechlichen, unerbittlichen Richtern zu entschei»
denden Ausleseprozetz ihren Rechtsanspruch zu erweisen. Das
deulsche Volk ist nicht frei: denn die Einrichtungen, unter denen
es lebt, genügen seinem Bedürfnitz nicht und es wird nicht von
Denen regirt, die unbarmherzige Selektion als die für solche Auf-
gabe Tauglichsten bewährt hat. Die Einrichtungen stammen aus
einer Zeit, die unsere Wirthschaststruktur, staatliche und private,
noch nicht ahnen konnte und die Mär von solcher Entwickelung
wie elnKapitel aus derUtopia eines neuenMorebelächelthälte;
das regirende Personal ist sür die Erfüllung heute drängender
Pflicht nicht vorgebildet. Der deutsche Staat war einst vielleicht
das Beste, Vornehmste, Brauchbarste, was sich erreichenlietz; darf
sein Gefüge deshalb niemals angetastet werden? Der Acchae»
opteiyx war (mit dem Reptilienfchwanz) im Reich derLüfteZelnst
König: und wird jetzt nur noch in Mineralogischen Museen be»
staunt. DerStaat istNothbehelf; ist nicht derZweck. nicht das Ziel
nationalen Lebens. Soll der Staat um des Staates willen er-
halten werden? ‚Der Sabbath ist um des Menschen willen ge»
macht, nicht derMensch um desSabbaths willen; des Mensche»
Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths'. So sprach der Weise auS
Gallaea zu den Pharisäern. Zuihnen.auchnachdemEvangelium
Marci, ferner warnend: >Niemandflickt einenLappenvon neuem
Tuch an ein alt Kleid; dennderneueLappenreitzetdochvom alten
und der Ritz wird ärger. Und Niemand fasset Most in alte
Schläuche; anderszerreitzetderMostdieSchläucheundder Wein
wird verschüttet und die Schläuche kommen rm. Sondern man
soll Most in neue Schläuche fassen.'So ist es auch mit dem Staat.

Keln Flickwetk kann helfen. Der neue Gedanke fordert ein neues
Kleid. Der gährende Trank taugt nicht in den alten, undichten
Behälter. Und wie Gewand und Gefäß beschaffen sein soll, darf
nicht länger eines MenfchenWille bestimmen. Das ist in keinem
Land Europas heute noch möglich; wird in keinem heute auch nur
noch versucht. Ist der Deutsche unreifer, untüchtiger, derVormund-
schaft bedürftiger als der Romane und Angelsachse, der Nord»
germane und Südslawe? Seinestzirnes und seiner HändeFleiß
hat seinLand zur Macht und fast schon zum Reichthum gefördert.
Das giebt ihm das Recht auf freie Gestaltung seines Schicksals.
Wir dürfen nicht mehr auf erlösende Geniewunder hoffen. Wir
lassen uns nicht mehr in den mit Goldgittern eingezäunten
Pferch eines Monarchenmythos zwängen, der Kinderfilmen als
Tummelplatz genügen konnte, für die nach Bethätigun «Möglichkeit
langende Kraft Erwachsener aber zu engist. Wir müssen den Kreis
der am Reichsbestand Interesstrten, zurMitwirkung am Reichs«
geschäft Berufenen erweitern. Wir wollen uns selbst regiren; so
gut und gewissenhaft, wie wirs vermögen. Selbst die Wahl des
Weges bestimmen, der in helle Weite führen kann. Keinem für
unseren Gewinn Dank schulden, Keinen als an unserem Verlust
Schuldigen anklagen. Und wollen, da wir zum Urtheil, zur Ent-
hüllung unserer Wünsche aufgefordert sind, an jedem Gerichts»
tag mit unzweideutiger Offenheit aussprechen, was uns fehlt.*
Damals wurdedasVolkinKampfgegendieKatholikenpartei
gehetzt. Für oder wider das Cenlrum: Das ist eine Frage der Welt-
anschauung. Die Antwort kommt aus dem tiefsten Wesenstrleb z
hinterdrein späht man nach Grüqden aus. Und findet meist nur
solche, die das Licht unseres Tages nicht mehr vertragen. Also
sprach Fritz vonPreußen:»Ein sächsischer Mönch, muthig bis zur
Verwegenheit, von starkem Gemüth, unternehmend genug, um
die Gährung der Geister zu nützen, ward das Haupt der Partei,
die kühn gegen Rom auftrat. Dieser Bellorophon schlug die Chi«
märe zu Boden: und die Verzauberung war gebrochen. Hätte
Luther nur die Fürsten undVölker von der knechtischen Sklaverei
befreit, in welcher sie die Herrschaft der römischen Päpste hielt, er
hätte verdient, daß man ihm Altäre errichtete, wie einem Befreier
des Vaterlandes." Und: »Ich wünsche dem königlichen HauS
Preußen, daß es sich vollständig aus dem Staub erhebe, in wel»

chem es bisher gelegen, damit es die protestantische Religion in
dem Deutschen Reich und in ganz Europa blühen mache; daß es
die Zuflucht der Unterdrückten sei, die Stütze der Armen, der
Schrecken der Ungerechten." Dieser Große, der draußen stand,
jenseits von allen Dogmen, und in dessen Erleben nie der Riesen»
schatten einer Kirche fiel, hoffte also aufeinen Sieg des Protest««»
tismus. Goethe auf eine Versöhnung altenGlaubens mitneuem.
ElfTage vor seinemTod sagte er.der sich so lange als.decidirten
Nichtchristen*gefühlthatte,zuEckermann: »Ietüchtiger wirPro-
testanteninedler EntWickelung voranschreiten, desto schneller wer»
den die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter
um sich greifenden großen Ausklärung der Zeit ergriffen fühlen,
müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen; und es wird
dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist. Auch das leidige
protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die
reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in
sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen
und auf ein Bischen So oder So im äußeren Kultus nicht mehr
sonderlichen Werth legen. Auch werden wir Alle nach und nach
aus einem Christenthum desWortes undGlaubens immermehr
zu einem Christenthum derGesinnung undThat kommen." Was
hat sich von all diesen Hoffnungen erfüllt? Die Versöhnung ist
nicht Ereigniß geworden. Das Christenthum derGesinnung und
That dieRaritätgeblieben.diees 1832war. Der Protestantismus
hat nicht gesiegt, hat das Protestiren, sein Lebensprinzip und den
Rechtsgrund seines Daseins, fast schonaufgegebenundwird noch
heute durch das Sektenwesen, durch den ewigen Hader zwischen
Positiven und Rationalisten geschwächt. Die Römerkirche aber
war unterLeo dem Dreizehnten mächtiger als je inmodernerZeit.
Können wirs ändern? Nein. Luthers Werk ist nicht vollendet
worden; konnte vielleicht nicht vollendet werden. Und Luthers
Waffen wirken nichlmehr.Was ein genialisch wüthenderMönch
aus seinem Käfig ins Land schrie, taugte nur für eine bestimmte
Stunde. Wollen wir heute noch leugnen, daß die Kultur den Päp»
sten und ihrer Klerisei Unersetzliches verdankt? Noch thun, als
seien dieMönche, deren mancher an ein Gemälde, eineAbschrift,
das Schnitzwerk einerOrgel ein langes Zellenleben wandte,Tag»
dlebe und geileBöcke gewesen? Als fei der Cölibat, die Erfindung

seinster Psychologie, eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte ein
Vorwand zur Stillung lüsterner Gier? Ist Das die »edle Ent-
Wickelung, in der wir Protestanten voranschreiten-? Fruchtloses
Mühen ists; und widriger Zank, der uns nicht um eineFußbreite
vorwärts bringt. Die Frage lautet längst nicht mehr: Sollen wir
Katholiken oder Protestanten sein? Sie lautet: Können wir uns
mit gutem Gewissen noch Christen nennen? Oder: Leben wir wirk»
lich denn die Lehre, die unser Mund bekennt? Wir können sie
nicht leben. Sie verbietet Alles, was uns stark und reich macht;
was ein thätiges, Werthe schaffendes Leben fordert. Und weil
Ihr nicht handelt,wieIhrsprachet,verspotten die Gottlosen Euch;
ist die Einheit nationalen Wollens nicht zu erreichen. Pfaffen»
jagd ist unzeitgemäß: brennend aber die Frage, ob wir den Herr»
lichstenMythos noch fernerfürdasKompendiumderunserLeben
bestimmenden Gebote ausgeben wollen; ob unseren Kindern nicht
die schreckende, marternde, in einem Lenzsturm oft alle Normen
sittlichen Handelns zerstörende Erkenntniß erspart werden soll,
daß sie mit dem Katechismus in der gemeinen Wirklichkeit nicht
weit kommen.Auf keinem Feld ihres Trachtens. Nicht im tzeernoch
in der Hütte; weder im Fürstenpalast noch Im Kaufmannskontor.
Auf solche Fragen giebt kein Wahltag die Antwort. Kann
ein Frommer, ohne von seinem Kinderglauben ein werthvolles
Stück zu opfern, sich mit dem modernen Leben abfinden, all die
im Lauf der Zeit entbundenen Kräfte lenken und nützen:wirwol»
lens ihm neiden. Müssens; mag er Pius oder Luther anhangen.
Denn er weiß feinenWeg, fühlt sich in Gottes Hand undkannnie»
mals zagen. Hat der Glaube an dieVernunft je so beglückt? Als
es nachtete und die Greisenhand zitternd nach dem Kalon grisf,
sprach Goethe:,Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten,
mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung
und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie
er will: über die Hoheit und sMiche Kultur des Christenthumes,
wie es in den Evangelien schimmert, wird ernicht hinaus kommen!"
Wähnet Euch, Ihr Gottlosen, nicht aus edlerem Stoff gezeugt als
die warm in einfältigem Glauben Wohnenden! Von Euch aber,
Ihr Frommen, ist zu fordern, daß Ihr die Anderen, deren tzim»
mel leer ist oder deren Christengesühl nicht über eine vage piötö
sans Is Wi hinweglangt, nicht als schlechte Kerle, als Menschen

niederen Schlages verschreit. Die SpiUelweisheit, ohne Ch risten^
thum sei sitllicherWandel.sei eine tzeldenleistung der Faust oder
destzlrnesnicht möglich, wollen wir nicht mehr hören. Beide Par-
teien müssen den Versuch aufgeben, einander niederzuschimpfen.
Werdensaber wohl erst thun,wennste nicht mehr um die Macht,
den Trog und die Büttelgerechtsame des Staates raufen. «Ich
möchte glauben", sagt Fritz, »daßvon Konstantin demGrotzenbis
auf Luther die ganze Welt blödsinnig gewesen sei; man stritt in
einemunverständlichenRothwelschüberungereimteVistonenund
die Kirche befestigte ihre Gewalt dadurch, daß Fürsten und Völ-
ker leichtgläubig und albern waren". Seht doch recht genau zu,
ob ihre Gewalt seitdem wesentlich gelockert ward. Lwt crux, cium
volvitur orbis. Lwt: weil der Steinfirst der Kirche es stützt. Den
Grundmauern derKathedralen droht von keinem Tolstoi, keinem
Walt Whitman ernste Gefahr. Lasset von dem nutzlosen Mühen
ab, gegen dieses alte Gemäuer Sturm zu laufen. Sorgetnur dafür,
daß der Staat es nicht länger noch als Festung und Zwingburg
benutze und seine Beamtenschaft wie einen Mörtelbienenschwarru
drin überwintern lasse. Trennung des Staates von der Kirche:
Das ist eineLosung. Eine, die auch den Frömmsten nicht mißfällt.
Eine, die auf der Linie der Lutherthat liegt. Keine, die bis zum
nächsten Donnerstag siegen kann. Im Lande Bayles und Vol»
taiies hat der sichtbare Kampf vor hundertdreißig Iahren be»
gönnen. Das Konkordat war ein Waffenstillstand. Jetzt liegt die
calotte am Boden.Für immer? Vielleicht hört der Enkel noch ein-
mal das stolze Wort von den Fesw Oei per ?ranc«8. Doch bleibt?
einfortwirkendesEreigniß, daß im ExperimentIrland europäischer
Menschengeschichte auch diefe Revolution gewagt werden konnte.
Die Pfaffenfresserei der Combisten schien ein häßliches Possen»
spiel. Die Entkirchlichung der Republik ist eine verdammt ernste
Sache. Nicht nur eine französische; eben so wenig, wie die Ver»
kündung des Iakobinerevangeliums eine war. Noch aber brau»
chen unsere Chouans sich nicht zu wasfnen. Mindestens ein Iah -
zehnt stiller Vorarbeit wäre nöthig, ehe an die innere Säkulari»
sation Preußens gedacht weiden könnte. Preußens, nicht des
Reiches: das Verhältniß zu den Landeskirchen ist nach Partiku»
larrecht zu ordnen. So lange dem Schüler von Staates wegen Rc»
ligion eingedrillt, jedem die Weltschöpfung nach dem mofaischen

Schema erklärt wird, ist rech<s nichts zu fürchten, links nichts zu hoffen. Bleibt auch in der Mitte Alles hübsch beim Alten.
Von dem Entschluß, die Religion, als die persönlichste Angelegenheit, dem Privatrechtsbezirk zuzuweisen, sind die Regirenden heute weiter entferntals vor hundert Iahrenzweiter noch als in den dunkelsten Tagen Friedrich Wilhelms des Vierten. Selbst damals wurde nichtso laut die Christenpflicht postullrt, von Thronen und Thrönchen herab der aufrechte Atheist nicht so oft rauh angefahren. Hörten wir nicht sogar die Behauptung, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein? Die Oberfläche blieb glatt. Man hatte sich an so Vieles gewöhnt und nahm auchDiesesnoch hin; mit geduldigem Lächeln. Längst aber klingt der Volksmehr» heit solche Gestnnungbüttelei wieDysangelium; und derAerger darüber hat einen großenTheil der zünftig Gebildeten demPro» letariat verbündet. Der Unwille über ein Staatswesen, das auf seine Rückständigkeit noch stolz ist. Wir sind der Klnderfibel und dem Bakel nun entwachsen. Wir wollen nicht, daß den stärksten Geistern, den Männern, die vor dem hellen Taggestirn nicht scheu blinzeln, die Mitarbeit am Staatsgeschäft verwehrt wird. Wollen nicht, daß in tzelmholtzens tzeimath Kultus» und Kulturpolitik länger von irgendeinem geschniegelten Herrn »geleitet" werde, dem die deutschen Denker und Dichter nie lebten. Wir stnds müde, das Ewig-Gestrige gehätschelt und alles Kräftige, von Keimen Trächtige verpönt zu fehen. Zu hören, wie Deutschland draußen verspottet wird. Laßt unsern Herrgott aus dem Spaß! Der wird selbst für sich forgen nnd bedarf Eurer Hilfe nicht. Euer Reich ist von dieser Welt. Eures Amtes nicht, die Gläubigkeit zu beschnüffeln. Eure Pflicht, jede nutzbare Kraft zu verwerlhen; auch wenn ihr kein Heiland geboren ward. Doch Ihr braucht Gen» darmen.So viele, daß die Zahl auffallen und ärgern könnte, wenn alle in Eure Farben gekleidet würden. Der Pastor soll die Hürde bewachen. Und Ihr riefet zum Kampf gegen die Centrumspartet? Diestelltja nochheutedie besten Wächter. Ihr habt die Schwarzen in die Gnadensonne geholt,weil Euch vor den Rothen bang wurde. Schutz und Putz wolltet Ihr. Auch das Bekenntniß zu einer Re» ligion war, sagt Goethe, manchem Hochgeborenen (dem Person» liche Größe fehlte) ein Mittel zur Popularität. Ihr wollt dieBüt» telschaar.das Gepräng und denNimbus nicht missen,die nur die

Kirche zu liefern vermag: und werdet Euer pompöses Staats»
christenthum deshalb ruhig weiteischleppen. Der Kampf um die
deutsche Kultur ist gegen die Regirenden zu führen; nicht gegen
eine Partei. Sorget für starke und gerechteRegirung.Beseitigt, so
weit Menschenkraft es vermag, die empörende Ungleichheit der
Waffenrüstung beim Beginn des Kampfes ums Dasein. (Mil-
lionäre sollten begabte Volksschüler aufhöhere Schulen undUni»
versitäten schicken, statt Legate für Krankenhäuser und ähnliche
Anstalten zu hinterlassen, deren Bau und Erhaltung Sache d«s
Staates und der Gemeinde ist.) Oeffnet dem Talent jede Lauf»
bahn. Behandelt den Arbeiter wie einen Gentleman; auch wenn
Ihr Euer Recht gegen seinen Anspruch streng wahren müßt, immer
wie Euresgleichen. Seufzt oderjubelt:niewlederwirder Euch hö»
rig.Well er zu tüchtig, zu selbständig ist, um sich in Knechtsdemulh
zu bescheiden, konnte er Euch und dem deutschen Land in Wohl-
stand helfen.Ihr meidet gefährliche Gährung, wenn Ihr ihn füh-
len lasset, daß Ihr den ebenbürtigen Kontrahenten in ihm achtet.
Ein deutscher Staatsmann würde heute zu den Konserva»
tiven sprechen: «Ihr müßt überdenTaghinausvorsorgen.Bleibt
Ihr die peeußische Iunkerpartei, blind vor allen großen Zeichen
der Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens der Haß. Aufdas Cen»
trum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen. Das ist fchon
morgen vielleicht einedemokralischePartei, der dieAdeligengern
entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie
an dieNothwendigkelt innerer Modernisirung gedacht? Zaudert
nicht träg vor der Frage, was Ihr thun sollt. Seid brünstig im
Geist, mahnt derApostel, und schicket Euch in die Zeit. Wozu dient
heute noch all der alte Stapelkram, der EuerLager füllt? Gehtins
Volk; die Tage der Privilegirung sind dahin. Sichert Euch die
Klassenexistenz und fraget nicht, was Andere lernen und wie oft
sie beten. Haltet Euch nicht bei der Sehnsucht nach Staatsstreichen
und Rechtsbeschränkungen auf.Das Klima, das Europa jetzt hat,
ist solchen Plänen nicht günstig. Ihr sollt den Ekelnamen derRe»
aktionäre loswerden und ungefährdet fortan im Agrarbesitzrecht
wohnen.Pflichten internationaler und nationaler Politik heischen
das Opfer; das Euch ja nicht allzufchwer werden kann. Zur Stil»
lung Eures metaphysischen Bedürfnisses wirds noch reichen, auch
wennReligion offizellfürPrivatsache erklärt ist. Müßt Ihr denn

OsterkerzeNj
immer als die Feinde der Bildung verschrien werden? Als die
Leute, die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien
werden, daß im Reich der Großindustrie der Fremde bittet, nach
alten Kirchen und Schloßruinen ihm auch einen überlebenden
Kobereau zu zeigen? Ihrhabts nicht nöthig.Seid starke Kerle, die
in jedem Beruf rasch was vor sich bringen, in jedem bald vornan
sein können. Blicket nach England hinüber. Ist da der Adel ohn»
mächtig? Arm? Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vor»
wärtskommen und die Welt unter Eduards Sohn nichtmehraus»
sieht wie unter Karl Stuart? Ihr wollt die Leute der nouvelleg
couckes nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen möch»
ten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil sie
glauben, nur aus diese Art mit Euch fertig werden zu können; unl>
doch fertig werden wollen: denn Ihr sperrt ihnen ja den Weg und
möchtet die Quellen ihrer Bildung, ihres Reichthumes, ihrer
Mecht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden! Auf der Ba»
fis, daß Ihr bekommt, was kluge Agrarier für das Minimum des
Unentbehrlichen halten, und daß Ihr auf altes Gerümpel ver»
zichtet. Auch mir gefiele ein luftiger Bauernstaat mehr als einer
mit Kohlenstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen
ruft ihn nicht zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir
unsere (viel zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie ein»
richten. Und nobler ists, EureSöhne mitmachen als fieBankier»
töchter Heirathen zu lassen, die Euch die Rasse verderben. Eure
Rolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr
könnt im Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental
und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle,
die an der Erhaltung des Reiches interessirt sind, weil es sie gut
nährt. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie."
Und zu den Liberalen spräche der Vermittler: »Was fehlt
Euch? Ihr seid reich geworden, könnt Titel, Adelsbriefe und
Orden kaufen und gebietet im ökonomischenUnterbau derGesell-
schaft. Auch Die unter Euch zu Jakobs Söhnen zählen, können
eigentlich nur noch darüber klagen, daß ihre Söhne nicht Offiziere,
Gerichtspräsidenten, Provinzspitzen, Minister werden. Die po»
Mische Macht aber habt Ihr nicht erobert; dürftet, nach Eurer
Leistung, einen größeren Theil davon fordern, als er bis heute
Euch ward. Daß es so kam, istEureSchuld. IhrhabtjedeSteuer

wie ein Nationalunglück begrelnt und, recht kindisch, gethan, alS stecke der Finanzminister den Ertrag in seine Tasche. Ihr habt dem Staate die Machtmittel geweigert. Wolltet dem Genius die Locken scheeren und schäumtet, da er sich von Euren Philister- stricken nicht binden ließ. Als die Schwachen sich schämten und in Rodbertus, Wagener, Lassalle, Ketteler, Marx Führer fan» den, als von der Katheder, der Kanzel ein milder, nicht demo» Akratischer Sozialismus gepredigt wurde und der Staat sich der neuenWollenszone anzupassen begann, saßetIhr inManchester, prieset den Segen der Selbsthilfe, wähntet, mit formaler Rechts- gleichheit (die dem Besitzlosen wenig frommt) sei Alles gethan, und wolltet dem Staat nach Möglichkeit den Willensbezirk be» schränken. Stöhntet in ethischer Hochstimmung über .Interessen» Vertretung'^ die doch der zunächst wichtige Sinn und Zweck poli- tischer Arbeit ist und nützlicher als das öde Phrasterwesen Eurer blüthenlosenMaienzeit. Statt nach derMacht zu streben, wolltet Ihr die Machtinhaber argern, ihnen, als filzige Kalkulatoren, das Leben verleiden. Ihr habt das Geld, habt die Bildung, die Presse: und Sure politische Bilanz sieht jämmerlich aus. Laßt das Holzpapier mit den großen Worten endlich gilben. Schafft Eurem Bolitisiren einen Inhalt. Warum schmäht Ihr die Junker? Sie drücken Euch ja nicht mehr; Ihr habt keinen stichhaltigen Grnnd, sie, wie der Parias die höheren Hindukasten, heute noch zu hassen. Daß sie Euch manchmal noch lästig sind und der Modernistrung des Staates widerstreben: abermals vestra culpa. Ihr wollt ihnen die Kehle zuschnüren: und sie wehren Euch ab. Wir brauchen sie noch für einWeilchen und müssen deshalb auch dafür forgen, daß sie nicht verkümmern und aussterben. In altem Urtheil, das den Begriff .Vornehmheit', den Urbegrlff, prägte, wohnt Sinn. Nicht, weil ihre Ahnen am Hof der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese Geschlechter, sondern, weil sie auf gute Zucht hielten, auf reines Blut und edleRasse.undihreKinderge» wöhnten,im Ehrenpunkt empsindltchzuseln.Sehtstean.dieschlan- kenLeiber und feinen Köpfe: und sagt dann aufrichtig, ob wir sie als anthropologischen und militärischen Werthfaktor heute schon entbehren können, wenn wir uns als tzerrenvolk behaupten wol» len. Modernste Wissenschaft bezeugt laut die Wichtigkeit der Ab- stammung aus einer langen Reihe sauberer, wohlhäbig in guter

Luft erwachsener, vom strengsten Ehrenkodez beherrschter Men»
schen. Zwinget sie nicht, die Feinde Eurer Wünsche zu bleiben.
Liberalismus hat nichts mit Freihandel zu thun und hört nicht
hinter einem bestimmten Zolltarifsatz auf. Chamberlain war der
radikalste Förderer politischerFreiheit undIames bewilligte der
französischen Feldfrucht den Zollschutz. WennKohle undKupfer,
Baumwolle und Geld theurer wird, nehm t Ihrs hin, wie anderen
Lauf der Welt. Warum brüllt Ihr, wenn der Preis des Brotes
oder Fleisches steigt? (Brüllt, trotzdem ein beträchtlicher Theil
des Mehrgewinnes indieTascheEurerLeute.derZwischenhänd»
ler, sickert?)WeilIhr den Grundadel rulniren möchtet. Und weil
der Grundadel diese Absicht erkannt hat, will er denQuell Eurer
Macht verschütten. Vierzig Jahre fast währt der Kampf. Hat er
Euch Nutzen gebracht? All Eure Prophetenweisheit, die von
jedem Schutzzoll denUntergang derReichswirthschaft datirte, ist
zu Schande geworden. Das Reich braucht Siedelstätten, Arbeit,
Umlaufsmittel und starke deutsche Menschen, die selneAecker be»
stellen und seine Maschinen bedienen. Diese Probleme sind viel
wichtiger als die Zollfragen (die Euch nach Menschenermessen
nicht lange mehr plagen werden). Gebt den Kampf endlich auf,
aus dem lohnende Beute doch nicht zu holen ist. Die Industrie»
arbeit« gewinntIhrfürs Erste nichtwiederzfie verlachen Careys
Lehre von der Harmonie der Interessen. Die Bauern lockt Ihr
nicht aus dem Bunde der Landwirthe; all Eure Berechnungen
überzeugen sie nicht,daß billigeFrucht»undViehpreiseihnen das
tzeil bringen.Schlietzet Fried en mit den Männern der Ackerscholle.
Dann werden sie Euch nicht hindern, das Reich nach modernem
Bedürfniß zu möbliren. Dann kann das schöne, allzu lange uns
verekelteWort.Liberal' wieder einenInhalt bekommen.Ihr habt
Manchester geräumt;laßt auch den letztenRestdesCobdenerbes
nun fahren. Jetzt sindEureWorthülfen leer. Millionen aber be»
reit, für das Lebensrecht des mündigen Volkes zu kämpfen.-
Nach stiller, emsiger Vorarbeit könnte eine Verfassungpartei
«ntstehen. Doch die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her
die Macht winkt. Mancher Streit ist schnell geschlichtet worden,
als die Suppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag
politischen Lebens. Warum? «Erstens, weil die Bourgeoisie, die
nun einmal das Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel Geld ver»

dient, daß sie für Politik nicht Zeit hat (und völlig vergißt, d«5
diese Politik ihr, Wenns noch eine Weile so weiter geht wie seit
1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil
keine Partei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zir
machen." Das ließ unser Elend zu hohen Iahren kommen. Wer
setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genug»
thuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayon»
nette unliebsam gekitzelt zu haben?AlsLand undMachtznwachs
zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt ge»
schlössen, hat der Wittelsbacher sogar aus daserträumteAlternar
imKaiseramt verzichtet. Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt,
verbünden sich Aktiengesellschaften, die gestern verfeindet waren.
Die Hoffnung auf Profit überwindet alle Gefühlswiderstände.
Wir werden großeParteien und starkeKoalitionenhaben,sobald
man sich entschließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regi»
rens zu geben. Entschließt man sich nicht: parliamentarx Qovern-
ment kann ohne Aenderung der Gesetze erzwungen werden.
Die Sicherung dieser Regirungform muß das nächste Ziel
politischen Trachtens sein. AnserReichsparlament redet denRe»
girenden ins Handwerk drein und knickert ihnen die Pfennige ab.
Dieser unwürdigeZustanddarfnichtnoch länger dauern.DleEnt»
wickelungstufe des Parlamentarismus läßt sich nicht überfprin»
gen. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Bel»
gien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar
regirt das Parlament. Soll auf unser tzerrngebot die Sonne über
Gibeon.derMond überAjalon stillstehen?Deutschlandist anpo»
Mischen Talenten nicht so arm, wie Mancher wähnt; in ein regi»
rendes Parlament würden sie sich drängen. Jede Wahl wäre dann
ein Ereigniß: denn der Stimmzettel würde über die künftigeRe»
girung entscheiden.Die großen Staatsbürgerklassen undB;rufs»
gruppen könnten sich nicht mehr gleichgiltig von allem politischen
Getriebe fernhalten: denn sie müßtenihrIntercssegegeneinfeind»
liches durchzusetzen versuchen. Bedeutende Männer, die im Le»
ben Etwas geschaffen, also Etwas zu verlieren haben (und für eine
Schwätzerrolle deshalb niemals zu dingen sind) würden um Man»
date werben: denn sie dürften hoffen, ihres Wirkens Spur dem
Vaterlande tief einzudrücken. Minister und Staatssekretäre könn»
ten frei dem Drang innerster Neberzeugung folgen: denn ihr Le»

bensschicksal hinge nicht amWink eines Einzigen und sieschiitten
vom Bundesrathspodium in denAbgeordneienraum, nicht in die
Verbannung. Die Fraktionen müßten darauf gefaßt fein, morgen
zurAusführung desProgramms berufen zu werden, das fle ge»
ftern opponirend verfochten.DieFührer der einander in der Herr»
fchaft ablösenden Gruppen würden das Innerste der Reichsge»
schäfte kennen lernen und allmählich ein politisches Personal bil»
den, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang derMaschine
sachkundig kontroliren kann. Allzu lange gebundene Kräfte, die
für die res publica brauchbarsten würden entfesselt und kämen zu
nützlicher Geltung. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich
im Land Luthers nicht nue als heimlich regirende Partei zu be»
haupten, sondern für fein Handeln und Hindern die Verantwort»
lichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie
würde durch die Hoffnung, als Tgeil einer Koalition und eines
Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche
des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäfti»
gen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den modernden
Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und den
Weg der Lassalle, Seddon, Burns, Briand zu gehen. Wenn die
Päpstlichen und die Marxischen erst einmal regirt hätten, zur
Staats raison gekommen wären.ließe sich bequemer mit ihnen leben.
Heut«? Drei Viertel des Volkes kümmern sich kaum um die
Wahl.EinpaarRothemehr,einpaar Schwarze weniger: behende
ExcellenzenkämenmitjedemParlamentaus.Wennzu bestimmen
wäre, welche Klasse nach der Wahl mit ihren Exponenten die
Reichs ämter besetzen soll, würden wir ein anderes Leben spüren;
brauchte man die Wähler nicht mit Zuckerwerk an die Arne zu
schmeicheln. Unser Reichstag ist ein Ornament; kein das Auge
fremndes. Er kann zustimmen und ablehnen; seinWtllehatnicht
Schöpferskraft. .Wenn die Kerle sich ausgeschimpft haben, sind sie
wieder still.- Heute befetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht
qllwissend, nicht allsichtig ist, die wichtigsten Posten mit den
Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge von der Säule herab
noch zu erreichen vermag. Kommen Tänzer ans Pult des Rech»
ners. Bleiben Botschafter, die ihr jüngster Sekretär bespöttelt,
trotz allerIrrung in ihrerPfründe. DemReichzuschwerem Scha-
den. Wir müssen, zuletzt unter allen europäischen Völkern, die
2

Probe von dem Gegentheil endlich wagen. Wir sind reif; und
wollen selbst unser Glück schmieden. Schlechter, als es bis heute
war, kanns nicht werden. Wer die Wendung zur Demokratie zu
brüsk findet, mag bedenken, daß selbst Bismarck gesagt hat, je
nach demZeitbedürfniß müsse absolutistisch oder parlamentarisch
regirt werden. Britaniens Geschichte beweist, daß die Mona»
chie auch mi!parlismentar>()<zvernment bequem zu leben vermag;
hals gerade im letzten Menschenalter bündig bewiesen. Victoria
kochte auf allen tzerdlöchern und Eduard war in vier Erdtheile»
der mächtigste Mann. Unsere Monarchie soll nicht dem gester»
geküßten und heute geprügelten tzeiligenbilde des neapolitanl»
schen Lungerers ähneln. Englands Volk erstritt sich sein fouve»
raines Recht, als die feinsten Stickereien noch opera anglicähießen.
Jetzt empfiehlt die Aufschrift 1Via6e in (Zerman^ jede Waare. Und
nach solchen Erfolgen soll die Nation unter der Fuchtel bleiben?
Nicht reif sein, selbst zu entscheiden, was ihr frommen, was scha»
den kann? «Unsere Fürsten*, sagt Lagarde, »mögen sich nur ja
nicht einbilden, daß zwischen ihren Unterthanen nicht Ihresglei»
chen wohnt. Unten Volk, dann eine lange Weile gar nichts und
oben ein Dalai-Lama in Uniform: so verstehen wir die Monar»
chie nicht." Ein regirendes Parlament könnte zur Sicherung des
Neichsgefüges mehr thun als ein Mandarinenklüngel. Man
dürfte an ProportionalwZhl, an Listenskrutinium, an ein Reichs»
oberhaus denken, indas Männer von ansehnlicher Lebensleistung
berufen Würdenz und als Entschädigung die lächerliche und auf»
reizende Verschiedenheit der Wahlkreis«»sänge beseitigen; die
Verantwortlichkeit der politischen Beamten, auch der höchsten,
durch ein Gesetz regeln, das den Steuerträgern das Recht gäbe,
von Behörden vergeudetes Geld einzuklagen.Noch andereSchutz»
bürgschastten sind denkbar. Vollkommenheit ist nicht zu erreichen;
doch ein erträglicher, dem Bedürfniß genügender Zustand.
Solche Mahnung war hier im letzten Jahrzehnt nicht nur
einmal zu hören. In den Willen der noch Mächtigen ist sie nicht
wirksam geworden; und längst Voraussehbares wurde nun Er»
eigniß. «Ist das DeutscheReich etwa von himmelhohen Planke«
umzäunt, die den Nachbarn den Einblick sperren? Das Schau»
spiel inneren Haders könnte den Feind verleiten, den unbequemen
Konkurrenten, ehe die günstige Stunde verpaßt ist, noch mehr i»

die Enge zu treiben. DerDeutsche darf auf viel in seinertzeimath
Gewordenes stolzsein.DerBauer,Arbeiter,So!dat,Unternehmer
steht seinen Mann. Technik, Industrie, Bank, Kaufmannschaft
leisten mindestens eben so vielwieinjedemanderenLand; leisten,
mitgerIngeren Mitteln, oftmehr. Wir habe nnoch immer den besten
Lieutenantzund unsere Beamten sind fleißig un d ehrenhaft. Weils
so ist, brauchen wir nicht stumm zu dulden, daß wir schlecht regirt
werden. Die wichtigsten Staatseimichtungen genügen dem An»
spruch der Zeit nicht. In der internationalen Politik können wir
auf Jahre hinaus nichts Beträchtliches unternehmen. Das hat
Onkel Eduard erreicht. Nicht ohne unsereMitschuId. Ein großer
Tmtzbund umklammert uns und hofft, ohne Krieg die Expansion
des Eindringlings hemmen zu können. Wir müssen uns ruhig
halten; dürfen uns aber durch keinen Bluff einschüchtern lassen.
VomKablnet aus, mit Handlangern, ist ein großes Reich nicht zu
leiten. Keine Heraus forderungFremder; Ruhe oben und unten;
jederEntschlußbisindieletzteFolgewirkungvorgewogenztapferes
Beharren auf dem als nöthlgErkannten. Das muß erlangt wer»
den. Noch Eins: das Recht eines mündigen Volkes, sich selbst zu
regiren." Sätze aus dem Frühjahr 1907. Der Dreibund wurde
von Mond zu Mond fester; dasVerhällniß zu jeder Großmacht
hold wie sanfter Lämmlein In einem Hirtengedicht. Dann kam der
Erd krieg. Rußland, Frankreich, dasBritenimperium,Iapan,Ita-
lien, Belgien, zwei Setbenstaaten, Portugal, Rumänien, Ame»
rika gegen unszsast.mit den Bewohnern der Kolonien, eine Men-
schenmilliarde. Neutrale dreier Grdlheile zeihen uns, laut oder
leise, rohen Völkerrechtsbruches und die Republik China (drei»
Hunde, tvierzig Millionen Einwohner) löst sich schroff aus dem
Diplomaten»« k«hr mit dem Deutschen Reich.Darf die Regirung,
die solchen Aufmarsch nicht vermeiden konnte, der Staatskunst
einerDemokratie sich Überlegen wähnen?Blutströme haben alles
Bedenken weggeschwemmt. Das Volk, das, bis auf den buckeli»
gen Schneider und die hinkende Magd, zur Reichsrettung auf»
geboten ward, hat das Fürchten verlernt und ducktstch nie wieder
in Kindsgefühl. Jubelt oder stöhnt: hinter jedem Kriegsausgang
steht die Gewißheit, daß Deutschland nur noch vom Volkeswillen
regirt werden kann. Heute schon würbe ein klug bereitetes Demo»
kratenprogramm ungeheuren Anhang. Wenn die im Vorrecht

Wohnenoen mit der (allzu vielbefchwatzlen)DkhnungdeöPreu»
ßenwahlrechtes aus derKlemme kamen,dürften sie ihrGlückdem
eines Mannes vergleichen, der auf der höchsten Sprosse dertzen-
kersleiterhört,ersei nur verurtheilt.stchschleunigrasirenzu lassen.
Gaaz andere Umpflügung naht. Nicht eine Zeit für die Halben
aus tzaramathaim; keine für den Versuch, in geflickte Schläuche
gährendenMost,inverrosteteAmpelnfrischesOelzugießen.Sputet
Euch, die Ihr Fürsten berathetl Wer Nothwendiges schnell ge>
währt, meidet den Schein unwürdigen Zwanges. Ohne das Recht,
zur Gestaltung deutschen Schicksals mitzuwirken, das Leben, die
Habe, die Hoffnung der Kinder und Enkel dafür einsetzen: Das
war gestern. Heute, am Lichtersabbath, ziemen nicht Kerzen mit
qualmendemDocht.AusdieserNachtwiUDeutschland auferstehen.
Paskegelächter.
»Oft hast Du den Willen betont, den Krieg bis in den Tag
endgiltigen Sieges zu führen. Glaubst Du aber, daß dieser Sieg
möзlich wird, wennAlles bleibt, wie es ist? WeißtDu.wie es im
Inneren desReiches aussieht? HörstDu die Wahrheit? Wurde
Dir je gesagt, wo die Wurzel des Uebels zu finden wäre? Manch-
mal hörte ich aus Deinem Munde die Klage, daß man Dich be»
trüge und Du nur dem Gefühl derFrau trauest, dieDir vermählt
ist. Doch die Kaiserin spricht nicht die Sp räche der Wahrt) eit.Kannst
Du sie nicht schädlichem Einfluß entrücken, so wehre Dich wenig»
stens selbst gegen das Trachten der Leute, die mit ihrer Zunge re»
den. Wenn Du diese dunklen Gewalten verscheuchst, wird Ruß»
landsWiedergeburt möglich; nur dann aber kannstDu das halb
schon geschwundene Vertrauen der Volksmehrheit zurückgewin»
nen. Lange habe ich gezögert, ohne Rückhalt Dir zu sagen, was
ist: Deine Mutter und Deine Sch western drängten mich in den Ent-
schluß. Der war nothwendig: denn der Kaiser, der Thron, das Va-
terland sind in ernster Gefahr.- Das hat, im Februar, Großfürst
Nikolai Nikolajewitsch, einst derEntbinder desVerfassungmani»
festes, an den Neffen Nikolai Alexandrowitsch geschrieben. Der
Kaiser fiel und derThronsollalsSchaustückverstauben.Ausdem
Vaterland der zwei ungleichen Nikolais kommt fast nur schwanke
Bolschaft, auf dieUrtheil nicht haltbar zu stützen ist. Doch vor das
Auge und Ohr der Deutschen pflanzt sich, mit grimmem Gestus

und wilder Rede, eine Gestalt, die über unsererErde einmalschon
ein Stürmchen umweht hat und die im Leid Ernste lächeln lehrt.
Alexeij Maxlmowitsch Peschkow, der sich als Dichter Mazlm
Gorkij, den bitteren Max, nennt, hat das süße Wohlgefühl, mit
seinem Wort ins Weite zu wirken, früh kennen gelernt. Er ist in
die Mode gekommen;und wenn vor demBeifall heulenden, Ver»
ständniß heuchelnden Troß manchmal ihn auch noch der Ekelüber»
mannt: in hellen Stunden fühlte er das Behagen des Siegersund
seinDichten, das die Gall ensäuren einst dunkelgelb färbten, strömte
frei dann ins Sonnenland, wo frohe Hoffnungen reifen. Keine
Utopia sieht er, nicht das Tausendjäh,ige'Reich milder Brüder»
lichkeit, das Tolstois ein Bischen kokette Inbrunst träumte. Der
SroHaZ, der Stromer, der auf der Walze Jahre lang durch den
russischen Süden zog undindertzeimathGogolsundShewtshen»
kosdenKleimussenöhnltchwurde,derProletarier,deraIsSchuster
und tzolzknecht, als Bäckerlehrling und Schiffskoch, als Bahn»
Wärter und Aktenschreiber seinLeben fristete, kennt die Menschen,
dieMasse undihrePsyche zu gut, als daß er so leicht sich in einen
Chiliastenwahn verirren könnte wie ein müder, von Sutajews
Predigt aus weltmännischer Genußsuch tzu tzeilandsglauben und
tzeilandshochmuth erweckter Graf. Nie wird der Wolf fromm
neben dem Länimlein grasen, nie der Kampf ums Dasein, das
grausame Gesetz der Auslese die Menschheit in heiliger Ruhe
lassen. Das weiß Gorkij; doch dem vom Erfolg früh Gekrönten
schmeckt das Leben nichtmehr so bitter wie demLandstreichereinst.
Er ließ sich noch gern im Bauernhemd Photographiren, saß aber,
nicht immer mit der Duldermiene, die er aus Rjepins Bild zeigt,
in mancher Winternacht unter den Löwen der Petersburger Sa»
lons. Viel ists ja nicht, was ein Dichter heute noch wirken kann.
Unter Hundert, die ihm zujauchzen, treibt Neunzig der Sklaven»
instinkt, der sie vor jeder Macht, jedem Erfolg auf dieKniedrückt;
und die Anderen wollen amusirt sein. Opfer willKeiner bringen,
Keiner der Lehre das Leben anpassen. Mit dieserElkenntniß muß
auch der Poet sich abfinden. Ehrfurcht mag er die Menschen lehren,
EhrfurchtvordemMenfchlichenimelendestenAdamssohnz Selbst-
achtung und Respekt vor dem fremdenWesen des Nächsten. Mit»
leidig soll er sein und doch mU dem Untüchtigen nicht stets über
die Stärke des Tüchtigen flennen. Nicht eine Moral predigen,

die nicht Jedem taugt, sondern in Jedem die natürliche Lebens»
kraft sammeln und, als guter Gärtner, die Wurzeln dorrender
Pflänzchen mit Wärme und Wasser versorgen. Und die Haupt»
sache: der Kundschaft bunte Geschichten erzählen; dann horchen
die schwer Athmenden auf, die entschlummerte Phantasie wird
befruchtet und erwachende Lebenslust scheucht den Trübsinn, des
Elends samenlosen Gevatter, in alle Winde. Ein solcherDlchter
schreitet durch Gorkijs, Nachtasyl. - Luka heißt er, nach dem Künst»
ler»Evangelisten,der ein Arzt war, ein Fabulirer undMaler.Als
Luka, mit Theekännchen und Wandelstab, aus dem Asyl weiter
schreitetest in dem Heimlosen Gesindel einWiUensrksterwkckt und
ein Lichtschein erhellt die Spelunke: die Erinnerung an einen
Gütigen, der nicht Prediger noch Richter sein wollte, nach Schuld
und Unschuld nicht fragte, Menschen menschlich sah und, wenns
sür seine Patienten gerade nützlich schien, das Blau vom Himmel
flunkerte. So wollteGorkij selbst seinzer hatte nicht vergessen,daß
sein Kamerad Konowalow ihn einst bat: »Maxim, laß mich den
Himmel sehen!" Noch hat er ihn nicht entwölkt; auch in nie be»
treteneTiefen uns noch nichtgeführt. DerAnblick seinerMensch»
heit packt uns nicht mit unbekannten Schauern und den Platz, auf
den der Marktlärm der Mode den Sechsunddreißigjährtgen wies,
konnte nur stärkeres Vollbringen der Mannesjahre ihm sichern.
Aber er ist ein ganz ungewöhnlich reiches Fabulirtalent und ein
Psaligraph, der die Fülle der Gesichte mit gütigem Auge und slin»
kem Finger zu gestalten versteht. Schade, daß er so viel gelesen
(sogar an Nietzsches Paradiesäpfeln genascht) hat und, wie die
meisten Autodidakten, der Versuchung nicht widerstehen kann, die
zerlumpten Kleider seiner Leute mit Putzaphorismen zu flicken.
Unklugwars, ihn gestern schon zu den großenDichtern zu rechnen;
neben den Landsleuten Gogol und Nekrassow, Dostojewskis und
Tolstoi wirkt er einstweilen noch wie ein Knirps. Was er bietet,
hat er von den Aelteren übernommen und in seines Wesens Art
gezwungen,doch nicht selbst gefunden.Gogols«Mantel"istmehr
Werth als Alles, was Gorkij geschrieben hatzund nur Leute,deren
Lecture nicht übers Jahr 1890 zurückreicht, können den Mann aus
Nishnij als einen König im Reich slawischer Poesie ausschreien,
wo er bis heute doch nur tin reich begüterter Lehnsmann war.
Einer, der die große Eurovásrglocke! läuten hörte und, wie ein

Britenschüler, von Evolution und Selektion spricht: unter der
Tünche dennoch ein Russe; weich, ohne feste Willensrichtung, mit»
leidig, amoralisch, von hell ausflackerndem, doch rasch auch wieder
verlöschendem Gefühl, dem nur Fanatismen zu längerem Leben
hülfen. Und Luka ist ohne Fanatism us. Doch der nicht mehr allzu
bittereMazim liebtseinVolk und hat fürRußlandsIugendmuthig
die Stimme erhoben. Das war wie ein Wunder; steigt aus der
Schneewüste eine Lerche singend zum Nachthimmel auf? Wird
solcherSänger überschätzt, dann sollmannichtschelten; nur daran
«rinnern, daß der Tapferkeit, nicht der Kunst hier Lorber lohnte.
Tapferkeit, die sich durch die That noch niemals bewähren
konnte, verdient nicht höheren Ruhm als Jungfräulichkeit, der
kein Versucher je nahte. Die launische Autokratie, die dem alten
Tolstoi eine Rebefreiheit gewährte, wie sie in keinem Land Euro-
pens auch nur vierWochen langdenkbar wäre.ließ auchdenjun»
gen Gorkij ruhig seine Sturmvogellieder singen.Oft mußten wir,
im Genuß unserer in Frledenszeit für Rede und Schrift konsti»
tutionell verbürgten Preußenfreiheit, ihn beneiden, oft wünschen,
nur vierzehn, nur acht Tage lang unangefochten reden zu dürfen
wie er.Ihm geschah nichtsztrotzdem er längst begonnen halte, mit
den unruhigsten Köpfen zu äugen, und fein „Falke" schon him-
melan gestiegen war. Erst in den letzten Ianum tagen des Jahres
1905 kam er in ernsten Konflikt. Der, Vorwärts «brachte in Rie»
senlettern die Nachricht, General Trepow fei entschlossen, Gorkij
nebst vieranderen Häuptern der Intelligenz henkenzulassen. Eine
revolutionäre Partei kämpft immer unter Kriegsrecht; und wer
sich gewöhnt hat, ohne Sentimentalität Politik zu treiben,konnte
den Sozialdemokraten kaum die Erfindung und gewiß nicht die
skrupellose Ausnutzung einer Schreckenslunde als Verbrechen
ankreiden. Sie redeten auch in der tzeimath, wo es nicht so be»
quem und gefahrlos ist, manchmal recht laut, wollten die Rechts'
ordnung, die ihnen schändlich erscheint, stürzen und mußten zu
diesemZweck nützen.wasderAugenblick bietet; à la Zuerre c«mme
K Is Zuerre. Die Bourgeoisie sollte anders handeln. Sie will die
Ordnung erhalten sehen, schützt die Autorität, die ihr als Stahl»
platte am Geldschrank dient, und findet durchaus angemessen und
nölhig, daß im lieben Vaterlande das freie Wort hinter Eisen»
gm innen gebüßt wird. Sie muhte, nach der Logik ihre Kaste, sa»

gen: Daß Toi kij. dessen .Nachtasyl" uns fast so begeisterte wie
eine Metropolparade, eingespent ist, bedauern wir sehr; aber
wir wissen nicht, was er geihan hat, nicht einmal, welchen Ver-
gehens er beschuldigt ist, müssen also abwarten, bis wirs wissen;
sicher scheint schon jetzt, daß er sich nicht wegen allzu freier Poeten-
rede, sondern wegen einer politischen Aktion zu verantworten hat;
undwar er InderBewegung,diewir,ungeduldig,dierussischeRe»
volution nennen, dann ists nur natürlich, daß er vor den Richter
gestellt wird; ohne zerschlagene Eier kein Eierkuchen, ohne Mar»
tyrien keine Revolution. So hätte nüchterne Vernunft geredet.
Trunkenheit lallte: «GorkijsLebenistbedroht;seinSchicksal kavn
Niemand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter derMensch»
heit am Herzen liegen!"Vers und Prosa priesen dentzelden.den
Seher. Das AUerheiligste deutscher Nation schien gefährdet.
Selbstin Berlin mußte derIahrmarkt der Eitelkeilen mit sei»
nem putzigen Treiben schließlich d ie Lachlust wecken. Man hörte die
wilden Hanswürste und bedauerte nur die zwei Dutzend ernster
Menschen, die dem Lockruf der Budenbesitzer arglos gefolgt wa»
ren. Doch die Komik der Sache war noch einer Steigerung fähig.
Durch eine falsche Reporternachricht war der Lärm entstanden;
eine eben so falsche sollie ihn enden. Schon war eine große Pro»
testversammlung angekündet: da kam die Meldung, Gorkij sei
freigelassen. Vernünftige Leute hätten gefragt: Ists auch wahr?
Hätten telegraphisch in Petersburg irgendwo Auskunft erbeten
und, felbst wenn die Frage bejaht worden wäre, gesagt: Nicht
ohne großen Gegenstand haben wir uns geregt und unsere Em»
pörung soll Worte finden, trotzdem das Aergste einstweilen ver»
mieden scheint. Doch die Pistols unserer Presse fühlten, daß des
graufamen Blamirspieles genug sein müsse; die vanih Kir hatte
ihren Zweck erreicht und konnte geschlossen werden. Die Versamm»
lung wurde abgesagt, der Deklarantennachtrab huldvoll heimge»
schickt. Am letzten Ianuartag hatte der Hokuspokus begonnen;
am dritten Februarmorgen ward mit feierlicher Miene festgestellt,
»daß die russischen Gewalthaber sich vor der Wucht der Protest»
bewegung beugen mußten." Ein paar Stunden danach war die
. Heilsbotschaft als falsch erwiesen. Nun fing, da die Rettung noch
'Glicht war, die wuchtige Bewegung doch wieder an? Nein; die
LS ckerlickkeit hatte sie nach drei Lebenstaaen getötet. Gorkij saß

noch vier Wochen inderPeter-Paul-Festung;aberdenNotablen
des deutschen Geistes war der Schlaf wiedergekehrt. Nur die Re-
porter durften flott weiter schäkern. Sie ließen den Dichter an
einem Lungenlelden und am Typhus hinsiechen; erzählten, was
er den Freunden, die ihn in derFestung besuchten, gesagt und ge»
klagt habe; wie schrecklich es ihm sei, daß er seineFrau nur durch
ein Dcahtgilter sehen, zu ihr sprechen, doch nicht ihre treue Hand
drücken dürfe. Nur die äußerste Roheit konnte den Poeten vom
warmen Herd, aus dem Arm der Lebensgefährtin reißen. Die
Kinderkomoedie hatte noch einen Schlußwitz. Gorkijwurde inRi»
ga verhaftet, weil die Petersburger Behörde fürchtete, er wolle in
Kurland(das unserem Schleswig oder Lothringen zu vergleichen
war) gegen die zarische Regirung wühlen. Als der Privatzweck
seiner Reise festgestellt ist, wird beschlossen, ihn nach kurzer und
leichter Festunghaft freizulassen und ihm nur die Pflicht aufzu-
erlegen, sich nicht zu weit von der Hauptstadt zu entfernen. Da»
mit ist er einverstanden; er wollte sich ja in Riga jeder politischen
Handlung enthalten und nur die leidende Freundin Pflegen. Alles
war fix und fertig: da drang das Echo der Protestbewegung bis
an die Newa. Ein Mann, für den das Ausland mit so feindfSli»
gerWuthPartet ergreift,scheint immer gefährlich. Und keineRe»
girung will sich dem Verdacht aussetzen, sie weiche dem Sturm,
der über die Grenze herweht. Gorkij wäre vier Wochen früher frei
geworden, wenn die deutschen Schwärmer für fremde Freiheit
ihren Schnabel gehalten hätten. Hat ers ihnen verziehen?
Vom ersten Tag an wußten wir, daß nicht Gorkijs Dichten,
sondern sein Handeln vor den Richter gestellt werden sollte; von
einem Kampf für die Freiheit des literarischen Schaffens konnte
also niemals die Rede sein. Eine internationale Bewegung, ein
Protest gegen dieMißhandlung eines in der Freiheit seiner Be»
rufsübung gefährdeten Künstlers wäre vielleicht unklug, doch ein
ZeichenmuftscherWahlverwandtschaft undeinenobleThatgewe»
sen.Der Versuch, sich in die Wirrniß eines fremden Staates ein-
zumischen und aus derFerne überPutsche, zu denen auch einbe-
kannterDichter mitgewirkt hat, ein rechtskräftiges Urtheil zu föl»
len,war dasBeginnen kin discherNaseweisheitund von beidenPo-
len deutschen Geisteslebens gleich weit entfernt. Goethe und Bis»
marck hätten es, Jeder von seinem Standpunkt aus, Jeder mit

unbarmherziger Härte, verdammt. Ein Künstler, dttz nicht mil
seinem apollinischen Werkzeug, am Umsturz der Rechtsordnung
mitarbeitet,tritt inReihe und Glied des Kämpferheeres und darf
nicht heischen, darf nicht einmal wünschen, anders behandelt zu
werden als seine Genossen.Als derDichterGorkij das wilde Lie!
vomFalken sang,blieb er unangefochten;als derAgitatorschleu»
nige Aenderung der Staatsgrundlagen forderte, begab er sich ir
die Allen gemeine Gefahr. Sollte er von Talentes Gnaden straf»
los bleiben, wo die misera plebs, die doch nicht so scharf zu unter»
scheiden vermag, zu schwerer Sühne gezwungen wird? Er hatte
einen Aufruf verfaßt(oder mindestens unterzeichnet), der die ruf»
fische Staatswirthschast in schrillen Worten vermtheilte und die
Offiziere der Petersburger Garde beschwor, nicht länger dem
Befehl »blutdürstlgerNarren" zu gehorchen. Dieser Aufruf ist in
den Kasernen vertheilt worden; während eines das Reichs»
leben gefährdenden Krieges und unmittelbar nach Straßenauf»
ständen, die Europa eine Revolution genannt hat. Recht oder
Anrecht: giebt es irgendein Land, wo solchesTrachten ungestraft
bliebe? Keins vielletcht,woöerThätermitsogelinderPöndavon-
käme. Nur ein Autokrat, der seiner Macht noch sicher und dessen
launischer Willkür keine Schranke gesetzt ist, konnte dem alten
Tolstoi erlauben, Jahre lang die Majestät schroff zu beleidigen,
die Einrichtungen der orthodoxen Kirche alsschmutziges Teufels»
werkzu höhnenund dasVolk (im Kriegsja h r sogar) zurWeigerung
desWehrdienstes zu mahnen. «Der Alte vonTulaisteinApostel
tm Slawenreich und ich will keinen Märtyrer aus ihm machen",
sagte Alezander der Dritte von dem Mann, der zu ihm fast ge»
sprochen hatte wieIochanan zutzerodes. Nurweil erlnRußland
lebte, durfte Gorkij hoffen, von langer Gefängnißpein verschont
zu bleiben. Andre Chenier hattegegendie herrschenden Jakobiner
nicht Schlimmeres gewagt: und mußte den Kopf, «u il x avsit
pourtant quelque ckose, unters Fallbeil legen. Robert Blum, der
vom frankfurter Parlament nach Wien abgeordnet war, wurde
in der Brigitten«« standrechtlich erschossen. Fritz Reuter wegen
einer Iugendeselei ein Jahr lang in preußischer Untersuchung»
Haft gehalten, zum Tode verurtheilt, zu dreißigjähriger Festung»
strafe begnadigt und nach sieben Iahren erst, durch die Amnestie
Friedrich Wilhelms, befreit. PaulDerouIede, ein k einer Dichter,

doch ein großerPatriot und derBürgereinervonSozialistenmit»
regirten Republik, saß Jahre lang wegen einer ungefährlichen
thealralisch polilischenMächlereiim Exil. Und h Ute das Deutsche
Reich der internationalen Topfgucke? nicht in den letzten Iahren
auch manches Schauspiel erlebt, das zum Protest reizen konnte?
Niemand regte sich. Jeder fands ganz in der Ordnung. In allen
> Wipfeln spürest Du kaum einen Hauch. Die Vöglein schweigen
im Walde. Für den Fremdling haben sie den Schnabel gewetzt.
Gorkij hatte keinen Grund zur Klage. Während in deutschen
Zeitungen geschrieben wurde, er werde gefoltert, von rohentzen-
kersknechten langsam totgequält, konnte er lesen, schreiben, Be»
suche empfangen, ungefähr also leben wie auf einer königlich
preußischenFestung.WieistimErblandedesKonstitutionalismus
Oskar Wilde als Gefangener behandelt worden! Nnd war, als
Dichter der Märchen, der Zuchthausballade, der Intentions, der
Salome und des Dorian Gray, doch mehr, als der bittere Max
bis heute ist; und sein Verbrechen war, daßerderPerversiondes
Geschlechtstriebes nicht wehren konnte. Vor Iahren verglich ich
das Schicksal der beidenDichter, des Massenerziehers Gorkij und
. Wildes, des kinaedischen Dandys, und sagte: „Der erste Prole.
tarier der Weltliteratur mag sich auf der schwarzen Erde des
Lebens freuen; die britische Majestät Cant ist dem Künstlervolk
ein noch viel härterer Herr als der Weiße Zar." Das hzt schon
Byron erfahren und D'Israelt erkannt; und Parnell ist, unter
kaum geringerer Qual als Wilde, dran gestorben. Rußland aber,
sogar der russische Tshin, dem doch wahrhaftig nicht viel Gutes
nachzusagen ist, hat noch die Ehrfurcht frommer Barbaren vor
dem vate8, dem Gefäß göttlichen Weih .segens. Daß der Fall Ry»
lejew nicht gegen diese Thatsache zu veiwerthen ist, ward hier
schon erwiesen.NikolaiIwanowitsch Nowikow, der die »Drohne"
und das «Morgenroth "herausgab, saß vier Jahre im Gefängniß,
weil er dem verbotenen Freimaurerbund angehört hatte; man
schrieb 1792, Peters Staat hatte seinMMelaller noch nicht ganz
hinter sich und eine Deutsche, Katharina, sprach dem Seltner das
Artheil. Nikolai GawrilowitschTshernyshewskij mußte später fast
zwei Jahrzehnte in Sibirien verseufzen; doch die Pritsche dieses
Satirikers hatle die Mächtigen auch allzu unsanft gestreichelt.
Dosiojewskij war als Jüngling blind in die Verschwörung Pe,

traschewskijs hineingetaumelt und hat die im Totenhaus ver»
brachte Zeit gesegnet, nicht ihr geflucht. Als 1880 das Puschkin»
Denkmal enthüllt war, wurde der einst als tzochverrm her zumTode
verurtheilte Dichter der »armenLeute" imTriumphzug durch die
Straßen der Hauptstadt getragen; und als er im nächsten Jahr
gestorben war.sah Petersburg eine Leichenfeier wie keine jemehr
nach Skobelews Tod. Die Söhne des Kaisers, Großfürsten und
Minister, Generale und tzosbeamte, die höchsten Würdenträger
der Kirche standen mit Gelehrten und Künstlern, altgläubigen
Kausleuten und Studenten, Edelfröulein und Nihilisten, Schul»
lindern und Bauern an der Bahre Dessen, der seinem Volk das
unsterbliche Gedicht vom reuigen Mörder Raskolnikow geschaffen
hatte, und die ganze Stadt folgte dem Sarg, das ganze Land beugte
sich in heißenThränen vor dem Genius, der da zu der Erde.dem
geliebten Mütterchen, heimging. KeineParteiunggabes indleser
Stunde; nach dem Archimandriten sprach ein Atheist, nach dem
Slawophilen ein Liberaler; und um eine Blume von diesem Grab
wurde wie um Reliquien eines Heiligen gerauft.Goaol undGri-
bojedow, Nekrassow und Ptsemskij wurden in ihrer Heimath als
Dichter geehrt, nicht als lästige Gesellschaftkritiker verfolgt. Unk
zeigt die Stellung, die schweigende Uebereinkunft dem frommen
AnarchistenTolstoianwies.nichtdasWaltendesselbenGefühles?
Weil der Brite Stead den Burenkrieg tadelte, wurde er als Aus»
landsknechtbeschimpft, gehöhnt, boywttirt und seine l^eviev «k Ke.
vievL verlor den größten Th< il ihrer Lefer. Tolstoi hat gegen den
Asiatenkrieg zehnmal das Aergste gesagt, ihn ein wahnwitziges
Abenteuer, ein ruchloses Verbrechen gescholten:und in ehrfürch»
tger Trauer lauschten ihm kriegerisch gestimmte Patrioten sogar.
Rache ist süß: denkt der bittere Mazlm, der im rothen März,
als, dreizehn Jahre nach wirren Putschen, die russische Revolution
kam, nicht hörbar wurde,imApril aber der Republik als Kultus»
minister empfohlen wird. In Gorkij, las ich, »glüht das revolu»
tionäreFeuerTscheidsesundderPatriotismusMiljukows.«(Wie
in Joseph undNikodem derWunsch glühte, von dem Synedrion,
demHohenRath der Iudenheit, und von dem Galiläer Gunst zu
empfangen.) »Er rechnet auf rasche Empörung des deutschen
Geiste? gegen die herrschende Gewalt, die weichen müsse, ehe Ruß»
land Frieden schließen kann, und ist nach Dänemark abgereist, um

von dort aus zur Vorbereitung der deutschen Revolution mitzu»
wirken.' Lernt Germania zittern? »Gorkijs Schicksal kann Nie»
mand gleichgiltig lassen, dem die edelsten Güter der Menschheit
amtzerzen liegen.- Diesen Satz und ähnlichenWortfladen haben
snn« 1905 deutsche Gelehrte und Schreiber in die Welt geschickt.
Tapferer als der Dichter, der längst nichts Rechtes mehr schus,
dünkt mich der Großfürst, derRang und Kopf an Wahrheit wagte
und mit der Wohllhat zu Haus, am Hof Rasputins, begann.

Botschaft und Glaube.

Ohne das tiefe Summen, den hellen Ton der Glocken, mit
denen sonst Erinnerung noch über weiße Häupter hin schwang,
naht in diesem spätenLenz manchem deutschen GauderOstermor»
gen. Die ersteFeierstunde ohne Geläut; dennoch: Gewißheiteinem
neuenBunde. Derer.die ein unveiwesliches und drum imDäm-
mern der Auserstehung gewandeltes Deutschland wollen. Wand»
lung, wird Euch gesagt, erschwert uns den Krieg. Erleichtert aber
(ist zu erwidern) den Flieden; wenn sie von noch freiem Willen
beschlossen wird. Das Verlangen nach Umgestaltung des Staats-
hauses verleitet nicht auf einNebengleis, sondern legt den Haupt»
sträng, auf dem das erreichbare Ziel fchnell erreicht werden kann.
Selbstbewußte Volkheit wehrt sich gegen den Uebermuths hang,
sie von außen, und wärs in ein Eden, zu stoßen; ließe sich niemals
Glück, unter anderem Himmel herrlich bewährtes, aufzwingen.
Uns aber ruft Menschheit und treibt der Wurzelsast nothwendi»
ger EntWickelung. Weil der Feind es heischt, vorwärts? Niemals.
Doch nie auch, weil er Bewegung ersehnt, Stillstand. Die tzäup»
ter der uns feindlichenMenschenmilliarde blicken finster auf das
Sehnen nach Friedensschluß, weil sie fürchten, die Rüstungsucht
werde fortfiebern und das Deutsche Reich nicht rasten, ehe es, in
einer zu neuem Kriegsaufwand unwilligen oder unfähigen Welt,
hundert Millionen Menschen mit allem solcher Zahl Nützlichen,
Kohle und Erz, Korn und Vieh, Baumwolle und Grubenholz,
Roh» und Zusatzstoff für jeden Industriezweig, umschließt. Das
wäre Herrschaft über den Erdlheil; und risse jeden vom Paktver»
ächter Greifbaren in stete Lebensgefahr. Das war nur inNebel-
zeit und könnte in Helle nicht währen. «Nur solcher Friede aber
ragt bis auf die Höhe der deutschenOpfer.« Eins der vielen Irr»

Worte, die in den letzten Wochen aufwucherten, hats angedeutet.
Hier scheiden sich Wege und Welten. Scheiden sich Kriegerische
von Friedlichen, Militaristen von Politikern? Die Vollstrecker
altenTestamentes glauben, auch mit sanftem Herzen, nur anGe»
walt, sehen hinter der Grenze ihres Reiches ringsum nur Bosheit
und neidige Tücke, belächeln jedes Hoffen auf Wandlung des
Menschheitwesens und scheuen das häßlichste Mittelnicht.wenns
derZweckderVertheidigungheiligt(dieinallzuengemDrangAn»
griffwerdenmutz).Wasdagegen gesprochenwird.klingtihnenwie
hohlePhrase. »Man siegt, nimmt dem Besiegten, was das Vater»
land braucht, und waffnei es, stärker als zuvor, gegen Vergeltung;
oder man wird geschlagen und verröchelt in Ehre. Wer andere
Ausgangsmöglichkeit erblickt, ist ein Kindskopf oder schlapper
Kerl.- So dachten Spartaner, die für die Freiheit des Meeres
gegen Athen ins Feld zogen, im zehnten Kliegsjahr denFrieden
desNikias sammt demBündnißmitdemSeetyrannenannehmen
mußten und als Greise des fast fruchtlosen Heimathsieges nicht froh
wurden. Müßte goethischerGlaube an edle EntWickelung nichtver-
dampfen, wenn des Denkens Faden heute noch von der selben
Spule liefe wie 430 vor dem Chiistus ? Den Männern und Frauen
des neuen Bundes wäre dieser Ausrodekrieg Totsünde und den
E 5, kein verhängteBedräuung, wenn er das Vaterland zwänge, auf
Trüm mein über halb schonZer tretene zu siegen zwürdig derFriede,
der aus derVerständigung mit Nachbarsverstand aufblühte und
ieder Nation, dem dünnsten Stämmchen selbst, gestattet, neben
Freien frei zu sein. Soll Vernunft geächtet, der Feindschaft die
Losung bleiben, die ihr heimlich das Gefühl aller Menschheit ver»
zündet? Auch der Geist, Autospartaner, ist Waffe und schuf dem
Deutschen unverjährbare Macht. Dessen Wille hzt sich lange indte
Stummheit des umknäuelten Kämpfers beschieden und scheint
Zernen nun tot. Sparet Myrihen und Aloe, mit denen Ihr den
schoß der Verwesung durch duften möchtet! «Gottes Reich ver»
:rbt sich nicht von Fleisch zuFleisch, sondern von Geist zuGeist.*
Zeind der Freiheit, des Völkerrechtes, der Menschheitwürde?
Deutschlands Wille steht auf, schwingt sich hoch über den Griff des
Belasters und fügt aus dem Stoff der Lehre, die zu leben er mu»
big ist, seinem Seelendom die zu Ilmguß untaugliche Glocke.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß » Sarleb G, in, b g, in Berlin.

sr. 27.
7. April I»l7.
— Vit Zulinnst. —

Offensivgeist.

nsere Kriegslasten stehen erst dann im rechten Licht, wenn wir sie
in Vergleich setzen mit unseren Kraftquellen und den Lasten der
Feinde. Unsere Geldwirthschast hat den Stürmen des Krieges getrotzt,
sie wird auch den künftigen Anforderungen standhalten.
Zwar steht dahin, ob Begeisterung und Opferfreudc der ersten
Kriegszeit, dag trutzige Zusammenstehen aus der Stunde der Gefahr
hinüberzuretten seien in die Zeit des Friedens. Aber was zweifellos
als Gewinn aus schwerer Heimsuchung uns bewahrt bleiben wird, das
ist der geläuterte Ernst der Lebensauffassung, die Arbeitsamkeit und Be-
triebsamkeit, die gespornte deutsche Erfindungsgabe und Organisations-
kunst, das deutsche Voltsoermögcn mit seinen reichen Einkommens-
quellen, von denen freilich manche neu erschlossen und neu gefaßt wer-
den müssen.
Eine ausreichende Kriegsentschädigung wird uns die Neuordnung
Iber wirthschaftlichen Dinge erleichtern. Mit ihr werden wir reicher,
ohne sie ärmer, aber nicht wirthschaftsunfähig sein. Die Aussichten für
«ine solche Entschädigung steigen natürlicherweise in dem Maße, als
wir unsere Ueberlegenheit, unseren Sieg vollständig machen, indem wir
zu den militärischen Erfolgen den geldwirthschaftlichen Sieg fügen. Kön-
nen wir Das? Die neue englische Anleih: war als Kraftprobe gedacht;
sie schließt, wobei nichts verkleinert werden soll, jedenfalls nicht so ab,
boß, sich die Hoffnungen jenseits des Kanals auch nur halbwegs erfüllt
hätten Das neue Geld deckt knapp den Bedarf von 3 bis 6 Monaten,
die ersehnte Umwandlung der schwebenden kurzfristigen Schulden in eine
langfristige Anleihe aber ist so gut wie völlig mißlungen. Und Das,
obwohl der englische Markt eine Schonzeit von mehr als eineinhalb
Jahren genossen hatte! Dabei ist England», dessen Schwierigkeiten sich
häufen (U-Boot-Krieg, Ernährungsorgen, Beeinträchtigung der Einfuhr
und der Ausfuhr), eine Hauptstütze der Entente, oder sollte sie doch sein.
Daß die Stütze brüchig wird, ist um so beachtlicher, als das Zusammen-
raffen langfristiger Kapitalien im eigenen Lande der Bundesgenossen
nachgerade auf bedrohliche Schwierigkeiten stößt. Zudem wachsen die
Verschuldungen ans Ausland (Amerika übte von Anfang an eine zärt-
lich wohlwollende Neutralität, während es für uns nur Neutralität-
i,Ersatz" hatte), und die Kriegsaufwendungen geldlicher Art sind un-
gefähr doppelt so hoch wie die nnsrigcn.
Demgemäß ergiebt sich beim Abmessen der beiderseitigen Wider-
standskraft ein mehrfaches Mißverhältniß zu Ungunsten der Feinde.
Also wird der Sieg auf dem Gebiete der Finanzen unser sein, wenn die
Einsicht in die eigene Kraft und die Erkenntnis; der feindlichen Lage bei
uns daheim jenen hochgemuten Offensivgeist wecken, den Hindenburg
kündet: „Das deutsche Volk wird seine Feinde nicht nur mit d^en Waffen,
sondern auch mit dem Gelds schlagen." Und einmal muß da drüben die
^rkcnntnig aufdämmern, daß ein Weiterkämpfen nur die Ov'er — und
den deutschen Vorsprung steigert.

8oz. rlu>tllr. ?ebr.. gelt 1917. —.5« «K.
V»l»»verei»z»Verli>j, N »ClsSdscK.
01°, ^Slle^ Ssnssorlum v5e«I?n
i.cKronXrznKk
Kuren
U^polKeKen-^wsso kür rl^s IV. Yusrt. 191K, ^»dldsr vom2 I> «
1b,^»ll.19>7 — .VI, 330 028,34 NUcKstlllllZs sin6 äb«osckrieb>!ii
4>/i?S rüok^s,d>b^r 125A
4« »>t«
S'/z« älts .... ^. ..... , , ,
Xn»e»bs voiii ^drs 19^4 4^' ' ' ^
, 1907 4?S
„ „ „ 1909 4?«
„ 1911 4?S
» » ^ ^ 1212 4^
1/äI«nste»erReserve , , . . ,^ ,
^gw-Vorlräg E 20 L?p,.LallK.ges.)
>'<1
Z45 52I5I2
,5211
3«5IS4«7
28« 28«
2 473 «80
20 IN» 903
? «07 378 54
2 551 335
BS 00«
722 095
I
I
45
772 56«
327 38,'
213 920
«1 KM
470 200
92« 8N«
434 MO
215 00«
925 WS
«5 200
722 795
5« 599 200 —
2»
310 007 80«
2« 958 50V
10 119 840
«000 000
»000 000
8 212 071
91
374 492
77
215 405
18 087
04
2 758 889
32
838142
81
14 874
33
3 251 914
19
37 815
227 «53
10
725 370
20
5 832 78«
95
432 193 497
31
Di» ^u°?adluv^ cler Iliviliengei, Nr I91V mit 3S,— 1^1, Mr eins ^VKtis Uber KV« Kl,
Uo<1 «. flir sive ^Kt!s Uber 1200 1,1, ers«I«1 gs«en L,,I1s!srur,g Sss Divwsiiäor,.
«o. b vom gg. WLr2 cr. »d unserer «ssse, !,I«brs„siriiSLS «5, sovis u„
SteUeo,

Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft. In der am
26. März d. I. abgehaltenen ordentlichen Generalversammlung wurde
der Abschluß für 1916 genehmigt, dem Aufsichtsrat und Vorstand
Entlastung erteilt und die sofort zahlbare Dividende auf 4'/2°/g fest-
gesetzt. Die turnusgemäß ausscheidenden Mitglieder des Aufsichts-
rates, die Kerrcn Direktor Emil Kancke, Bankier Heinrich Keller,
Direktor Julius Rosenberger und Direktor Julius Traube wurden
wiedergewählt und der Sohn des verstorbenen Kaiserlichen Geheimen
Regierungsrates Dr. ing. Carl Sofmann, Kerr Dr. Paul Kofmann,
neu gewählt. Die Bilanz befindet sich im Inseratenteil unserer
heutigen Nummer.
Dr. Möllers Sanatorium, in wundervoller Lage von Loschwitz,
dem bekannten Mllcnvorort von Dresden, gelegen, mit Blick auf das
Elbtal, ist auch in diesem Jahre für chronisch Kranke und Erholungs-
bedürftige geöffnet. Die individuell gehandhabten Diätkuren, darunter
auch die zwar entbehrungsreiche, aber dafür selbst in eingewurzelten
Krankheitsfällen erfolgversprechende Schrothsche Kurmethode haben
den Ruf der Anstalt begründet. Für den weniger Begüterten ist
durch eine besondere, von einem großen Park umgebene Zweiganstalt
gesorgt, wo sich die Tagesausgaben für eine wirkungsvolle Kürlauf
6 bis 9 Mark belaufen. Für hinreichende Verpflegung auch in der
Kriegszeit ist gesorgt. Lieber die Einzelheiten gibt der ausführliche
Prospekt Auskunft.
KorädsuKolis lZi'unli-Li-ellit Lank.
vis vivigenoe von K°/g ist vom 2. April vr. sb sn un8«rsn Kss8en
Vsiin>r uns ösrliil Lvvie SN äsn übrigen bekannten TäKIstellen -snlbsr.
Weimsr, Söll 31, Mr- 1917. vis virsktion.

7. gxril 1»l7.
Nr S7.
— Die ZuKunst. —
Ui80on!o-Lö8öll8okal! /l. L.
Sil»»« »m 31. V«««Wder I91K.
Aktivs.
^ ^oicbs uvck Se^LiinSesstsstsu ^ . . , öl, S9 8SS 548,03
o) Solävevdsel S«r Kuvclsa an gis OrSsr S«r IZälllc , „ 15 155,19
^ »)'Deckte öl. 70 619 549 S3
d> uvgsgsckt« sinscdlisSIioK öl, 21^273 333,— KurilrisUgs ^ ^ ^
^val» u, IZUrLscdattslleKiwrsii . . öl. 2t>307 105,18
Imivodilisv:
^ öl,^SS8 612,5« Uz'polKeKoii ^ , . ,°
d) Sonstig« Irnmudiliso ab^llgliok 761155,79 ll^voldeken
U.
12192 629
39 906 958122
2S 785 361! 21
71 Sit 5!« 4S
918 I«'l«
30 201783,48
S 793 768 63
374S6 096 37
114 790 318!
8 S3S 521
176« 91S
346 4t?9 «v^j
^,Ktie»>i»pit»1 , . . .
») «s?sKIi«ds KilcKwg« öl, IS «75«»,—
b) KlivKIägs ll „ 17,« 000,—
KrsSitoroa: ^ ^ g«00«,
°^ ^"i^illvsrkalb 7 kiMig ^ . öl? 34 378 594,51
oa^en'källi/. . , °. „ 8 791343,73
S. lläck S iXlouaton küllig . . . , 35 117 654,85 , 78 2K7 593,09
Soiisti«s «reS^ «rs^ ^ ^ ^ ^2 352 950,77
g. oac^S öloiisteii kill'lig !' ', I —'— ,122 352 950,77
^S^K^s^ts . ^ ^'^losoms^
>vsl> u. LUrgsodäktsvsrpllioKUmszsn öl, 26 307 105,18
Vs,tsrd«eedsno Sow«soKseI >1sr «ullllsu n S,s Orösr gsr LsvK
Dividend»'Mr 1916 , . .
95 000 00«
18 375 00«
612 A«
213196510!
13 LOS 124
pk
S2Sb«c« —
27L5S —
24SSIS —

Nr. 27.
7. April lSl..
— Ate Zukunft. —
Soll.
Steuern . . . ""
2Kcss2»!is
8S9187 2S
SS4 WS 7S
184771 S1
63« 71» SS
10S«4I»ll5S
Ilsden.
llevinn» Vortrag aus 1915
Minsen
k>r«visiooso. . . . . .' '/ Ks , l'f
Verjänrte Üividencl« , .
1,1.
pl
235 42«
11
5S24«8i
99
4012 43g
4L
991 «80
28«
—
10 5b41b1M
uvS ^ ,^27,50 » „ » ,^ , . sog,'—
de^Ssv Ii»«en »ler L«»el>»e»»st I» ^scnen, von», <Zo<le»ders, »«»»leck,
lodlenk, Iireu«n»eK, 0ii«elSori, kieull, «stinje», liresel«!, kl. LInSdscK,
Viersen, Lupe», Kei»5cKei<I, Kock»,», vertinunö, lteellli»sk»u»en, llssen,
HieleselS, I»>p»»tsckt, Lüterzl»», ll»»eln, Lrlieieni «nü rlslineckx,
b«i ckem ><I»ItK»u»e Ilsrckv Ä k». l». >». d. II. in llerli»,
, cler virectio» Ser vi»e«nt«»l»e»»II»e»»5t in llerli», krsnlisurtkl»l», Ire,»«»,
kl»i»r una Vie«dscke»,
„ l>^,„ »»»llkiluie veldrüc» SeKielller T c«. l» Herl»,
i, F<,K.^0KIi«zrKI«eter ^.. ^ ^' ^ ^»e»e»,
", ^I»in lliljer L. in. d. ll in vuiidurs.
„ » vnrmer li»»liverei» Ilinsders, ki«»«r T c»mp. i» >»rm»» u»ck cke««e»
?«eisni«cker!»«u»<«»,
, licr Zückckeuliene» 0>«»»t« Le»ell«e»»kt i» kl»n»»»i>» unck <ier«i»
„ „ vurener Ss»» in Dören unck ckeren ?»ei^nleckerl»»,u»se» in Luiliirrden
u»S ^tillck.
„ L»cn»eiler llnnll in L,e»»eiler,
, Volliid»»« l»eilenllirenen»rlü»zk«ve» in Leile»ltlre»e»»llti»»nove»,
» 2iil«iener Vo>»»d»nll in 2ülplcn,
„ , Ier?i«cKe» lireSit»An«tslt in Kummer»»»«», llslver, HVivperMrid,
VllM 27. klär« l?I7 s,d /aKIKar.
>ine»e», <Zen 26. S4äri 1917, 0s^ Vorsts»«!.
Serliner »fpollleltenbavll IKtievgesevseKäN.
IZilsn? per Zi. ve^embei' ^916.
^ Aktivs.
Effekten
^VecKsei (SeKat^anvveis,) . ,
Anlage im ri/p«tneKe»-(Ze-
sokäkt. ,
Xominun^I värleken , . ,
Ittwlistängige Ilz'votKeKen-
I. Innum 1917 fiMiflo
i ^b^iiglien lior bereits ein,
^in 1. ^«nusr 1917 källlgs
lü,v«ügiien ^er bereits ein-
gegangenen)
TZgnK^ebäucie l^ubenstr, 22,
Lontv ^ . . ,
2« S82 4»s
3111 L7
«91012^! -
»»» »ÜU Ig
2 III 522 S4
2.',',s!17 48:Z>^
2l «W Ü,Ä^N1
88 7Z2 0»
187 792!?«
l 121 573,«l
29,454
459484
2««g«
?»«iv«.
Vkan^Krie/Xuiioiis ^, , . .
,>k
22 70UM« —
2 27000» -
2 250 000 —
7S5 0»«!-
NV3IS 04
237 28418«! —
179S3S00-
1KI«! —

211142
1751077
826 777 M
47179ZSZ
2 308 285 —
140 668,
37 89«
1852 S7S!
«>
29« 51« M2 34>l >2S« 51« M2
vis ^nsüäulung öer sut 4>/? A kestgeset?ten Oiviäen>ie fttr 1916 »nf gie Aktion
vnn Ksut« sb s,n uns«i»«i» Ksss« in^Ssrlin, 'l'nudvnstr. 22, unil gn <Zen kriiber
bekänntgeinsokten ^aKIstelion, . ^ > , 1 n , ,
U«I»Iin, üen 26, I^Iitri! 1917.
Lerlirter UxpotKerlendsnII ^lXtie«geseII«cKätt.

7, «iiril I»l7.
ZIr, 27.
— Zlie Zukunft. —
Vit»»« «l«r A^tttsIckeutseKen OreckitdsnK
I<^SLe,kreWSeL«Ms,Aupunsu,«uld,deiXot«<o>u.^dr«vKi,.>(OIs»«ne-)ö»i>K,
lisvori« nn<! I^orvdsrSs gegen börsengängige ^«rtpupiers
Vorsouüsss »nk Vsren unS ^Vsrenversenillullgeil
IZigsos Vsrtvsvisrs -
U^nsrnci« Beteiligungen d»I »nnersn Sanken uoci L»nKnrmen ....
^ewwrsn^Isn ev er °° Xl. 117 1131^3,73
6»v«n 6ured börsengängige Vsrtpspier« ge-
gevkl Ick. 72 331K42,«
b> nvgegeokts „ 36N25 443,«S
»nsserSsra nun ^6^»AAWWr^g
IZanKgediinSe U.SK2««»,-
»b^llgliod S^notKeKen , . 120 00V —
Ssnstigs Immobilie« 1081144,bö
ÄdillglieK Lz?votKsKsn . SM>0 N.—
ttsivgsvwn cis« >I»drss^191S ^ Kll 41,18 26^,73
Vortrag aus Sern Zsdre 191S 1V« Wt,9S
lZe»In>>» unll Verlust.lZeeKnunir per zi veiemder ,a,S
«eiage^nn^ ^ Wflgg«o5—
^ iv SeuSenLcdoln u I ^IS Ko W ^1 ^. wi ^sds ^.Ktie »I. ^3»1
lurt >. Iii , Ser in, Ssiien Ssclen, I-»sen, ssllrtk, Lieisen, ttsnsu, ttsnnover, tt!>liesk»!m,
iisrisriike, IVIsi»?, IVIUnelien, Xlirnbsrg unn «iesbiiilei bei unseren Kieusrls,ssungen, s«»is
Msrdurg ll. Ii, 1,, oiksnbsck ». Uelzen (?r«vin2 Hannover) uoS «stZlsr nnck unssreo
Agenturen in Svliingen und SuKKllvK an unseren üasssn vormittags nvisedsn 9 und
11 vor, in Vobis«? und Oijln bei Ssr Uirnia l.ellpi>Iii Leligmunn, in tismdurg bei clsr
rirnia »I, ». «»rburg Lo,, in Leipzig bei Ssr Allgemeinen »sutsciien Orsuit Knelslt
(Abteilung Seniler ä Lo >, in ftlsiningen ung lZotn» bei der Ssnil ttir liillrirgen vormsls
v, I», 8trupp AKIiengsseilsvIiskt, in »lincnen bei clen ?irn>sn rl Kukiijiliser und »«ritz
Lcnuimsnn, in Ltullgort bei 6er rirma UoerlendsoK <i Li». L, in, b. tt,, in liibingen uns
ssrsnkwrt «. »,, den 26^«ar^ 1917,
Sisdsrt, Ur, Xst^snsIIsndogen, ^lonunsen, lisinnart, V^olkensvsrgsr.

Kennen?u RarKKon!

>1acKmittags z VKr
7 kennen, darunter
0«terpreis 25««« N.
Le5amtpreZse 63 «UV As.
Lilltrittspreise unö ?skrpl^o sovie »lies Xädere sieke ^vsckl!lß8äulell.
»itt«««K, ck«n 25. «pril «SI7, v«rn,i««g» «UKr,
KKtiengs8e»s«Ksst »ilix Sc Lensst, IslepKon- un^ IsIsgrspKen-M«^«,
Ssi-Iin LoKoneberg, Leneslsti', S
23. Ol'clLi'itliOliLii QsriSi'sIvSk'ssmmI^rig
Iggesorlinung ^
ä. VuK^I des Ksvisnrs kür 1g17. ^ ^
dknk Uder dsrsll Linterls?u«s bis .cum Sonnsdsnä, lisn 21, April 1SI7
bsi unssrei» Leseiiscnsllsilsss« in Seriin Sciiiinsderg,
„ g«r Sink ttir ttunllel unll Inäustrie, Serlin, SodinKsI?I»t^ 1/4,
, 6«r oireetion cier lliscont« Lese IsvKsIt, Seriin, I^ntsr ci^n I^ingsii 3S,
„ g«ra LanIlKüu?« S, SisioKröiler, Seriin, LsKrevstrasse
llsr Vli'sitisncks lies «ulsieKIirst».

7. April 1817.
Kr. 27.
— flie ZnKuntt. —
DeutseKe U^potKeKenbanK
MIän« vom ZI Nöxemder 1!>1<>.
V°cdse? . , . ^ . . . ,
83««««!«
4«t7 941>Z7
11117,8,>2
g4»2«5« 68
«I2S74I81
SSI 2W Ug« SS
2S 8VZ —
8 S44 W7 1
2 SU« MV .
I
1t
I I
vbsrsvduS
52
2«
«1
,4
UsU «Ubj 14
voutscne ttvpotnekevdsvk.
^Ktl» k>I, MO, Z>5, 84 ti!r <Ii« i>><!« ?v 1,1, ILM vom 28, S. Klls, 2ur ^useslilullg,
DeulscKs ttvpvikekevksvk.
ölbll«
1«U0«
2 «72
12
2,8
6?S
2S9S
4S«
5 6U4
26
S «5«!
ooa —
«uv —
«so! 2«

SeNklnnllKmtttelleii:
«erlitt «Ui, LcKs«j!ov5S«r. S
uock so ssmll. ?nester^s5sev cker kirms ^. >Vertneim.
l.eip«zer 8lr. nur vocneatsgs.
8cKluK äer ^nnakme iür Vorvettev:
Sie SroL Serlloer ?IZt?e
bei persönl. ^,uktr»z bis Ltunöen
bei ?ost-^,nktrs?en bis 2 8inn6en
?Ur »usvsrtixe ?Iäl?e bei allen Aufträgen
bis Llunäen
Xrn V^oräbencl 6er Rennen xverSen in sllen ^nnälunestsllen Vor-
wetten bis 7 DKr sbenös sn^enomroen.
Kennen xu Karlsnorst «m 9., 1«. ^pril,
Kennen ?u Dresden am 9. /^pril,
Kennen ?u Ma^äebur^ am 9. ^pril,
Trabrennen ziu ttamburS-parmsen am
8.. 9. ^pr!I.
VeitbeZingungen «eröen in gen WettsnnäKmestellen unentgeltlicb
versbfolgt.
vor Beginn 6es
ersten Rennens.

-«««WWDMWWWm«,,.,,,,,.
Bargeld
zu Hause
anzusammeln und liegen zu lassen
i<? /I^rii'^ Gefahr des Abhanden.
Iss Emmens und wegen des Zins-
verlustes,
ZMI>i^I^cj 2'/2l'ähriger Kriegsdauer der
glV^U ivv untrügliche Äeweis erbracht ist, daß
man im Bedarfsfälle gegen Kriegs.
anleihe immer Geld haben kann,
Nli^ll<4l ^ Allgemeinheit, weil unfre
sU/U v tt U/ Feinde aus derVerzagtheitSchwach.
mutiger stets von neuem die Hoff-
nung schöpfen, uns unterzukriegen.
Was folgt daraus?
Klug, vorsichtig und nützlich handelt
nur, wer fein ganzes Geld in Kriegs-
anleihe anlegt.
»»»illllllW

Berlin, den 14. April 1V17.
Für die bessere Welt.
«Männerstolz vor Königsthronen, Brüder, gält' es Gut und Blut..
,n einem Erlaß, den (wie, vor dem ganzen Stilbild, schon der
ersteNebensatzlehrt)tzerrvonBethmann entworfen hat und
dem (wie amtlich betheuert wird) alle preußischen Staatsminister
zugestimmt haben, nennt der Deutsche Kaiser den Krieg ein.Rin»
Hen um den Bestand des Reiches" und ein Erlebniß, das «mit
«rhabenem Ernst eine neue Zeit einleitet." Dem Reichskanzler
und preußischen Ministerpräsidenten «liege es ob, denErforder»
nissen dieser Zeit mit den rechten Mitteln und zur rechtenStunde
zur Erfüllung zu verhelfen." Die rechte Stunde werde schlagen,
wenn die Krieger heimgekehrt sind und »selbst am Fortschritt der
neuen Zeit mltrathen und mitthaten können." (Gemeint ist wohl
derFortschritt »in" neueZeit, die ja dann erst beginnen soll; und
der scherzhafte Gleichklang der Wörter»mit rathen, mitthaten "soll
wahrscheinlich andeuten, daß man warten müsse, bis die Männer
der sichtbarsten That, der des Körpers, im Rath mitreden können.)
Von den rechten Mitteln wild nur eins erwähnt: «die Umbildung
des Preußischen Landtages", für die, »auf des Königs Weisung,
schon zu Beginn des Krieges Vorarbeiten gemacht worden sind."
Warum wir erst jetzt.nach den Vorgängen undErörte,ungen des
Märzmonats,nach der russtschenRevolutionund derRedeWil»
sons über Freiheit.ersahren, daß »schon zu Beginn des Krieges",

als jedeStaatsbehörde mit drängenderArbeit überbürdet war.sür-
die Landtagsreform vor gesorgt wurde, muß der Ministerpräsident
erklären; auch, welche beträchtliche .Vorarbeit" nach den langen
Iahren des Schwatzes überWahlrecht und Pairs schub. Erste und-
Zweite Kammer noch nöthig war. DerKönig wünscht, daß dieWahl
geheim sei, nicht durch Wahlmänner, nicht in Wählerklassen be»
wirkt werde. Die Zahl der Preußen, die daran gezweifelt haben»
kann nur klein gewesen sein. Wer sich erinnert, daß vor neun Iahren
die zahm Liberalen«das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht mit
geheimer Stimmabgabe" unddie dem Rechtsanspruch genügende^
Aenderung des Wahlbezirksumfanges gefordert haben, wird
glauben, daß mit geheimer, unmittelbarer, von der Klassenschranke>
befreiter Wahl selbst der (nach Bismarcks Ausdruck) Hyperkon-
fervative sich abgefunden hatund flenur, vor demAuge derGalerie»
noch bekämpft, um mit der Geberde ihm gefährlicheren Versuch
einzuschüchtern. Dastzerrenhaus, sagt der Erlaß, »wird den ge»
waltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht wer»
den können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfang
als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des BolkeK
führende, durch dieAchtung ihrerMitbürger ausgezeichneteMän-
ner in seinerMttte vereinigt." Nur den Anforderungen der kom»
menden Zeit? Nicht unserer? Unter den »Rezepten", die ich am
erstenTag des Jahres 1911 hier veröffentlichte, war auch dieses:
„Am Abend vor der Eröffnung der neuen Landtagssession wird
bekannt, daß derKönig aus besonderem Vertrauen vierzigPreu-
ßen in das Herrenhaus berufen wolle. Davon gehören dreißig der
Industrie, dem Gewerbe und Handel an; die übrigen sind Tea>
niker, Handwerker und auf höhere Betriebsposten gelangteLohn-
arbeiter. In dem Kommentar wird darauf hingewiesen, daß eine
Zeit, in derDeutschlands GesammthandelWaarenimWerth von
fast sechzt hntausend Millionen Mark in Bewegung setzt, diePflichb
erzeugt habe, den Vertretern diefes Handels und der ihm ver»
bündeten Berufe auch im Herrenhaus des größten und gewerb»
lich störkstenBundesstaates denihrer Leistung angemessenen Platz,
zu schaffen. Die Besetzung des Herrenhauses müsse der Struktur
des preußischen Staates entsprechen, die heute ein erweitertes
Vertretungrecht fordere, weil sie nicht mehr zu richtigem Ausdruck
komme, wenn, außer den Prinzen des Königlichen Haufes, dem

privilegirtenAdel, den Inhabern der großentzofämtern, den Dom»
stiften, Provinzial» und Familienverbänden, dem alten und be»
festigten Grundbesitz, nur die größeren Städte und Universitäten
in der Ersten Kammer Sitz und Stimme haben. Auch den Körper-
schaften der Industrie und des Handels sei fortan dasRecht zur
Präsentationzugewähren und dieZahl der aus besonderem Ver-
trauen vomKönig zu berufendenPersonen zu erhöhen.DieNoveUe
zur Verfassung werde dem Landtag sofort zugehen und der Re»
girung wie der Mehrheit die erwünschte Gelegenheit zu dem Be»
weis bieten, daß sie zeitgemäße Reformen nicht feig aufschieben
und den um die Wirthschaftentwickelung verdienten Schichten das
ihnen gebührende politifcheRechtnichtvorenthalten wollten. "Die
Berufung von Künstlern (der Palette, des Wortes, des Meißels)
und Gelehrten, die, natürlich, in einem Herrenhaus würdig ver»
treten sein müßten, hatte ich nicht empfohlen, weil ich gewiß war,
daß die von Gunst, nicht die vom Genius Begnadeten Preußen»
peers würden. Neues bringt also der Erlaß nicht. Warder Zweck
seiner Veröffentlichung, zu zeigen, daß der Kaiser mit dem Kanzler,
der König mit dem Ministerpräsidenten übereinstimmt und daß
tzerrvonBethmannnichts Anderes begehrt als die Minister Bon
Loebell und Von Schorlemer, die nicht so oft den Pfeilen All»
deutscher, den Schleudern des IunkergroUes ausgefetzt sind?
Ob dieses Ziel erreicht wird und der Vorstoß gegen die we»
nigen Stellen aufhört, an denen Herr von Bethmann nicht ver-
wundbar ist(gegen die anderenhebt sichkaum je ein Schwert):für
Deutschland und Preußen ists heute belanglos. Wichtig und er»
freulich scheint mir in dem Erlaß das offene Bekk nntniß, daß »für
die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes" im
Deutschen Reich noch nicht Raum ist. Wie aber sollen dann die
»im Feld stehenden Millionen Volksgenossen am Fortschritt der
neuen Zeit mitrathen und mitlhaten" und warum soll die «Nm»
bildung desLandtages "hinter dietzeimkehr derKrieger verschoben
werden?Wenn der Glaube wiche.derKrieg.den dasDeutscheReich
gegen tausend Millionen Menschen führt, sei mit militärischen
Machtmitteln zu enden, könnte vielleicht noch in diesem Jahr die
Verhandlung über den Friedensschluß beginnen. Die wird, da
alle Erdtheile mitsprechen und die größten Fragen der Mensch»
heit zu beantworten sein werden, viele Monate dauern; undmin»
3»

bestens zweifelhaft ist, ob schon vor ihrem Abschluß die Demobi»
liflrung des Heeres durchgeführt werden kann. Im günstigsten
Fall würde der Entwurf der Landtag?reform im letzten Drittel
des Jahres 1918 in die Parlamente der Leipzigerstrabe einge»
bracht. Berathung in zwei Kammern, zwei Kommissionen (die sich
vor Eile wohl hüten werden); wahrscheinlich Ablehnung, Auslö»
fung, Wahl, Pairsschub, neue Berathung. Alles müßte recht glatt
gehen, damit die Sache noch 1919 fertig würde. Und bis dahin
soll «für die freie und freudige Mitarbeit unseres Volkes" in
Preußen, nach derUeberzeugung des Königs und seiner Minister,
nicht Raum sein? Gerade in der Zeit ungeheurer Entscheidung?
Das ist nicht möglich. In Irrthumsdicktcht lebt, wer glaubt, die
deutsche Kriegsmannschaft wünsche solchen Aufschub. Dürfte sie
abstimmen: heute noch würde Manches anders, Wesentliches;
und jede Wandlung stünde unter dem Zeichen vernünftiger De-
mokratie. Eben so lhöricht wie die Zumuthung, der im Vorrecht
Wohnende, Adel, Großgrundbesitz und alles ihm Verbündete
solle aus freiem Willen, ohneWehrversuch.die bequemeRechls»
schanze räumen, die zu erobern der Gegner nicht stark oder nicht
kühn genug ist, wäre der Wahn, eine Volksabstimmung, einPle»
biszit oder Referendum würde nicht mit Riesenmehrheit die De»
mokraiisirung des Staatswesensfordern.Istdenn irgendwo noch
ein junger Schöpferkopf dagegen? Zweifelt irgendein sachkundig
Anbefangener, daß alle Millionen, die den Brüllern, Amokläu»
fern.Setchtschreibern fürs Ewig-Gestrige von gemästeten Kriegs -
lieferanten zur Gründung neuer Tageblätter und Zeitschriften
hingekleckert würden, in schnell fließendes Wasser geworfen wä»
ren? .Ein mündiges Volk hat das Recht, sich selbst zu regiren.
Darf die Regirung, die den Ausmarsch einer feindlichenMenschen-
milliarde und den Welt Vorwurf rohen Völkerrechtsbruches nicht
vermeiden konnte, der Staatskunst einer Demokratie sich überle»
gen wähnen? Blutströme haben alles Bedenken weggeschwemmt.
Jubelt oderstöhnet: hinter jedem Kriegsausgang steht die Gewiß»
heit, daß Deutschland nur noch vom Volkeswillen regirt werden
kann. Wenn die im Vorrecht Wohnenden mit der Dehnung des
Preußenwahlrechtes aus der Klemmelamen, dürften sie ihr Glück
dem eines Mannes vergleichen, der auf der höchsten Sprosse der
tzenkersleiter hört, er seinurverurtheilt, sich schleunigrasirenzulas-

sen.GanzandereUmpflügung naht. Sputet Euch, dieIhrFürsten
berathet! WerNothwendiges schnell gewährt, meidet denScheln
unwürdigen Zwanges. Ohne das Recht, zur Gestaltung deutschen
Schicksals mitzuwirken.das Leben.die Habe, die tzosfnungder Kin-
der dafür einsetzen: Das war gestern." Vor acht Tagen ists hier ge»
sagt worden. Muthig vorbedachte und rasch wirkende Handlung
brauchen wir; nicht neues Versprechen. Jedes Zaudern kann mor-
gen Verhängniß werden. Fehler sogar müssen dem Staatsmanns-
geist Zinsen; der Belagerungzustand, in dessen Dauerdiktatur
(weil sie jedes Streben, das würdigste, nach Verständigung mit
der feindlichen Menschheit hindert) ich den tiefsten, gefährlichsten
Fehler innerer KriegspolMk sehe, erleichtert denRegirenden die
Ilmfchichtun g des Staatsgrundes; der Kampf um denLandtagurid
dieReichstagsrechte.deroctroieinesWahlrechteswürdeihnenjetzt
nicht so unbequem wie in fesselloser Friedenszeit. Nicht als den
von Huld zu gewährenden Lohn seines WohlverHaltens fordert
dasVolkdenzufruchtbarerMitarbeit nöthigenRaum, sondern als
das ihm gebührendeRecht. Und laut warnt Preußens Geschichte
vor dem Versuch, es mit undeutlichem Versprechen abzuspeisen.
In den harten Iahren der Kriege gegen Bonaparte hatte,
unter Steins, dann unter Hardenbergs Einwirkung, Friedrich
Wilhelm der Dritte ftch dem Gedanken an Volksrecht, Volks ver»
tretung, Ersatz des Absolutismus durch Verfassung sacht befreun-
det. Als der Minister Wilhelm von Humboldt in dem Entwurf
zur Verfassung eines Deutschen Reiches (unter österreichischer
Spitze) den Landtagen de r Einzelstaate n nur berathende Stimmen
gewähren wollte, schalt der Freiherr vom Stein diesen Willen zu
.elendem Recht", das von Bayern und den Kleinstaaten über»
boten werde, und schrieb: »In Preußen vereinigen sich alle Ele-
mente, die eine ruhige, verständige Bewegung verbürgen: Na»
tionalität, Gewohnheit und erprobte Bereitwilligkeit, Abgaben
zu leisten, Opfer zu bringen, Besonnenheit, gesunder Menschen»
verstand, allgemeineBildung. Warum soll Preußen nicht deutlich
Grundsätze aussprechen, die zwei Drittel von Deutschland schon
angenommen haben, die das Vertrauen zu ihmmehren undseinen
Einfluß stärken? Oesterreich kann aus vielen Gründen nicht gleiche
Grundsätze aussprechen: wegen der Fremdartigkeit seiner Be»
standtheile, des niederen Zustandes seiner allgemeinen Bildung,

der Maximen seiner Regirung und Regenten, und es mag aus
diesen Gründen eine Ausnahme machen. Warum aber soll
Preußen eine ihmselbstso nachtheilige und sür das übrige Deutsch-
land so gefährliche Maßregel wählen?" Später: «Von Preußen
hängt das Wohl Deutschlands ab. Die Preußensind verständige,
geschäftsfähige, durch ein geschichtliches Leben geprüfte, treue,
tapfere, fromme und besonnene Männer. Die Vertretung eines
solchen Volkes beschränkt den Regenten nicht, sondern erleuchtet
und stärkt ihn. Das ist ihm nöthig: denn die relative Schwäche
der preußischen Monarchie gegen die Nachbarstaaten kann nur
durch moralische und intellektuelle Kraft ersetzt werden." Verge»
bens. DerKönig widerstrebte jedem wirksamen Parlamentsrecht
und schränkte sich in stete Erneuung unklaren Versprechens. In
Wien, während des Kongresses, überredete der Staatskanzler
Hardenberg ihn, «seinem treuen Volk einZeichen dankbaren Ver»
trauens zu geben." Der Wortlaut der Königlichen Verordnung
vom zweiundzwanzigsten Mai 1813 erinnert an den des Kai»
serlichen Erlasses vom steberitenApril 1917; auch die Umstände,
die in beiden Fällen den Entschluß erwirkten, sind ähnlich: lange
Kriegsdauer und Nothwendigkeit neuer, nun doppelt schwerer
Opfer. Der König versprach, die Provinzialstände wiederher»
zustellen und von ihnen dann den Landtag wählen zu lassen.
Am siebenien April (solls ein Lostag Preußens werden?) hatte
ihn, auf den Antrag des Oberschlesiers Elsner von Gronow,
die «Interimistische Nationalrepräsentation" ersucht, eine end»
giltig wirksame Volks Vertretung zu schaffen. Monate, Jahre lang
geschah nichts Rechtes. Die allständische Partei und ihr Wort»
führer im Ministerium, der ehrlicheFeudalist Klewiz, redete und
schrieb gegen den Verfassungplan als gegen eine demGesammt»
staat drohende Lebensgefahr. Der gute Geist von 1813, hieß es,
müsse erhalten werden. (Heute werden Gesellschaften gegründet,
die den Schützengrabengeist von1917erhaltenfollenundindenen
dertzerrgott.wenn er den Schaden besteht, Zecher, Spieler,Freß»
gierige und eitle Schwätzer in Mehrzahl findet.) Der König habe
zwar fein Wort verpfändet, die Art und den Tag der Einlösung
aber inDunkel gelassen. Stein schrieb: «Die militärischeMaschi»
nerie sah ich am vierzehnten Oktober 1806 (am Tag von Jena)
fallen; vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren vier»

zehnten Oktober haben. Der Staat ist nicht ein landwirthschaft»
licher und Fabriken»Verein, sondern sein Zweck ist religiös.sitl»
liche, geistige und körperliche Entwickelung; durch seine Einrich»
tungen soll ein kräftiges, muthiges, sittliches Volk, nicht nur ein
kunstreiches, gewerbefleißiges, gebildet werden." Was Vernunft
rieth, hastete nicht im Ohr der allzu Mächligen. Professor Max
Lehmann,der rühmensweithe Biograph des großen nassauischen
Freiherrn, sagt: »Die reaktiov äre Fluth, eben so sehr dem repräsen»
tattven wie dem nationalen Gedanken feind, verschlang nicht nur
die deutsche Verfassung, fondern schlug ihre Wogen auch in die
deutschen Einzelstaaten. DerKönig von Preußen ließ sich aus der
^Zahn drängen, die er mit der Verordnung vomzweiundzwanzig»
ften Mai 1813 belreten hatte. Er und seine Rathgeber, Fürst
Wittgenstein und Hardenberg, trieben die Furcht vor demago»
fischen Umtrieben so weit, daß sie ihren Staat verpflichteten, auf
^Reichsstände zu verzichten. Friedrich Wilhelm gewährte 1823
<achtIahrenach demfeierlichenVersprechen)nurProvinzia stände
und behielt die Entscheidung derFrage.wann eine Berufung der
allgemeinen Stände erforderlich fein werde, seiner landesväter»
ttchen Fürsorge vor." Glimmender Ilnmuth lodert in Zorn auf.
Hundert Streitschriften umHeulen die Frage der Volksvertretung.
Von tausend Z ungen kommt die Anklage, der König habe sein Wort
gebrochen. Er stirbt, ehe er diese Beschuldigung entkräften will.
UnderstnachderwirrenRevolution vomMär>1848,östFriediich
Wilhelm der Vieite, ein tzirnkranker, völlig das Wort ein, das
fein V ater dreiunddreißig Jahre zuvor, nachKriegsn oth un d Sieg,
auch da nicht zum ersten Mal, dem Vo k verpfändet hat.
Nie wieder darf, nie wieder kann es fo werden. Als in der
frankfurter Paulskirche IosephMaria vonRadowitz das Schick»
fal des Fürsten und Staatsmannes beseufzt hatte, der, an einer
Zeitenwende, Alles zu spät oder zu fiüh thun müsse, mahnteIa»
tob Grimm: «Wir Deutsche sind ein geschäftiges, ordentliches
Volk; doch diese löblichen Eigenschaften schlagen auch bei uns
oft in Fehler um. Wenn das Pedantische in der Well unerfun»
den geblieben wäre, hätte der Deutsche es erfunden. Der bekannte
Satz: ,Vorgethan und Nachbedacht hat Manchen in großes Leid
gebracht', dieser Satz kann auf uns Deutsche in politischen Dingen
sehr selten angewendet werden; viel öfter ein anderer: LangBe»

dachtund schlecht Gethan: ist der deutsche Schlendrian.' Der Wor-
te sind genug gewechselt. Jeder Wache, nicht durch Eigensucht Ge»
blendete steht, daß dieStnlfluth(auchdieBibeIschreibart»Sünd»
fluth" würde hier passen) dieses Krieges zu raschem, gründlichen
Umbau derArche zwingt. Wer das Staatsgeschäft leiten, ob und
wann Friede oder Krieg sein solle, muß fortan das als mündig be»
währteVolkentscheidenzallenLebensfragendeutscherNationselbst
die Antwort finden. Dann ist es Herr seines Schicksals, verant»
wortlich und darfnichlAndere anklagen, wenn es in Leid sinkt. Par-
lament arische Regirung istandemTage gesichert,wo eine inNeu»
wahlenhaltbare Fraktionenmehrheitbeschließt.nurden Männern
ihres Vertrauens Geld zu bewilligen und mit anderen den Ge»
schäflsverkehr abzubrechen. Herr vonBethmann,der zuerstgesagt
hatte, die öffentliche Wahl sei (weil sie »die gottgewollten Abhän»
gigkeiten" zumAusdruck bringe) unentbehrlich, die indirekte nicht
länger ertragbar, ist 1910 für geheime und indirekte, 1917 für ge»
Heime und direkteWahl eingetreten; stets mit dem selben Pathos
der Freude an Feierlichkeit. Er würde, wenn es sein müßteund eine
Mehrheit ihn als Vertrauensmann kürte, auf diesem Weg vor»
wärts schreilen.Elsässernund Lothringern gab er das allgemeine,
allen gleiche Recht zu geheimer und unmittelbarerWahl: wilder
wagen, es Preußen zu weigern?IneinerZeitungehemmterFrei»
zügigkeit und wachsendenWandertriebes wird derVergleich eines-
weiter reichenden Wahlrechtes mit einem enger begrenzten, das
in dem selben Reichs verband gilt, immer Grund zuUnzufrieden»
heit geben. Im fünften Lebensjahrzehnt des Reiches darf jeder
ihmAngehörtge fordern, daß der Umfang seines politischen Rech»
tes nicht kleiner sei als seines Nachbars. Die Verheißung des
Wahlgesetzes vom Mai 1869. daß mit der Volksziffer auch die
Zahl der Abgeordneten steigen solle, darf nicht länger unerfüllt
bleiben; noch imReich, wider denWillender Verfassung, einZu»
stand fortdauern, der ermöglicht, daß dreihunderttausend Groß»
städter zwei, dreihunderttausend Landbewohner siebenundzwan»
zig Vertreter in den Reichstag abordnen. EinIndustriestaat mit
übergewichtiger Agrarvertretung ist ein nur künstlich, durch Ge»
walt und UnWahrhaftigkeit, zu erhaltendes Gebild. Den durch
Kopfzahl und Leistung er stärkten Städten darf derZuwachs poli»
tischen Rechtes nicht bestritten, dem der Volksgesundheit dienst»

baren Landkreis dieses Recht nicht entkräftet werden. Blutströme
haben alle Zagheit vor hastiger Demokratisirungweggeschwemmt»
Nachdem ErlebnißdiesesKriegesistnichtsAnderesmehrbrauch»
bar als: Für alle sich selbständig ernährendenMänner undFrauen
das gleiche Recht, in unmittelbarer und geheimer Wahl auszu»
drücken, wen sie in die Parlamente des Reiches, der Bundes»
staaten und Gemeinden abordnen wollen. Parteien, die das allge»
gemeine, schrankenlose Wahlrecht für alle Landtage wie ein dem
Menschen angeborenes Naturrecht forde, n, werden ehrlosertztu»
chelei schuldig, wenn sie der selben Forderung da vorsichtig aus»
biegen.wo nur das beschränkte Wahlrechtihnen(den»LIberalen'
in den Stadtgemeinden) die Mehrheit sichert.Ists nöthig.für das
Wahlrecht der Frau, die überall jetzt, auf und unter der Erde,
Männerarbeit leistet und ohne deren Hilfe der Kriegnicht um einen
Tag zu verlängern wäre.noch ein Wort zu sagen? Nach ihrer un»
ersetzlichen Leistung, sprach Herr Asquith im englischen Unter»
Haus, »gebührt denFrauen das Stimmrecht; sie haben sichs red»
lich erarbeitet." Und Premierminister Lloyd George rief: »Nie»
mals würde England erlauben, daß eine ungerechte, undankbare
Regirung denFrauen das Stimmrecht weigere." Erwill a»ch den
Land» und Seekriegern das Wahlrecht geben und den der Hei»
math fernen gestatten, ihre Wählersttmme durch Vollmacht zu
übertragen. Warum nicht? Muß Britanien uns auf jedem Rechts-
gelände überholen? Blößet die tzäuptervor dem Weib, das Wun»
den verbindet, Kranke pflegt, großeund kleine Maschinen bedient,
Erde schaufelt und Pflügt, Kohle schleppt, Granaten dreht, auf der
Elektro» und Dampf»Bahn, im Post», Schreiber», Rechner» und
Wächterdienst, in Schacht und Hütte, Werkstatt und Wassens«»
brik, Bureau, Laden.Kontor, Tenne undGutsverwalterstubeden
tüchtigen Mann ersetzt und daneben noch für den Gatten, für El»
tern,Kinder,jungeGeschw!stersorgt.Wowäre,heuteschon,Deutsch-
land ohne die Mitwirkung dieser Frauen? Auf keinem Gebiet,
nicht dem öffentlichsten noch dem privatesten, werden sie je wie»
der, im Sinn Mills, Bebels oder der F rau Cauer, hörig. Wären
sie unzulänglichere Volksvertreter als die an unserem Leid mit»
schuldigen, von deren Mehrheit nicht Einer ohne Bußeund Sühne
zurückkehren dürfte? Würden sie leichter als besternte Männer
vergessen, daß des Abgeordneten heiligste Pflicht ist, «die reine

Wahrheit zu sagen,nichts zu verschweigen, nichts hinzuzusetzen'
und die Zunge des ihm hörbaren Volkswillens zu sein? Ich bin
für die Wählbarkeit der Frau; ihr gar das Wählerrechl zu ver»
sagen, wäre häßliche Unklugheit, die sich bald, in dumpfer Tiefe,
rächen müßte. Allen selbständig sich nährenden Deutschen beioer
Geschlechter gleiches Wahlrecht; Geheimniß, Befreiung von der
Klassenschranke und dem Zwischenhandel desWahlmannes: ein
Tropfen, der auf dem heißen Stein sofort verdampft. Jede gewal»
tige Bewegung (und nie war, nirgends noch gewalligere Seelen»
bewegung als auf derEidediefes unfaßbar entsetzlichen Krieges)
folgt, nachRankesMuschelwort,, ihrer eigenen großen Strömung,
welche selbst Die mit sich fortreißt,die sie zu leiten scheinen". Und
Buckle mahnt: «Frei kann nur der Mensch werden, der zu Frei»
heit erzogen ist. Zu Freiheit wird ein Volk nichi in Schulen noch
durch Bücher erzogen. Selbstbeherrschung und Selbstgefühl lernt
es nur durch Selbstregirung." Kein Zaudern, Düfteln, Knickern
jetzt; keinen Versuch, den Hunger mit halber Partion zu stillen.
Der müßte mißlingen; und endloser Hader das Haus verpesten
In der Ersten Kammer herrsche das Wissen und Können, in der
Zweiten der aller Fessel entraffte Wille der Nation; dort Ei fah»
rung und Beharrungtrieb, hier der Iugendmuth zu raschem Vor»
drang in ungereutetes Neuland. Weder das Reich noch eins sei»
ner Glieder kann in die grausam harte Zeit, durch die sie müssen,
Bleibsel aus den Tagen der Unte,thänigkeit mitschleppen. Auf
morschem Gebälk droht dem fürs Auge stattlichsten Haus die Ein-
sturzgefahr. Jede Regirung, die veraltetes Vorrecht stützt, tötet
selbst die Kernkraft ihrer Daseinsberechtigung; die einer Kaste
dienstbare fegt der erste Windstoß vom Sitz. Und die morgen Le»
benden wird der Geist mit noch unahnbarer Sturmgewalt um»
brausen. Kein Staat, Volk, Mann, Weib wird nach diesem Krieg
sein, wie sie zuvor waren. Trachtet, Fürsten und Staatswächter,
die Menschheitrevolution, die, wie jeder Sonnengang, in Ost be»
gönnen hat, vor neuer Blutschuld zu schützen und in die Welt des
Geistes einzugrenzen! Weil Kaiser Konstantin noch in der rech»
ten Stunde in das Christenthum übertrat und es in den Rang
der Staatsreligion hob, ward die Weltmacht der Orientrömer
gerettet. Weil Nckolai Alexandrowitsch die Stunde letzter Ret»
tungmöglichkeil versäumte, riß er tzolsteln»Gottorp ins Grab.

Für die bessere Welt.
„Was den großen Ring bewohnet, huldige der Sympathie!"
Rußlands neueRegenten sind selbst von Denen noch schwer
wägbar, die nicht so thörtcht waren, das Seil ihrer Hoffnung an
Puppen von der Jämmerlichkeit Stuermers oder gar Prokops»
pows zu knüpfen. Allmählich erst lernt Europa die Männer ken»
nen und schätzen, denen der Wille des Heeres, der Arbeiterver»
bände und der geistigen Menschen die Gestaltung des Russen»
schicksals einstweilen anvertraut hat. Nur Herrn Mtijukow, der
jetzt das Auswärtige Amt leitet, kannten wtr;erwarinSofiaPro-
fessor, der Liebling diefer Hauptstadt, trat immer für die Bulgaren
gegen die Serben ein, wurde, weil Zar Ferdinand und sein (dem
russischen Professor eng befreundeter) Ministerpräsident sich den
mitteleuropäischen Kaisermächten zuwandten, verhöhnt und ge»
scholtenuno hofstnun,daßdieBulgaren(dte auch er für einenech»
ten Slawenstamm zu haltenscheint)in dem freien, von Herrschsucht
freienRußland nur nochdasReichzuverlässtgerBrüder erblicken
werden.KuIturhistoriker,Slaatsrechtslehrer,Geigenkünstler(auch
indiefer Kunst Herrn Radoslawowgesell);EnglandundAmerika
hörtenihn.Umdas Vertrauen der Serben, die erunterschätzthatte,
zurückzugewinnen, hat er in seiner Bolschaft an die Presse des
Zehnbundes besonders freundlich von ihnen gesprochen. Das
nächste Ziel unfererReoolulion war, fagt er, »dieBefreiung von
all den Hindernisfen, die Rußland auf dem Weg zum Steg hemm-
ten. Das ist gelungen; und wir werden unsere Anstrengung dop-
peln, um uns den Sieg zu sichern, der sür unS die Vorbedingung
gedeihlichen Daseins ist. Deutschlands Sieg wäre der Sieg rück«
ständiger Mächte und das Grab unserer schönsten Hoffnungen.
Der Regirungwechsel hat unseren Anspruch nicht geschmälert.
Stärker als je ist unser Verlangen nach Konstantinopel, das zur
SicherungunsererWirthschaftfreiheit unentbehrlichist. Wtrwollen
die vonOesterreich'Ungarn unterdrückten Völker er.ösen und die
gerechtenWünsche jederNatton erfüllen. Die Staaten,die Deutsch-
lands Fuß zertreten wollte, Belgien, Serbien, Rumänien, wer»
den auferstehen und größer sein, als sie zuvor waren. Wir wollen
«in lebensfähiges, starkes Südslawenreich schassen und das von
Ruhm gekrönte Serbien durch einen uneinnehmbaren Schutz mall
gegen deutschen Vordrang in den Balkan schirmen. Diese Kriegs»
ziele sind nur nach endgilttgem Steg zu erreichen. Der ist uns ge»

miß; denn der Wille, ihn zu erstreiten, ist im russischen Volk nicht
zu erschüttern." Später hat er die Türkei, der Armenien, Meso»
potamien und die Wallsahrtstätten fürs Erste verloren sind, mit
der Andeutung zu ködern versucht, sie könne Konstantinopel de»
halten, wenn sie sich vom Deutschen Reich löse und dem Schutz der
russischen Demokratie anvertraue. Unter keinen Umständen soll
den KriegsschiffenfremderNationendieDurchfahrtins Schwarze
Meer gestattet werden. Oesterreich-Ungarn soll die Slawen, Ita»
ler,Rumänen an deren Stammstaaten verlieren (die Ukrainer an
Rußland) und nurDeutsche und Magyaren behalten. Also:zwei
Kleinstaaten mehr. Was HerrMiljukoro auf dem Sitz der Nessel»
rode,Gortschakow,Giers, Lobanow.Iswolskij.Sasonowzu leisten
vermag, wird bald erkennbar werden; aus der dürren Haide steten
Kritikermühens kann auch der Kräftigste nicht das Maß und die
Fülle seines Schöpferwefens zeigen. HerrRodsianko, dastzaupr
des Wohlfahrtausschusses, war Hitzköpfen lange als ein Lauer
verdächtig. Der, hieß es, wird sein Geschäft stets mit dem Hof
machen und zufrieden fein, wenn er im Rang der Hohen Ercellen»
zen thront. Gerade er aber hat den Zaren in den Entschluß zu
ernsthafter Reform zu drängen versucht, dann die Abdankung
durchgesetzt und nicht gezaudert, den entkrönten Nikolai Alexan«
drowitsch.der instzauptquartterdes GeneralsAlexejew geflohen
war, nach Zarskoje Selo, in Haft, führen zu lassen. In der letzten
Sitzung der Zarenreichsduma hatte er dasPrästdium anden Ge-
fährten Nekrassow abgegeben und sprach selbst über die (durch
völlige Verkehrsstockung, nicht, wie uns immer Mieter erzählt
wurde, durch Mangel bewirkte) Nährmittelnoth. «In Petrograd
und anderenGroßstädtensind,weil dasVolk sich nicht auskömm-
lich ernähren kann.Unruhen entstanden,von denen uns in dieser
schweren Kriegszeit Gefahr droht. Der Hauptgrund ist, wie hier
oft betont wurde, die Unzulänglichkeit der Organisation. Das Volk
muß schnell und gründlich beruhigt werden. UnterdemVorsitz des
Ministerpräsidenten wird heute ein Ausschuß berathen.was ge-
schehen kann und muß. Außer vier Ministern und deren Gehilfen,
den Präsidenten desReichsrathesundderzuständigenSemstwo-
Verwaltung und demBürgermeister von Petrograd wird der Vor-
stand derReichsduma anwesend sein; und Sie dürfen dieUeber-
zeugung mitnehmen, daß wir mit festem Willen für die Beschlüsse
eintreten werden, die der Reichsduma zur Wahrung der Volks»

gesundheitnothwendig scheinen. - Der Abgeordnete Godnew (jetzt Reichskontroleur) hatte gesagt: »Wie viele Regirungerlasse, denen Gesetzeskraft zugesprochen wurde, sahen wir kommen und, entkräftet, verschwinden! Rekrutenaufgebot: hinfällig; Arbeit» Pflicht der Fremdvölker: zurückgenommen.Das Volk glaubt nicht mehr an solche Erlasse; und ich habe den Eindruck, daß die Re» girung selbst ihnen nicht ernstlich Gehorsam heischt. Sind denn Gesetze noch überall bindend? In Kasan ist seit einem Jahr die Zahl derzu nährenden Bürger ermitteltund, nach der Einführung des Kartensystems.jeder Lebensmittelbedarf gedecktworden. Dort ists Gesetz und darf es sein. Weshalb nicht in Petrograd?" Vorangegangen war ein Rededuell der Herren Schingarew (der jetzt Landwirthschaftminister ist) und Rittich (ders im zart» schen Rußland zuletzt war.) Schingarew: »Statt uns zu sagen, was er thun will und daß er überhaupt einmal Wirksames thun will, übt der Landwirthschastminister sich in den Künsten der Po» lemik.Er ist, natürlich, unschuldigzschuldig sind seine Vorgänger, die Höchstpreise, Treibereien derPresse und Verbände, Semstwo-beamte und deren Beziehung zu allerlei Statistikern. Wo aberist sein Plan, wo, in all dem Gerede einesAusgeregten, die Anbeut» ung des Systems, das uns helfen könnte? Der Minister erzählt uns, nur das vaterländische Gefühl, die Begeisterung könne sei» nem Mühen den Erfolg sichern. Nirgends, Herr Minister, fehlt dieses Gefühl; ihm, der begeisterten Hingabe ans Baterland, ha» den wir zu danken, daß Rußland noch aufrecht ist und den Krieg weiterführen kann. Wer aber fucht das Feuer, dessen Gluth über alle Fehler hinweghalf, zu ersticken und die Begeisterung, die Alles und Alle zusammenhält, zu dämpfen? Etwa der Städtebund? Weshalb haben wir nicht ein innerlich einiges Kabinet? Warum wagt der Minister für Volksgesundheit nicht, sich heute hier zu zeigen? Wer hat die ehrwürdigen Greise des Reichsrathes ge» kränkt und im ganzen Land das Gemeinschaftempfinden unter» graben? Die Leistung des Reichsrathes hat mir selten gefallen; dmfte man ihn aber, dem Geist und dem Wortlaut des Gesetzes zu ewigem Hohn, wie elnSpielzeug behandeln und erfahrene, im StaatsgefchSft ergraute Männer wie Puppen abtreten und durch neue «fetzen lassen? Der Minister ruft zu Einigkeit auf, fürchtet aber das Licht der Oeffentlichkeit. Kongresse werden verboten. Der Wolost (der kleineLandgemeindebezirk und die von ihm gewählte

Behörde) darf in seinen Beisammlungen Fremde nicht dulden. Welche inRußland lebende Fremden haben wir in dieser Kriegs- zeit denn zu fürchten? Wenn derMinister sich nicht zumAusbau der örtlichen Einrichtungen entschließt, wird er nichts erreichen. Den von ihm so stark betonten Gegensatz zwischen Erzeugern und Verbrauchern hats immer gegeben; die Regirung ist aber zur Wahrung des Staatsinteresses verpflichtet. Die Rede des Mi» nisters klingt, als sei nur das Heer und die für dessen Bedürfnis thätige Arbeiterschaft zu ernähren. Das für ste nöthige Getreide wird in Beschlag genommen. Doch was soll die Volksmasse thun? Wie sollen die Städter ihren Hunger stillen? Il't Das dem Mi» nister gleichgiltig? Aus seinen Worten wird das Land die Lo» sung heraushören: Alles fürs Heer; die Anderen mögen sehen, wo sie bleiben! Alle Russen ab« r müssen Brot erhalten; das Ge» treibe muß gesunden, geliefei t, befördert werden. And die Reichs» duma muß sagen: Wir haben Soldaten und Geld bewilligt; jetzt schaffet Brot, sonst fehlt Ihr der heiligsten Pflicht, deren Erfüll» ung das Vaterland fordern muß, Wir haben das Unseregethan. Zu Einigkeit soll der Minister seine Kollegen mahnen; sie soll er lautvor leichtfertiger Zersplitterung der Volkseinheit warnen und ihnen sagen, daß die Auflösung der Reichsduma in der Kiiegs» zeit dieThat Wahnsinniger wäre. Bekümmert er sich um dieFeld- arbeit, deren Wiederbeginn im Süden naht, um die Lieferung von Saatgut, Maschinen, Geräth? Sorgt er dafür, daß nicht zu viel Hafer angebaut werde und dann Hirse, Gries, Kartoffeln fehlen? Die in seinem Ministerium herausgegebenen.Nachrichten des Ausschusses für Ernährungfragen' befchreiben, wie fleißig und umsichtig in anderen Ländern gearbeitet worden ist; da gtebt es Statistiken, Bestandsaufnahmen.OrganifationallerArtund man zittert weder vor den Arbeitern noch vor dem Dritten Stande Der Vergleichstimmt bitter; denn bei uns ist nichts geschehen. Die Pa» tronenfabrik in Tula verspricht in großen Inseraten Denen, die ihr Mehl liefern, hohe Provision; ladet also die Herren Station- vorsteher, Kommissionäre und Schieber zu Besuch. Muß man sich nicht schämen, wenn man solches Inserat liest, das so deutlich das Elend unseres Zustandes beweist? Uns wird gepredigt, die Po- litik vergifte Alles und müssefürdieKriegszeitausgeschaltet wer- den. Staatsangelegenheiten sind aber von dem Bezirk der Po» litik nicht zu trennen. Treiben denn die Herren auf den Minister-

fitzen nicht Politik, wenn ste den Reichsrath gewaltsam zerreißen
und flicken, das Verkehrswesen zerrütten, das Reich an den Rand
des Abgrundes bringen, nach Beschwerden über die militärische
Censurflch in das Mythengewand des Ausnahmezustandes hül-
len, Semstwo und Wolost befehden und überlegen, wie man die
Paragraphen des Strafgesetzbuches zur Entfernung lästigerAb»
geordneten benutzen könne? Politik beherrscht das staatliche Le»
ben.Aber es giebt verschiedene Arten von Politik: eine abgelebte,
schlechte, grausame, gefahrliche und eine auf Vernunft gebaute,
von Schöpfergeist bediente, die dem Staat nützt.Und wir streiten
mit derRegirung darüber, auf welcher Seite die Politik derVer»
nunft, auf welcher die des Wahnsinns ist. Heute haben wir die
Diktatur des Wahnsinns, die den Geist des Landes knebelt, sei.
nen Besitz vergeudet, aus ergiebigen Quellen nicht schöpft, die
Volksnerven aufpeitscht und foltert, in der Stunde schlimmster
Gefahr das Reich dem Untergang nähert. Auch diese Diktatur
des Aberwitzes ist Politik; und ihr Gift hat den Landwirthschaft»
minister angesteckt." Rittich: »Die Herren SchingarewundMilju-
kowwollen durchaus nachweifen,daßderLandwirthschaftminister
im Unrecht und Alles grundfalsch ist, was er gethan hat. Nur er
ist schuldig:weil er seine Pläne nicht durch die Schablonezeichnet,
von denen manche Kreise die Rettung erhoffen. Ich theile diese
Hoffnung nicht, glaube nicht, daß das Ernährungproblem leicht
zu lösen ist.halte mich selbst aber fürvlel schuldiger.als mir durch alle
Anklageschriften und Reden bewiesen werden könnte, und werde
in jeder Stunde des Tages und der Nacht von dem Bewußtsein
gepeinigt, daß ich nicht ein Tausendstel des in dieser furchtbaren
Zeit von mirzuFordernden leiste. (Sehrrichtig!) Rußland braucht
heute Riesen: und ich bin nur ein Durchschnittsmensch. Meine
Schuld, die ich offen eingestehe, ist: daß ich nicht Tttanenkraft habe. *
(Adshemow: Dann gehen Sie doch! Miljukow: Die Erde wird
ntchtbeben.wennSie zurücktreten!) »Dürfen wir in dieser Stunde
uns mit Kleinem aufhalten? Vielleicht hebt das Schicksal zum
letzten Mal die Wage, in deren SchalenRußlands Zukunft ruht.
Auf die Wägschale, die den Sieg, den Wohlstand, die Zukunft
Rußlands trägt, sind aus unsichtbaren Welten die Blicke all der
Millionen gerichtet, die für des Vaterlandes Zukunft schon ihr
Herzblut vergossen haben. Aufdiese Schale müssen wir, unermüd»
lich in jeder Stunde, Alles legen, was zur Erhaltung der Leben

mitzuwirken vermag, die das Baterland vielleicht auch noch für sich fordern wird." Dieser Rede antwortete nur derRuf, der Mi» nister solle sich vor der Entweihung heiligen Gefühles hüten. Ein Agrarier aus der Oktoberpartei rief, die Politik des Verkehrs» Ministers werde durch die Thatsache beleuchtet, daß da, wo Wa» gons fehlen, Getreide sei, und da, wo es fehle, sich die Wagons sammeln. Später sagte Schingarew noch: »Nicht nur in Petro» grab, sondern auch in anderen Städten schreien auf der Straße hungernde Menschen nach Brot. Ist dieser Zustand noch erträg» lich? Der sür Petrograd Bevollmächtigte soll behauptet haben, der Brotvorrath reiche für zwanzig Tage. Warum haben dann die Bäcker nichts? In dertzauptstadt hatte derStadtpräfektFürst Obolenskij für die Vertheilung zu forgen. Der schied, nach einem Gemunkel über allerlei dunkle Vorgänge, ausdemAmt; und aus dentzänden seines Nachfolgers ist das Vertheilungrechtdannauf einen Herrn Weiß übergegangen. Die Gemeinde, alleOrganeder Selbstverwaltung sind davon ausgeschaltet; sie hatten einen ver» nünftigen Plan ausgearbeitet, wollten Brotkarten einführen, aber Herr Weiß war dagegen. Wer ist denn dieser Herr Weiß, dessen Wille alle Bemühungen der Gemeinde über Nacht vereiteln kann? (EinDeutscher!) Ordnung könnte nur der Bürgermeister schassen; er allein, der sofort Bürgerausschüsse bilden und alle Volks klaffen zur Mitarbeit heranziehen müßte, käme ans Ziel. In Petrograd sollen fünfzigtausend Pferde sein, die man jetzt, weil tzafer und Heu fehlt, schon mit Brotgetreide und Mehl zu füttern anfängt und die den Menschen also das Brotkorn wegfressen. IftDas zu dulden? Noch hoffe ich, daß die tauben Ohren endlich die Stimme desVolkes hören und ihr antworten werden. Thun sie es nicht, so wissen wir.daß dieseLeuteaufeineLebensfragedesReiches keine Antwort haben und daß nur der Volkswille das Volk rettenkann.«
In den letzten Sitzungen der zarischen Zeit wurden wirth» schaftlicheund soziale Fragenhefiigerörtert.ImReichsrath sprach der Oktobrist Gutschkow, der dem Ausschuß für Kriegsindustrie vorsaß und nun Krieg sminister ist: „DleWirrniß imVerkehrswesen wird mehr und mehr zur Reichsgefahr. Auf den Stationen lagert das Getreide; dieMühlen erhalten keinKorn; das in Mittelasien undSibiriengestapelteFleischwirdungenießbar,weilandenKno» tenpunkten sich dieWagons knäueln und nichtvorwärts können.bis

Thauwetter wird. Seit den letzten Ianuartagen nehmen die Eisen«
bahnen Güter zur Beförderung nicht mehr an; sie befördern nur
noch Heizstoff für ihren Eigenbedarf und scheuen sich niemals,
die anderenAbnehmern zugedachte Kohle in Beschlag zunehmen.
Selbst die mit Getreide nothdürftig versorgten Mühlen mußten,
weil ihnen Kohle und Navhtha fehlt, ihrenBetrieb einstellen.Vie' e
Städte und Dörfer sinken nach Sonnenuntergang in Nacht und
verlieren dadurch unersetzliche Arbeitzeit. Erz und Koks, Nähr»
mittel für Mensch und Thier kommen nicht an die Erzeugung»
stätten. Schon istderMctallmangelmerkbarund baldwerdennoch
mehr Industrien in Stillstand gezwungen werden. Was hat sich
gebessert,seit der neuenRegirung(Galitzyns)durchAllerhöchsten
Erlaß die Sorge für Heer und Hinterland als Hauptpflicht ein»
geschärft wurde? Nichts; der Wirrwarr ist sogar noch schlimmer,
dieKlust zwischenRegirung und Volk breiter geworden. All diese
Erscheinungen sind Folgen des selben Grundübels. Rußland ist
schwerkrank, seine Regirung kraftlos und lahm, seine Zukunft ernst-
lich gefährdet." In der Reichsduma redete der AbgeordneteKo»
nowalow, der jetzt im Wohlfahrtausschuß sitzt. »Die Geweik»
schaften find verfolgt,dieMitgliederdesArbeiterrathesverhaflet
worden. ElnunerhörterFehler;der beweist, wie richtigMiljukows
Wort war, eine dicke Mauer hindere die Stimme der Vernunft
und des Volksgewissens, endlich insOhr der Regirungzudringen.
Menschen, die für die Landesvertheidignng arbeiteten, wurden
ins Gefängniß geworfen, weil sie verdächtig schienen, Rußland
in eine sozialdemokratischeRepublik umwandeln zu wollen. Nur
Blödsinn konnte in solche Beschuldigung kommen. Ich hatte Tag
vorTag mit den Vertretern desArbeiterrathes zu thun und muß
hier bezeugen, daß sie mit kräftigstem Ernst, mit klugem Verständ»
niß.mit begeisterter Hin gebung für die nationale Sache gearbeitet
haben. Das war nur möglich, weil in ihnen das Feuer der Vater»
landliebe glühte. Sie halfen den Sieg organistren und scheuten
kein Opfer, das dem Reich eine helle Zukunft sichern könnte. Sie
haben vonStrikes abgemahnt und die Ausständigen beschworen,
die Arbeit wieder aufzunehmen. Der Aufruf, der dafür wirken
sollte, wurde von der Censur nicht durchgelassen. Gutschkowschickte
ihn dann mit einemBegleitbriefandenzuständigenMinister.den
Obercensor und die Zeitungen. Irgendeine dunkle Macht hat um
zweiUhr nachts verboten, daß dieser nothwendige, nützlicheAuf»

ruf erscheine. Der Arbeiterrath erstrebt Einigungämter, die An»
erkennung seiner Vertrauensmänner in den Fabriken, Gemein»
schaftküchen, Förderung des Konsumgenossenschaftwesens. ,Er
will das Vaterland gegen denFetnd vertheidigen und sein Vor»
sitzender, Gwosdew, hat das Gerücht, derArbeiterraih setze seine
Hoffnung aufRußlands Niederlage.öffentlich eine Verleumdung
genannt. Ein Genosse Gwosdews hat gesagt: .Rußlands Nieder-
lage können nur Schwächlinge wünschen; sie würde unsere In»
dustrie und die Hoffnungen der Arbeiter vernichten.' Ein anderer
riesin Moskau: ,Nie würden wir einen Sonderfrieden annehmen.
Kein Arbeiter ist für die Losung: Frieden um jeden Preis!' Den
Arbeitern wird vorgeworfen, daß sie Politik treiben. Ist Das
Verbrechen, so ist das ganze Volk schuldig. Wer irgendwie zur
Besserungdes Gesellschaftzustandes zuwirkenstrebt.treibtPolMk.
Wem bahntdenn die Regirung den Weg, wenn sie die Gruppezer°
stört, die gefährliche Strömungen in der Arbeiterschaft dämmen
kann und will? Der Kampf gegen den Arbeiterrath ist nur ein
Symptom,doch einbesonders trauriges.indemGesammtkampfder
Regirung gegen Volk und Oeffentltchkeit. Wir sind als Wächter
russischer Würde und Ehre bestellt und dürfen nicht dulden, daß
der Arbeiterrath und damitdieganzeGesellschaftrauhinsDunkel
zurückgestoßen werde. Die Volks masse ist zu Pflichterfüllung
freudig bereit und verbürgt uns ein Kriegsende in Ehre."
DerSozialdemokratTscheidse,jetztMitglied des Wohlfahrt»
ausschusses,verlas einen imDezembergefaßtenBeschlußdesAr»
beiterrathes, der ausspricht, daß er stets gegen Krieg war, den
Angriff deSFeindes aber mit aller Kraft abwehren und einen dem
Willen der Demokratie genehmen Frieden sichern wolle. »DieRe-
girung (der ich, wie Jedem, ob Freund oder Feind, gerecht zu wer»
den versuche) zerstört denArbeiterrathund die Arbeiterpresse, die
Gewerkschaften und die Bildungvereine. Kann die Verurtheilung
solchen Handelns zu schroff sein? Man hat von Burgfrieden, von
Einheit und Brüderlichkeit geredet; doch ists bei schönenWorten
geblieben. Im Bund mit derRegirung haben auch Unternehmer
gegen die Arbeiter gekämpft. Zwar geht die Legende um, der Krieg
habe nichtnur Spekulanten bereichert, sondern auch die Regirung,
jeden Kapitalisten, Bauer, Arbeiter. Der gerade sei jetzt in nie er»
träumten Wohlstand gelangt. Diese Angabe ist unhaltbar. Vor
»dem Krieg wurde neun bis zehn, jetzt wird zwölf Stunden (im

kiewerArsenal sogar drelzehn)täglich gearbeitet. Dies- T^atsache
und derAusfallmancherFeste hat dleArbeitwoche um die Hälfte
verlängert. Darunter leidet die Gesundheit. Und dieviel beredete
Lohnerhöhung bleibt weit hinter der Erhöhung der Lebensmittel»
preise zurück. Da die Arbeiterklasse, deren Organisationen zerstört
wurden und der man das Recht auf eine eigene Presse abspricht,
schutzlos derPolizeiwillkürundUnternehmerhabgierausgeliefert
ist, wollte sie wenigstens in Einigungämtern vertreten sein. Da-
gegen sogar wehrte sich die Regirung und ein in Petrograd mäch-
tiger Fabrikantenklüngel. Nie zuvor war die Aus beutung derAr»
beltkraft so unbarmherziggrausamwiewährend dieser Kriegszeit.
Unsere Genossen sind verhaftet und in die Ferne verschickt wor«
den; und wenn wir diese zum Himmel schreienden Rechtsbrüche
hier an den Pranger stellten, versuchte man, uns mit Versprech«
ungen abzuspeisen, und wisperte: ,Nur keine Uebereilung! Viel-
leicht werden die nach Sibirien verbannten Arbeiter vom Kaiser
begnadigt!' WelcheUeberfülle hohlerPhrasen floßinderKiiegs-
zeit von der Tribüne dieses Hauses! Auch das Wort .Provoka-
tion' war und ist sehr beliebt. Alles soll Provokation sein. Ich
aber sage, daß dieRegirung Alles nur benutzt, um im Trüben zu
fischen; daß die Arbeiterklasse weder verhetzt wird noch provozi«
ren will, sondern von dem Zustand Rußlands genöthigt wird,mit
aller Krast selbst für den Schutz ihrer Interessen zu sorgen."
Der Abgeordnete Kerenskij, Führer der Trudowaja-Partei
(der in »Mühsal Fronenden", deren agrar-sozialistisches Pro-
gramm ungehemmte Selbstverwaltung, Vertheilung des der Dy»
nastie, dem Staat, Klerus, Grundadel gehörigen Landes an die
Bauern, Demokratie und Republik fordert), in derProvisorischen
Reglrung Iustizminister: »Der Regirung liegt gar nicht daran,
ob die Arbeiter, die sie verhaften und dann in der Presse ver-
leumden läßt, über den Krieg und über den Zustand Rußlands
diese oder jene Meinung haben. Daß die gestern Verhafteten
über den Krieg ganz anders denken alsdie vor zweiIahrenVer»
schickten, ist der Regirung gleichgiltig. Sie zittert vor jeder Or-
ganisation, vor jedem einigen Willen des arbeitenden Volkes.
Sie will sich um jeden Preis auf ihren Plätzen halten und findet
dieseAufgabe vielwichtiger als irgendeine Arbeit für die Zukunft
des Volkes. Jede nervöse Bewegung, jede politischeRegung der
Masse wird als Hochverrats) hingestellt. Deren Geduld neigt aber

dem Ende zu; und die Stunde naht, da Sie die wahre Stimmung
dieser Menschen erkennen werden, die nur höchster Bürgermuth
ohne Vorrechte den furchtbaren Drang des Alltages so lange er-
tragen ließ. Wir brauchen nicht klingende Worte und schöne Ges»
ten, sondern sreie EntWickelung des Gesellschaftlebens; sonst ist
der Zusammenbruch nicht zu vermeiden. Lesen Sie dleZeitungen
der Konservativen: da wird offen empfohlen, all dem Gefasel von
Burgfrieden ein Ende zu machen und den Keim der Revolution
in Blut zu ertränken. Das alteSystem und dessenDIener können
Rußland nicht retten. Das vermag nur derWille der Demokratie,
vom Wort zur That überzugehen. Die Leute, die auf Kosten der
Relchszukunft sich selbst, ihr privilegirtes Dasein, retten wollen,
sind die Feinde des Reiches; und ich bin gewiß, daß schon der
Tag dämmert, der unerbittlichen Kampf gegen diese Leute drin»
gen wird." EineWoche danach siel Nikolai und sein ganzerTroß.
Für das Januarheft einer petrograder Monatschrift hatte Herr
Kerenskij einenArtikel geschrieben, desfentzauptsätze nicht nur für
Russen beträchtlich sind. «DerKrieg hat das GesellschaflKewußt«
sein aus Europa nach Asien zurückgeworfen. Das Verhältniß der
Regirung zumVolk erinnert an die Tatarenzeit oder an das alte
Moskowiterthum. Das aber gestattete demVolk wenigstens eine
.Meinung'; heute ist sie verboten. Nach demRückfall in die Welt»
anschauung undDenkformderUrzeit entstehen neueMythologien
und Fetischismen. Das Unglück des Vaterlandes wird als eine
FokgefeindlicherTücke.das Mißgeschick des Feindes als gerechte
tzimmelsstrafe beleuchtet. Hier waltet Gott, dort der Teufel oder
wenigstens ein Kleiner von den Seinen. In dem trefflichen Ro»
man .Mr.Brittmg leert denBecherbiszur Neige' schildertWells
die qualvolle Bewußtseinswandlung, die England während des
Krieges durchlebte. Zuerst Staunen undWirrniß; dann Spionen»
furcht und die Sucht, Verrat h, Drückebergerei, gefährliche Ver«
wandtschaftundFreundschast zu erschnüffeln. ‚Ist(fragt dieKaffee-
schwester) von den deutschen Tanten unseres Königs nichts zu
fürchten? Man müßte sie beobachten lassen. Eine legt überall
Grundsteine.Wozu? Weil daCement ist.Das braucht man.umGe-
schütze in Stellung zu bringen. In die Zeitungen kommt darüber
nichts. Die müssenAlles verschweigen.' Doch aus derKriegspfy»
chose fand der gesunde britische Bürgerverstand den Rückweg in
helle Vernunft. So weit sind wir noch nicht. Lange schrieb man
-! e Niederlagen irgendwelchem ‚Verrath' zu: und daraus ent»

stand die niederträchtige Verdächtigung der ganzen Iudenheit.
Etwas besserists seitdem geworden. Das Heer, hieß es, war schlecht
gerüstet und genährt; daher das Unglück. Allmählich tastet man
sich in dteGrkenntniß: Das ganzeSystem trägt die Schuld. Wer
zuvor gegen die Verleumdung gekämpft hatte, war beschuldigt
worden, im Solde des Feindes zu stehen. Nicht nur von fromm
gläubiger Einfalt: auch von Würdenträgern, Priestern, Inter»
«ssenten aller Art, die zwar die Wahrheit kannten, doch die Lüge
verbreiteten und die getäubten Massen in immer ärgere Wuth
hetzten. Die Theuerung, das Symptom der Wirthschaftkrankheit,
schob einen neuen Sünder vors Auge: denIndustriellen.Zwischen-
händler, Kleinkrämer. Eine Pogromseuche wüthete imReich; bis
derBürgermerkte,daß er wiederPersonen die Schuld des Systems
aufgebürdet habe. Die dünne Kulturhülse der Meisten ist mäh»
rend der Feuer- und Schroert«Probe geplatzt. Und nur tapfere,
politischempfindende.ihrerVerantwortlichkeitbewutzteMenschen
nehmen das undankbare Amt auf sich, den .Patrioten' zu wider-
sprechen. Bequemeristsja.dieStimmung erbitterter Massen aus-
zubeuten und ihnen heute den Feind, morgen den Juden, über»
morgenden reichen Kaufmann als Sündenbock auszuliefern.Die
Psychose muß, endlich, aber ganz und gar abgeschüttelt, dieleben»
dige Tragoedie des Weltkrieges darf nicht länger als eine an Posse
grenzende Tragikomoedie betrachtet werden. Moskauer Wahr»
sagerinnen erklärten vor kurzer Zeit noch alle Vorgänge innerer
und äußerer Politik aus dem Wesen des Satans und ,der Eng-
länderin' (Kaiserin Alexandra), die gemeinsam Kabalen gegen
das Mütterchen Rußland ersannen. Ist der Rückfall in solchen
^Unsinn unseres Volkes würdig? Von Ammenmärchen müssen
wir ins Licht der Vernunft gelangen, die dem größten Theil der
Gebildeten allzu lange umnachtet war. Wir müssen erkennen,
welcheUrsachen die üblenErlebnisse bewirkten und welchesSystem
das Staatsgebäude bis in die Grundmauer erschüttert hat."
Alle Reden und Artikel beweisen, daß in Nikolais letzten
Herrschertagen das Wort freier war als in manchem westlichen
Reich. Was jetzt wird, ist noch immer nicht klar zu erkennen.Vor
zwölfMonaten schrieb ich hier: »Der Orkan reinigtRußland von
Tatarenwust undSpukbleibseln; dann lebt es, mit breitem Aus-
gang in stets offenes Meer, fern von der Sucht, aus Glaubens»
gemeinschaft, über Binnensee und Gebirg hinweg, Machtzoll zu
pressen; wird dem Völkergerichtshof verpflichtet, Balten, Finen,

Polen, Ukrainern, Letten, Juden kein Staatsbürgerrecht zu stüm»
mein; Bauerland, das alle Kraft für moderne Wirthschaft.Schu»
len, Wege aufwendet, seine Städte aus funkelnden Beulen in
Sammelbecken für die kräftigsten Volkssäfte wandelt und seinen
Tshin, geistlichen und weltlichen, im Feuer sessellosen Massen»
zornes läutert." Wird es so? DenFinen ist das alte Staats,echt
zurückgegeben, den Juden das russtscheBollbürgerrechtzuerkannt,
den Polen die Wiederherstellung ihres Reiches (des großen.daS
von derOstseefich bis an die Karpathen streckte, Posen und Krakau
umfing) gelobtworden. Jedem Fremdvolk, das aufseinem Siedel»
gebiet die Mehrheit hat, wird das Recht auf Selbstverwaltung
gewährt. Den Schweden und Norwegern verkündet, daß russischer
Bordrang an ihre Küsten nie mehr, auch nicht im Nothfall, zu
fürchten sei. Aus den Kerkern, aus Sibiriens Steppe und Berg»
werken kehren die Verbannten heim. Ringsum regt sich neues
Leben und aus Millionen leuchtet die Hoffnung, daß die Sonne
derFreiheit auf allen Feldern rasch ganzeGarben jungerTalente
reifen werde. Die ungeheuren Krondomänen, Paläste, Landgüter
der entthronten Dynastie, sogar die Sonderzüge Nikolais sind in
Relchsbesitz übernommen und die Eigenthümer von Bildnissen
eines den Häusern Romanowund Holstein» GottorpAngehörigen
öffentlich aufgefordert worden, solche Gemälde, Skulpturen,Zeich-
nungen ins moskauer Historische Museum einzuliefern. Da den
Russen.HerrnundKi-echt.Gebildeteund Landvolk, derTreubruch,
dieLösung aus demBündnißvertrag und dem londoner Waffen»
gemeinschaftpakt, immer Totsünde dünkte, war an Sonderfrieden
nicht zu denken und das Mühen abenteuernder Dilettanten und
Milchbärtchen zu Unfruchtbarkeit verdammt. Die Republikaner
und Sozialdemokraten rufen in alle Lüfte, daß sie den Krieg mit
gedoppeltem Ungestüm führen, den Sieg um jeden Preis erstreiten
wollen.Das wird in den größten Sozialistenblättern Petrograds
täglich gesagt. Als Sprecher des revolutionären Arbeiterrathes,
in dem jetzt auch Reichsduma und Heer vertreten sind, rief der
Mitregent GenosseTscheidse den Truppen zu: »Lernet, Offiziere
und Mannschaft, einander verstehen und achten, wahret, als freie
Bürger gleichen Rechtes, eiserne Zucht und schützet, mit der Ba»
yonette in starker Hand, Rußland, Eure Mutter! Schrecket, als
die Löwen der Revolution, den Feind und erlahmet nicht im
Kampf, bis er unserem Vorgang gefolgt ist." Iustizminister Ke»
renskij (der die Frauen ins Amt derAnwälte und Richter zuläßt

und ihnen das Wahlrecht verschafft hat) spricht als tzaupt der grim»
«en Trudotoickt, denen deutsche Sozialisten gestern noch unend»
liche Sehnsucht nach schnellem Friedensschluß zuschrieben: »Die
internationale Brüderschaft derA beiterklassen wird dierückstän»
digeund gewaltthätige Kaisereimit der Waffe besiegen." Wolosts,
sogarsibiiische, bestürmen dieRegirung.vor dem endgiltigen Sieg
im Kampfnichtzu rasten. Preobrashensker und andereGarderegi»
meriterausbeidentzauptstädtenhuldigeninkriegerischerRededcn
neuenReichsleitern; und von den Fronten, aus dentzzuptquar»
tierenkommtderMassenbeschluß.jedenVersuchzurDämpfungdes
Kriegsfeuers als Verbrechen, als Reichsverrath anzuprangern.
Kinder, die gestern lallten, der BritenbotschafterBuchanan habe
die ganze Reichsduma gekauft, plärren heute, dieRevolution sei
der Friede. Trotzdem das Alkoholoerbot (eine Großthat, die wir
demFeind selbst nachahmen müßten) noch in voller Kraft ist und,
nachdemGelöbnißdesFinanzminislersTereshtenko.fortanbleibt,
ist Rußland noch in beseligendemRausch.Den zeugte dietzoffnung,
den stärksten Feind zu bezwingen und zugleich dem an Schätzen
überreichen Vaterland den Weg inFreiheit, Wohlstand, Bürger»
glück breiter zu bahnen. Und er brach wohl in Taumel aus, als
dieBolschaft kam,Amerikas Norden, dem derSüden bald folgen
werde, habe sich, einen Erdtheil und die stärkste Demokratie der
Welt,in dieKampfgenossenschaft derZehn eingereiht. Wie es,in
demLand ohneUebergangstemveratur, morgen aussehen werde,
kann Niemand wissen. Verstand begreift den Russenislam nichtz
manmußdranglauben.Derentkrönte,verhafteteGofsudarmahnt,
in der Oberstenuniform, die er nie mit eines Generals vertauscht
hat(«Ich kann mich doch nicht selbst avancirenlassen"),d!eTrup.
pen,derausRevolutlongeborenenRegirung dieTreue zu Ha len.
Aus dem vom Rebellenheer bedrängten Schloß tritt, in Schwe-
stertracht, die Kaiserin und spricht, gelafsen,ohne einFlackern des
Tones: «MeineKinder sind krank und ich pflege fie.wie ichVerwun-
dete Pflegte. Ich lasse nicht schießen. Schaltet hier, wie Euch Recht
scheint. "Ihre Garde giebt dieWaffen ab, die Revolutionäre bezie-
hendieWacheundinZarskoje Selo kehrt sogleichwiederRuhe ein.
Das vornehmste Garderegiment, dessen Chef bis zum Kriegsaus-
bruch der Deutsche Kaiser war, rückt mit klingendem Spiel in den
Taurischen Palast, heischt, in anständiger Rede, den Entschluß zu
schleunigem Umsturz der Reichsordnung und bleibt im Saal, bis
dieletzteSitzungderGossudarstwennajaDumageschlossenist.Aus

allen Reichszonen bringen ergraute Vertreter des ^ir, der Doif-
gemeinde, deren Name auch die Welt, die schöne, friedliche Ord-
nung des Weltalls, den Kosmos desRussen bedeutet, demWohl-
fahrtausschußBrotundSalz.segnendenGrutzausdunklerFerne.
Großindustrielle und Händler spenden ihm Millionen, Banken
und andere Aktiengesellschaften bieten ihr Grundkapital für den
Zweck innererAnleihe an.Und ein greisesBäuerlein trägt,Tage
lang aus müden Füßen, zweiundsechzig Rubel nach Petrograd
und verpflichtet die neue Regirung,der er das mühsam Ersparte
schenkt, durch Handschlag, »der alten keine Kopeke davon zu ge»
den." Das ist Rußland. Unter der Stachelschale des Zarismus
war es immer urdemokratisch, urchristltch kommunistisch.Nur für
den russischen Bauer konnte das Wortgebild «revolutionärer Kon-
servatis mus" ersonnen werden. Nur dort ein alter Mushik(Halb-
mann,Unfreier)vorIahrzehnten schoneinen Beamteninfrommer
Einfalt fragen: «Ists wahr, daß wirsta,t eines Kaifers nächstens
<inenReichsältestenhabenwerden?"Weil auch diese Menschheit
noch tiefer in Blulstrom will, weint das deutsche Reich Schillers
undBeethovens,wo einst der sanfte Flügel der Freude weilte und
alleMenschen.alle nach feiner Freude langenden.Brüderwurden.
„Duldet muthig, Millionen! Duldet für die bessere Welt!"
Wintersleid kann dem Lenzrausch, wehe Enttäuschung dem
Iubelsangfolgen,ehe aus dem gelockerten,nicht mehr von der by^
zallttschenTheokratieumschnürtenVölkerbündel die vondenEnt-
bindern erträumten Vereinigten Staaten von Rußland werden.
Vielleicht dauert dieses Werden eben so lange wie, nach dem Satz
Samarins, die Erziehung desMushik, der auf pIumpenBeinenzu-
erst stehen, dann, mühsam, gehen lernte. Ob er so weit wandern
kann, wie ihn Tscheidse führen will, ob er nur bis in Gutschkows
(noch mit Heiligenbildern geschmückten) Unterstand stampft oder
ausWirrniß umkehrt? Einerlei: der russische Mensch sieht heute
einZicl.andem er von aller Qual entschädigt zuwerden hofft; und
weiß, daß crseingrün sprossendesIdealinlangwierigeFinsterniß
einscharren müßte, wenn der Krieg ihm nur Verlust eintrüge. Des»
halb müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß er tapfer, mit
geduldiger UmsichtimKrieg ausharren, dienichtsogleichheilbaren
Mängi I desVerkehrswesens ertragen und, mindestens, versuchen
werde, da fest zu stehen, wo er jetzt auf dem Posten ist. Mehr er»
warten die Verbündeten sürs Erste wohl kaum von ihm. Denen.

ist das freieRußland das allen ganz oder halb slawischen Staaten
winkende Banner, Kornkammer, Iungferboden, das gestern an»
geschürfte Eden der Minen» und Industriemänner, Geld» und
WaarenhZndler, das Pelzparadies, derNaphthaquell, Urwald,
Vieh , Wild», Fisch» und Tabakmarkt, der nächste Weg inReis»
«nd Theegefilde; das Gelobte Land, wo Milch und tzonig in
breiterem Strom fließt, als die Eingeborenen selbst ahnen. Mit
den drei Kaiserreichen und der bulgarischen Bauerdemokratie hof-
fen die Feinde auch ohne wuchtigen Eingriff Rußlands fertig zu
werden. Noch in diesem Jahr, sagte ich zuvor, könnte Friedens»
Verhandlung beginnen, wenn (aus beiden Seiten) der Glaube
an die Entscheidung durch militärische Machtmittel wiche; ohne
jähen Niederbruch einer Gruppe nur dann. Bagdad englisch, die
Vortruppen der Briten und Russen an Pörstens Grenze in Fühl»
ung, weite Strecken französischer Erde wieder im Besitz der Re»
publik, Chinas heftige Abkehr von Deutschland, der Britenersolg
bei Arras, die neue Gemeinschaft mit hundert Millionen Ame»
rikanern, die für sich weder Land noch Geld, nicht einmal Kriegs-
kostenersatz begehren und mit ihrer ideellen Losung auf jeden
Menschheitnerv wirken, die zuversichtliche Hoffnung auf Mittel-
und Südamerika: kann ein Nüchterner, der vor unseren Kriegern
nicht erröthen will, wähnen, daß dieser Vierteljahresertmg die
Feinde in Gewimmer nach flauem Frieden erschlafft habe?
,Vor der civilisirten Welt klagt der Senat die Deutschen an, in
den von ihnen besetzten Gebieten gegen das Privateigenthum,
die öffentlichen Gebäude, gegen Ehre, Freiheit und Leben ver»
brecherisch gehandelt, das von denVertreterndesDeutschenRei»
ches unterzeichnete Abkommen vom achtzehnten Oktober 1907
bewußt gebrochen zu haben; er liefert die Anstifter zu solchen
Schandthaten, deren Sühnung die Gerechtigkeit fordert, den Flü-
chen des Erdkreises aus undbestätigtmitstärkeremNachdruck als
je den WillenFrankreichs, den ihm ausgezwungenen Krieg fort»
zuführen, bis der deutfche Imperialismus und Militarismus, die
für das Elend, die Trümmer und Trauer der WeltVerantwort»
lichen,für immer zerschmettert sind." Dieser Beschluß des pariser
Herrenhauses klebt seit dem ersten Apriltag anden Mauern aller
französischen Gemeindehäuser; aus jedem Wort flammt unlöfch»
bareWuth. Herr tzanotaux (der meint, der Friedenskongreß werda
länger als der siebenjährige, der in Münster und Osnabrück
endete, währen) stellt die Landsleute vor die Wahl: Kamvf bis

in Triumph, der die Freiheit unter den Schutz irdischen Wellge»
richtes birgt.oderTod desvomdeutschenStiefelabsatzze'quetsch»
ten Erdballes. Auch aus dem von Tauchbooten und Minen um-
drSutenInselreich,ausdemDepeschenwechselderfelndlicher,Feld-
herren klingt keineFriedensglocke. Und dieReden des Senators
Chiron, des Berichterstatters über die Gräuel deutscher Land.
Verwüstung, und desIustizministersVivianl scheinen vonschäu»
mender Lippe gepfaucht zu sein. Was hülfe Widerspruch, was
garAufflugderFriedenshoffnung.demGnttaufchung, gefährliche
Ermüdung folgen könnte? Die darf nicht sein. »Schließt denheili»
gen Ctrkel dichter l « Und bestellet, in bangerWartezeit.Euer tzaus.
Selbstbewußte Volkhelt läßt sich nicht vom Fremdling vo»
schreiben, was ihr fromme. Doch sie erniedert sich nicht, wenn sie
der Stimme einer feindlichen Welt lauscht, die aus dreizehnhun»
dertMillionenMenschen,nichtausZufallsgeklüngel,spricht.«Im
Hinblick auf die Nothwenoigkeit, im Kampf gegen eine Uebermacht
des Auslandes im äußersten Nothfall auch zu revolutionären
Mitteln greifen zu können, hatte ich kein Bedenken getragen, die
damals stärkste aller freiheitlichen Künste, das allgemeineWahl»
recht, schon durch die Cirkulardepesche vom zehnten Juni 186S
mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland ab»
zuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale «melette
zu stecken.- War Bismarck, weil er so handelte und sprach, »ein
schlapper Kerl, der aus feigerAngst vor dem Feind Königsmacht
undRegirungrechtverschleuderte",oderstarkgenug,umdenSchein
der Furchtsamkeit nicht zu scheuen? Damit die dem Preußen ge»
währte Athemfreiheit nicht von Feinden überboten, ihnen günstige
«revolutionäre Nationalbewegung" vermieden werde, gab der
Staatsmann allen Bürgern gleiches Wahlrecht. Nie darf Stille
stand fein, weil der Feind Bewegung ersehnt: durch schlauen
Zwang in Verneinung würde er sonst unseres Schicksals Meister.
Das hängt nicht an Landstücken (die Europäerstaaten einander
nicht mehr abnehmen und, zu eigenem Dauernutzen, behalten
können), sondern an dem Erwerb höheren Seelenwerthes. Hebt
sich dasMenschheitbewußtseinunderhelltauch das deutschetzaus,
dann wirb, was der Feind allzu laut fordert, was wir still als
Nothwenoigkeit empfinden: freier Volkswille; und Deutschland
weiß, wofür sslnes Schoßes liebste Kinder sterben und leiden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian harden in Verlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck do» Paß « Garleb G. m. b. g. in Berlin.

14, April I»l7.
»r, 28.
vie Zukunft,

Die bS^vÄ^ris
SeNii»»»IiinttIeIIe»:
SerllliNV.KkklkloM.S.Kurkiigenklklmmtti
ullä so sämtl. IneaterKssser, äer ?irm« ^. WertKeim.
^eip/izor Str. nur voolientsz»»
8cKluK cker ^nnsdme iür Vorvetteu:
?iir Sie LrolZ gerllner ,
bei persünl. ^»slraz bis l^/z Ltunäen
bei ?nst-.^nstrsgen bis 2 IZiunSen
?ttr »U5vsrllj;e ?Ist?s bei sllen ^nsträ^<>n
dis 2^/2 Zt»n6en
^,ni Woebents^e vor <len Kennen meiern in sllen >X,nvsKine-
stellen Vormetten bis 7 I7Kr sbencls svgen^mmüv.
kennen ?u KarlsKorst am iy. ^pril,
Kennen ?u Dortmund am 15. /^pril,
Kennen ?u Hannover am 15. ^pri>,
Trabrennen Marienclork am iZ., i^.^prtt,
Trabrennen?u MüneKen-OaSlfin^ iZ./Vpril.
vor ^eszivu 6es
cis'en Keuvens.
Weltbe'linsnnLen merSsn i, g.^VetisnnsKinestvI!, vnentßselt>. versbluIZt

Dr. Z8.
14. Kpril 1917.
'le Zu »unkl.

Au? Dich
kommt es an!

Sage nicht: Andere haben mehr Geld und verdienen mehr als ich,- die sollen Kriegsanleihe zeichnen?
Sage auch nicht: Was machen meine paar hundert oder paar tausend Mark aus, da doch Milliarden gebraucht werden!
tlnd sage noch weniger: Ich habe schon bei früheren Anleihen gezeichnet und damit meine Pflicht getan!

Auf jede Mark
kommt es an!

(5s ist wie bei der Nagelung unlerer Kriegswahrzeichen,- jeder einzelne der vielen tausend eisernen Nägel ist winzig. Aber in ihrer Gesamtheit umfangen sie das Gebilde mit einem ehernen Panzer. So muß auch unfer deutsches Vaterland geschützt und gesichert werden durch das freudige Geldopser der großen und der kleinen Sparer. Jetzt, in der Stunde der Entscheidung, darf keiner zögern und keiner fehlen!

14. Spril 1917.
«r. SS.
Die Zukunft.
lZescKsstsbericKt lllr <is» ^skr 191S. ^
OsnK den unvergleieblioken Leistungen unseres tapferen He«?e» und unserer
«edneidigen N«,rine Konnte die deulscde VolKswirtsedskt si«n suck irn LerioKlHkb, e
ungestSrt von feindlieden LiogrMev ent« iokei»,
sedaktsleden 6«s deutsoben Volkes im Isbre 1l>1L in »Ilen Zweigen durvk die von,
Kriege^erbeiiedten dsrten Notwendigkeiten dedingt worden. Seine LntwivKIuug
sukgegsngen^skrkenniejcknetev, null die wir in unserem vorjährigen üesekilftsberiebt
Linkubr^ däben in einem vermehrten VerdraueK 6er Vorräte s» l.ebensm!tte1n un<I
nisse Kinter den Weltmarktpreisen «urüek. Der im allgemeinen Einstige ^rnteäusfsil
ungünstige VVilterung verurssekt wurde, und ^urok den Ausfall an Brotgetreide, 6er
sien^dei unseren Bundesgenossen ergsb. Line weitere LesenritvKung^ des freien
?Iat2, ^Venn sueb, der Drkolg 6er «brigkeitl'ieden AsKnaKmen 6en Erwartungen
niekt immer ^ntspraek, so bat 6ie Bevölkerung 6ie ibr Zugemuteten Unbequem-
^VälaeKei gemaente Xriegsbeuts bat dann gegen Lnde des ^lakres 6is Ledwierig-
führt, da« die^ lZrundlagen 6er VolKsernaKrung bis ?ur naedsten IZrnte zetit voll-
bei ^er Versorgung Oeut^cl I»u6s mit 6en ^wioktigsten Ro K s ff« n. Besovders
Lrsatimtttet^ 2U sekalten, weleke uns ^auen^ für die ?riedenS2eit in ni«Kt unerkek-
vorteildslt deeioöussen werden. ^ ^
^ ^ ^Iles das erforderte ein I^Ist, von Arbeit, das v««K weit über das in 6en
Seisstet mit woKIgemeinten, »der Zweckwidrigen Bestimmungen »<»l»lpöiti«ekei
gesekai^en und die sebou ?u 2»>,Ireielien un6 ?r> sekr Zersplitterten Organisationen
es für die Ausrüstung'6es Heeres «6er für sonstige Arbeit dakeim,^ bat 2ur ?olge
ti^fangxeieken Lrweiter,^ Kapitalaufwendungen wurden odne ScKwie-
?rnuen, in geordneten LaKven entwickeln und abspiele» Können. ^Venn seit der
geförderter XoKIs, sondern i» der ungenügenden X»KI der für die Verkraodtung de-
2unekmev6e Erweiterung ^6es Versorgnogsgedietes dedi„gt wurde, ^ ^
Betriebe und die ^«twendigkeit, 6ie^l.eistungsfänigKeit 2U steigern ^>n6 an Hob-
bisner se>Kstan6!ger Betriebe mit 'gröberen, namentli^K in^ 6er ^lontavin6ustrie!
iieit aueb auf andere kiediets ^übergegriKen. IZs ist 6ringen6 ?.u wüvscben, 6ati
Sevliui» gesokäffen und der Künstliene Antrieb für «iv«^ «ecker im vo^KswirtseKskt-
gefunden Natts, Die preuMsebe Regierung ist dem Syndikat niit iiire,,, Bergwerks-
besitz inBKeivlav6-ffestf4len i,eigetrelen, den sie,jetüt durob fast vollständige Lr-
Werbung der Aktien Äer Ser««erK«g«»«II»eK»kt tl!d.'rnia «-«»entliek verstärkt bat. In,
»taKIwerlisverbav6e Kaken die Ve, liandlungen 2», Syndizier,,ng der ^o^e,,»nnt«!
Bro6uKte S. 6ie in frllkeren /»Kren niokt!,erdei««MKrt »,„,!«,, —

vi« Lrgednjsse dieser suks KSedste angespannten Tätigkeit 6er Industrie
«»reu ausserordentliod günstig«, WenngleioK ei» dedeutender leil des Lewione»
suk Lrund de» liriegssteuergesetzes nnd der erdedlioken LrdüKung der »taatlieke»
und Kommunalen Ltsuerdelsstung für SkkentlieKe Zwecke in XilsprueK genommen
wurde, so dst «Zoen im sllgemeinev «ine dedeutssme Steigernug der Dividenden-
sussvküttungen »tsttgekunde». l>b. KierKei 6er gesteigerte» Abnutzung der Anlägen
und Ussedinen sowie den bei der Oberleitung in die l'iiedenswlrtxiebal't erkordeiliek
werdenden ^ukwendungev in genügender Weise Reonnung getragen worden i»t, wird
erst die ^ukunkt lekren,
d' Kt^ d g^^,.^^^ I?rscKeinungen v>sr, dsü die Lvwertung »Her
wsrts geriektste war, wie dies der vom ReioK»Ka„?ler suk Lrund v«,, tstsäeklieden
VerKsuken und von smlliok vorgenommene» Lobat^ungen kestgesteilto Steuerkurs»
Zettel vom 81, Dezember ISIS dartut.
^uek^die kest verüinslivden Werte, ^w«I«Ke infolge der Steigerung de» ?ins>
dedliede üurseinbuue erlitten Katteo, Kaken sie» iin ösrie>,t»inbre ii» Kursstände
wieder gedoden. ^esovders gilt^dies kür die guten Indu»t>ieobl!gati«nen, für
lad! susläimisoker SoKuIdverseKreibungen^ wele?l« unter du»> I.intluss^ der für
«e günstigen WeoKselKurse, «um ?eil «u erdedlick gestiegenen Dreisen, aus dem
»ued die üursentwieklung der deutseden Staatspapiere »I» eiin: g,i>,«tige Ke^eicKnet
werden. Seit ünde ^uli 1914 sind SA deutsede ReioKssnwii,«» von 72A auk«SA,
also um SA, im Xurse gesunken; evgliseke üonsol» ^ed«ci> von 70'zA suk 55>/,,
also um 15»/, A, krsn2ösiseke 3 A Rente von 77 A suk «2 A, also »i» 15 A.
^ ^lleldmsrkt Kst die^ Flüssigkeit der^ Zsbre 1!>N und
Diskont betrug unverändert 5 A, wsdrend der DurcKseKnittssstr de» l'rivst UjsKonts
LerieKten^ näker g^e^snnieiekveten vrssoken kür das ^usammenströnleu gewaltiger
Kisker verün'entlivkten 1'sbellen «ukolge war der ?um 15, ^uli I«l4 mit^lUUA »nge-
üemder 1915 suk 128 A sogswaeksen. Die LntwieKIung im ^akre 191« ist au»
folgendem ersiektliek:
Lestsnd sm 15. 5uli 1914 init IUVA angenommen, ^m gl, Oe««mb«r 1915 128A,
»m 15, Januar 19IS I4SA. am Sl, Januar 191« I4SA, sm 15, ?«druar 191« 148A, sm
29, rebrusr 191« I51A, sm IS, «ari 191« 1«SA, am Sl, Uar- 191« 1SUA. Vom 3l. «sri
bis 18. ^pril erste Dimisdlung auk die IV, LriegsanIeiKe. ^m 15, ^nril 191« 148ZH, am
29. ^vril 191« I4SA, am 15, Kai I9IK I59A. Lis 24, «ai -weite LinüaKIung suk die
IV. LriegssnIeiKe. ^m 81, «si 191« 15SA, am 15, ^uvi 191« IV2A, IZis W. Zuni dritte
Linrsn.ung auk die IV. XriegsanleiKe. ^m S«. ^uni 191« 158?^, sm 15. ^uli 191« 1K2A
Lis 20, ^uli letzte Lin-adluog auk die IV. üriegsmileike, Lm Sl, ^uli I9IK 1V5A, am
15, August I9IK 17«»., am Sl. August 191« I71A, um 15. 8evtemder 191« 178A. Vom
ZU. September bis 18, Oktober erste LinsaKIxng auk die V, XriegsanIeiK«, ^m
14, «litober 191« 1«9?6, sm Sl. Oktober 191« I«SA, am 15, «ovember 191» 180«. Ris
24, November «weite LinnsKIung suk die V, XriegssnleiK«, sm S!>. November 191« 183A,
sm 15. 0e2«md«r 191« I9SA, am 3«, Dezember I9l« I«5ZS, Sis 9. ^anusr 1917 dritte
Din^sdlung suk die V. üriegsanleike, am 15, Januar 1917 I99A, am Sl, Januar 1917
2U7A, Lis L. ?edrusr 1917 vierte LinüaKIung suk die V. üriegssnleiks. ^m
15. rebrusr 1917 205A, 28, redrusr 1917 2V9A, sm 15. «sr- 1917 22i!A,
vi« üanitsIKrskt OeutseKIsnd» dst si«K suok im sbgelsukene» ^skre durod die
^eieknungen suk die vierte Lriegsanleide von 107«» Nilli.onen KksrK und
»nk die künkt« von 10K99 Klillione» IckarK er«!esen. Von dem durek den
Xiieg verurssentev IZeldbedark des R«icKes sind mitbin im gs»?ei. bereits 47 ilillisrden
UsrK durek Isvgkristige innere^nleiben voljkominen g«,levkt v>oi>Isn, und es Kann
bei weleker neben der künipio^evlj^en IlonteosnleiKe in neuer, eigensruger und
»n«edevder I?orm eine viereinkalbi>rc,/,entj^«, innerkiilb kllnkig ^^Iiie» tilgbare ^n-
(ZeldnüssigKeit Krackte es'mit »?cb^ dsss^suek bei den «de» «rwalmte» beiden Kriegs-
snleikeo wiederum nur mit verKKltnissmKs^ig gs»2 geringe» lietiiiß .u in ^nspruek
und 3,64 A der IZinüsKIungen bewegten, ilinen weiteren IZeweis kür ,1!« I?in«»!krskt
des deutsoken Volkes bietet die ^stigkr'jt der Sparkassen im ZsKrs 19IS, vi«
Kssseo «ukolge, «Kne ^IZerÜoKsioKti^umr der auk di^s XrieesanleiKen^ skgeduobten
1915^ suk, Reeunet msn noek die ersosrten ^akresüinsev in IloKe von 7Uü Äilliolleo
gutkabsn von Uder drei Klillisrden KlsrK ergeben. Iis ad, r im I,suke 5es saures
aus den SparKsssengutdaden rnnd drei !ÄiII^srd«n ^a^ a^uk IirieA«»nwiden gezis^iok^et

14. Sprit IN!7.
— Die ZuKunst.
gunnen TL»« Nilliunen ^l»rk, lin ^länuar l»1T Kaken die 8p»rK»»se»gutK»den
In dem vo^I Utt^ jvI^Uß
gleiek ^u derjenigen^ unserer ?elnd^ d!e ikr^ I!ri«gs«irtseK^kt durek
d»s Ausländ mit^»mkaklem <?^
iiient vermeiden lnssen, ^»S««ejl^,' ««I«d«^<Üe dosten Ledlngungen kur seknelle
8<^ ge^valiig^ «iek s^nek die linaviielle ^istungsk^K^ der deutseke^n ^«Uu^
ttr unmöglied gegolten Kiitte. IZine füKIbnre ^nd vesentliede Lr^eieKterung K«ni
Indstt uock I7r»kavg der levorstekeuden pinan^rekorinen in, lieiek un°d in de»
»ein, «K es gel^ngti diese ?inauürekorin derart durr KünkuKren, d»5z der llnternekmung»-
„»eist niodt erstiekt und der Intelligenz kreie^LaKn ^?.ur Dntkaltung belassen ^ird,
Vermeidung aller Nonopole — »««reit sie »iekt »us anderen als nnanüiellen Lrllndv»
«Kne (Zekübrdung seiner ^ukunkt üu >ragen,
Oer IZed^ri »n^alilungsmitteln bat einer, k«rt»ikrend vacksenden Umkang »n-
der LriegsKosten 5ür die^teeknisek« Ausrüstung vo» Heer und Flotte, mit der ei lieu-
<ler bedeutenden Lr«eiter„ng de» VerlceKrsgebietes im VVesten und Usten, da« durcb
die Eroberung der >VaIac!>ei eine «eitere ^»»deknun^ erlakren bat. Duron die IZr-
vsrlekoskassen in ?«len und Kurland und kerner im lausenden ^abie einer lösten-
»bteilung ^n Rumänien bei der IZanza Uenerala Rornana soll der P^K»b»nK die
Zl. Dezember ISIS Katte der^V ote n u n^I ank der Aillionen
nnt Ü«S4,S Nlllione» >I:»K »ü«ge«i«»e„ «urde, dein 25>W,« Millionen ZlarK ülewll
— darunter 2520,5 I^Iiliiunen «i» K Leid — gegenüberstanden, Uainit «ar ?,u,n erst>>„
»Ilde seit Kriegsbegl,,,, die O,'itteIdecK„„g des Kotenumlaukes durok Kletall unter-
«eliritte,,^ die «etalldeekuug betrug nur ,,0,-K SI,S>)S, <Ue liolddenlinug «l,S^„ I^s
«ar als« der bei Kriegssusb, ue>> v«r»u»ge»«Ke,>« e,,,gstreten, lur den ,Ii„„»I»

«r. ?8. r,e ZnKunkl. 14, Spril ISI7.
scdreitunF 6« öi-itteickeek un« ckuren Solck um ckie ^»dre»«enck« >»t an cksr Ües?Kät»>
^ Leu Leckart^»n ^ulilungsmilteln ein?useKrZ»Ken, ersckeint ckrineenck geboten,
verkedrs^ ckurck su ^ ieKigst « li e „ u r? u n g » l > e r ckem d » r A e l ck l « s e a
«ick l7eKe^ei»ü,,MverKrl,r ^e»>ck,»K'sn, «rotkcke,»' ckieseldrn mit »irkl üverksdllekeü
tritt »llerckin^s nur l.i„^»»i zutage^ ck»s» sie »der „ickl »u^gediiedeu ist, ^eigt'ckie
?unsdme cker?«st««l,e<:Kli«nte,>, >le>euX!lKl im Leicl>su«slße>",iete Kock« 1914 lUZVU»
betrug, im ZsKre ISIS »uk runck ll^vOg »un ucks, im ^»Kre I9IK »der ckeu st»ttiicl>e»,
^dsst? 5»ncken, ^ S ^ ^„^ ii , i ,, ,n ^
Zsicut nur cker l>»nKZescKSsllicde» ^stigkeit, s«,,ckero unserer gesamten VolKs^
ckieLuuckesr»t»vervrcknunL vom 14,Le^emKer 191L entsvroeuen vurcke. L^si^tckringenck

!4 Mtt 1817. — Die Zukunft. — ZIr 2».
xspiei^e su«K nsek dem Brieden KeideKslteu^wird, ^ ^ ^ ^ K
Kreis im Westen bedeutend »nsgedekut Kaden, er»ckten wir es /ür geboten, »uek
tin Osten dem eigenen (lesekkitt^belrieb ein« «eitere ^uslbzdnung TU geben, Wir Ksben
Vsn^ig, Stettin und I'nsen besoKInssen. WäKrend ^der lZeseiiäktsKetrieb »n gen drei
gesodätkenen I'ersonuisl'dwierigKeiten überwunden sein werden, Kaden wir rnit der
Rön^gsberger Vereins Lank in Xön^igsKerg <?r,), vordedultliek der
Ver««dmelü»ng dieses ängesekenen und >n^ guter LntwicKelung bekindlioden «st-
die LetrieKe der X<migs>, rger Vereins I5»nK in Königsberg s?r.) und Tilsit »IsdiUd als
eigeneFilialen fort^utubren, Line 1Z, IiSKung unseres LommunditKspitsis vir« Kierkür
^uck nsek dem Korden und Süden Konnten wir^ unser« Le«eKungen in er»
tkeken» un« Wee Ksei»L»,'nK in NüneKen wie init der^Vereinsdsn^i»
sed»ktli«ken LeTiebuiigeu tur^eine^ enger geknüpft werden. Im 2u-
ssintes XonirniNiuttKspitäl n!>^ii wie vor in unserem Lesits ist, und deren VerKältnis
vi« ^nknüpkung engerer, vertrnglieder Se«ieKungen^ur LsverisoKen Ilvpo-
Aktien der von üb» mit idr gemeinsam begründeten^ I^averisedell Oisvonto- nnd
und unter WäKrung unserer geseiiäktliede« Interessen ?u übereignen,
Londoner Xweigniederiassung in einen, wenn »neb desekrkinkten, sokrikt-
vurde es der kiiederlnssung niebt gesl»ttet,^,ins »uk versobisdene Anfragen ^uskunkt
TN geben, Wir Küben duker »neb diesmal davon adseben müssen, den Vermögens»
worden, ^ S 8
Di« Tätigkeit «er deutsoken HeberseeKanKen in Amerika und ^sien war
auod im Lerielitszsbr durcb cle» Xrie^ vieilaek^ungünstig d^eivtlubt^ Ds Konute
snk die alie init den deutsoken vebers^edanken in Verbindung stekenden ?j,ine»
starke LinsvKränKungen aukerisgts. ^11 m sc> erkreulioker ist es, dsk Sie Lrssili-
von 8^ bat sussel^ütten IiUnnen^ ^ >uek d^w S snk kür ^OjKil e un d ^e u tsv K>
Kisker niekt «ulsteilen^ vi« OeutsoKe ^krika>ö»nk Kat,^ n^vddem ^
Verwaltung nimmt Sie Lank »n der Lösung der durok den Lrieg Kervvrgerukenen
Wirtsedaktskragen^ regen Anteil. Linen ^bseklun tür das LesoKäktsMbr 1LI5 vorsu»
^äbre äukerst rege ^Zis uns nakestekende üreditdank in S^dia, welvke^ikr
dstt« msnnigfaoke LelegenKeit, sieK nütuliok Tu betätigen und ibre besondere Xuk»
gäbe, die ?nege de» tinan^i^IIen und lZandelsverKebrs Tw^seKen DeutseKIand und
wir mit einer unter unserer LUbrung siebenden deutsok äste, reiek ungariscben
LanKengerneinseK»kt die IZuigsrised« Xätions,!« IZergwerKs <ZeseIis«K«,kt iu LoL»,
weleke däiu bestimmt ist, in ^ustukrung des 1914 mit der duigitriscken Regierung
ge»ebio?»«nen Ve,irs,ge« die ekemsl» stästlivben bulgsrisoken IZräunKodlengruden
Oer Eintritt Rumäniens in den «lieg K«,t unsere I»ngz»Krigen SeüieKun^«n 2u
diesem Qg,,,de unterdroeben und die in OeuIsoKIand unteiged,»edlen ^nieiben dieses
8t«ätes notleidend werden lassen, KIsv darksiok »der der Lrwsrtung diogeben, dsk d»s

KunK unck ^ie IlerrseKakt, ckie uns cker sekvelle Sieg^über ck»s I^anck gewttdrt^ ckis
uns nakeslekencke L s^n o a Keneral» Romaoa insuke » emvnnckiicb getrokken,
s«KIens>t vrurcken, >lit ckem Lin/ug unserer Brunnen Konnten sn««KI^ckie IlauptInecker-
a»cd «urcke c!er Lank »uk iieleul cke» UberKommanckos, vie bereit» oben erwaknt^
eine Kotenadttiiung änl.'eglie>l,'rt, ckie^ibre ?'»tigke!t^vor Kurnern aufgenommen bat.
ckas LericKls^aKr eine rülanz! »uk/.ustullen unck eine vivickencke üur ^usseküttunß «i
bringen,
vie fortckauerucke Lin«iel>ung von Leamte» lum Lriegsckienst, unter denen
»i^K, länger cker ürieg cksuert, um so mebr^Uerren in «'iektigerer Stellung de-
r>,ii«il?en Lrleckigung^ cker notrrenckigen^ Arbeite» gekiinrt. Oiese LeKwierigKeiten
»ml« erkulten i gsksllei, ^!'>ck 2<,5> veamte^, Ver^eiotlnis ckieser Rankeren, ckeren
unck il,re ?s>nilien Iiabeu ii» abgelaukenen ZsKrs «ine veitere KetraeKIiieK« LrdSKung
geringerem LinKoiumeu g,!«ädrten lZeualtsüulagen unck ausserorckeotlioden Unter»
stut^uinzen sowie cken namdakten Reitriigen^kiir ckie^ allgemeine RriegsvvoKIkaKrt»-
8or ^Ze»inten?adl eine Llbulung erlsdren baden, «esentlicb ?u vergrösssrn. ^ ^
S a I o m « u so K n » S ti kt u „ g ckurcd eine neue !?uwsnckuQg ckes Stikters eine Lr
döbuog erkabren. Iseu < r«, I,eint ckie Or. ?. O, ?is eKe r-Sti ktu ng, veleke vir
cker IluedKer/igKeit <Ies Vorsit^encke» unseres ^uksicbtsrates, V'irKlieKe» lZebeimen
Qednristage» ikni nur Verliigiing gestellten^ !?tistungskancks kür ^ie I7i,terstüt^ui>g
ver XbseKIuü gestattet ckie Verteilung eines gewinne» von 16^ auk ckas Xoin»
nianckitkapital von 39»v«dgv« «4k. Oer KoKnevIn« deläukt «i«K einsedlieöliek ckeslZe-
ckis VerwaltungsKosteu, Steuern usw. mit °4! 2V MZ 7S!!,W. Ls wirck vorgesodlageo, von
verbleibencken «4k 368«! 675,48 sl» (Gewinnanteil von I« A »uk ckie Xommanckit-Xnteile »«>
°4! 33 ««0448,9», kur lalnnstener unrückuustellen °4k3U« «««.—, »uk Klodüien adiiusekrei-
den «412Ui>«««.—, an ckie 11»', ick llausemannsebe RensionsKasse kür ckie Angestellten
cker t?eseIIs«Kakt nu uberweisen «4k 4«« >XXi.—, ckem I7nter«>ütAungsk«ncks kur Angestellte
?.u iiderweisen «4k Ivo «««.—, cker Xligemeinen sgesetillioken) Reserve ku überweise»
Reebnuvg vorzutragen «4! 123U2W.49, Zusammen «4! 36 861675,48, Oss Il«mn>»ackit»
K»p>t»I mit «4! 30UV«"««« ist unverünckert geblieben, vie XH^eineln» Iie»erv» von,
«4! 9197500« erksdrt einen Xuwacds von «4! 25««« unck betragt ounmebr 9S00VMS,
unck ckie n»ob ^rt, S cke» Ltatuts gebilckete S«»«vcker» lieserve von c>L 2t0t»WI> «rtÄKrt
einen üu-,v»eks von r^! IgWgW unck betragt nunniebr ^LSMgMV, Leicke Reserven zu»
«ick nunmenr wie folgt! ^KtieuKsnital cker Visennto-kZesellscKakt MV SM <><>(>, Silanü»
mabige Reserven cker vi»e«ot«»(Ze»eIIscK»kt Lilanümaöige Rsserven cker
k^orckckeutsekeo Lank in Hamburg »4! I» Mg i>M. LilanümaKige Reserven ckes ^.SeKaakk-
iisusen's' bsn SanKvereio» ^, <Z. in Oöln «4! Zusammen üapit»! unck bilann»
mabige Reserven «4! 44S8MMV. Unser SanKgebauckeKontn, cka» unser« lZrunckbesiti
in Lerlin, Lreme». Loble»?,, Lsse», Frankfurt a, ZI,, Frankfurt a, 0,, Hattingen, I,«nck«n,
!»!Ünü, unck IMilbeim (Ru>>r> umkaöt, stellt sicb auk «4! 27U8«7ä2,7Z. vurck ckie dean»
tü^gte veber«eisu»g »n ckie pen»i«i>,>I»»se «!, ck ibr Vern>!,gensl^estanck auk ckie Hob»
Gewerbes i», L!) aukge«e»cketen Leträge sinck in gewobnter ^Veise unter cken Ver»
In, VecKselverKeKr detrugen: cker Ilmsstn «4! I282S 87«081.52 (ISIS: °«7S44IS4560.96),
ckie I5aKI cker VecKsel »9SM2 ,1SI5: 861SÜ8), cker vurelisoknittsbstrag eine» WeoKsels
I2 8S488 slSlöi «4k 8 75S.«1>, ^m II. Dezember 191« belieken sieb ckie «estancke an
« eebseln auk °« 8SI392 992.21 <191Si «4! «2« 9S129S.Ü4). vie vmsatüe in unver?.inslieken
!»i<:Kat?anweisungen sinck in ckem >VeoKseIverKe>>r einbegrilken. ver vebuvg aller
«eeli^eiveikedr unter VeeKsel unck Minsen nur VerreeKnung gebraedt, Oer Reinertrag
au» c«llp«»t usv. beliek siok auk «4! «92M7.S4 gegen °4k «94 489.9« im ?anre 1915.
ve, V,rKedr la Vertpopler««, in ckem auek ckie verüinslicken Sedatnanweisungen
«onsottiul- unck Ägene^Re^Knung' be"rug^Ä°S7M«8I' 72?7S ^(19I5°«'2W19^2!!L.0I),
«uvun aui ckie ckem Ve,I>,av>erv erKeil, «ugeie>:I,„etei, (^uunons unck »uslänckiseuei,
Zsoten ein llmsstü von °4! «34 816 737.12 (1915: °4! «VI 2S« 418.8«) entnel, Ls betrug cker

«rülaud UN eigenen Wertpapieren <><>! SV 102 278.71 gegen °« 44 018 :Z5N,78 im .labre 1915,
«» Koosortial-Leteiligungen 444S2KS7.51 gegen °« 520S2S82.S4 im .labre ISIS,
«usainmen «« I«4 584 94S,22 gegen °« 9S1I13W.42 in, ^»dre 1915. Oer Lestand »»
und Lombard» gegen börsengängige Wertpapiere betrug «4! 1A 25g W^SüK gegen
119 2V7S19.82 im VoiHadre, vi» Louto umkaut uurd die unsei^er üundsekakt ^un>
ge«al>,ten^ Vorsedusse, ^us dem LffeKtengesedakt, aus dei^ eigenen Wertpapieren
Veiiustreednung vieb't eingestellt^ dasselbe vielinedr einer Uinderdevrertung
un»erer Aktiva verwendet.
^ ^ 7?ir übervadmen u, a, folgende Wertpapiere oder beteiligten uns an deren
b?H llugarisebe Staat»Ksssen»eKei„e, fällig am I. Oktober 1918, KV,5ü I^ngarisede
StaatsKassensedeine, fallig am 1. Oktober 1919. Aktien: Keue XKtien der ^sse-
«uran^ vniov von 18K6, Hamburg, Heue Aktien der (Zebr. Lübier L«. Aktien
DieseUsebakt, XKtien der LrauuKoblevwerKe Lorna ^Ktiengesellscdskt, Aktien de,
t^bemisoken Werke Lrennaed ^Ktiengesellscdakt, Keue Aktien der veutseder I,I«vd
^verKs-^Ktien-lZesellsedaft, Keue Aktien der tZotdaer Waggonfabrik ^Ktien-l!eseII»eK»kI,
Xeue^ Aktien ^er llamdurg-Lremer ?euer-Versi«berui>gs-(ZeseIIscKakt, Heue Aktien
?seue ^RKeinised Westkälisеden Sprengstoff X, I!,, Keu» Aktien 6er Iio»it?er
I<eue Aktien «er Vereinigten Ooln Hottweiler ?ulverkabriken, Aktien der Lulgarisoden
der ü. I!. ?riv. OesterreiedisoKen Öredit Anstalt für Handel und kiewerbe, rleue
Aktien der vngariseden Allgemeinen Kreditbank, Aktien der Ilngarisvben StieKstolf-
der ^veutseden VadsKUandelsgeseUseKäft m. b. Il, Anteils der Vereinigte» ?sxtil-
Die Otavi-Uiven- und Lj»enbaI>n<Ze»«II»^e daft ist »ued gegen-
«idrend der fortdauernden Einwirkung de» Weltkrieges 2u versedsfken. Sie bat »ied
dader genötigt ^geseden, »iod »ued für das^LeseKakts^aKr 1915/IK^von der Ver-
entbinden üu lassen, öie Lisenbabn- und Lergdauanlagen der Sedsntung-
für da» LeseKSkts^adr 1915 bat 6er lieiokskaniiler die Lesellsedakt von Ser Ver-
ptliedtung üur Aufstellung der Lilan« befreit, Soweit die vorliegenden^ oiokt lüeken -
<! e s eN » e d s kt Zulassen, bat sieb der Betrieb obne wesentliede Störnngen ad-
Können, fortlaufende lZeriolite de^ Verwaltung, öie ein sbscblieöe'ncke» Urteil über
^ie VerKUtnjsse <ier H e u O u i n e a L « m v agn i « geben Könnten, Knien. Ver-
viirre^ile» Zabres I9l4 günstige WitterungsverKaltnisse gefolgt ^inck. Oie von uns
von uns im LerieKtsiaKre vaok Voilenckung ibie» Ausbaues in ckielZraunK«dlen-
«erke Sorna ^ K t i e nge s e 11 s <^ K akt umge« »nüelt, Li« gekört mit einer
Xönigreieb Saebse» und versvrickt sngesiekts der füllte jkrer ?r«liukte eine
den innen angegliederten I^aliwerKen Sollstedt, Oraja und Keu-Sollstedt im Ler^ebts
iabre etvras Ke^sse^e Lrgebni«se ^er?,ielen, d^^^ I9U, in Ivrakt getretenen
günstiger WejterenNvioKlung, In ibrem IZestande bat nur insofern eins Veränderung
»lkttgekundev, als vj^r genötigt waren, aus Mängel an ?erson?il unsere ^»eig^tellen
d^ei^tsebe Ijav^K i n^ Il^a m b u r g vird »uk idr XKtievKspital von SU ^lülione»
v«v IVA verteilen, der in unserer diesjiinrigen LiewinnrecKnung ersodeivt. I^e,
X SeKaaffbausen'seKe Bankverein XKtiengesellsebaft in Oöln
»ird auf »sin Aktienkapital von 1VU lÄillionev I^arK, vrelekes sieb auek ganiliek in
unserem Sesit^belind^t, für da» ^abr I91S einen (Zewinn von 6 A zur Verteilung
Levinn au» der dauernden Leteiiigung^an anderen defreundeten IZanKen «otkalt die
1915/1^, und 2«ar erhieltenl ^II^emeinsOeutsedetZre^dit^vstalt 7^,
viseonto- und W e e K s e I - L an K ^,0. 5?^, — San^ für rd^üringen
vorm, v. N, Strupp XKtiengesellsebaft 8^, — Stadl K rederer
^ Kt i « „ g e » e I I»o K aft SZS, — Ii K e i n i » o K - >V e » t ka I i s o K e viseonto-

Dr, S«. Die Zukunft. 14. April !»,7.
SesellseKsit ^. S, 4>/s— IZ »rmer LanKVerein ttin»berg.?!sek er
K O « m > 5> >2 ^ Z4ugdedurger Bankverein 5 ?«. — 0 b e r l a u s i t? e r
LanKin^Xittau 7 — SeestemOnderüanKK^. — IZra»ili>ini»c!k»
Lank kür OeutsoKIand 8^. — Lane» <Z e » e r » I a Nomsn» ,3 —
IZreditdavK in Sokia 6^. — Lompagnie Oommerei»!» I! e I ff s
anciennement U, Ulbert de Larv K O«, in Xotverpeu 6 ?h für <tie
bevor, eektigteo Aktien und 7 ^ kllr die Stammaktien un,> f',, 6 kiir zecken Senuss-
erhielt, 6»» IKr kür gas ^»Kr I9IS cki«»eIK«a ^»»»enNUungen «i« imVorjaKr ge»t»t««il
>virt>, Oie Summe der ISeteiligungen »n Viesen Banken bell«? «icn Lode 191«, oaobdern
«ir unseren Besitz an Aktien der Obeil»usit?er Lank in /in au suk <Iis ^»gemeine
OeutücKe Oredit-^nstalt in t,e!v«ig übertragen Kaken, auk °« 56 684820.35 gegen
^« 584»8 732.95 Lnde 1915. vis auk sie tür da» «esekskt^abr 1915 de^v,, I9I5/I« ext-
lallenden und im BeiieKts^aKre vereinnakmteu (Ze«innantei>e betragen 29474SI.82
gegen °« 2 826571.6« im Vorjadre.
Oie LIi>I»iken »>>tpr«vl,lo>i»kr«ler lZeeKuunk betrugen am Sonlusse des Lericbts»
jsdre» °« 757 94» 776.06 gegen °« «32 »31974.79 am Si KIusse de» 5aKre» 19IS.
Oer t.»uk«nd« IZe«!t»iunlk»v«rK«nr ergabt
191«
°F 53» 4SI 733.07
886 «34 «70.54
1915
°« 477 29« 076,23
«3014« »00.69
Ständiger m» ScKIusse des ^akres I „ ^
lägen aut vrovisionskreier ReeKnung, betrug 72113 501 02«26 gegen ..« 4« «10 «79644.17
1916 809S9 gegen 72 2^5 im ^akre 1915. Von diesen Recbnungen vrsien mit ^ertpsnwr-
Die in den Massiven aukgekükrten >e«pte und Seneelc, betrugen 44 838 967,90
gegen 100 828 773,95 im ^akre 1915, vi« «v»>» und Süresen»st»k«rder«^ee»< denen
der gleicde Betrag von >^v»I» und BürirscKait«verxkIIcdt>>>'gkr> gege,,überstekt.
delisken sied am »1, Oe^ember 191« auk >I, I3i! 8K!> 322,38 gegen «, 77 031 «0.71 im ^sdrs
1915. W««d»el» und Minsen»««««« ergaben einscKIieKIicb des lZe^vinn» a»k Kurs-
weeksel einen Ertrag von ZI. 29 271911.38 im ZaKre I9IS gegen N. 24 «51 004 «? im
^adre 1915, Oie erworbene ?r«vl»I«u stellte sie» auk Ick. 11518 »3193 gegen
>I. 10229867.19 im Vorjadre.
Oer Um«:»»»? der «»,«n betrug ül 25 587 95« »67,84 gegen », 23 310 «24 007,21
im VorjaKre, Oer S«»»>»tuu,»<:n>»g <von einer Seite des I?suptkuekes> betrug
>I. 77 203 277 849.07 gegen A. 53 692 5327SS.57 im VorjaKre. Oer Beteiligung von
A. 60000000 an dem XommanditXspitsl der Xorddeutsoben Bank in Hamburg »tekt
ein (Zessmtumsatu dieser Lank von N. 14 23» III 694,62 von einer Seite de» KsuptbueKe^
gegen ZI. 12 402 302 847.97 im Vorkurs gegenüber. Oer Beteiligung von N. I000O000O
»n dem ^, LeKaakkbausen'»enen LanKver«in X. li, in Oöln stellt ein <Zes»mtnm»at? dieser
OsnK von 14»69 888 000.— von einer Seite des NauntducKs gegen »,^135!» I6S00".-
im ZlsKre 1916 slsu ein Sesämtumsvnläg von Ivl, 105 866 277 543,69 von einer Seite ues
UsupibueKes gegen IU. 796I2998 6I1L4 im VorjaKre.
derIin, im »ä« 19i7.
Hireetiov öer üiseonto öesellsedstt.
vr. SsloinonsoKn, SoKinvKel, vr, Russell, I7rdig. vr. Solln sse»
Valler, Or, Aosler, Or. ?iseker. SeKIieper,

H8ön-, IVIinöi-al-, üiloor- unli Kal!ium-Sal>.
Mull!» Im öetM. LllllttcdrZtte» SurcK öle »gl. Solle-llireKtioii.
Or6ent1icKe Lenerslverssmnilung.
^ ^ ^ ««lltsg, cke» 2Z^KprU 1917. nsldm. « VKr^ ^
in Serlin ja unserem l-tfekten Sursau, V. LsKrsiistr, 43/44,
. Siemen, veblen^, essen pranklurt », »sin^, «letz, »IllKeim <HuKr), LiardriivKen
dsi unserer! Xierlerlassungen,
„ VSpeaicK, Ollstrin ssrsnKIurt a, 0., Hattingen, Saä Nomburg v. il. N,, oNendaeK ».
?it6lli,m, «iesoacien
dsi unseren ü«eigste!ien,
in AseKen dsi s«r SKeinisoK «estlüiiscken oisconte IZeseiisvKaN A-S.,
„ Augsburg dsi iisr SsxeriscKen visevnt»- unil VVeensei Sank A, L,,
„ Sarmen dsi o>m Ssrmer Sank Versin »Insberg, ssiseker Yemp,,
bei cisin R»llKds,u!zs <Z. « k>ecksi>'s IinKel,
. LSIn dsi clem A. SvKssIIKausen svben S»nK,ereln A, L.,
dsi cis«, LanKkauLs Sal. DppenKeim jr. vis,
„ vrescien dsi 6sr Allgemeinen vsutscnen Lrerlit Anstalt, Abteilung llresclen,
„ Frankfurt s. KI dei Ser Deulsolien Klienten- unil XVevllsel Sank,
„ ttamburg dei Ssr Kor^lleulscKen Sank in rlamdurg,
bei <isr VereinsdsnK in rlsmburg,
. Hannover dei cisr VereInsvanK in Hamburg sslliaie Nannover,
^, KsrlsruKe I. S, dei Sei- SUclcieutsvKzn llisoonto VesellscKait A. lZ,,
dsi cisva IZ^nKKauss Veit >.. Nomburger,
« Königsberg Kei ^isr KonlgsKsrger Vereins Sank.
^, l.e!p?ig bei Ssr Allgemeinen lleutsoben Lreclit Anstalt u»S dsi Ssrsa Abteilung
SeoKer S vo,
„ »soHedurg bei gern I/Isicleburger Sank Verein,
^ lilannbeim bei S«r LlllllleutscKen visvonto Lesellsoliskt A. S.,
„ «einingen bei Sei- Ssnll wr ?liUringen »orm, S, I«, Strupp A. L.,
„ «iinvlien dei Ser Ssverlsoben NvpotbeKen- u, «evlisel Sank,
dsi Ssr Ss/erisvben Vereinsbank,
„ «ilrnderg dsi 6sr Ssverisoben lZIsvonto- u, «scbselbank A. S.,
. Stuttgart dsi <isr StaKI xsclerer K, K.,
» li^it bei Ser liönigsderger Versin, Sa^K ssMale ?ilslt ^ d t I
Lsrliri, Sei, S8. ?,Iär2 1817.
lZir«<:tl»» ^«r vis««»«« O»»«11»<:lK^tt.
Die lZesckstsinKaber
Or, SÄ«lU0n»odn, «,'KmeKoI, vi-, RvsssII. vidi?,
vr, Solmsssri. Vs,Usr. »r, »oslsr. vr, ^iseker, «eKIisp».

ZIl. 58.
1^. «pril I9I7,
— Pie ZuKunkt. —
Aolisn - LommsnM - Lv8s!l8Lkstt
Bilanz vom 31. Os^SNidsr 1916.
««Ii.
Ilsde».
^KtievK»pi,al M«»,»«.-
«> orSentlivde Il!i<:K>ago >I, 1^ 9',', ««>.—
vom 31. Ve««mb«r 1916.
»«II.
^ »uV!^u«<?n«I»n<l«"° "5 A. 10M«».—
s»s rsIoiiLtensr' ,. . . ^, , , . I IM NM,—
Ilsdsii.
0»lM»v, llen 29, ^lär?. 1917.
vis psrsönllczk KsttsiKlsii OssellsoKsttsr:
Krloni, In. Xinsbsi'g, 1^, von Ksppsi'il,

14. Sprit 1917.
Dr. 2».
Die ZuKunst.
Ammen- unö SKcontg-

Silsvi per Zl. O«emder I9IS.
« , kr g « Ici t ^?^^'K i I « tk 1> b
k!«p«rts uncl I^omlärels gegen KNrsengStngigs vVertpüpier«
d) Sonst, d, cl, ReioKsdK, u, »n>I, Xentr^inotenKK, nvi,>Vvrtp,
e) Sonstige dorsengungige Wertpapiere
<I) Sonstige Mertpirpiers
Eltons, I^eip^ig unck ^Iteudnrg . , , ,
pssslvs,
Aktienkapital
?.^n?e1 Kald^7^?»gen^k^ ^ 5l, ,35 127 13,1,7,
2, garulzer Kinäus bis ?,n 3 Nong,t, kiillig , I«7 «113 7,,1,,1,
3, naed 3 Monaten fällig , ,7 111,8 !>«n,i>«
? wn«rk»lb°7^ägen kiillig , , , , A, 1,17 l','5 „>,54
2. <1är!id, Kinäus dl» 3 Il«n»t. «Uli» » 7 , «,« »5^«>
3, n»c^ 3 «onaten küllig „ ,2>>3^,',>,I
XuKer6em ^v»I- uixl öürgscK,-Ve, plli^ i,I, ^I. »I
Oivicleixlen RUeKst^ixIe
Reinge»inn
)l.
l«2I!1
471
12 »7«
:! «4g
172 433
4» 1181
«8
552 58!
2 «2,1
l«7,
17 735
4!! I I«
322 34
7>S!> «
2«« 81 »834 28
«,', 1«l 785 I'
2« 13«
I 4««
,!>>«
,17,1
I8 4S3 82S83
2«g«22«»g!7«
51 7«S38« 1!7>
>2« 492 203127
4 241 802 89
27 2I5 4«7 ,,4
,«424 924 53
,2 332 94,1 —
221 115 151 33
,1 74NU««! —
l 148 8,1« -
'54 111,1 715 ,1,1
^",Xl ,',k
«5<»«,,««, -
8 5««,,«« —
«55« 731 »«
,151 41«, ^
l 474 1«,2 3,,
«l«911»2« 17
27 «2,1 772 9»
47 8!« 50
>22»g«, 77
75, „1,1 715 ,10
l>e«Ioll» u«cl Verlust-Secdliuvg lür 6ss (Zescdüktsjsdr ISIS
^dsckr, »,1ZänKgel,ä,icle ulnv.
5 892 7,, 8«^
K8«879 45
47« 782! 23
8 228 901,77
I5 2«5 275 25,
^ LinvüKlne. ^
51. ,,k
«34 3«! ««
9 42« 92«,«!,
5 «10 2«« 48
2,3 792^2,1
15 285 275^25
«r. 45 mit », IS.— per Stück von Aktien aber Zl. 3g«,—
«r. Ig mit », SV,— per StiicK von Aktien über A, IUUU —
in ttsmbvrg an unseren Ksssen, in Serlin an unseren Xsssen nncl dei gen Herren
Z, Ii»ulm»nn 6i> Lo,, in Alte»», Hannover, Kiel, l.slp!lg, KItenburg n,„l grsnclenburg s. tt.
»n Sen Ksssen unserer ss!!i«>sn, in ssranKIurt s. IVI, Ke! clen Herren 1, llre>Ius L«,, jn
Ssrmen Keim Ssrmer SsnKverein, MnsKerg, Ziselier Lomo, i» Onemnil? Keim
Lliemnitrer SsnKverein, in vresclen bei <Ier niiltelHeuIsvnen privsldsnk 0, lZ,, in Köln Kel
Herrn 1, rl. Stein, in Kisglleliurg 1>ei Iler Kliltelileutsclien ?r,,slnsnk 0, V,, in «üncnsn
bei Iler Ssxeriscnen VerelnsbimX ue?»KIt.

Hsmdurg, clen 4, ^pril 1917,

8oeKen erschienen:
5«2iMemoKratie
mit einem (Geleitwort von Julian Koronarer
tt-e/s 4.00 ^lari
Oer sicK okken ?ur radikalen öo^isldemokratie
bekennende Verfasser Kommt suk Orund einer
eingebenden ^nslvse der inneren und Kolonial-
politiKLnßlands dem dingenden öcblusse, dslZ
«1er sckrsnkenlose I7sL«ot-Xrleß
»Die ^otvencUgKeit von Keute« ist.
kür jeden OeutscKen ist dies LucK von KöcKstem
Interesse; niemand dark üker den ^sLoot-Krieg
urteilen, «Kne das LeKenntnis dieses radikalen
äo^ialisten gelesen ?u Kaken.
«AX XI»8ItIIkI, VerlsgsduoKKsnlllung, SrI«I.I^ 8« SS

Berlin, den 21. April 1»17.

Grundstücksorgen.

1. Zwangverwaltung.

iequester machen leere Nester: dieses Sprichwort erwähnt schon Johannes Philippus in seinem Werk über Zwang-Persteigerungen von 1667; das alte Wort war aber nie so zeitgemäß wie heute, gm Preußischen Landtag hat der Abgeordnete Liepmann gesagt, die Vergütung, die unsere Berufsverwalter in einem Jahr erhalten, sei aufI7!V° Millionen Markund der Schade, der durch die Berufsderwaltung den betheiligten Hypotheken» gläubiger« und Grundstückseigenthümern entstehe, auf 30 Millionen Mark errechnet worden. Auf Grund welcher feststehenden Zahlen ist eine solche Errechnung möglich? Welchen Werth hat sie? Für die Zwangverwaltung ist nur unzureichendes statistisches Material vorhanden. Die Zahl der Zwangverwaltungen in Preußen betrug im Jahr 1915: 9351; seitdem ist sie sicher gewachsen. Die Zahl für ganz Deutschland wird heute nicht unter 15 000 sein. Meist handelt es sich um Hausgrundstücke. Auch über den Durchschnittsertrag der Häuser fehlen amtliche Angaben. Neber die Verkaufspreise städtischer Grundstücke von 1904 bis 1912 sind der Realkredit-Kommission Angaben gemacht worden. Danach betrug der Verkaufspreis eines Hauses im Durchschnitt etwa 190 000 M. Der Verkaufspreis steht in der Regel in einem bestimmten Verhältmiß zur Bruttoeinnahme; je nach der Konjunktur Pflegt das

Zwölf- bis Sechzehnfachs des Bruttömiethertrages dem Verkaufspreis eines Hauses zu entsprechen. Legt man Dies zu Grunde, so kommt man zu einer Durchschnitt-Bruttoeinnahme von etwa 13 000 M. pro Haus und zu einem Bruttoertrag aller unter Zwangverwaltung stehenden Häuser von 193 Millionen jährlich. Von den Häusern werden etwa drei Viertel von Berufsverwaltern bewirthschaftet. Diese Verwalter beziehen rund 3 Prozent der Mietverträge als Vergütung. Das gäbe eine Summe von 7 bis 8 Millionen Mark jährlich, als« ungefähr den von dem Abgeordneten Liepmann genannten Betrag. Daß mit Rücksicht auf diese Vergütungen, das Plus an Ausgaben für Reparaturen und das Minus an Mietverträgen die Berufsverwaltung schlechter arbeitet als die Verwaltung, die der Schuldner- oder ein tzypoihekengläubiger führt, hat einellmfrage des Schutz" Verbandes für Deutschen Grundbesitz ergeben.
Erfahrene Kenner schätzen heute aus Grund von Festste!» lungen in Einzelfällen den Minderertrag im Vergleich mit einer Verwaltung durch Interessenten auf mindestens 20 Prozent. Solche Schätzungen sind subjektiv; für ihre Richtigkeit wird« auch die durch die erwähnte Umfrage erwiesene Thatsache angeführt, daß die Berufsverwalter in zahlreichen Fällen nicht die Zinsen "der Ersten, innerhalb 60 Prozent des Merthes liegenden Hypothek herausgewirthschaftet haben, während diese Zinsen vor und auch nach der Berufsverwaltung herausgekommen sind. Nimmt man auf dieser Grundlage an, daß ein Grundstück, das unter der Verwaltung eines Berufsverwalters steht, regelmäßig 20 Prozent weniger einbringt als ein Grundstück, dessen Verwaltung durch den Schuldner oder hypothekengläubiger geführt wird, so handelt es sich um einen jährlichen ISchaden, von 30 Millionen Mark. Ob diese Berechnung annähernd richtig ist, sollte nach Möglichkeit statistisch ermittelt werden. So sehr viel kommt aber darauf nicht an, denn als sicher kann angesehen werden, daß die Interessenverwaltung wirtschaftlich besser arbeitet als die Berufsverwaltung und daß es sich dabei um große Summen handelt. Ein Verwalter, der, wie es in Groß-Berlin vielfach, geschieht, hundert Häuser zugleich zu verwalten hat, kann eben (ganz abgesehen von der Vergütung, die er empfängt, und von den höheren Reparaturkosten während der Berussverwaltung) unter den schwierigen Verhältnissen von heute weder neue Miether finden noch alte Miether festhalten und nicht aus dem Hause herausholen, was herauszuholen ist. In Würdigung des alten weisen Satzes „vom Auge des Herrn"'

Gruichstüclsorgcn.
Hot die Regirung deshalb im April 1913 durch eine Neuord»
nung des Zwangverwaltungwesens an die Stelle der Berufs»
Verwalter die Verwaltung durch Interessenten zu setzen sich be»
müht; sie hat aber mit diesem Versuch nur geringen Er»
folg erzielt. Nach dem Ergebnitz der zuvor erwähnten Am»
frage des „Schutzverbandes für Deutschen Grundbesitz", die,
1800 Fälle betrachtet, sind noch jetzt etwa drei Viertel aller!
Zwangverwaltungen in den Händen der Berufsverwalter. Die
Gerichte fahren gern in den alten Gleisen; doch beherzigen
manche den klugen Ausspruch eines berliner Landgerichtes, daß
,,die Zwangverwalter zwar formell richtig und zuverlässig arbei»
ten, aber bei der Menge ihrer Geschäfte meist nicht in der
Lage sind, für das einzelne Grundstück das volkswirthschaftlich
Nützliche zu erspähen und zu erreichen". Die Verordnung stellt
die Gerichte aber vor eine kaum lösbare Aufgabe. Sie sollen
nach der Verordnung bei der Einleitung der Zwangverwaltung
in erster Linie den Schuldner zum Zwangverwalter bestellen,
wenn anzunehmen ist, daß er die Verwaltung ordentlich führen
werde, und wenn sich eine geeignete Person findet, die bereit
ist, die Aufsicht ohne Vergütung zu führen. Fällt diese Vor»
aussetzung fort, so soll in zweiter Linie ein Angestellter des
an dem Grundstück mit einer Hypothek betheiligten Kreditinsti-
tutes, in dritter Linie der betreibende Gläubiger zum Verwalter
bestellt werden. Alles ganz richtig und verständig. Solche ge»
richtlichen Feststellungen erfordern aber Zeit; und den Gerich-
ten ist nicht gesagt worden, wo und wie sie sich die nöthigen
Auskünfte beschaffen sollen. Der betreibende Gläubiger jedoch
kann und will nicht so lange warten; er verliert die Miethen,
wenn die Beschlagnahme des Grundstücks zu spät kommt. Viele
Gerichte glaubten, dieser Schwierigkeit Herr zu werden, wenn
sie zunächst einen Berufsverwalter bestellten, ihn dann, nach
Abschluß ihrer Ermittelungen, auf Antrag der Interessenten
wieder entließen und an seiner Stelle einen Interessenten zum
Verwalter bestellten. Hier aber hat das Kammergericht einge»
griffen und erklärt, ein Recht des Schuldners auf Bestellung
zum Verwalter bestehe nur bei Einleitung des Verfahrens;
in das eingeleitete Verfahren solle nicht störend eingegriffen
werden. Der Iustizminister hat im Abgeordnetenhause gesagt, er
sei anderer Ansicht als das Kammergericht. Diesem Gericht
müssen sich aber die unteren fügen; also muß die Verordnung ge»
ändert werden, was nach der Mittheilung des Iustizministers auch
in Aussicht genommen ist. Auch andere Mißstände sind erkannt

worden. Die Gerichte sind mit den Leistungen der privaten Verwalter, namentlich mit den Leistungen der Schuldner, unzufrieden und die privaten Verwalter beklagen sich darüber, daß die Gerichte an sie unerfüllbare Forderungen stellen. Oft hat die Art der Buchführung, der Verwahrung der Gelder und Skripturen, der Vergütung von Auslagen der Aufsichtpersonen zu Streit geführt. Dabei handelt es sich meist um für den eigentlichen Zweck gleichgiltige Formalitäten, während es zunächst darauf ankommt, daß ehrlich und gut gewirthschaftet und im Interesse namentlich der tzypothekengläubiger aus dem Haus herausgeholt wird, was herausgeholt werden kann. Die erwähnten Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten beruhen mit darauf, daß keine die besonderen Verhältnisse der privaten Verwalter ordnende Geschäftsauweisung ergangen ist. Die Gerichte sind dadurch genöthigt, für die Buchführung, Geldverwahrung und Aehnliches an die privaten Verwalter genau die selben Forderungen zu stellen wie an die Berufsverwalter. Der Grundsatz der neuen Ordnung des Zwangverwaltungwesens, die Verwaltung thuulichst durch die Interessenten zu führen, ein Grundsatz, der übrigens in den nach dem Siebenjährigen Krieg von, Friedrich dem Großen erlassenen Anordnungen ein Vorbild hat, ist zweifellos richtig; nur ,muß die Verordnung von 1913 nach den Erfahrungen gebessert und den privaten Verwaltern eine vereinfachte Geschäftsanweisung gegeben werden. Für die anzustrebende Reforin kämen die folgenden Grundsätze in Betracht. Der Gläubiger hat schon in seinem Antrag einen Verwalter vorzuschlagen. Ein Berufsverwalter ist nur zu bestellen, wenn kein zur Nebernahme der Verwaltung geeigneter Interessent vorhanden ist. Bei privaten Verwaltern genügt die einfache, bei Hausverwaltungen übliche Rechnungführung. Der Aufsichtperson sind ihre baren Auslagen, auch die Aus-Zagen für Gehilfen, zu ersetzen. Das Gericht hat bei Ausübung der Aufsicht zunächst zu prüfen, ob das Grundstück mit gutem wirthschaftlichem Erfolg verwaltet wird. Keiu Verwalter darf mehr als dreißig Verwaltungen führen. Zur Vornahme von Reparaturen, außer kleinen und unaufschiebbaren, bedarf es der Zustimmung des Schuldners und des Gläubigers.

Die Zwangverwaltung ist nicht mehr, wie im Frieden, eine Begleiterscheinung der Zwangversteigerung, sondern pflegt die Natur eines Dauerzustandes anzunehmen und ist im Krieg die tzauptform der Immobiliarvollstreckung geworden (Nußbaum). Hier sind große Werths gefährdet. Noch ist das Ende

der Krisis nicht zu sehen. Die Verluste treffen meist Eigen-»
thümer und tzypothekengläubiger, die in unbestrittener Noth-
lage sind. Die Reform ist nothwendig und muß schnell kommen.

2. Beitreibung von Steuern.

Die Abgeordneten Dr. Arendt und von Gamp haben den
Reichskanzler gefragt, ob ihm bekannt sei, ,,dafz in Preußen
Gemeinden wegen rückständiger Steuern in vielen Fällen Zwang«
Versteigerung von Grundstücken herbeigeführt und dadurch die
Verschleuderung von Grundstücken verschuldet haben", und ob er
bereit sei, ,,die Bundesrathsverordnung zum Schutz der Hypo-
thekengläubiger gegen Zwangversteigerungen während des Krie-
ges so auszudehnen, daß, solche schweren Mißstände ihr Ende
finden". Anlaß zu dieser Anfrage hat gegeben, daß ein Grund-
stück für einen minimalen Betrag versteigert worden ist, im
tieferen Grund aber die Thatsache, daß auf Antrag des ber-
liner Magistrats mehr als hundert Zwangversteigerungen von
Hausgrundstücken schweben und daß seit Anfang dieses Jahres
nach den Mittheilungen in Allsteins Versteigerung-Anzeiger
122 Grundstücke in Groß-Berlin zum Zweck der Beitreibung von
Steuern zur Subhastation gestellt worden sind. Dabei um-
fassen die Angaben im Versteigerung-Anzeiger nur einen Theil
der großberliner Gemeinden. Danach kann man sich vorstellen,
wie viele Grundstücke in ganz Deutschland jetzt wegen Steuer-
forderungen zu öffentlicher Versteigerung kommen.

Die Gemeinden stehen ihren Steuerschuldnern anders
gegenüber als andere Gläubiger. Diese Forderungen der Ge-
meinden werden aus dem Erlös des Grundstückes zuerst be-
friedigt; sie liegen im geringsten Gebot. Während der hypo-
thekengläubiger, der ein Grundstück zur Subhastation stellt, mit
der Möglichkeit rechnen muß, es zu übernehmen, stellen die Ge-
meinden ihren Versteigerungantrag, bieten aber nicht mit und
brauchen sich nicht darum zu kümmern, was aus dem Grund-
stück wird. So hat ein Gericht, um 97 M. Grundsteuern einzu-
treiben, ein Grundstück, dessen gemeinen Werth es auf 3300 M.
festgestellt hatte, für 100 M. zugeschlagen. Der Zuschlag ist
später, auf Beschwerde des ausgefallenen tzypothekengläubigers,
durch die höhere Instanz aufgehoben worden. Das war aber nur
möglich, weil der geschädigte tzypothekengläubiger rechtzeitig die
Versagung des Zuschlags beantragt und Beschwerde eingelegt
hatte. Der Eigenthümer des Grundstückes hätte sich bei dem
Zuschlag beruhigen müssen. Dem Eigenthümer giebt das Ge-

setz weder ein Widerspruchsrecht noch ein Rechtsmittel. Hier ist eine Aenderung nothwendig.
Der Zwangverkauf eines Grundstücks vernichtet den Eigen« thinner eines Grundstücks in der Regel wirtschaftlich und zer« stört ganz oder zum Theil den Werth der nachstehenden Hypotheken. Diese sind meist im Besitz kleiner Rentner, Beamten, Witwen oder anderer dem Mittelstand Angehörigen, deren! Lcbensmöglichkeit beim Ausfall ihrer Hypotheken geschmä» lert, vielfach sogar gefährdet wird. Bei jeder Subhastation besteht daher, abgesehen von der Beunruhigung der Betheiligten, die Gefahr, für den Staat werthvolle Existenzen wirthschaftlich zu vernichten. Eine Ueberfülle an Subhastationen, zu der die beispiellose Krisis von heute führen kann, drückt nicht nur auf den ohnehin gesunkenen Preis und Kredit des städtischen Grundbesitzes, sondern würde dem ganzen Wirchs^aftleben furchtbar schaden. Die Gemeinden sollten deshalb Snbhastationen so selten wie möglich fordern,- die Versteigerun» gen finden ja, wie richtig gesagt worden ist, jetzt unter Ausschluß der Öffentlichkeit Statt und die Bieter sind so rar, daß Fälle wie der des Zuschlages zu 3 Prozent des Werthes vor» kommen. In neueren Gesetz««, denen über Zuwachssteuer, Besitzsteuer, Wehrbeitrag, ist die Zwangversteigerung von Grundstücken zur Beitreibung von Steuern für unzulässig erklärt worden. Weshalb schreiten nun die Gemeindebehörden, denen die A.ufsichtbehörden alle erdenkliche Schonung empfohlen haben, dennoch zur Subhastation? Sie greifen nach diesem Süßer« sen Mittel meist nur, wenn die Steuern durch Mobiliar« Pfändungen nicht beizutreiben waren (Z 51 der Verordnung vom fünfzehnten November 1899) und wenn es sich um ältere Steuerrückstände handelt. Wegen der laufenden und der aus den letzten zwei Iahren rückständigen Steuern haben die Ge° meiuden den Borrang vor allen auf dem Grundstück lastenden Hypotheken. Lassen sie aber die Steuerrückstände länger an» stehen, so verlieren sie diesen Rang und werden aus dem Erlös erst hinter allen Hypotheken, in der Regel also gar nicht befriedigt. Die mit der Beitreibung betrauten Beamten müssen daher, sobald Rückstände zwei Jahre alt werden, pflichtgemäß dic zur Wahrung des Rangrechtes nöthigen Schritte thun und das Grundstück in Beschlag nehmen lassen. Zu diesem Zweck würde auch die mildere Maßregel der Zwangverwaltung ge« nüczcn: aber dann müßte die betheiligte Gemeinde dafür einen inltc.- Umständen erheblichen Geldbetrag als Borschuß leisten.

Das scheuen die Gemeinden wohl und ziehen deshalb die
Versteigerung vor, «m so mehr, als aus dem Ertrage der
Zwangverwaltung nur die lausenden, die rückständigen Steuern
aber nicht bezahlt werden. Auch der Weg, die Zwangversteigerung
»einzuleiten und sie dann einstweilen einstellen zu lassen, ist
verschlossen, weil das Verfahren aufgehoben werden muß, wenn
nicht binnen sechs Monaten die Fortsetzung des Verfahrens
beantragt wird (K 31 ZW.V.G.). Diese Bestimmung könnte ab"
geändert werden. Radikal kann aber nur geholfen werden,
wenn die zweijährige Frist (§ 10 Zw. V. G.) ausgedehnt wird.
Für nicht wiederkehrende öffentliche Lasten ist Das bereits
durch eine Verordnung vom zweiundzwanzigsten April 1913
geschehen. Diese Verordnung brauchte nur auf wiederkehrende
öffentliche Lasten ausgedehnt zu werden. Die Regirung scheint
zu fürchten, daß dann die als tzypothekengläubiger interessir-
ten Kreditinstitute, namentlich die Sparkassen, wiederum mit
dem Antrag hervortreten werden, für mehr als zweijährige
Zinsrückstände den selben Rang mit dem Kapital zu gewähren.
Das würde die nachstehenden tzypothekengläubiger ernstlich schä-
digen. Aber Zinsen und Steuern stehen einander nicht gleich;
und eine Gleichstellung der wiederkehrenden öffentlichen Lasten
mit den nicht wiederkehrenden giebt noch nicht das Recht, die
Zinsen eben so zu behandeln wie die Steuern. Sicher aber ist,
daß die Schädigung der nachstehenden Hypotheken durch eine
Zwangversteigerung ganz unvergleichlich höher ist als die durch
den Vorrang alter Steuerrückstände, bei denen es sich ja meist um
nerhältnißmäßig geringe Beträge handelt.

tzier müßte im Interesse des Grundbesitzes das Gesetz
geändert werden. Nach altem preußischen Recht durfte die
Subhastation von Grundstücken zur Beitreibung von Steuern
nur mit Genehmigung der Aufsichtbehörden erfolgen (Z 3't der
Verordnung vom dreißigsten Juli 18Z3). Auch hierdurch wur-
den der Allgemeinheit schädliche Subhastationen erschwert. Den
Gemeinden muß durch Aenderung der für die Kriegszeit nicht
passenden Gesetze die Möglichkeit gegeben werden, billige Rück-
sicht auf die Steuerschuldner zu nehmen, ohne ihre Steuerforde-
rungen zu gefährden. Vor Allem aber muß die drohende
Fluth der Versteigerung und Verschleuderung von tzüusern zur
Weitreibung von Steuern abgedämmt werden.

Iustizrath Dr. Willy Loewenfeld.

Ein Frauenroman.
(„Ich bin das Schwert", Roman von Annemarie von Nathusius.>
„Henker und Opfer" wäre ein passender Titel für diese
Tendenzschrift von ungewöhnlicher Intensität.
Bei Ichromanen ist man geneigt, die Autorin mit der tzeldirr.
des Romans (Renate von Falkenhain heißt sie) zu identifiziren.
In der That müssen furchtbare Schicksale, tötltch Erlebtes inner«
halb ihrer Familie oder ihrer Kreise, der Aristokratin das rächende
Schwert in die Hand gedrückt haben. Siehe: ein Mensch, der feine
wahren Gedanken ausspricht ohne Furcht vor Golgatha. MiK
Schwerhörigen (die Gegner der Feministinnen sinds) muß man laut7
sprechen, um verstanden zu werden. Der Frau Nathusius feuer»
flüssige Beredsamkeit aber ist ein wilder Schrei aus wunderBrust>
ein Schrei, Verschlafenste zu wecken. Em weiblicher Simson, der an,
den Pfeilern der Paläste rüttelt, in denen die Philister wohnen.
„Ich bin das Schwert!" Ja, — sie bohrt es in das Herz der
Kulturwelt, sie schleift es an der Inbrunst eines rachgierigen Hasses,,
glüht es an dem unermeßlichen Mitleid mit dem tausendjährigen,
Martyrium des Weibes und vollstreckt Masfenhinrichtungen a«
Denen, die es zermarterten. Brennendes Blut speit sie auf ihre
Feinde. Und immer trägt sie ihr pochendes Herz auf der Zunge-
mitten in einen aristokratischen Kreis hinein schleudert sie ihre
blutrothen Ideen; was man im Allgemeinen nicht gern thut.
Alle Rechte, die Annemarie Nathusius der Frau erobern
will, alles Anrecht, das sie brandmarkt, es steht längst aus dem
Programm der Frauenbewegung: die, Verheuchlung und Ver»
logenheit der Gesellschaft, die doppelte Moral, die Vernunfrlosig-
keit so vieler Gesetze und Sitten. „Aberglaube, Wahnsinn (schreibt?
sie), daß eine Frau sinkt, wenn sie nicht ihre alleinige Ehre in
ihrer sogenannten Anberührtheit sieht, eine Ehre, die erst unter«
halb des Gürtels anfängt... Alle Freiheit ist für mich so gut:
vorhanden wie für den Mann."
Eins der Rechte aber, die Frau von Nathusius, von Kriegs»
lust berauscht, für die Frauen einfordert, steht nicht im Programm
der Frauenbewegung. Entriegeln will sie ihnen eine Thür, die
ins Freie führt, ins schrankenlose Freie, eine Thür, ihnen bisher
streng verschlossen, die zu entriegeln selbst die radikalste Frauen»
rechtlerin nicht wagen würde. Sie will kein „sattes Philisterglück^
in dem die Worte Pflicht, Treue, Recht bis ans Lebensende ihre
Schatten warfen ohne Gnade und Barmherzigkeit..."

Roth, fieberroth ist das Blut der Frau von Nathusius, die
doch blaues Blut haben müßte. Dennoch: mit einem Tropfen
aristokratischen Oels ist sie gesalbt. Wie erklärte sich sonst ihre
jubelnde Lust an der Jagd? Ein grausamer Zug in dieser Ab-»
kömmlingin alter Rittergeschlechter ist unverkennbar, denn sie
schreibt: „Vergeltung ist die größte Lust." Wirklich? Ich fürchte»
die Anbeter des Ressentiment kommen nicht in den tzimmel.
Ein anheimelndes Intermezzo von weichem Lyrismus ist ihre
Liebe zur heimathlichen Scholle; ein Stern, der wildes Gewoge
mild überschimmert.
Ein lockender Vergleich soll nicht unerwähnt bleiben: der-
zwischen der Autorin und Emmy von Egidy. Auch diese in vor-
nehmer Familie aufgewachsene Aristokratin schildert in einein ihrer
Romane den auf ererbtem Grundbesitz angesessenen Adel. Wohl
weiß sie von seinem unbeirrbaren Standesbewußtsein, seinen kon-
servativen, starren Grundsätzen. Sie weiß aber auch, daß die
würdevolle Repräsentation dieser norddeutschen Grandseigneurs
ohne Hochmuth ist. Sie rühmt ihre Schlichtheit, ihre Echtheit, die
Treue ihrer Pflichterfüllung, beherrscht von dem Grundsatz „vo-
dlesse obliSs". Die Schlüsse aus diesen Gegensätzlichkeiten sind
leicht zu ziehen: daß es unter den Aristokraten so viele verschiedene
Typen giebt wie unter den Demokraten.
Anausgeglichenes ist in dem Roman, ein Räthsel auch und
ein Widerspruch. Daß Renate von Falkenhain als junges Mäd-
chen ihr „Frühlings Erwachen" (eines Frühlings von berauschen-
der Frühlingspracht) für die wahre, echte Liebe hält, ist psycho-
logisch durchaus überzeugend. Aber diese Liebesirrnngen finden
auch in späteren intimen Liaisons ihre Fortsetzung; immer wieder
steht sie an Grablegungen der Liebe. And immer wieder kommt
Eros als Rattenfänger zu ihr, der sie mit süß verführerischer Me-
lodie in den Hörselberg verlockt, wo es bekanntlich extra«sinnlich
zugeht. Sie vervehmt die Sinnegier des Mannes, die Thierheit sei-
nes Strebens nach Besitz; und doch sind es immer Männer dieser
Artung, denen sie sich schenkt. And doch ist das Buch ganz er-
füllt von Sensualität; selbst in Renates tiefsten Schmerzen noch
istWollust. Wie ein rubinrothesDiadem trägt sie dieDornenkrone.
And Du selbst, Renate von Falkenhain, sage: Warst Du nicht
immer feuerselig in den Armen des Geliebten und nimmer son-
nenselig? And dem Einen, dem Reinen, dem Ritter ohne Furcht
und Tadel, dem an Leib und Seele Makellosen, der aus furcht-
barster Gefahr Dich einst rettete, ihm konntest Du nur Schwester-

liebe widmen? O Eros, garstiger! Ich sage nicht, daß Du ei:r
Lausbub bist; aber ein durchtriebener Schelm bist Du, der seine
Gläubigen narrt.
Freilich entsühnt sich Renate mit der Reflexion: ,,Wenn er
auch der ehrlichste Freund war, schließlich wollte auch er nichts
Anderes als eine Umarmung," And wenn er nun die Amarmung
nicht wollte, wie sollte dem Geburtenrückgang, dem KulturschrecS
der Gegenwart, gesteuert werden! Ach, edle Frau, was aus dein
Argrund der Natur stammt, ist unabfchaffbar.
And löse mir, Annemarie, den Widerspruch: Du sprichst der
Frau das grenzenlose Recht zu, in jeder Stunde, so en rasant.,
ihre Physisch sexuellen Sehnsüchte zu befriedigen, wie nach altem
Brauch es dem Mann zusteht. Irre ich oder ist Das nicht eine
sündig lockende Aufforderung zu Nackttänzen der Sinnlichkeit,
die Du eben erst in die Thierheit verwiesest?
Im letzten Abschnitt des Romans, im Zusammenleben mit
ihrer Schwester, die langsam sich verblutet, verrollen die Donner
ihres wuthbegeisterten Pathos, lösen sich in zärtlich bange Harfentöne. Hier wird sie auch die Seelen Derer ergreifen, denen
die Gesammttonart des Romans unsympathisch ist.
Die Sexualität in all ihren Nuancen hat Renate mit verächtlichem Fußtritt aus ihrem Herzen gejagt. Das hohe Lied der
Freundschaft stimmt sie an. And sie findet den, Freund, den jungen,
genialen, freilich noch nicht anerkannten Dichter Ganter. Unzertrennlich Beide, auch im tiefsten Elend. And sind sich nur Schwester
und Bruder. And ein Dichter ist er! And Dichtersleute feiern bekanntlich gern dionysische Feste, was ja ihr Beruf mit sich bringt.
So giebt es doch wohl unter den Epheben scheue Fremdlinge in
Aphrodites Reich. Ich höre die Botschaft, doch mir fehlt, beinahe,
der Glaube.
Der Schluß ist ein hold naiver Märchentraum, mag er immerhin auf einer wirklichen Thatsache beruhen. Irgendein Millionär, eine Art Carnegie scheints, ein König im Reich der Charitas,
trägt die beiden Platoniker auf goldenen Armen aus der Nacht
der Lebensnoth empor ins Morgenroth verheißungvoller Sonnentage. Der Weg zum Parnaß ist frei. Das letzte hymnische Wort
des Buches gilt der Freundschaft.
Möge der üppige Freiheitbaum, den Annemarie Nathusius
öer Frau errichtet, edle Früchte tragen!
Hedwig Dohm.

Der Ritz in der Sozialdemokratie.
ie bürgerliche Presse hat im Allgemeinen von den Kämpfen,
die sich in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands ab-
spielen, immer nur beiläufig Notiz genommen; und daß sie, dabei für die
'Richtung des gegenwärtigen Parteivorstandes und des so ziemlich aus
den gleichen Personen zusammengesetzten Borstandes der Reichstags-
fraktion Partei nehmeiö würde, war zu erwarten. Die Opposition
gegen den Borstand kann nicht auf Gunstbezeugungen von den herr-
schenden Parteien Anspruch erheben und thut es auch nicht. Es kann
ihr aber auch nicht gleichgiltig sein, wie Leute, die über den Tag hin-
aus denken (und einige solcher giebt es ja noch), über die Beweg-
gründe und Absichten ihrer Politik und die Tragweite des Konfliktes
urtheilcn. Ich Habs es nicht fertig bekommen, diesem Aufsatz den
Titel „Spaltung der deutschen Sozialdemokratie" zu geben und da-
mit die Spaltung der Partei als eine vollendete THMache hinzu-
stellen, bevor noch die hierfür entscheidende Instanz, ein bei freier
Diskussion gewählter Parteitag, ihren Spruch darüber gefällt hat.
Aber es ist kaum noch möglich, sich darüber zu täuschen, daß die In-
stanzen, die heute das Ruder der Partei in Händen haben, alle ihnen
zu Gebote stehenden Mittel dafür aufbieten werden, den nach dein
Krieg zusammentretenden Parteitag zu Dem zu machen, was man
in Irland eine „gepackte Jury" nennt. Das „Packen" hat schon
jetzt begonnen und stvird nach einer Methode betrieben, die darauf
berechnet ist und deren Gelingen ganz sicher die Wirkung haben
würde, die Spaltung der Partei zur Thatsache zu machen.
Deshalb ist es auch für den Nichtsozialdemokraten nicht zu früh,
sich über das! Wesen des Gegensatzes, der die bis dahin so gefestete
Partei zerreißt, und die muthmaßlichen Rückwirkungen ihrer Spal-
tung auf das politische Leben genauer zü unterrichte»! und so sei es
«inem Parteigänger der «Opposition gestatteit, an dieser Stelle dar-
zulegen, wie der sRiß kam und um was es sich nach seiner Auf-
fassung in dem Konflikt jetzt und in der nächsten Zukunft handelt.
Ich werde mich bemühen, die damit unvermeidlich verbundene Kri-
tik der Gegenseite so sachlich wie nur möglich zu halten.

I. Wie der Riß kam.

„Was ich vor allen Dingen von dieser Abstimmung fürchte,
ist ihre Rückwirkung auf die innere EntWickelung unserer Partei."
Siese Worte richtete am Nachmitztag des dritten August der
Vorsitzende der Reichstagsfraktion und des Borstandes der Partei,
Hugo Haase, an mich, als wir nach dem Schluß der Berathung der
Fraktion über die Frage der Kriegskredite noch ziemlich eine Stunde
im Thiergarten im Gespräch zubrachten.
Wir waren einander^ bis dahiin wenig nah getreten. Haase
hatte stets dem radikalen Flügel der Partei angehört, während ich
in Wort und Schrift für die revisionistische Theorie und die resor

mistische Praxis eintrat. Auch bei dieser Berathung in der Frak-
tion hatten wir einander gegenüber gestanden. Haase hatte mit großer-
Leidenschaftlichkeit die Bewilligung der Kredite bekämpft, ich hatten
für sie gesprochen und gestimmt. Welche Gründe mich dazu bewogen,
hat für die größere Oeffentlichkeit kein Interesse; daher mag «ge-
nügen, wenn ich bemerke, daß sie mit opportunistischen Erwägungen
nichts zu thun hatten, sondern sich aus meiner damaligen Auf-
fassung von Ursache und Anlaß des Krieges ergaben. Auch hatte
ich bei der Begründung meiner Stellungnahme in "der Fraktion,
gesagt, was ich einige Monate später in einer im „Archiv für Sozial-
Wissenschaften" veröffentlichten Abhandlung wiederholte; daß nicht
alle Argumente, die gegen die Bewilligung der Kredite vorgebracht
waren, unbeachtlich seien. Niemals liege bei solchen Entscheidungen
auf der einen Seite nur Wahrheit und auf der anderen nur Frr-
thum; es handle sich um das Abwägen gewichtiger Gründe für und
Wider, und wo für den Einzelnen die Wage sich ^tiefer neige, da-
hin werde eben seine Stimme fallen. Diese Sätze waren es wot>,
die Haase bestimmten, nach dem Schluß der Sitzung ein Gesprää>
mit mir über die Entschließung der Fraktion anzuknüpfen, das wir
im Thiergarten fortsetzten und in dessen Verlauf er die zuvor angeführ-
ten Worte sprach. Mir wollten fie nicht einleuchten; aber schon die
ersten Kriegswochen genügten, mich stutzig zu machen, und nach Ver-
lauf von zwei Monaten war mir klar, daß sowiohl in diesem Punkt
wie in den anderen Hauptfragen die Boraussetzungen, die in den An-
fangstagen des August für mein Verhalten den Ausschlag gegeben,
hatten, irrig gewesen waren.
Nach der Darstellung des deutschen Weißbuches vom zweiten
August 1914 mußte nach meiner Ansicht der deutsche Krieg seine
Hauptkraft gegen den Osten richten, während gegen den Westen eine
starte Defensive mir dem, Zwecke gemäß schien. Wie sehr die Auffas-
sung, daß es sich vor Allem um einen Krieg gegen Rußland handle,
damals unsere Fraktion beherrscht nnd ihre Entscheidung bestimmt
Hatte, geht schon aus der Erklärung hervor, mit der sie ihre Abstim-
mung begründete. Da wird ausschließlich von der russischen Gefahr
gesprochen. „Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft", heißt
es darin, „steht bei einem Siege des russischen Despotismus, der sich
‚mit dem Blute der Besten des eigenen Volkes befleckt hat, viel, wenn
nicht Alles, auf dem Spiel". Eine Wendung übrigens, die deutlich
erkennen läßt, wie sehr die Abstimmung durch die Tradition beein-
flußt war, welche die Epoche nach 1848 beherrschte. Nicht auf die
Aspirationen des heutigen Nußland, sondern auf die europäische Po-
litik des ersten Nikolaus wird Bezug genommen. Aber, ob historisch
richtig begründet oder nicht, der Satz leitet im Manifest zu der Schluß-
folgerung über: „Es gilt, diese Gefahr abzuwenden, die Kultur und
die Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen." So faßte
die Fraktion am dritten und vierten August 1914 die Frage auf. Die

Scutsche Kriegsführung dagegen richtete die hauptkrast ihres Auf-
gebotes zunächst nicht gegen den Osten, sondern gegen den Westen; nnd
bcr Krieg erhielt das Wesen eines europäischen Brandes. Das bestimmte
Hie Mehrheit nicht, ihre Abstimmung vom vierten August einer Nach-
prüfung zu unterziehen,. Noch störte es sie in ihrer Haltung, das;
breite Volkskreise, die gewohnt waren, das Leitmotiv ihres Uritheils
über die politischen Fragen des Tages von der Sozialdemokratie zu
empfangen, ersichtlich aus der Abstimmung nur das Ja herausgehört
nnd die Bewilligung der Kredite für eine Billigung des Krieges selbst
genommen hatten. In diesen Kr,eisen griff au<I> als die deutschen
Truppen den größten Theil Belgiens und werthoolle Bezirke Nord-
nnd Ostfrankreichs besetzt hatten, mit dem Jubel über die „Nieder-
schlagung'' der Gegner die Neigung »um sich, mit gewissen Annexion-.
Plänen sich zu befreunden. Eine Neigung, Hie nur wirksam zu be-
kämpfen war, wenn die Vertreter der Partei dafür Sorge trugen, die
grundsätzlichen Unterschiede zwischen iden leitenden Gedanken ihrer
Abstimmung und denen der bürgerlichen Parteien nicht verwischen zu
lassen. Viele von lihnen aber vertheidigten gegen die Opposition, die
sich schon damals regte, ihre Abstimmung mit Argumenten, die sich
-immer mehr einer Vertheidigung der Politik der ReHrrung annäher-
ten. Der Beifall, der ihnen für die Abstimmung vom vierten Au-
gust in der bürgerlichen Presse und von einzelnen behördlichen Or-
ganen ini persönlichen Verkehr zu Theil wurde, erwies sich Manchen
als verhängnißvoll. Es' giebt Leute, die durch Verfolgungen nicht
klein zu kriegen sind, denen es aber gefährlich wird, wenn man ihnen
"wohlwollend auf die Schultern klopft. Hat der Verlorene Sohn im
Watcrhans wieder Aufnahme gefunden, so entwickelt er sich gewöhn-
lich zum regelrechten Philister.
Während einige sozialdemokratische Blätter schon arg von der
Zensur bedrängt wurden, gab es andere, die auch ohne jede Censur
sich bürgerlich brav gehalten hätten. Eins der größeren sozialdemo-
kratischen Blätter hielt es für zeitgemäß, der Censur ein besonderes
Loblied zu singen?. Die nnter ihr litten, hätzten sichs nur selbst zuzu-
schreiben. Bei der richjtigen „positiven" Stellungnahme zum Krieg sei
dem Redakteur unter ihr ganz kanibalisch wohl. Man ward, wenn
Nlan Das las, an das flammende Dichterwort von den Spießbürger-
scelcn erinnert, die über den "Untergang der Inquisition greinten. Es
hat in deren schlimmsten Zeiten ja auch an Leuten nicht gefehlt, deren
Denkweise sie „voll und ganz" entsprach. Man wird jedoch zugeste-
hen, daß die von Militärs geleitete Censur zwar etwas Anderes ist
als die Inquisition, daß aber zwischen der Auffassung, von der sie
ausgeht, und der Denkweise, die bis zum Kriegsausbruch die Sozial-
demokratie beseelte, ein breiter Abgrund klafft.
Auf mich und Andere wirkten die geschilderten Anzeichen dafür,
daß die Partei in Gefahr war, ihre Seele zu verlieren, wahrhaft nie-
derdrückend. Bei der Stellung, die ich nun einmal in den Kämpfen

der Partei einnehme, wird es nicht vordringlich erscheinen, wenn ich hier »och einiges Persönliche einflechte und gestehe, dah ich mich im Angesicht dieser EntWickelung der Dinge von den Zusammenkünften zurückzog, die damals Verfechter der Mehrheitpolitik wöchentlich in einem berliner Kaffeehaus abhielten, und an Hugo Hoase mit der Er» klärung herantrat: „Sie haben leider Recht gehabt, unsere Partei ist in einer Krifis, der gegenüber alle früheren inneren Konflikte nur Spielereien waren; ich kann diese Entwickelung nicht mitmachen." Aehnlich sprach ich zu Karl Kautsch und schrieb ich an Franz Meh» ring, von denen mich bis dahin sachliche und persönliche Differenzen getrennt hatten. Mit Haase und Kautskh verbindet mich seitdem Acbereinstimmung in allen wesentlichen Fragen dieser Krists; einer Opponentengruppe schloß ich mich jedoch nicht an.

Als die Reichstagsfraktion Anfang Dezember 1914 zur zweiten Kricgskreditforderung Stellung zu nehmen hatte, zeigjte sich bei den Berathungen darüber schon eine wesentlich gereiztere Stimmung. Wie stark der militaristische Geist, diese politische Ausartung des in seiner Sphäre berechtigten militärischen Geistes, schon die Köpfe ergriffen hatte, geht daraus hervor, daß namhafte Vertreter der Mehrheit sich dafür einsetzten, bis Fraktion möge diese neuen Kredite ohne jede begründende Erklärung bewilligen, und daß es einer längeren und hitzigen Debatte bedurfte, bevor dieses Zugeständnis an die Tendenzj, politische Fragen von der größten Bedeutung in der Vollsitzung des Reichstags im Paradeschritt zu erledigen, in der Fraktion zu Fall kam. Auch wurde nur mit Mühe erzielt, daß Haase, der wiederum von der Fraktion zur Verlesung ihrer Erklärung genöthigt wurde, der Einleitung wenigstens einen leisen Vorbehalt in Bezug auf Belgien vorangehen lassen durfte. Die Zahl Derer, die in der Fraktion gegen die Bewilligung der Kredite stimmten, war von vierzehn auf siebzehn gestiegen, und einer, Karl Liebknecht, verlangte in der Frak» tion, daß ihm gestattet werde, auch im Haus gegen die Kredite zu stimmen, da die Bewilligung mit dem Programm und den Partei» tagebeschlüssen der Partei im Widerspruch stehe. Obwohl ihm sein Ersuchen abgeschlagen wurde, blieb er bei der Abstimmung im Hause doch sitzen und ward für dieses disziplinarwidrtge Handeln mit einem Tadel bedacht. Er verblieb aber auch später bei dieser Haltung, und als im Mai 1915 es wieder über eine Kreditforderung zur Abstim» inung kam, schloß sich ihm der Abgeordnete Otto Rühle an. In der Fraktion selbst war die Zahl der Gegner der Bewilligung inzwischen auf vierundzwanzig gestiegen.

Immer deutlicher hatte sich gezeigt, daß einflußreiche Kreise in Deutschland die Agitation für eine Amnerionpolitik betrieben, die einer raschen Beendigung des sich immer mörderischer gestaltenden Kriegs entgegenwirken mußte und den überlieferten völkerrechtlichen! Grundsätzen der Sozialdemokratie widersprach. Jedes Verkennen aus» schließende Anzeichen lagen dafür vor, daß ein Verharren der Reichs»

tagssraktion bei der Politik, die heute als die vom vierten August be»
zeichnet wird, die aber von der Abstimmung vom vierten August
1914 scharf zu nnterscheiden ist (da diese, wie ich zeigte, noch einen
ganz anderen Charakter trug), jedes gemeinschaftliche Einwirken der
Internationale der Arbeiter auf die Beendigung des Krieges und die
Gestaltung des Friedensschlusses unmöglich machen würde. Als dann
auch Persönlichkeiten in autoritativer Stellung in Deutschland mehr
oder weniger weitgreifend«? Annexionen forderten, wurden in der So»
zialdemokratie zwei Mahnrufe veröffentlicht, welche die Partei und
ihre Vertretung bewegen sollten, von dem gewählten Weg abzugehen:
der Aufruf „Das Gebot der Stunde", unterzeichnet von Hugo Haase,
Karl Kautsky und mir und zuerst veröffentlicht in der Leipziger Volks-
zcitung vom neunzehnten Juni 1915; und eine vom neunten Juni
191? datirte „Werthe Genossen" überschriebene Denkschrift, die von den
Reichstagsabgeordneten Albrecht, henke, Herzfeld, Kunert, Ledebour/
Liebknecht, Rühle, Schwarz, Stadthagen, Stolle, Vogrherr und gegen
hundert anderen Sozialdemokraten in angesehener Parteistellung un-
terzeichnet war und die Unterschrift von ungefähr vicrzehnhunderL
weniger bekannten Parteimitgliedern erhielt. Sie schlicht mit den
Worten: „Wir wissen, das; wir die Auffassung eincö großen Theils
der Parteigenossen und breiter Vevölkerungschichtcn ausdrücken, wenn
wir fordern, daß Fraktion und Parteivorstand endlich ohne Zaudern
dem Parteivcrdcrbcn Einhalt thun, den Burgfrieden aufsagen und auf
der ganzen Linie den Klassenkampf nach den Grundsätzen des Pro-
gramms und der Parteibeschlüsse, den sozialistischen Kampf für den
Frieden eröffnen. Die Verantwortung für Alles, was sonst kommt,
Mlt Denen zu, die die Partei auf die abschüssige Bahn getrieben
haben nnd ferner darauf erhalten wollen."
Pcide Aufrufe wurden von den Wortführern der Fraktion-Mehr-
heit, denen sich die Mehrheit des Vorstands der Partei an die Seite
stellte, übel vermerkt. Der so wenig aggressive Aufruf „Das Gebot der
Stunde" ganz besonders deshalb, weil Hause, der Vorsitzende der Frak-
tion nnd des Partcivorstands, ihn unterzeichnet hatte. Man stellte
ihn als den eigentlichen Urheber hin, was jedoch nicht zutraf; Ge-
danke und Grundriß stammten von mir. Der Aufruf „Werthe Ge-
nossen" erregte durch den kritischen Theil des Inhalts den Zorn;
auch wurde getadelt, daß man Unterschriften für diesen Aufruf sam-
melte und ihm dabei die Forin einer Petition an die Parteileitung
gab. Das sollte der Versuch einer Parteizerrüttung sein. Nachträglich
wird behauptet, daß der Aufruf die Organisirung der Opposition zu
einem geschlossenen ^Verband! vorbereiten wollte. Wie viel daran
richtig ist, entzieht sich meiner Kenntniß, da ich mit keiner Opponen»
tcngruppe in Beziehung stand und leicht zu errathende Gründe mir ver-
bieten, hierüber jetzt Nachforschung anzustellen. Aus allerlei Ver-
öffentlichungen geht nur hervor, daß die Opposition damals Konfe-
renzen abhielt; auch, daß zugleich ein fester Zusammenschluß bestimm«»

ter Gruppen sich vollzog, darf mit Sicherheit angenommen werden.
In zwangloser Folge erschienen „Spartakus" unterzeichnete Briefe, die mit zunehmender' ,Schärfe das Verhalten der Mehrheit geiszel-Ken, aber auch jene Mitglieder der Fraktion nicht verschonten, die zwar gegen die Taktik der Mehrheit in Opposition standen, aber weder in der Theorie noch in der Anwendung den Grundsatz Klassen-kampf u ider Landespolitik in der selben schroffen Gegenüberstellung vertraten wie der oder die Verfasser der Briefe und in höherem Grade als sie Verpflichtungen der Fraktiondisziplin anerkannten. Ein ähn-licher Standpunkt ward in der von Rosa Luxemburg und Franz Meh-ring herausgegebenen Monatsschrift „Die Internationale" vertreten, Don der im April 1915 ein Heft erschien: das einzige; die Zeitschrift wurde danach verboten.
In d^r Reichstagsfraktion mehrte sich jedoch die Zahl Derer, die' Hegen die Kriegskredite stimmten. Sie wuchs im August 1915, wo über eine neue Forderung zu entscheiden war, auf dreißig Opponirends. Diese durften jedoch ihrer Gegnerschaft nicht in der Reichstagssitzung selbst Ausdruck geben. Eine in Friedenszeiten beschlossene und im Frühjahr 1913 erneute Vorschrift der Fraktion gestattet dissentiren-den Mitgliedern nur, bei einer Abstimmung unauffällig den Sitzung-saal zn verlassen, verbietet ihnen aber, im Gegensatz zur Fraktion zu. stimmen. Sinn und Zweck der Vorschrift ist, den Gegnern stets eine, »geeinte Front zu zeigen. Und in normalen Zeiten, wo es sich meist nur um wenige dissentirende Mitglieder handelte, war ihr auch wil-lig gehorcht worden. Jetzt aber war ihr Sinn insofern hinfällig ge-worden, als gewöhnlich schon am nächsten Tag die Welt erfuhr, wer in der Fraktion gegen die Bewilligung gestimmt hatte, die geeinte Front also nur noch Schein war. Zugleich empfanden viele Dissen-tirende es als drückendes Opfer des Intellekts, der Abstimmung fern bleiben und dadurch die Feststellung ermöglichen zu müssen, daß der Mcichstag die Kredite einstimmig bewilligt habe, während es ihnen ans Gründen der internationalen Rückwirkung von Wichtigkeit er-schien, ihre ablehnende! Haltung im Reichstag sichtbar werden zu lassen. So ward denn, als die Dreißig im Nebensaal saszen, während drinnen abgestimmt wurde, von einigen die Frage aufgeworfen, ob iniler den gegebenen Umständen dieses Verfahren nicht eine Komoedie sei, der ein Ende zu machen die Selbstachtung gebiete.
Als daher im Dezember 1915 wieder eine Kreditforderung vor-lag, entschlossen sich zwanzig von den inzwischen auf vierundvierzig angewachsenen Gegnern der Bewilligung, im Saal zu bleiben und ihr ablehnendes Votum durch eine kurze Erklärung zu begründen. Sie ward am vierundzwanzigsten Dezember 1S15 durch den Abgeord-neten Fritz Geher verlesen und legt in wenigen Worten die Gründe dar, welche die! Unterzeichner bestimmten, gegen die Forderung zu stimmen, enthält sich aber jeder polemifirenden Wendung gegen die bewilligende Mehrheit der Fraktmn. Dennoch ward ihre Verlesung

Don Wortführern dieser Mehrheit als ein Disziplinbruch bezeichnet:
die Abgeordneten Legten und David beantragten in der Fraktion den
^Ausschluß der Zwanzig; ein Antrag Ebert und Genossen wollte ihnen
die ans der? Fraktionzugehörigkeit «wachsenden Rechte entziehen.
Keiner dieser Anträge wurde angenommen; der erste ward mit großer
Mehrheit abgelehnt, der zweite von den Antragstellern selbst zurück-
gezogen und statt seiner ein Antrag angenommen, der über die Iwan-
zig scharfen Tadel aussprach. . .
Was Diese besonders noch zu ihrem selbständigen Vorgehen ver-
anlaßt hatte, war der Amstand, daß zwölf Wage zuvor ein Antrag der
Minderheit an die Fraktion, den Reichskanzler zu interpelliren, ob
er zn sofortigen Friedensverhandlungen auf der Grundlage des Ver-
zichtes auf Annexionen jeglicher Art bereit sei, von der Mehrheit nur
in der Fassung angenommen worden war, ob der Reichskanzler bereit
sei, Auskunft darüber zu geben, unter welchen Bedingungen er geneigt
sei, in Friedensverhandlungen einzutreten; daß für diese farblose
Interpellation nur Redner der Mehrheit bestellt wurden und daß,
uachdem der Reichskanzler in der Antwort die bekannten unbestimm-
ten Wendungen gebraucht hatte, der Redner der Mehrheit es an jeder
entschiedenen Abweisung der damit angezeigten Absichten fehlen ließ,
die Worte des Kanzlers vielmehr nach Möglichkeit ihres, den Grund-
sätzen sozialdemokratischer Politik durchaus widersprechenden Sinnes
durch Amdeutung zu entkleiden suchte und seine Rede statt in eine
energische Kundgebung sozialistischer Völkerpolitik in eine mili-
taristische Drohung ausklingen ließ. Selbst Angehörige der Mehr-
heit waren von dieser Behandlung der Friedensfrage wenig erbaut
gewesen; der Antrag, die Fraktion möge erklären, daß sie mit des
Redners Worten nicht einverstanden sei, wurde aber abgelehnt.
Im Lande draußen war ein Theil der oppositionellen Elemente
mit der Erklärung der Zwanzig noch nicht zufrieden, sondern drängte
auf eine schärfere Stellungnahme gegen die Mehrheit. Zwei Gruppen
der schärferen Tonart hatten sich herausgebildet: eine Gruppe, deren
Anschauungen die Spartakus-Briefe Ausdruck verliehen, und eine
kleinere Gruppe, die sich Internationale nennt. Beide Gruppen
schlugen heftig auf die Minderheit los, die zn ängstlich sei, um sich
rückhaltlos von der Politik der Mehrheit loszusagen.
Da beschlossen am vierundzwanzigsten März 1916 siebenzeh»
Mitglieder der Minderheit ein Vorgehen, das zu ihrem Ausschluß
aus der Fraktion führte,! Nachdem die Mehrheit wieder für die
Hauptdebatte über den Reichshaushalt 1916/1917 nur zwei Redner
ihrer Richtung bestimmt hatte und außerdem sich anschickte, für den
Aothetat zu stimmen, beschlossen sie, daß Hugo Haase im Haus ihre Ab-
lehnung begründen solle, machten aber, um die Vereitelung ihres Vor-
habens zu hindern, von diesem Beschluß der Fraktion nicht vorher
Mittheilung. Die Folge war, daß Haase, trotzdem er sich sorgsam
jeder Polemik oder auch nur polemischen Anspielung gegen die Mehr-

heit der Fraktion enthielt, von deren Mitgliedern mehrfach lärmend unterbrochen wurde, bis ihm, dadurch ermuthigt, die Reichstagsmehrheit das Wort entzog. In einer sofort anberaumten Fraktionsitz,ung wurde mit allen gegen sechsundzwanzig Stimmen ein vom Vorstand beantragter Beschluß angenommen, wonach Haase und Genossen durch Disziplin« und Treubruch „die Rechte verwirkt" hätten, „die aus der Zugehörigkeit zur Fraktion entspringen". In Ausführung dieses Beschlusses ward sofort auch der Vorstand beauftragt, dem Bureau des Reichstags mitzutheilen, daß Haase nicht mehr für die Fraktion dem Haushalts-Ausschuß angehöre. Damit war klar angezeigt, was der Beschluß praktisch bedeutete. Er kam für den Reichstag der den modernen Rechtsbegriffen widerstrebenden und seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auch beseitigten Strafe des bürgerlichen Todes gleich. Denn die Hauptarbeit des Reichstags vollzieht sich nicht im Plenum des Hauses, sondern in den Ausschüssen; und im Plenum kommt man, sofern man nicht einer Fraktion angehört, bei wichtigen^ Angelegenheiten nur selten zum Wort. Denjenigen, gegen die der Beschluß sich richtete, wäre durch ihn die Möglichkeit einer wirksamen, Bethötigung im Reichstag entzogen gewesen.

Eine solche Strafe zu verhängen, steht nun freilich der Fraktion nicht zu. Sie jist keine Vereinigung aus eigenem Rechts- und Willensentschluß. Ihr gehört jeder Sozialdemokrat, der von einer Organisation der Partei in den Reichstag entsandt ist, kraft dieser Thatsache als gleichberechtigtes Mitglied an. Sie hat weder seine Aufnahme zu beschließen noch das Recht, ihn auszuschließen. Ein Ausschluß aus der Fraktion kann nur als Folge eines Ausschlusses aus der Partei selbst verfügt werden. Und deshalb kann die Fraktion, auch keine Strafe verhängen, die der parlamentarischen Bethätigung eines Mitgliedes Abbruch thut. Sie muß die Sühne für Handlungen, die nach ihrer Anschauung das Parteiinteresse schädigen, der Parter überlassen. Doch ändert die Nngiltigkeit der Verfügung nichts an der Thatsache, daß sie in Wirksamkeit gesetzt war. "Und da es ein Unding ist, Mitglied einer Körperschaft ohne Mitgliedsrechte zu sein, blieb den von der Maßregelung Betroffenen nichts Anderes übrig, als sich aus der Fraktion zurückzuziehen und eine eigene Fraktion zu bilden. Diese neue Fraktion nannte sich Sozialdemokratische Arbeitgemeinschaft; von bekannteren Sozialisten gehören ihr außer Hugo Haase- die Abgeordneten Oskar Cohn, Dittinann, Geyer, Ledebour, Stadthagen, Vogtherr, Wurm und Zubeil an. Auch ich trat ihr bei, obwohl ich an der Aktion der Siebenzehn nicht betheiligt gewesen war. Die anderen Gegner der Kreditbewilliguug blieben mit einer Ausnahme in der altenFraktion; ihreZahl ist seitdem auf zwanzig gesunken. Die Spaltung der Fraktion brauchte nun nicht nothwendig zur Spaltung der Partei zu führen; zunächst vermieden die Ausgeschiedenen, im Reichstag polemisch gegen die alte Fraktion aufzutreten. Indes zeigte sich schon bei den Erörterungen über den Tauchboottrieg;

im, Frühjahr 1916 ein Gegensatz, der zu einem Zusammenstoß führte.
Noch mehr als im Reichstag verschärfte sich in den Mitgliedschaften
der Partei im Lande selbst der Gegensatz. Im Frühjahr 1916 ward
von Verfechtern der Mehrheitpolitik die Einberufung eines Partei-
tags der Sozialdemokratie angeregt, der den Streit entscheiden solle.
Der Gedanke begegnete aber so starkem Widerspruch, daß er fallen ge-
lassen werden mußten So lange eine freie Erörterung der Fragen des
Krieges in der Presse und den Versammlungen der Partei nicht mög-
lich ist und die Hälfte der Mitglieder im Felde steht, könnte ein Partei-
tag als Recht sprechende und gesetzgebende Vertretung der Partei nicht
anerkannt werden. Statt eines solchen tagte im September 1916 eine
vom Vorstand und Ausschuß der Partei einberufene Parteikonferenz,
die von ^5 Personen, darunter 1Ä3 Mitglieder von Centralbehörden
der Partei und Reichstagsfraktion, besucht war. In der Abstim-
mung darüber, ob die Konferenz sachliche Beschlüsse zu fassen berech-
tigt sei, stimmten 169 Theilnehnier oppositionell, während rund 251
Theilnehmer im Sinn der Mehrheit und für eine ihren Anschauungen
entsprechende Resolution zur Friedensfrage stimmten und (bei Ent-
haltung der Fraktionmitglieder) 218 die Politik der Mehrheit billig-
ten. So ungünstig die Zeitumstände und der Vertretungmodus d?r
Opposition waren, hatte sie doch mehr als ein Drittel der Theilnehmer
umfaßt, was ihr Vertrauen in die Stärke ihrer Sache sehr steigerte,
den Führern der Mehrheit aber den Gedanken eingab, den Kampf
gegen die Opposition mit größerer Energie als bisher zu führen.
Drei Wochen später nahm der Parteivorstand das Verbot des
„Vorwärts" zum Anlaß, sich die Verfügung über die politische Lei-
tung dieses Blattes zu sichern, das bis dahin als Organ und im Sinn
der Sozialdemokratie Groß-Berlins redigirt worden war. Er degrün-
dete sein Verfahren mit der Erklärung, daß im „Vorwärts", da er
zugleich Centralorgan der Partei fei, auch die Ansicht der Parteimehr-
heit vertreten sein müsse. In der Wirklichkeit ist jedoch der „Vor-
wärts" seit seinem! Wiedererscheinen Kampforgan der Parteileitung
gegen die Opposition, während die zur Opposition haltende grjoße
Mehrheit der organisirten Sozialdemokraten Groß-Berlins ihn nicht
mehr als ihr Organ anerkennt, in ihrer Erbitterung vielmehr offiziell
den Boykott über ihn verhängt hat.
Die Opposition entnahm diesem und ähnlichen Vorgängen die
Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung über ihr künftiges Verhal-
ten und die Art der Gegenwehr!. Neben Elementen, welche die Hoff-
nung nicht aufgaben, die Mehrheit der Partei auf die alte Bahn der
Politik zurückbringen zu können, waren andere, die ihr am Liebste«
sofort den Rücken gekehrt hätten. So ward denn zur Erörterung die-
ser und verwandter Fragen eine Konferenz der Opposition einberu-
fen, die am siebenten Iantuar 1917 in Berlin getagt hat und rund ein-
hundertfünfzig Theilnehmer zählte. Zu einer Verständigung über ein^
gemeinsame Marschroute ist es dort nicht gekommen. Die Sozialdem!>'

kratische Arbeitgemeinschaft will im Wesentlichen an dem Programm
und den Grundsätzen der Partei festhalten, wie sie vor dem vierten
August 191Ä galten; die Gruppen Spartakus und Internatronale
wollen den sozialrevolutiionären Gedanken in Thsorie und Praxis zu
stärkerem Ausdruck bringen. Die Abstimmung über die Resolutionen,
die den neuen Weg vorzeichnen sollten, ergab III für die Arbeitgemein-
schaft, R für die Spartakusgruppe und 6 für die Internationale.
In der von dem früheren Reichstagsabgeordneten Lipinski ein-
gebrachten und begründeten Resolution der Arbeitgemeinschaft wird,
nach der Aufzählung der Handlungen der Parteileitung, die als sta-
tutenwidrig und den Parteigrundsätzen widersprechend bezeichnet wer-
den, erklärt, den Parteigenossen erwachse nun die dringende Pflicht, zum
Schutz vor diesem Verhalten und zur Wahrung der Parteigrundsätze
und des Parteistatutes einheitlich und entschlossen aufzutreten, und
die folgende Weisung gegeben: „Die Orts- und Kreisorganisationen,
deren Mehrheit die Auffassung der Opposition theilt, haben in stete
enge Fühlung zu einander zu treten. Dort, wo die oppositionellen
Genossen nicht die Mehrheit in der Organisation haben, haben sie
im Rahmen des Parteistatuts unermüdlich für die Ausbreitung ihrer
Anschauungen zu wirken und zur Erfüllung der der Opposition im
Interesse der Partei obliegenden Aufgaben nnd zur eigenen Beleh-
rung in geeigneter Weise einen Zusammenschluß herbeizuführen. Die
Sperre der Parteibeiträge, die als schärfstes Mißtrauensvotum gegen
den Parteivorstand gedacht ist, ist als ungeeignet zurückzuweisen, da
sie die finanzielle Macht des Parteivorstands in keiner Weise ändert
und ihm nur eine bequeme, wenn auch im Parteistatut nicht begrün-
dete Handhabe bietet, Parteiorganisationen .außerhalb der Partei" zu
stellen und ihren Einfluß auf die Entscheidung der Partei auszuschal-
ten. Diesen Einfluß preiszugeben, wäre eine großer Fehler. Der Par-
teitag, der nach Wiederherstellung verfafsungrechtlicher Garantien und
gründlicher Vorbereitung zusammentritt, soll die Opposition auf ihrem
Platz finden, wenn es gilt, darüber zu entscheiden, ob die Partei die
alten Bahnen aufgeben soll/ Die Spartakus-Gruppe und die In-
ternationale erklärten in ihren Resolutionen, daß sie nur in der Par-
tei bleiben, um die Politik der Mehrheit zu bekämpfen und zu durch-
kreuzen; sie forderten zur allgemeinen Durchführung der Beitrags-
sperre und zur Agitation-für den verschärften Klassenkampf in den
Gewerkschaften auf.
Nachdem der imi Wesentlichen eine Begutachtunginstanz bil-
dende Parteiausschuß am achtzehnten Januar 1917 die Konferenz fiir
einen Sonderparteitag, ihre Beschlüsse als Beweise für die Bildung
einer Sonderpartei erklärt und den Parteivorstand aufgefordert hatte,
die Einheit der Partei zu sichern, erließ der Vorstand am zwanzigsten
Januar 1917 ein Rundschrerben, worin am Schluß gesagt ward, jetzt
Müsse Klarheit geschaffen werden; Diejenigen, welche sich mit den Be-
schlüssen der oppositionellen Gruppen der Partei solidarisch erklärten,

könnten „nicht länger Mitglieder der Partei sein «der bleiben". Das
richtet sich nicht etwa nur gegen die beiden Gruppen der äußersten
Linken, fondern auch (und sogar in erster Linie!) gegen die Sozial»
demokratische Arbeitgemeinschaft. Nach qiner seitdem vom Partei-
vorstand ausgegebenen Weisung wird da, wo in der örtlichen Orga-
nisation der Partei die Anhänger des Vorstands die Mehrheit haben,
den Mitgliedern, die sich nicht ausdrücklich von den Beschlüssen der
Konferenz der Opposition lossagen, in der einen oder anderen Form
der Stuhl vor die Thür gesetzt, während da, wo die Mehrheit zur
Opposition steht, di,e Parteigänger des Vorstands neue eigene Orga-
nisationen bilden, diie von ihm als die etinzig berechtigte Organisa-
tion der Partei anerkannt werden.
Der Prozeß der Zerreißung der Parter ist also im vollen Gang.
Nach statutarischem Recht sind die geschilderten Maßnahmen ungiltig.
Aber sie schaffen einen Thatbestand, der dem Parteivorstand für den
kommenden Parteitag von vorn herein die Mehrheit verbürgt. In
der überwiegenden Mehrheit der von ihm anerkannten Organisationen
werden nur noch Delegirte gewählt werden, welche sein Handeln gegen
die Opposition billigen, und die Delegjirten der von ihm für „außer-
halb der Partei" erklärten Organisationen wird er mit Hilfe dieser
Mehrheit einfach auf den Parteitag nicht zulassen. Dann brauchen
nur noch Beschlüsse gefaßt zu werden, die seinen Handlungen nach»
träglich Giltigkeit zuerkennen: und die als Faktum vollzogene Spal-
tung wird es in gleicher Weise „von Rechts wegen" sein wie einst die
preußische Verfassung vom einunzwanzigsren Januar 1850.

II. Was die Spaltung bedeutet.

Fragt man zunächst, welches das voraussichtliche Stärkeverhält-
nisz der streitenden Fraktionen sein wird, so läßt sich eine ileidlich
sichere Schätzung noch nicht machen. Daß der Vorstandsfraktion, wie
ich sie der Kürze halber genannt habe, die überwiegende Mehrheit der
vor dem vierten August gewählten Beamten und Ortsleiter, ferner
fünf Sechstel der Parteipresse zur Seite stehen, ist allein noch kein
Gradmesser für ihre zukünftige Stärke. Noch steht die Mehrheit der
Parteimitglieder im Felde; viel wird davon abhängen, in welcher
Stimmung sie zurückkehren und welche Verhältnisse sie zu Haus finden
werden. Auch ist die Verfügung über Presse und Beamtenthum kein
^untrüglicher Gradmesser für den Einfluß auf die politisch interessirte
Schicht ider Arbeiterklasse. In Berlin wird seit dem Oktober 1916
der „Vorwärts" im Sinn der Mehrheit redigirt, auf deren Seite die
Mehrzahl der festangestellten Beamten der Partei und der Gewerk-
schaften steht. Aber bei der Nachwahl im Zweiten berliner Land-
tagswahlkreis (für den zu Zuchthaus verurtheilten Karl Liebknecht)
stimmten in diesem Bezirk, der fast ausschließlich von Arbeitern und
Kleingewerbetreibenden bewohnt ist, für den Kandidaten der Oppo-
sition, Franz Mehring, 4222, für den Kandidaten der Vorstjands-
fraktion L. Brunner dagegen nur 288 Wähler, obwohl Brunner Vor-

sitzender einer Gewerkschaft ist und der Arbeiterklasse angehört, Mehring aber ein aus der Bürgerklasse hervorgegangener Schriftsteller ist. Die Hoffnung, daß die Arbeiter einen Mann ihrer Klasse dem Literaten vorziehen würden, wurde bitter enttäuscht.

Zur Opposition steht die große Mehrheit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft Königsbergs und der meisten kleineren Ortschaften Ostpreußens, des Bezirks Leipzig-Stadt sammt Umgegend, noch anderer Wahlkreise des Königreichs Sachsen, des Kreises Halle, verschiedener Wahlkreise Thüringens, Unterfrankens, der Wahlkreise um Frankfurt am Main, mehrerer rheinischer Kreise; in vielen anderen Wahlkreisen hat sie sehr insGewicht fallende Minderheiten der sozialistischen Arbeiter für sich. MMN, darf also nicht meinen, daß es ihr gehen werde wie früheren Abspaltungen von der Partei. Die Umstände und Ursachen der Spaltung sind diesmal durchaus andere. Es handelt sich hente nicht um den Austritt einiger exaltirten Männer und unerfahrenen Neulinge aus der Partei, sondern um die Ablösung ganzen Mitgliedschaften, darunter Genossen, die über die Erfahrungen eines ganzen Menschenalters politischer Arbeit im Dienst der Partei verfügen. Auch, war es in der Geschichte der Sozialdemokratie bisher noch nie geschehen, daß die Parteileitung selbst dafür sorgte, die Spaltung unvermeidlich zu machen. Wird die sich jetzt anzeigende Spaltung in der Sozialdemokratie Thatsache, so wird nicht, wie 1890/91, einer festorganisirten, aus der Feuerprobe des Sozialistengesetzes erfolgreich hervorgetretenen, nach rechts scharf abgegrenzten Partei eine Anzahl nur lose verbundener Gruppen tastender Enthusiasten, sondern es wird einer Partei, die in einer Frage von weittragender Bedeutung ihre frühere Politik aufgegeben hat, eine andere Partei gegenüberstehen, die in diesem Punkt sich grundsätzlich von ihr unterscheidet und in ihrem Gegensatz gegen diese Politik ihren geistigen Kern hat.

Bis vor dem Krieg war die Sozialdemokratie die deutsche Friedenspartei. Sie war es zu Hause durch die unnachgiebige Bekämpfung der Rüstungpolitik und aller Handlungen und Reden, welche die freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Nationen stören konnten, und durch die Unterstützung und Förderung aller Maßnahmen, welche geeignet erschienen, diese Beziehungen zu verbessern. Der beharrlichen Ablehnung der Militäretats stand die beharrliche Abstimmung für die Regirung bei Handelsverträgen und ähnlichen internationalen Abmachungen gegenüber. Nach außen hin pflegte und förderte die Partei die internationale politische und wirtschaftliche Organisation der Arbeiterklasse und war für Deutschlands Stellung in der Welt ein werthvoller Faktor durch das außerordentliche Vertrauen, das sie bei allen demokratischen Parteien und anderen Friedensfreunden als Friedensbürge genoß. Auf sie beriefen sich in den Parlamenten und in der Presse der Entente Alle, die, der große Jean Jaurss voran, gegen Deutschland gerichtete Agitationen und Regirungakte bekämpften. Die Abstimmung der Partei vom vierten

August 1914 hatte dieses Vertrauen erschüttert, doch nicht sofort entwurzelt. Man hatte, da die Kriegserklärungen von Deutschland ausgingen, mindestens Stimmenthaltung von ihr erwartet und war bestürzt, sie nun plötzlich für die Kriegskredite stimmen zu sehen. Weidlich ward und wird dagegen die Abstimmung in London, Paris und Petersburg von den Kriegsparteilern ausgenutzt. Daß aber die Partei auch in der Folge die Kredite bewilligte und daß schließlich ihre Vertreter und Zeitungen ein nur wenig abgetöntes Echo der Aeußerungen des Kanzlers und seiner Leute hören ließen, hat auch bei der großen Mehrheit der Sozialisten und Friedenspolitiker des Auslandes dem Mauben an die Widerstandskraft dieser Partei ein Ende gemacht. Bei dem Satz, daß dem Ausland nicht nur in der Schlacht eine „geeinte Front" gezeigt werden müsse, wird immer vergessen, daß das Ausland wohl ein einheitlicher geographischer Begriff, aber keine einheitliche politische Realität ist. Es giebt überall, auf den Krieg bezogen, zweierlei Land; und man kann seine Politik nicht lediglich gemäß dem Land der einen Art einrichten, ohne das der anderen Art zu schädigen. Die Politik der geeinten Front hüben stärkt die Politik der geeinten Front drüben und lähmt dadurch die Internationale der Arbeiter, Mehr noch. Die Logik des Dogmas von der geeinten Front heißt Verwerfung der Politik, welche die Sozialdemokratie vor dem Krieg in der Rüstungfrage trieb. Noch weiß kein Mensch, wie und womit dieser Krieg enden wird. Wenn er ein verhetztes, noch schärfer als zuvor in zwei Lager getrenntes Europa hinterläßt und das Wettrüsten weitergeht: was wird die Vorstandspartei dann thun? Schon mehren sich in ihrem Lager die Stimmen, die für die Zukunft Bewilligung der Militärvorlagen voraussagen; und schwer läßt sich ausdenken, mit welchen Argumenten die Partei die Ablehnung begründen könnte, nachdem sie den einst so felsenfesten Glauben an die Wirkungskraft der Internationale als Friedensmacht durch die Aufnahme des Dogmas von der geeinten Front in seinen Grundmauern erschüttert hat. Selbst Diejenigen, welche grundsätzlich auf anderem Boden stehen als die Sozialdemokratie und in der beharrlichen Ablehnung der Militärvorlagen die Erbsünde der Partei erblicken, werden zugeben müssen, daß das stärkste Argument, das zu Gunsten dieser Politik vorgebracht werden konnte, ja, ich glaube sagen zu dürfen, der archimedische Punkt aller für sie anzuführenden Argumente die Feststellung ihrer InterNationalität war. Giebt man sie auf (und Das geschieht mit der Annahme des Grundsatzes von der geeinten Front), dann können wohl Anhänger Tolstois, Quäker und Gleichgesinnte sie noch vertreten, Sozialdemokraten aber, die die kriegerische Gewalt nicht bedingunglos verwerfen, würden sich mit ihr in die größten Widersprüche verwickeln. Ihnen würde auf Schritt und Tritt der Boden unter den Füßen wanken. Auch die Politik hat ihr Gesetz der Konsequenzen, das stärker ist als der persönliche Wille. Die Wortführer der Vorstandspartei werden nicht müde, zu betheuern.

daß sie noch die alten Sozialdemokraten seien, an den alten Grund«
sähen festhalten und sie stets hochhalten werden. Sie mögen sich Das
einreden. Aber sie rechnen nicht mit der zwingenden Kraft der po-
litischen Zusammenhänge. Schon zeigt sie sich an der unsicheren Hal-
tung von führenden Mitgliedern der Vorstandspartei zu den Pro-
jekten, die auf Bildung handelspolitischer Sonderbünde abzielen, an
der gegen früher völlig veränderten Einschätzung der Kolonialpolitik,
an dem Einstimmen von Führern und Presse der Partei in die uu-
kritische Sprache der Offiziösen bei Gelegenheit des Notenwechsels
zwischen Wilson und den beiden kriegführenden Parteien über die
Fri'edensmöglichkeit, wo selbst ein so national gesinnter Mann wie
Prinz Alexander von Hohenlohe die Note der Entente sehr viel
ruhiger und verständiger besprach als diese Wortführer, und an Aehn-
lichem mehr. Man kann eben nicht eine Politik, die von einer ganz
bestimmten sozialen Auffassung ausgeht, nach Laune oder Bedürfnis
des Tages bald in allem Wesentlichen preisgeben und bald als un»
antastbares Heiligthum dogmatisch verfechten. Die Vorstandspartei
ist in der Lage eines Seefahrers, dessen Kompaß, schwere Beschädi-
gungen erlitten hat. Die Sonne und der Sternenhimmel liefern
ihm nach wie vor gewisse Anhaltspunkte für seinen Lauf. Aber
sie schützen ihn nicht gegen Festfahren auf Sandbänke und. gegen Ge-
rathen in verrätherische Strömungen.

Nichts beleuchtet die falsche Lage der Vorstandspartei mehr als
ihr Verhältnis zum Reichskanzler Ich b in niemals Verfechter der Po-
litik des Opponirens unter allen Umständen gewesen und bins auch
heute nicht. Die Unabhängigkeit und geistige Freiheit einer Regirunjg
gegenüber wird nicht durch Handeln nach einer simplistischen Formel
bewährt. Ein stereotypes Nein bedeutet von der anderen Seite her
die gleiche Unfreiheit wie ein unabänderliches Ja. Das Schauspiel
aber, das die Vorstandspartei, wie sie durch ihren Hauptredner ver-
treten ist, in ihrem Verhalten zu Herrn von Bethmann tzollwegs
Kriegspolitik darbietet, hat eine erschreckende AehnlichkeG mit der be-
rühmten Unterhaltung zwischen Hamlet und Polonius: „Seht Ihr
die Wolke dort, beinahe in Gestalt eines Kamels?" „Beim Himmel,
sie sieht wirklich nus wie ein Kamel!" „Mich dünkt, sie sieht aus wie
ein Wiesel." „Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel." „Oder wie ein
Walfisch?" „Ganz wie ein Walfisch." Es kann dahingestellt bleiben,
ob der philosophische Kanzler mit dem redegewandten Scheidemann
bewußt und berechnend das gleiche Spiel spielt, wie der philoso^
phische Dönenprinz es mit dem geschwätzigen Oberkämjmerer seines
Vaters that. Aber es liegt, wenn nichst,in der Natur seiner ursprüng-
lichen Anlage, so jedenfalls in der Natur seiner Politik, daß er oft
genug das Kamel als ein Wiesel erscheinen läßt. Auch wenn man es
nicht billigt, begreift man es schließlich aus der Lage eines Mannes,
der mit dem Gewicht sehr disparater Kräfte zu rechnen hat und nicht
unabhängig genug ist, ihnen eine starke, grundsätzlich bestimmte Po--

litik entgegenzusetzen. Kann^ darf aber der Leiter einer demokratischen Partei, die nichts ist, wenn sie nicht eine eigene Politik hat, ihm und seinen politischen Zügen sklavisch folgen? Heißt Das nicht, sich selbst aufgeben? Wem nützt er, wenn er pathetisch erklärt, der Kanzler habe Weiß gesagt, wo dieser wohlbedacht Weißlich-grau sagte, um im Nothfall erklären zu können, er habe eigentlich Schwarz gemeint? Seinem Lande nützt er schwerlich.

Die Rückwirkung der Politik der Amdeutungen, wie man das Verfahren der Vorstandspartei nennen kann, auf das Ausland ist bisher nur die gewesen, daß das Mißtrauen, welches dieses den Er» Närungen des Kanzlers entgegenbringt, sich auf die Sozialdemokratie ausgedehnt hat, Sie gilt heute fast im ganzen Auslande als die Schleppenträgerin der Regirung: und Das ist für Deutschland kein Gewinn. Der von einer erstaunlich kindlichen Psychologie zeugende Gedanke, das gegnerische Ausland werde vor Deutschland zu Kreuze kriechen, wenn es sehe, daß die Deutschen einmüthig hinter der Regirung stehen, hat sich als von Grund aus falsche Rechnung erwiesen. Die Haltung der sozialistischen Mehrheit hat im Gegentheil die Widerslandslust im feindlichen Lager noch gesteigert; sie konnte gar keine andere Wirkung haben, da sie drüben als ein Beweis dafür ausgegeben und aufgefaßt wird, daß an eine wirksame Gegenkraft gegen den deutschen Militarismus aus dem deutschen Volke selbst heraus auf absehbare Zeit nicht zu rechnen sei. Wenn im Lager der Entente das Schlagwort „Wider den deutschen Militarismus" für Viele nur eine Deckung ist, hinter der sich imperialistische Eroberungabsichten bergen, so ist doch die Zahl Derer noch viel größer, die an seine Realität glauben. Man kann eine Sache nicht ohne ihre nothwendigen Nebenwirkungen haben. Eine sich für die Regirungpolitik einsetzende Sozialdemokratie ist für die Regirung unzweifelhaft etwas sehr Angenehmes nnd mag durch ihr Wohlverhalten auch Gegenleistungen in Gestalt irgendwelcher politischen Zugeständnisse einernten. Aber sie hört dann auf, nnter Verhältnissen, wie wir sie heute haben, eine internationale Kraft von besonderer ArK zu sein. Sie spielt als politischer Faktor die selbe Rolle, die im Wirthschaftleben die Gelben Gewerkschaften spielen. Sie zählt bei den Entscheidungen nicht mit, sie wirkt nicht selbständig auf sie ein. Die Vorstandsfraktion der deutschen Sozialdemokratie ist völlig außer Stande, irgendetwas von Wirkungskraft für den Friedensschluß zu thun. Die Internationale der Arbeiterklasse, vor dem Krieg eine so große Verbindung, könnte heute? wo die Völker nach dem Retter ausschauen, der sie aus der Wirrniß herausreißt, Großes für diesen Zweck leisten, wenn sie ihre Einheit bewahrt hätte. Das war aber selbst nur möglich, wenn vor allen Dingen die deutsche Sozialdemokratie durch ihr Verhalten jeden Zweifel an ihrer politischen Unabhängigkeit und ihrer Ueberzeugungtreue ausschloß. Dadurch, daß es nicht geschah, ist die Internationale heute und, fürchte ich, noch auf längere Zeit hinaus politisch gespalten und

der Glaube an sie untergraben. Das ist, wie sich noch zeigen wird, ein großer Verlust slür die Welt. Aus dem Spiel der politischen Elemente des Völkerlebens ist eine Kraft ausgeschaltet, die, wenn sie noch nicht stark genug war, positiv zu gestalten, doch als Gegenkraft gegen die auf die Verhetzung und den Krieg hinarbeitenden Elemente zunehmende Bedeutung erlangte.

So ist die Frage, ob der Riß in der deutschen Sozialdemokratie zur vollendeten Spaltung wird, eine Frage von europäischem Interesse. Die Spaltung wird das Vorherrschen des Opportunismus in der Vorstandsfraktion zur Folge haben. Mit ihm wird die BeHand« lung der völlerpolitischen Fragen vom nationalistischen Standpunkt der bürgerlichen Klassen aus immer stärkere Geltung in ihrer Po« litik erlangen. Die Partei wird den Internationalismus nicht geradezu abschwören, sie wird ihm in ihrem Tempel noch einen bescheidenen Altar gönnen. Wer sie wird ihn kraftlos vertreten, wie ja auch ihr« Opposition gegen Vorgänge, die sie nach ihrem Programm heftig bekämpfen müßte, heute der Kraft entbehrt, über die sie einst verfügte. Abermals ein großer Schade für das Ansehen Deutschlands im Ausland. Ein Land, in dessen Parlament eine Partei fehlt, die als ihre Mission erachtet, als sein Gewissen sich zu be° thätigeu, wird nie in der Welt populär werden.

Wo es ihr möglich, ist, sucht die Opposition zu leisten, was die Vorstandsfraktion versagt, und dem Erbe treu zu sein, das die großen Vorkämpfer der deutschen Sozialdemokratie hinterlassen haben. Sie ist in ihrem Wirken durch den Kriegszustand in der verschiedensten Weise gehemmt, während die Vorstandspartei ihn sich gründlich nutzbar zu machen weiß. Die Art, wie sie Das thnt, hat die Erbitterung in den Reihen der zur Opposition stehenden Parteimitglieder ungemein verschärft, so daß, wenn die Spaltung perfekt wird, die gegenseitige Bekämpfung sehr leidenschaftlich werden dürfte. Die Opposition verfügt über viel geringere materielle Machtmijttel als die Vorstandspartei und wird in ungleich höherem Maße auf die Ideologie als Triebkraft angewiesen sein. Das wird aber auch zugleich ein großes Moment der inneren Kraft für sie werden. Denn was ist die Partei der aufstrebenden Klasse der Gesellschaft ohne ein starkes idealistisches Element in ihrem Fühlen und Denken? Und wenn sie in weniger Mitgliedschaften die Mehrheit haben würde als die Vorstandspartei, so würde sie darum doch mit unvergleichlich größerer Anhängerschaft aus dem Krieg hervorgehen als die der beiden feindlichen Fraktionen der Sozialdemokratie nach dem Kriege von 1870 zusammengenommen, so daß an ihrer Lebensfähigkeit gar nicht zu zweifeln wäre. Ein Memento für Alle, die in der Leitung der Vorstandspar- partei eine entscheidende Stimme haben.

Eduard Bern st ein, Mitglied des Reichstages.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck »,n Paß « Sarleb S. in. b, h, in Berlin.

>1,
Pk
44 664 S8K
06
Ibl kXI« 349
«5
24 220 218
69
48 WS 213
92
2bb4 4lS
82
35 903 S, ,7
II 941 »>>'_>
>,«
14 9S5 4I2I5«
275 462 «35^84
7 082UV9!-
2 S4S 587
,^
5 829 «79,50
3 VI 68Ä97
629 153 593,^9
.VI
v>
1457 201
Ii,
3103258
!«!
195S961
92 ^
148 154
«2
98 427
93
75 000
10 353 814
35
17 197 81«
3V
«sservekooSsI 1,1.3945000«
II, «35000«
?U,.«sssrv«kgs, . 120000V
verpWvdwn«, 1^12^,18 3lÄl
>I.
11V0««c««
47«««<XX)
—
«7 «9« 834
32 2S1S28
2 387 88U
8»
SZ I2S
10 353 814
,3^
«29 153 5 .'ij!«g>
<o per S1 v«ei»der ISIS.
»oll.
4,9I4«7i>
5 506 611
991 7SU
5 42« 59« 70
4 136 «2«
228 48.8
34S «71
1^8 53«
17 197 8 IS
18
,2
s,,j
9»
57
30
^llzemeive veutscke Oreckit Anstalt.

SeNllnnllKmtttellen:
Serim NV. »MM ». «IlsiWlkilllllWll!
uvlt so sämtl. ItiesterKssse« cker kirms ^ >Venne,m.
Leipziger Str. nur vocdevtSLS.
8cdwK cker ^nuakme kür Vorvetteu:
?ür gie lZrvL Serllner ?IS«2s
bei persüi:!, A>uktr»^ bis I^/z Ltuuöev
bei ?os>'^,uf>rs^eii bis 2 Lluuäen
?iir »USHvSrtl^e ?ISt?e bei sUeii ^ultrsgen
bis 2'/, LluiiSeri
^Vocdeolsßse vor 6en lievueo «eröeii in ällen ^vuskroe-

stellen Vorvetten bis 7 I7dr sbenäs sogenomiiien.
lkennen ?u Ksrlsdorst sm zz., zy. Xprtt,
IZennen SresIsu»8ii«I »m zz, /Vpril,
Kennen KSIn s. IZK sin Zi. /^pril,
Kennen >iüncnen»Kiem sm zz ^prll.
Kennen 2U rlsnidur^Uvrn srn 2y. >^prll,
Kennen IXeuss sin ?y. ^prll,
Trabrennen TU rlsmdurkz Warmsen sm , zz. ^pr»,
Trabrennen ziu ^Uneden-vs^IkinL sm zz., 2y. ^pril.
vor Lenins äes
^ettbeäillßuvßen veröen i, 6.^VetIsnr,sbn>esteII. unevt^eltl. ver»bio!ß>

Iii ^ cii Iii Iii li, Iii 111 cii cii ci> Oliiiiziiiiiiii
^ Wt Sein HsrannsKen
ksn^e e^io^eset^t, Oie XsekikräFe ns«n 6er
IZeiKe von Z^anren clie ?ür»tliek iieussiseke
ÄlusiKvelt KoKes^ ^,nsenen geniesst^ Oie
^Vinter» sldz skr, geöffnet, Xnr VornäKme
von LsöeKuren ist als« ieSer^eit lZewzen-
»uk Xürver unck <Zei»t 6es Nen^oden ver-

III II! III III III II! II! III III III III II, III III II! III III III
I^lm cien Inbäbern unserer 4^/2°/g öcbuIclverscbreibunZen
aucn diesmal ^eiebnun^en auf ciie
?u erleichtern, baben wir mit 6en k«IZen6en LanKen:
Sank für ttanllel Inc!u8trie, Filiale LtrassKurg,
Sank von Ü/Iiiln»u8en, Ltrsssburg,
^>8äS8i8VN0 SkmKge8eII8vnaft, 81^880«^,
kineini8l:ne OrelütbanK, k^ilials 8tras8kui-g,
LK. 8wsnling, I..VaIentin ck Lo., 8ti-ä88burgsr SanK,8tra88kurg
8üllösut8ons Di8vonto Le8ell8onätt , IVIannnsim,
ein Abkommen ^etrotken, nacn xvelenem 6iese sieb bereit
erklären, bis ?uin 15. /^pril 68,)s. sämtliebe öerien unserer
LenuIäverscnreibunZen bei ^eiebnunZen aui die seenste Kriegs-
anleibe ^um ^usgabekurs 6er l^et^teren, als« ^u 98°/„ in
^arilun^ nebmen.
8tra88burg i. I-I8., den 28. ^Vlär^ 1917.
^61er Sc Oppenlieimer ^e6erfäbrilc ^.^O

Z!r. 29.
21, April 1«17.
?te ZuKnnkl.
t-issn-, IVlinsi-al-, Kilook-- unö staöium-öalj.
ttönklig im Setried. öllllettdriNe« öurcd öle »gl. Sulle-vireKM.

^ Wie siir unsere Zage geschrieben, ist:'
M a x D r e y e r,
Der Deutsche Morgen
Das Leben eines Mannes.
lc>. Tausend. Geheftet Mark 4.5O, gebunden Mark 6.— .
Der Kampf um die Verfassung, der innere Freiheitskrieg, nach:
dem Deutschland die Fremdherrschaft gebrochen hat, das ist in diesem groß-
angelegten Roman der Brennpunkt, der alle geistigen Strahlen der Feit
vereinigt. An diesem inneren Ningen entflammt sich das deutsche Ge:
wissen, der deutsche Zorn, und auch der Scheiterhaufen des Martyriums, das
, viele der Besten für ihre Treue leiden. Diese Opferfeuer leuchten hinein in
'unsereTage und sind Flammenzeichen derMahnungundWarnung.
Vorrätig i. d. Buchhandlungen. Verlag v. L. Staackmann in Leipzig.
Bill SM« KM
Gicht und Stoffwechselleiden!
1. Mai bis 1. Oktober 1917
Der neue Badehof
Hervorragende Küche
Alle Drucksachen frei durch die Kurverwaltung
— Salzschlirfer Komfazms zu HausKuren —
von »r. «Hr. LüKmlitt sLsssv).
'Lulwr. Vebr.-tZett 1917. —,S0 ÜK.
0r,«S»er^ Sanatorium vre«Ienl«istt«>t?
!V/i'X5,k!?iI«k
!i,ct,n>n.s'

^««igsnst.
tsgi.sr»

Die ZuKunst.
Zlr. 2S.
lZescKättsbericKt kür <Iss ^skr i9i6.
^Vir bericbten oder das siebenundvierzigste SesedaktszaKr der
Oeutseben Lank,
Kock immer wütet der verbreederiseke ürieg, 6er so viele KoSnungsvolls
>IenseKenleden, soviel Arbeit. <Zut und ^Voblstand verniebtet. Oje deutscden Heere,
sowie unsere tapferen Sundesgenossen Kaden im wesentlieken ikre Stellung »uk
»Heu ?r«oten dedauptet. Verdientes SedicKsal bat Rumänien ereilt, das »ick «I,„e
Kot i» den üampk eivmisekte, OureK die IZeseteung der >ValseKei und U«brud»cba
ist den /entralmacbten wertvolles Lebiet tllr die Lr?e»g„ng von lZetreide und die
(Gewinnung von Drdöl nugewacksen. Ml einer LinmüligKeit und Vp5erKereitscKak>,
Voll^voll ernster üntseklossenkeit und Xuv«-sieKt in den entsckeidenden LndKänuit
In lunskrneodein^ Lrade daben die Ereignisse seit Xriegsdegiu» aukgedeckt
Stärke, sondern auek des moraliscken Reckte» liegt, od auk der Seite unserer Legner,
cki^ um Letnediguog ikres IZssse», um ttewiun a» I^avd und (Zütern Kiimvkeu, oder
?reid«it der^Ueers und^des Veitkandels, ^im^gleiekss r^eekt kür »II« in d'eu Ivampl
tZegnern gekudrte l?el,l?ug der Verkettung gegen OeutseKIaud und der plaumsliigeu
«n^enügend im Lrtrsg an^IZartolkelu, ^Xwei üriegsanleikeo liekerten u> 1916 zede "der
d««t?wie iiu ^nksug des Krieges, mekr als 2l> I^Iilliardeu IVIarK, 1?ür die Oeutscii^
vnser (ZessmtumsatZ! erreiekte 129 Nilliarden und überstieg den vorjakrig, i,
Verwalters eingestellt,^ OKwoKI die I>i<znidativn unserer Filiale einen Heder»cln,ii
gekaltener mittelslte lieber (ZebräucKe das Privateigentum antutasten, ^Vird I,ondün
betrachten sein? s S
Oer S a n K s^a t « betrug waiireud des g»n?,en ^akres b Oer <Z«Idbesta»d
s«Kat2 um mebr sl» das vopvelte und »Flierl sick^dem wirkiieken SnIddestanSs <I< r
^ die leiekt greilbaren Nittel 78,87 ?^ gegen 71,2S ?« im VorzsKr,
Oie XaKI der bei der OeutseKen IZanK gekülirten Lundenreollnungen bat sicK
von SM049 aut 380«IS sm Lvde des IZoricKtsjaKres erdükt, ^ ,
Heeresdienst wirkenden und der tu teilweisem IZrsatt angestellten IlilfsKrü I^,
betrug am ^adressekluk IVSOS gegen 1012« im Vur^adr, Vir geben wiederum
Anlage tu diesem lZerieKt das Verteicbnis der unvergessenen lavieren, die in I ,
tullung ibrer pgiokt ikr lieben kür das Vaterland las»,'« M'iMsn.
In L,nbelracKt der KerrscKenden 'keucrung Kaden wir unserer xZeamten«»^
neben dem bereits in 19IS bis auk weiteres gewakrten laukenden ^us

«>e» abgelsukensn ^akre» dreimal besondere KriegsKeiuilken bewilligt, Lin»eKlieA!,'K
der »us dem ^lakresgewinn üu entnekmenden XbseKIub (ZratiSKationeo bat dis
OeutseKe Laak kür idre Leamten im LerieKts^aKre über die kesten (ZeK Kiter
«?eibnaekt u? ^bseklun «rstiLKattoneu ». K1I»«g«.2N
VoKIkadrtseinrieKtungen „ 4!r2 158,5«
Leitrsge «um Leamtenkllrsorge Verein „ I «12 M,7g
?ensionen u. vnterstüt«ungen a. d, 0r, Leorg von Siemen» ?«nds S44 »74,73
v ^nl K d X I uk d S K Ik ^ 7 7U»4SS,Äj
tiied^ tätigen Sesmten (Xriegskürsorge) . . ^ . . , ... , 7S44 0lS,35
«. IS 312 443,«
'Also einen (Zesamtertrsg gleivb snnKderod 6er ttitlkte der Dividende.
Xusscblun der ?antien>ebereektigten, kür iedes Xivd bis ?u dessen vollendeten,
»eckTebuten I>edens^»Krs eine» zknrlieben Lr«iedungsbeitrsg von Kl. 260; natürlicb
und Kaisen der im Kriege gekallenen Leainte,, ist bereits, wie in unseren, innres-
«KgeseKrieKen, sowie einen Letrag von^Kl. K1«7S43,2S (einsvKI, 4 Klill^onen
LruudstücK kür den Keudsu unserer dortigen Filiale erworben,
?ür Stenern und abgaben Kotten wir Kl, S LUU lSl.F1 «u erlegen, gegen
51, 4 l9V »70 32 iin Zalire «uvor; zusammen mit Sem VeKrbeitrag und der 2ius-
bogensteuer zedocli^über »eok» Klillioven 5larK, ^ b d' V
unserer Aktionäre am 7. Alarz beseKlossen wurde, ist^die Xabl unserer eig^enen
üeilins durok rilislen, Zweigstellen und Rassen an kolgende» Blätnen vertreten-
Q, 8,, Lielekeld, LooKolt Lonn,Siemen, Lreslau, Lromberg', Lrussel, Lütow, OKemnitZ,
Loblenn, Orekeld, Oroneuberg, (^ulnisee, Danüig, Darmst,dt, Deudsn, Dresden, Dussel-
<I«rk, Llberkeld, LIbing, ?rankkurt a. II., A, (Zladbaor, (ZIat«, LIeiwitz, Wogau,
<!nsdenkrei, lioob, (Zürlitü, kiumbinnen, Hagen i, V,, Ii»« bürg, Hamm i. V,, Hanau,
ttindenburg U, S, IlirseKberg i. 8«KI., Hobensalza, Iclar, Insterburg, ^sner, KattowitT,
Xnlderg, üöln, Z<SIn - Nlilbeim, Xonigsberg ?r, Xonigsbütte 0,-8,, Lonstantinopel,
Langenbielau, I>»ngerkeld, Längkukr, Leipzig, Leobseuüt«, Libsu, Liegnitz, Lunstädt,
buo>, i, Lobl., Remsobeid, KKevdt, Rovsdvrk, li.vbnik, Saarbrücken, Lenlebuson' SoKweid.
Vegesack, Velbert, Wald, Waldenburg i. LeKI., ^VsrKurg L eiber Hirsen, ^Viesbaden,
^ ^ Die besenlossene ürökknung einer Filiale in Soüa ist in Vorbereitung; ckie üweig»
stelle Klet^ bat ibreu Betrieb wegen <!es Kriegs^ustanSes voek niedt aukgenomnien,
<!, <Z, IrivKaus^in Öüsseläorf beteiligt. ^In ?ri e r ubernakmen wir 6as »It-
tteginn iles neuen LesebäktsiaKres als Direktoren in <lie Leitung unserer Filiale
Ole^O e >, tsebe I7ederseeis«de Lank ist ivkolge öer LebwierigKe^t des
aber nsek <len eingelaukenen I^aonriobten wiederum 6 »/„ Oividenue verteilen Können,
die Wr 19IS vereinnakinten Dividenden auf unseren Besitz sn Aktien der ÖeutsoKeu
veberseeisoken Lank <S°K) <kür IglK der OeutsoKen VereinsbsnK (b'/2?6I <k>>r l!II6
«^>, der LssenerOredit-^,nstaIt <8?S> (kür 1916 S'/zA), der HannoversoKen L»nK,U> 2^>
skür 1916 7>/2?S), der KleeKIenburgiseben Hz votKeKen- und ^Veebsl-IbanK llS°/„> slü, ISIS
IS°i>), der Xiederlsusit^er Lank ^,-<Z, <K>szA> <tür 191« 7?^), rier VldenburgiseK, «vai- u,
LeiK LanK (10 °K) (kür 191« 10 A>, cker rkäl^isoken Lank (6°i„) (kür 191« «°K1, der privat,
dank 2,> «otka (U«> (kür 191» »»/„>, der Lueioisoben Kreditbank (U (kür 191« «?S), des
LcuIeslscKen Lankvereins (7^1 (kür 191» 7Vü?6>, der Vürttembergiseden Vereinsbank
(6?s) (kür 191» 7<?„Z und der OeutsoKen ^euKuud-cZesellsoKakt <12>/2^> (kür I9l« 12'/M,
kür das dritte Xriegs^abr den gleicben oder einen llöberen lZexvivn vorseKIsge»,
^Vir Kaben die lZeseKäkte versekiedener üriegsaussvküsse und ^breelinunff«
stellen weitergekübrt, als deren wiebtigsten wir dsn.X riegsaussekuk kürveie
und ?ette KervorKeben, ^ ^ K VI
Qeldsendungen^an deutseke (Zekan e im keindlicben Ausland, in der

Berlin, den 28. April 1917.
Am tausendsten Tag.

n Briefen, die August Ludwig Schloezer vor hundert vierzig?
Iahren in seinen »Briefwechsel meist historischen und doli»
tischen Inhaltes" aufnahm, steht allerlei heute wieder Lesens»
werthes. .Ichglaube, daßAmerika von Europa unabhängig wer-
den wird; aber ich glaube nicht,daß der Tag dieser Unabhängig-
keit schon nah ist. Nordamerika wird dann Peru und Mexiko er»
obern, deren Gold und Silber es braucht; nördliche Völker ha«
ben südliche ja stets überwunden. Noch aber hat England in Nord»
amerika eine mächtige Partei. Und welches Verhältniß ist zwi»
schen der fürchterlichen englischen Seemacht und denFahrzeugen
der Amerikaner,zwischen diszlplinirtenTruppen unb Landmiliz,
zwischen den Schätzen Englands und dem Papiergeld der Kolo»
nie«? Der Aufruhr der Amerikaner, deren Handel nun vertilgt
ist, war voreilig und wird nur dem englifchen Mutterland, für eine
Weile wenigstens, Vortheil bringen. Warum aber reden viele
Briten selbst so mißmuthig über den Krieg und blasen an allen
Ecken LSrm?Die glückliche englische Verfassung glebt, in Verbin-
dung mildem unglücklichen englischen Spleen, dieser Nation eine
ganz eigene närrische Mode: sie lästert am Liebsten sich selbst.
AndereVölker zeichnen sich durch lächerlichenNationalstolzaus,
tragen ihre schöne Seite zur Schau und bedecken ihre Fehler: Dies

ist der Gang der Eigenliebe. Der Brite hingegen verleumdet sich oft selbst, verkennt seine Vorzüge, übertreibt seine Mängel und zieht immer an der Sturmglocke: Alles, was geschieht, droht ihm den Untergang seines Königreiches. Vor drei Jahren sagte ein Parlamentsmitglied von der opponirenden Partei zu dem Gra« fen Bathurst, dem Vater des Großkanzlers: Heute ist England ruinirt worden'. Das, antwortete der Gras, ,kann Nichtsein: denn vor sünfzig Iahren habe ich in der schönstenRede meines Parlamentslebens bewiesen.daß wir damals schon ruinirtworden seien/ Da habt Ihr englische Redegewohnheit."(Auch Ihr,denen Bri» taniens Untergang, des stärksten Weltreiches, zu nahen scheint, wenn Klage über Knappheit oder hohen Preis der Nährmittel, künstlich gesteigerterWiderhall von Leid, das wir umsZwölffache länger schon tragen, über den Kanal schallt. Was den Briefschrei» ber von 1776 närrische Mode dünkt, ist von der Pflicht geboten, öffentlich hörbares Geräusch dem Volkswesen anzupassen. Auf das wirkt nur derTon einer Stimmung, die vonThorheit »Pessi« mismus" gescholten wird und auf dem Festland fast überall heute unbeliebt ist, weil sie aus dem ernsten Gefühl der Pflicht kommt, als Wahrer eines Gemeinschastbesttzes früh genug stets mit der schlimmstenMöglichkeitzurechnen.DasseilIahrhundertenreiche und mächtige Britenvolk, das auch im Innersten schon frei war, als deutsche Fürsten noch »Unterthane" wie Mastvieh verschacherten, sinkt in die Gelassenheit alltäglicher Körperspielfreude zurück, wenn es nicht hört, nur das Aufgebot aller Kräfte könne es aus Lebensgefahr retten. Daher die grelle Durchstrahlung, nie eineVerschleierungnationaler Schwierigkeit und die nochimdichtesten Drang neidenswerthe, in ihrem Nutzen unüberschätzbare Offenheit derSprache inParlament und Presse; daher der rühmliche Entschluß, jetzt, mitten im Krieg, das Ergebniß des parla» mentarischen Gerichtsverfahrens über das Unternehmen an den Dardanellen und auf Gallipoli.mit allem Mißgriff und plumpem Fehl, zu veröffentlichen. In solcher Klarheit kann nur ein Volk leben.das sich selbst regirt und schlechte Verwalter, unsähige Mi» nister, verlogene Feldherren wegzujagen vermag.) «Hier, inNordamerika, istjetzt ein richtigerDeutschenhandel.Daindendeutschen Ländern die Bauern gemeiniglich mitAuflagenbeschwert werden und nicht einmalihreFelder gehörig bauen können, weil das Wild,

Sa? dem Vergnügen ihrerHerren dient und das sie deshalb scho-
ben müssen, ihnen beständig die Saat wegfrißt: so macht oft die
"Verzweiflung, daß sie die Felder ihrer Väter verlassen und ihre
«lenden Tage in einer anderen Welt zu verlängern suchen. Ost
geht eine ganze arme Familie nach Amerika; hier verkauft dann
Der Vater eins oder etliche seiner Kinder einem Herrn, dem sie
für die bloße Kost dienen müssen. Dafür lernen sie bei ihm aber
«uch Eiwas: Kochen,Ackerbau,Handwerk.MündigeKinderwer»
Z>en, nach dem Gesetz, frei; und der Herr, dem sie gedient haben,
Muß Ihnen eine Kuh, Geräth zu Ackerbau oder Handwerk oder
Aehnliches geben, damit sie eine eigene Haushaltung anfan»
gen können. Diese Bestimmungen sind wohl entstanden, weil
Bediente hier so selten sind. "Katharina hatte dieZumuthung.ihre
Russen in den Dienst einer fremden Sache zu verkaufen, wie den
frechsten Schimpf abgewehrt. Deutsche Potentaten aber, mit be»
Anderem Eifer der Herzog von Braunschweig und der Landgraf
Son Hessen» Kassel, den Seume, eins seiner Werbeopfer, »den
großen Menschenmakler* nennt, lieferten prompt, was verlangt
wurde, und hielten nur darauf, daß Knochen und Fleifch «ihrer
Leute* gut bezahlt werde. Ists nicht begreiflich, daß Neu-Eng»
Zänder und andere Amerikaner sich schwer entschlossen, das Volk
zu achten, das solche Fürstenpest stumm duldete und dessen Kin»
der sie fast nur als Knechte und Mägde, Dienstboten und Wieth»
Zllnge für Acker, Haus, Schlachtfeld kennen lernten? Wie über ein
Munder staunte der Kongreß, als der SachseSteuben, dentzöf»
Lingzettelei aus dem Hechinger Zollernschloß gescheucht hatte, ohne
Die Forderung hohen Soldes, als Freiwilliger, das Amt des Ar»
«eeinspektors annahm. EinDeutscher, der sich von Ueberzeugung,
«ich! von Gewinngier, leiten läßt! Der jauchzte, da er dem Kerker
entronnen war. »Hätte ich meine Jahre nicht so verschleudert!
Welch einschönes, glückliches Land ist dieses! Ohne Könige, Hohe»
Priester, aussaugende Generalpächter und müßige Barone! Hier
M Jeder frei und glücklich. Wir sind in einer Republik und der
Herr Baron gilt nicht einen Heller mehr als Mr. Jakob oder Pe»
5er. Unser Artilleriegeneral war Buchbinder inBoston: ein wür»
Z>iger Mann, der sein Handwerk aus dem Grunde versteht und
fein neues Amt mit viel Ehre verwaltet. Und ich verschleuderte
Vierzehn Jahre meines Lebens!" Steuden war Organisator, nicht

Feldherr; und nie hat ihn solcherGlanz umleuchtet wie Rocham«
beau,LaFayetteundandereFranzosen,dieunterGeorgeWashing-
ton fochten. Aus der Seele dieses großen Amerikaners kam, mit
gewaltigerer Wirkung als aus dem Beilblitz der Englischen Re>
volution (der die Festlandszeit noch nicht reif war), der Ruf zur
Völkerbesrelung. Ihm dankt die Menschheit edlere Wohlthat alS
irgendeinem General.der einem Dynastenvortheil oder einer Klas-
senhabgier Hunderttausende opferte oder in sinnlosem Wüthen»
hinter dichtem Lügenschleier, Menschen hinschlachten und verblu»
ten hieß, weil er sich nicht durch das Geständniß, daß der Krieg
nicht mehr zu gewinnen sei, selbst entmachten wollte. Washington
hat den Bund der Vereinigten Staaten mit Frankreich unlösbar
geknüpft. Nach seinem Tod befahl der Erste Konsul Napoleon:
Bonaparte allgemeine Landestrauer; und zehn Tage lang hüll»
ten alle Fahnen Frankreichs, als wäre ein Volksheld gestorben,,
sich in schwarzenFlor.Washingtons Gedanke hatte, mit dem Saft?
und der Kraft britischen, in Neuland verpflanzten Geistes, den
Westen des Europäerfestlandes erobert: und zwei Welten hul«
digten einander in der Gemeinschaft einer I dee, aus der demWol»
len der Menschheit Flügel gewachsen waren. Schlaget noch cln^
mal den alten Schloezer auf. »Zur Ehre unseres Jahrhunderts
kann man behaupten, daß ein Geist der Menschlichkeit,Toleranz
und Mäßigung sich bis in das Innerste der Fürstenzimmer der»
breitet. Man nimmt Grundsätze an, die der willkürlichen Macht,
derTyrannei entgegen sind. Die finstere,krumm lausende Politik
wird geächtet, deren Endzweck war, den Landmann, Handwerker,
das ganze Volk zu unterdrücken, damit sie fleißig seien und sich
nicht zu Empörung aufraffen. Man fängt zu fühlen an, daß po»
litischeFreiheit und bürgerliche Gleichheit Naturrechte sind. Nur
diesubalternenPolitiker.die inFürstenfchlössernundMinisterka»
blnetsnisten.sagen noch, alle Grundsätze der Freiheit un d Mensch-
lichkeit seienIrrlehren.die in Unordnung, Aufruhr, Anarchie füh»
ren. Sie sprechen wie Photin zu Pto lem äus: Im Staatsleben ist
GerechtigkeitkeineTugend;werfurchtsamaufVoIkswünschelauscht,
schwächt die Macht der Krone; Könige haben das Recht, ohne
Schonung zu handeln." 1776. Noch hörte Deutschland selten(nur
in den hellsten StundenFriedrichs, dessenFreiheitliebe auch Nie:
zu That flügge ward) andere als photinische Weisheit. In Eng»

iands Parlament aber sprach im selben Jahr gegen die vom Lord
North betonte „militärische Nothwendigkeit' der Truppen»«»
bung in fremdenLändernLordCavendish: „Dasist eineSchande
für uns'; und Lorv Itnham: «Die deutschen Fürsten schänden
Deutschland vor Europa dadurch, daß sie ihre Länder zu Men»
schenmürkten fürDen machender das meiste Geld hat, und sie er»
schweren ihr Verbrechen noch dadurch, daß steMenschen, die besse-
ren,edlerenWesenS als sie selbst stnd.in denTod jagen.- ZweiWel-
ten. Wer Bancrofts Geschichte der Vereinigten Staaten gelesen
hat, muß empfinden, wie schwer es war, das Denken und Wollen
des Amerikaners inAchtung deutschen Vo'.ksthumes zustimmen.
Allmählich ists gelungen; weil der anschmiegsame Deutsche
sich gern, meist mit Steudens Frohgefühl, in dieneueFreiheit und
Weite gewöhnte und rasch den Ehrgeiz lernte, ein aufrecht sich
selbst regirender, sein Schicksal schmiedender Mensch, nicht nur
«infleitzigerDiener.zu sein.DieWIpfel der zwei Stämme berühr»
ten, streichelten, durchdufteten einander. Doch die jenseits vom
Weltmeer angesiedelten Deutschen thaten wenig zur Aufklärung
der alten über die neue tzeimath; und in der alten waren die Mächte
noch leidig stark, die Vortheilsucht ttieb.AmerikainVerrufzuhal»
ten. EinRiesenland, das nur für Unabhängigkeit, gegen Sklaven»
schwach, fürFreiheit gekämpft, jeder staatlich organistrtenVolks»
gruppe, jedem Glauben und Einzelmenschen zulänglichenAthem»
räum gewährt und dennoch Wohlstandsgipfel erstiegen hat: so
gefährliches Beispiel zu zeigen, paßte blinden Fürsten und feilem
Hofgeschmeiß nicht in den Kram. Drüben, hieß es alltäglich drum,
ist Alles verseucht und versumpft. .Dollarjagd! Korruption l" In
Europawird.wieeinRundblick auf das Geld fcheffelnde Gesindel
derKriegverlängerer lehrt,nicht dem Gewinn nachgejagt; wird auch
nirgends bestochen. Ein Völkergemeng, dessenWurzeln, alle, in
Europas Erde ruhen, machtaus den Vereinigten Staaten einIm-
perium von nie erblicktem Wirthschaftvermögen. Die Kinder der
Rassen und Nationen, die einander hier schlugen oder neidig be»
schielten, vertragen sich dort. Die Republik der Washington und
Lincoln wird die Friede nsoasis in einer starr gepanzerten Welt;
und scheint planetenfern von dem Wunsch, jemals sich indietzän»
del der Basaltländer zu mischen, durch die noch Ritter» und Räu»
derromantik spukt. Ein Professor, Demokrat und Pazifizist wird

Präsidentzwird.nach dem AblaufseinerAmtszeit, wiedergewählt
weil das Volk in ihm den Friedenswahrer steht, der es unterallen?
Umständen »aus dem Krieg halten" werde, (»tte Kept us out ok
var.«) Sein erster Staatssekletär,Bryan,und sein nächster Freunds
Coloneltzouse, sind Säulen der Fliedensvereine. Trotz dem herz»
lichsten Gefühl fürBelgien und Frankreich (weniger, als man bei
uns annimmt, viel weniger für England) sind neun Zehntel der
Staaten gegen den Krieg. Der Ausschuß für die Neutralenkon»
ferenz,derFriedensbundderFrauen,derNationalbundfürFrie»
denserhaltung, die Antimilitaristenliga, alle Arbeiterverbände
und von Carnegie, Henry Ford und anderen reichen Männer»
gefördertenFriedensorganisationen schüren das reineFeuer des
Menschheitempfindens. Herr Roosevelt erlebt, weil er für de»
Eintritt in den Krieg gezetert hat, als Werber um die Präsident»
schast die kläglichste Niederlage und reißt nicht nur feine Fort»
schrittspartei, sondern danach auch den von ihm unterstützten Re»
publikaner Hughes in das Schicksal des vom Wahlglück Gemie»
Venen. Herr Ford, der für kein Amt kandidirt hat und keins an»
nimmt,wird von vielenStimmen auf denPräsidentensttz gerufe»
und in Michigan, seiner Heimath,zum Gouverneur gewählt. Und>
trotz Alledem kündet am ersten Lebenstag des neuen Kongresses
der PrästdentWoodrowWilson den Entschluß, die ganzeStreit-
und Wirthschaftmacht der Vereinigten Staaten in den Krieg wi»
der das Deutsche Reich einzusetzen. Wie wurde Das möglich?
Nur von Amerika können Wils lernen. Hier ist (nach etwas sorg»
lichererUebertragung.als sie derTagesprefse erlangbar war)die
Rede, in der Herr Wilson selbst sein Handeln erklärt.
.Ich habe denKongreß zu außerordentlicher Tagung einbe»
rufen, weil ernste, höchst ernste Beschlüsse zu fassen sind, die ich,
nach Recht und Verfassung, allein,nur unter meiner Verantwort»
lichkcit,nicht fassen kann. Am dritten Februar habe ichIhnen die
verblüffende Anzeige vorgelegt und erläutert, in der die Kaiser»
lich DeutscheRegirung ihrenWtllen aussprach.über alle Beden ken
der Gesetzlichkeit und Menschlichkeit hinwegzuschreiten und vom
ersten Februar 1917 an von ihren Unterseebooten jedes Schisf
versenken zu lassen, das den Häsen Großbrltaniens und Irlands,
der Westküste Europas, den vonFeinden desDeutschenReiches
bewachten Miltelmeerhäfen nahe. Das schien schon im AnfanZ

des Unterseekrieges das Ziel Deutschlands; doch seit dem April
1916 hatte die Kaiserliche Regirung den Tauchbootführern Be»
fchränkungen anbefohlen, die der uns gegebenen Zusicherung ent»
sprachen:Passagierschisfefolltennichtversenkt.jedesandereSchiff,
das weder zu fliehen noch Widerstand zu leisten versuchte, sollte
in den vorgeschriebenen Formen gewarnt und mindestens der
Mannschaft die Möglichkeit gelassen werden, in ihren Rettung,
booten sich der Lebensgefahr zu entziehen. Unmenschlich grau»
sames Handeln bewies uns, in tief betrübender Erfahrung, wie
gering die Wirksamkeit der beschlossenen Vorsichtmaßregeln war;
immerhin aber wurden gewisse Schranken noch geachtet. Der neue
Beschluß Deutschlands hat sie umgestoßen. Alle Schiffe werden,
ohne irgendwelche Unterscheidung ihrerArt.Ladung.Fahrtziele,
mitleidlos auf denMeeresgrund versenkt; sie werden nicht zuvor
gewarnt und keinem Menschen, Mannschaft oder Passagieren,
Feinden oder freundlich Neutralen,wird vonekbarmenderMen-
schenliebe Hilfe zurRettung desLebens gewährt. SogarLazaret»
schiffe und Fahrzeuge, die dem hart heimgesuchten Volk Belgiens
Lebensmittel bringen sollten, sind ohne Mitleid, ohne Rücksicht
auf die Grundsätze derMenschlichkeit versenkt worden; und doch
war den nach Belgien steuernden Schiffen, die durch unzweideu»
ttge Zeichen jedem Auge erkennbar gemacht waren, von der beut»
schenRegirung selbst freie Fahrt durch das Sperrgebiet zugesagt
worden. Zunächst hatte ich nicht für möglich gehalten, daß eine
Regirung, die bisher denBräuchen civilistrterVölker treu geblie»
ben war, sich zu solchem Handeln entschließen werde. Die Wurzel
internationaler Gesetze ist das Mühen, eineRegel zu finden, der
auf den Meeren, den offenen, keiner nationalen Sonderherrschaft
unterthanenWeltwegen, IederAchlung und Gehorsam erweisen
müsse. Diese Gesetze sind allmählich, trotz mannichfachem Hinder»
niß, entstanden. Was im Augenblick erreichbar war, wurde er»
reicht; und über den kleinen Umfang des Ertrages tröstete uns
das Bewußtsein hinweg, daß stets das Herz, das Gewissen der
Menschheit die Linie des Wollens bestimmt habe. Die Willkür
derdeutschenRegirung hat dieses winzigeBündel erlangterRechte
fortgeschleudertzwirhören von ihr,sie mÜsseVergeltungüben und
die elnzigeWaffe anwenden,über die sie zu See gebiete. DIeAn»
Wendung dieserWaffe ist aber nur möglich, wenn alles ehrfürck

tigeBedenken derMenschlichkeit,alleAchtungderinunsererWelt
geltenden Verkehrsgrundsätze in den Wind geblasen wird. In
dieser Stunde denke ich nicht an die ungeheure Vermögensein-
büße, an den Materialverlust, sondern nur an die gewollte Ver»
nlchtung des Lebens friedlicherMenschen.die mit dem Krieg nichts
gemein haben; an die Tötung von Männern, Frauen, Kindern,
deren Leben und Thun noch in den finstersten Zeiten moderner
Geschichte unter dem Schutz der Gesetze stand. Von verlorenem
Gut kann uns Geld entschädigen, nicht von dem Hingang fried»
licher, wehrloser Menschengeschöpfe. Deutschlands Tauchboot»
krieg gegen den Handel ist ein Krieg gegen die Menschheit, ein
Feldzug gegen alle Völker. Amerikanische Schisse sind versenkt,
amerikanische Bürger getötet worden. Die Kunde davon und die
Vorstellung der schrecklichen Umstände, unter denen diese Men-
schen ihr Leben verloren, hat uns heftig bewegt. Unter den selben
Umständen aber sind auch Schiffe und Bürger anderer neutralen,
unsbefreundeten Staaten indieWogenversenkt.aufden Meeres-
grund begraben worden. Unser Gefühl kennt keinen Unterschied;
es fleht in den Opfern nur Menschen. An die ganze Menschheit
ist die deutsche Herausforderung ergangen. Jede Nation muß
selbst Weg und Ziel ihres Handelns wählen. Unsere Wahl muß
von weiser Selbstbeschetdung berathen und so ruhig erwogen sein,
wie unsere Wesensart und unser Interesse gemeinsam heischen.
Wir wollen wederRachsucht sättigen noch physische Kraft stegreich
bewähren, sondern nur das Menschheitrecht sichern, dessenVor-
kämvfern wir uns in schlichter Bescheidenheit eingliedern.
Als ich am sechsundzwanzigsten Februar vor dem Kongreß
stand, glaubte ich noch, wir könnten uns begnügen, mit gemäss»
netemArm unser gutesNeutralenrecht zu vertreten,das uns ge»
staltet, ohne Furcht vor rechtwidriger Belästigung die Meere zu
befahren und unsere Mitbürger vor rechtwidrigerGewaltthat zu
schirmen. Heute ist offenbar, daß bewaffnete Neutralität unferem
Zweck nicht dienen würde.Die deutfchenTauchboote scheidensich,
in der nun beschlossenen und durchgeführten Art ihrer Anwendung
gegenHandelsschiffe,ausdemBereich aller giltigenGesetze.Gegen
ihrenAngriff erst unsere Schiffe zu vertheidigen,ist nicht möglich.
Das internationale Gesetz erlaubt Kauffahrern, den Angriff von
Korfaren, Kreuzern oder anderen sichtbaren Schiffen abzuwehren.

Am tausendsten Tag,
Z>iesteaufhoherSeelverfolgen.GegenunsichtbareSchiffekannVer»
Heidlgung nicht wirken. Die einfachste Vorsicht, die von dem ge»
fchaffenen Zustand uns aufgezwungeneNothwendigkeit befehlen
den Versuch, die Tauchboote zu zerstören, ehe sie ihre Absicht er»
wiesen haben. Später wäre es zu spät. Die deutsche Regirung
bestreitet den Neutralen das Recht, in den von ihr abgegrenzten
Seesperrgebieten irgendwelche Masse zur Vertheidigung zu
brauchen; niemals ist dieses Recht irgendwo inmodernerZeitbe»
stritten worden. Deutschland hat angekündet, daß es die zurVer»
iheidigung der Handelsschisfe bestellte Mannschaft als rechtlose
Piraten behandeln werde. Wider solche Anmaßung vermag be»
ivaffnete Neutralität nicht das Allergerin gste; sie würde est gerade
Das erwirken, was sie verhindern soll,und uns sicher einenKrieg
aufbürden, in dem wir ohne die Rechte und die Machtmittel des
Kriegführers fechten müßten. Uns bleibt also keine Wahl. Wir
tönnenuns doch nicht unterWersen und inDemuth dulden, daß die
heiligsten Rechte unserer Volkheit gebrochen werden. Das Un»
«cht, gegen das wir nun aufstehen müssen, ist keins der gewöhn-
lichen Art, sondern eins, das bis in den Wurzelgrund alles Men»
fchenleöens hinabreicht. Des Ernstes, der Tragik dieser Stunde
bin ich im Innersten bewußt. Ich mutz, ohne Zaudern, die von der
Verfassung mir auferlegte Pflicht erfüllen und den Kongreß auf-
fordern: imAngesicht des neuen Vorgehens der Kaiserlichen Re»
girung gegen das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika den
dadurch «wirkten Kriegszustand in aller Form anzuerkennen und
schnell die Beschlüsse zu süssen, deren Ausführung nicht nur die
stärksteLandesvertheidigungstchern, sondern, wennwir all unfere
Kräfte einsetzen, Deutschland zwingen wird, denKrieg unter den
Bedingungen zu enden, die wir vorschreiben.Deutschlands Han-
deln ist nichts Anderes als Krieg gegen Volk und Regirung der
Vereinigten Staaten. Diesen uns aufgezwungenen Krieg müssen
wir mit dem Ausgebot aller Machtmittel führen. Welche Pflich-
tenfülle uns aus diesem Entschluß zuwächst, ist klar. Mit Rath
und That müssen wir, in weitestem Umsang, mit den Völkern zu»
sammenarbeiten, die schon im Kriege gegen Deutschland stehen,
und durch die Gewährung großen Finanzkredites unsere Wirth»
schaftkrast ihrer gesellen. Um das Bedürsniß des Krieges, des
Landes, des gesammten nationalen Lebens ganz und für die Dauer

zu decken.um in wirksamer und zugleich wirtschaftlich Vorsorgen»
der Bereitschaft zu sein, müssen wir alle Mittel der Vereinigten
Staaten organisiren und mobilistren; die Flotte schnell mit all
dem Rüstzeug (dem besten, das zu erlangen ist) ausstatten, das
sie besonders zum Kampf gegen feindliche Unterfeeboote braucht;
dastzeer.die für denKriegsfall aufgestellte Kämpferschaar, sofort
um fünfhunderttausend Mann vermehren (die, nach meinerMei«
nung, die allgemeine Wehrpflicht auszuheben hat) und die Er»
mächtigung fordern, diese Zahl zuerhöhen, wennwirmehrKrieger
brauchen und, nach gründlicher Ausbildung, erlangen können.
Zu Alledem braucht die Regirung Geld und muß deshalb be»
trächtlicheKredite vonIhnen erbitten.Da mirnlcht richtig scheint,
den Krieg nur mit dem von denBürgern unseres Landes entliehe»
nen Geld zu führen,müssen wir trachten,denAufwandstheil,den
das lebende Geschlecht abzutragen vermag, durch wohlbedachte,
nach Menschenmöglichkeit gerechte Steuern zu decken.DleUeber»
fluthung mit Riesenanleihen wäre ein Unglück, vor dessen bitteren
Folgen wir unser Volk bewahren müssen. Mit Ehrerbietung,
aber auch mit allem Nachdruck muß ich den Kongreß auf diese
Pflicht hinweifen. Klugheit räth,unsereeigeneVorbereitung uni>
Rüstung so zu besinnen und zu besorgen, daß wir dadurch nicht in
der Erfüllung einer anderen wichtigen Pflicht gehemmt werden:
der, den schon gegen Deutschland kämpfenden Völkern Alles zu
liefern, was sie nur aus unferem Land oder mit unferer Hilfe er»
langen können. Sie stehen im Feld: und unsere Aufgabe ist, zu
dem Steg, den sie dort suchen, mit aller Kraft mitzuwirken. Ich
werde mir gestatten, von den zuständigen Ressorts Ihren Aus»
schössen dieVoischläge machen zu lassen, deren Annahme mir zur
sicheren Deckung all der verschiedenen Bedürfnisse unerläßlich
scheint; und ich hoffe, daß Ihre Prüfung crgeben wird, mit wel»
cher gründlichen Besonnenheit jede verantwortliche Behörde ihre
Pläne durchdacht und ausgearbeitet hat. Im Drang dieser un»
geheuer wichtigen Arbeit wollen wir aber nie vergessen, uns selbst
und dem Erdtheil unsereMotive und Ziele vorsAuge zu halten.
Die traurigen Ereignisse der Monate Februar und März,
haben meinen Geist nicht aus der gewohnten, von Vernunft ge-
wiesenenBahn zu drängen vermocht;und ich bin gewiß, daß auch
der Geist der Nation von ihnen nicht gewandelt, getrübt wurde.

Am tausendstem Tag«

Ich denke heute genau so, wie ich dachte, als ich am zwelund» zwanzigsten Januar zum Senat, am dritten und sechsundzwan» zigsten Februar zum Kongreß sprach. Unser Ziel ist, jetzt wie da» mals: die Wahrung der Grundsätze des Friedens und der Ge» rechtigkeit gegen die selbstsüchligeGewalteinerAutokratie und die Stiftung eines Bundes der wirklich freien, sich selbst regirenden Völker, der im Weltveikehr die Eintracht desWollens undtzan- delns erstrebt und seinen Grundsätzen Gehorsam sichert. Wo der Friede derWelt.wo die Freiheit derVölker auf dem Spiel steht, ist Neutraität weder wünschenswerth noch möglich. Weltfriede und Völkerfreiheit sind aber so lange stets bedroht, wie eine auf organisirte Macht gestützteRegirung selbstherrisch.nur nach ihrer Willkür, schaltet und nirgends an den Willen des Volkes gebun- den ist. Wir haben erlebt, wohin, unter solchen Umständen, Neu- tralität führt. Wir stehen an der Pforte einer Zeit, die sordern wird, daß Völker undRegirungen nach den selben Rechtsnormen han- deln und, wo sie gefehlt haben, die selbe Verantwortung tragen wie jeder Bürger eines civilisirten Staatswesens. Wir sind nicht in StreU mit dem deutschen Volk, auf das wir nur aus dem Em» pfindenmltfühlenderFreundschaftblicken.NichtdasDrängendes deutschen Volkes trieb die deutsche Regirung in den Krieg. Das Volk wußte nichts, erfuhr nichts, wurde nicht zu Urt Heils findung berufen. Der Entschluß zum Krieg entstand gerade so wie in den fernen, traurigen Tagen,wo man, ohne das Volkzu fragen, Kriege erzwang oder erklärte, weil man meinte, daß sie Herrscherhäusern nützen oder einem kleinen Klüngel Ehrgeiziger Zinsen würden, die sich gewöhnt hatten, ihre Mitbürger als Werkzeug und Pfand zu benutzen. Völker, die sich selbst regiren,denken nicht daran.Nach- barländer mit Spionen zu übersäen und durch heimlicheZettelung eine Krists zu erwirken, die ihnen die ersehnte Gelegenheit zu Schlag und Eroberung liefert. Solches Planen gedeiht nur unter dichter Hülle; nur da, wo Niemand das Recht hat, Fragen zu stellen. Schlau erfonnene Pläne fürTrug oderUebersall, die, viel- leicht, einGeschlecht dem anderen als Vermächtnitz hinterließ, sind nur in der Heimlichkeit eines Hofes oder im sorgsam gehüteten Vertrauensbezirk einer, abgeschlossen, im Vorrecht wohnenden Kaste zu fördern. Sie werden, der Menschheit zum Heil, da ver- eitelt, woOeffeniliche Meinung befiehlt und volles Licht über alle

der Nation wichtigen Angelegenheiten fordert. Ein festes, halt»
bares Abkommen über den Frlrden ist nur unter Demokratien
möglichzvon einer selbstherrischenRegirung ist nicht zu erwarten,
daß sie solchem Abkommen unter allen Umständen treu bleiben und
in feinem Sinn handeln werde. Nur einträchtige Ueberzeugung
kanndenBundderEhreknüpfen,dendteWelterschntundbraucht.
Intriguen würden seinLebenentkcäften.Verschwöiungen kleiner,
zum Schein dem Bund eingefügter Gruppen, die insgeheim Pläne
schmieden könnten und nirgends zuRechenschast zu ziehmwären,
würden denGiftstosf bis in das Herz derVc einigung schleppen.
Nur freie Völker können, mit UcberzeuMvg und Ehre, ohne
Schwanken, dem Gemeinschaftziel allgemeinen würdigen Frie»
dens zustreben; nur sie sind bereit, den Sondervortheil beschränk»
ter Schichten dem großen Menschheitinteresse zu opfern.
Fühlt nicht jeder Amerikaner, wie kräftig die wunderbaren,
das Herz erwärmenden Vorgänge, deren Schauplatz in den letzten
paar Wochen Rußland war, unser Hoffen auf Weltfrieden ö siche»
rung nähren? Wer Rußland, nicht nur die Oberfläche, kannte, hat
nie gezweifelt,daß es imArgrund, im Triebleben,in der Wurzel
seines Denkens, in Lebensgewohnheit und intimer Umgangs-
form immer demokratisch war.DieAutokratie,diekrönendeZinne
seines Staatsgebäudes, war nicht Rußland; lange hielt sie sich
in fürchterlicher Macht, doch nie vermochte sie das Wesen, den
Willen Rußlands in ihre Farbe zu kleiden. Nun ist sie zertrüm»
mert: und das große, edle Russenvolk reiht sich in majestätischer
Einfalt und Kraft der Schaar ein, die für den Frieden der Erde,
für die Freiheit der Völker,für das Ideal der Gerechtigkeit ficht.
Dem Bund der Ehre ist ein neuer, würdiger Genosse erstanden.
Einen derGründe,die uns in die Ueberzeugung trieben, daß
die preußische Selbstherrschast uns nicht freundlich gesinnt war
noch je sein konnte, muß ich stark betonen. Seit Krieg ist, hat diese
Autokratie in unserem Land ihre Spione in arglose Körperschaf»
ten, sogar in die Amtsstuben unserer Regirung eingeschmuggelt
und durch verbrecherische Zettelei die nationale Emheit, den in»
neren Frieden, die Industrie und den Handel zu stören versucht.
Heute ist.übsr jedenZweifel hinaus,gewiß,daß sie schon vordem
Krieg hier Spione hielt; und nicht Vermuthungen, sondern vor
unseren Gerichten erwiesene Thatsachen haben leider gelehrt, daß

dieIntriguen.die oft den inneren Frieden unddasnationaleGc»
werbe mit naher Gefahr bedrohten, von Beamten, die von der
Kaiserlichen Regirung bei uns beglaubigt waren, angestiftet,ge»
fördert, sogar persönlich geleitet wurden. Noch in dem Versuch,
diesesGewebe zu entwirren und wegzufegen,ließen wir uns, w»
es irgend möglich war, von Großmuth leiten: weil wir wußten»
daß so häßliche Dinge nicht aus feindsäligem GkfühloderWollen
des deutschen Volkes kamen (das sicher eben so wenig wie wir
selbst davon gehört hatte), sondern aus dem eigennützigen Pia»
nen einer Regirung, die, ohne ihr Geheimniß dem Volk zu ent-
schleiern, thut, was ihr beliebt. Nach Alledem mußten wir uns
schließlich überzeugen, daß diese Regirung nicht freundschaftlich
für uns empfindet, sondern bereit ist, wann es ihr patzt, unseren
Frieden zu stören, unsere Sicherheitzugefährdenund.wie die auf-
gefangene Note des Staatssekretärs Zimmermann an den Deut»
fchenGesandteninMezikodeutlichgezeigthat.unterunserenAugen
als Feind gegen uns zu wirken. Den Fehdehandschuh, der uns
zugeworfen wurde, heben wir auf:weil wir überzeugt sein müssen,
daß eine Regirung, die mit solchenMitteln arbeitet, niemals uns
aufrichtig befreundet sein kann, und weil die organisirte Macht»
die stets auf der Lauer liegt und die für die Ausführung irgend»
eines Planes günstigste Stunde abwartet, alle Demokratien der
Erde gefährdet. Deshalb heben wir den Fehdehandschuh auf,
den der geborene Feind aller Freiheit uns hinwarf, und werden
keinen Kraftaufwand scheuender seine Anmaßung bändigen.seine
Macht vernichten kann. Wir sehen jetzt, was ist, haben den Schleier
trügenden Scheines gelüftet und sind glücklich in dem Bewußt»
sein, für den Frieden der Welt, für die Freiheit aller Völker, je»
der großen und kleinen Nation, auch der deutschen, zu kämpfen.
Wir waffnenunö fürdasMenschenrecht,aufjedemErdfleck selbst
zu bestimmen.wie man leben und wemgehorchenwolle.DieWelt
verlangt nach sicherer Bürgschaft für das Dasein der Demokra»
tienznur aus dem bewährten Grunde der Freiheit kann ihrFriede
erblühen. Nicht der Selbstsucht wollen wir dienen, niemals von
ihr uns das Zi« l zeigen lassen. Wir streben nicht räch Eroberung
und Herrschaft. Wir fordern nicht Entschädigung von denKosten,
nicht irgendwie greifbaren Ersatz der Opfer, die wir ohne Knau«
serei bringen werden. Wir sind nur ein Mitkämpfer in dem für das

Menschheitrecht mobilisirtentz eer und werden zufrieden sein,wenn
dieses Recht so fest verbürgt worden ist, wie Völkerfreiheit und
guter Wille es vermag. Weil wir ohneWuth in den Kampf gehen
und nicht ein Ziel des Eigennutzes erreichen, sondern nur erlan»
gen wollen, was allen freien Völkern nützt, gerade deshalb, hoffe
ich.werdenwirdenKrieg ohneblendende, bethörendeLeidenschaft
führen und mit stolzer Strenge uns an die Grundsätze und ehr«
liehen Spie! regeln halten, für die wir zu fechten behaupten.
Wo der Krieg das einzige Mittel zur Vertheidigung unseres
Rechtes ist, sind wir gezwungen, ihn zu führen; nur da. Und auch
im Krieg noch können wir dem edlen Geist höchsten Rechtes und
redltchenAnstandes um so leichter treu bleiben,als uns nicht wilder
Haß leitet. Wir sind nicht in Feindschaft gegen ein Volk, wünschen
nicht, irgendeiner Nation Weh oder Schaden zu bereiten, sonder n
heben die Waffe gegen eine Regirung, die sich nicht verantworr»
lich sühlt und in ihremAmoklauf alleBedenken desRechtes und
der Menschlichkeit von sich wirft. Erlauben Sie mir, zu wider»
holen, daß wir aufrichtige Freunde des deutschen Volkes sind und
seinen sehnlicheren Wunsch haben als den nach rascher Wieder»
kehr des Vertrauensverhältnisses, das demVortheil beiderLän»
der dient. Das zu glauben, mag den Deutschen jetzt schwer werden;
aber ich sage es in aller Aufrichtigkeit. WeilDeutschlands Freund»
schaff uns so werthvoll ist, haben wir von seiner Regirung in all
diesen bitteren Monaten so viel hingenommen; haben ihreine Ge»
duld und Nachsicht gezeigt, die sonst ganz unmöglich gewesen wäre.
Und noch jetzt bleibt, zu unserer Freude, an jedemAUtag uns die
Möglichkeit, dieses Freundschaftempfinden den Millionen zu be»
währen, die, Männer und Frauen, in Deutschland geboren, ihrer
tzeimath anhanglich sind und nun in enger Gemeinschaft mit uns
leben. UnserStolz wird sein.dieses Empfinden Jedem und Jeder
von ihnen so lange zu erweisen, wie sie, in der Stunde der Prüfung,
durch ihrtzandeln dem Nächsten und der Regirung unseresLan«
des sich alsehrlicheMenschenosfenbaren.InihrerMehrheit sind
sie so aufrichtig treue Amerikaner, als hätten sie niemals andere
Treue und Bürgerpflicht gelobt. OhneZögern werden sie sich auf
unsere Seite stellen und das Häuflein Derer, die sich in Ansicht
undAbstcht vonder Mehrheit absoaltenwollen.indie ihmzlemen»
den Schrankenweisen.Wosich derWille zuTreubruch regt.wird er

Ilm tausendsten Tag,
MUfestertzand.mitunerbittlicherStrengeunterdrücktwerdenzwir
stehenaber auf demGlauben, daß Solches selten geschehen und nur
-von schlechten Leuten ohne Rechtsgefühl begünstigt werden wird.
So zu den verehrten Kongreßmitgliedern zu sprechen, gebot
eine leidig harte Pflicht. Vor uns liegen Monate, die vielleicht
schwerePrüfung bringen und ernste Opfer von uns fordern wer»
den. Furchtbar ist die Vorstellung, dieses große Volk friedlicher
Menschen in einen Krieg zu führen, gar in den gräßlichsten, an
Verwüstung reichsten Krieg, den die Erde je sah. Das Schicksal der
ganzen Civiltsation scheint an dem Wägbalken zu hängen. Doch
das Recht hat höheren Werth als der Friede. Und wir werden
fürGüterkämpfen.dieunferemHerzenimmerdietheuerstenwaren:
für Demokratie, für den gerechten Anspruch der einer Obrigkeit
Ilnterthanen aufMitwirkung zum Staatsgeschäft, für dasRecht
und die Freiheit kleiner Völker, für die Weltherrschaft des Rechtes
^md für einen Bund freier Nationen, der allen das Reich sicher be»
Hüteten Friedens bringen und die Welt, endlich, von Schreckens»
Gewalt erlöfen will. Der Hoffnung, an dieses Ziel zu gelangen,
weihen wir Leben und Besitz, Alles, was wir sind und haben, in
Dem stolzen Bewußtsein, daß derTag angebrochenist, derAmerika
«ufruft, Blut und Macht an den Kampf für die Grundsätze zu
wagen, dem es seinLeben, seinGlück und das kostbareGutdesFrie-
dens verdankt.Gott helfe unszwirkönnennichtanders handeln."
Die Hauptsätze aus den Antworten der vier Präsidenten. »In
der Stunde, da die edleRegung Eurer Excellenz die große, dem
Ideal, dem geistigen Vermächtniß der Väter treue Amerikaner»
«publik zu den Waffen,zur Vertheidigung des Rechtes und der
Freiheit ruft, erbebt Frankreich in brüderlichem Empfinden. Ich
bin gewiß, die Stimme allen französischenDenkens zu fein,wenn
ich, Ihnen und dem ganzen Volk Amerikas, sage, wie stolz und
glücklich wir, Alle, in dem Bewußtsein sind, daß unsertzerz aber-
mals in gleichem Takt mit Eurem schlägt. Dieser Krieg hätte nicht
seine volle Bedeutung erlangt, wenn nicht der Feind selbst den
Eingriff der Vereinigten Staaten erzwungen hätte. Klarer als je
zuvor erkennt nun jeder unbefangene Geist, daß die deutscheKal-
serei, die den Krieg gewollt, vorbereitet und erklärt hat, sich indem
"Wahnfinnstraum von Weltherrschast wiegle. Nur die Empörung
des Menschheitgewissens hat sie zu erwirken vermocht. Vor dem

Weltall sind Sie,in unvergeßlicher Sprache,der beredteWahrer
des geschändetenRechtes und der bedrohtenCivilisation gewor»
den. Das ehrtSie. Herr Präsident, und Ihr edles Land. Ich bitte
Sie, in mir den ergebensten Freund zu sehen." (Präsident Poin-
care an Woodrow Wilson.) „In uns ist, in Allen, das Gefühl,
daß Großes geschehen ist, Etwas, das über die Maße eines po»
Mischen Ereignisses hinaus ragt. Die friedlichste Demokratie
der Erde tritt neben uns und unsere Genossen.tritt in den Krieg:
die Bedeutung dieses Schrittes ist in aller Geschichte keinem an»
deren vergleichbar. Nachdem es zur Bekräftigung seiner Fried»
fertigkeit alles Erdenkliche gethan hat, spricht das große Ameri»
kanervolk in feierlicher Form aus, daß es in dem ungeheuren
Kampf des Rechtes gegen Gewalt, der Clvllisation gegen Bar«
barei nicht neutral bleiben kann; daß es durch Ehrenpflicht ge»
zwungen wird, die mühsam,in Gemeinschaftarbeit aller gesitteten
Völker, geschaffenenVölkerrechtsgrundfätzegegendreistenBruch-
versuchzu vertheidigen.Und mit dem selben Athemspricht es aus,
daß es nicht für Sondervortheil kämpft, weder Eroberung noch
Entschädigung will, sondern nur den Sieg des Rechtes unh der
Freiheit erstrebt.DieGröße,der Adel dieses Handelns empfängt
das schönste Licht von der schlichten Klarheit, in die das würdige
Haupt der großen Demokratie seine Rede gekleidet hat. Wäre ir-
gendwo in der Welt über den tiefsten Sinn des uns aufgezwun»
gcnen Krieges auch nur der leiseste Zweifel geblieben: vor dem
Wort des Präsidenten der Vereinigten Staaten müßte er wei»
chen. Dieses Wort osfenbart Jedem das Wesen des Streites: als
cines.der zwischen den Freiheitanspruch modernerGesellschaften
und dem tzerrschaftanspruch der noch dem Militärdespotlsmus
unterlhanen Gesellschaften schwebt.DeshalbwirddieseBotschaft,
diese Ankündung nahender Welterlösung bis in die Tiefe des
Menschheilherzens widerhallen. Das Volk, das im achtzehnten
Jahrhundert, unter der Einwirkung unserer Philosophen, die
Menschenrechte verkündete,Washington und Lincoln inden tzel-
denranghob,im neunzehntenIahrhundert,umdieErde vonSkla»
verei zu säubern, sich selbst zerfleischte, dieses Volk war würdig,
derWelt solches Beispiel zu geben. In Treue steht es zu demVer-
mächtniß derMänner,die seine Unabhängigkeit sicherten, und be-
weist, daß die Wunderblüthe seiner Wirtschaft, der Industrie

«ndFinanz in ihm nicht das Sehnen nach dem Ideal geschwächt
hat, ohne das eine Nation sich niemals groß nennen darf. Neben
der Trikolore wird bald nun das Sternenbanner wehen: unsere
Hände werden sich in einander schlingen, unsere Herzen in Ein«
Llang schlagen.Nach alldem heldisch getragenen Leid, nach aUder
Trauer und Verwüstung naht demGefühl.das in so langerPrü«
fung uns beseelte und ausrecht hielt, ein neuer Frühling. Die
mächtige, die entscheidende Hilfe, die uns aus den Vereinigten
Staaten kommt, wird nich tnur im Materiellen, wird viel mehr noch
im Bereich sittlicher Weiche wirksam fein und uns im Innersten
wahrhaft stärken. Ringsum erwacht, in allen Völkern, das Ge»
wissen und allgewaltig ist der Empörungschrei über dieunsange«
thanen Frevel. Wir sehen, wir hören: und empfinden tiefer alS
je, daß wir nicht für uns nur und für Unsere Gefährten kämpfen
daß unser Kampf um Unstet bltches geht, unser Mühen eine neue
Weltordnung vorbereitet. Drum wird unser Opferntcht fruchtlos
wird das von Frankreichs Söhnen vergossene edle Blut der Saft
sein, der die Gedanken der Gerechtigkeit und der Freiheit in Frucht
^reibt und den Acker der Völkereintracht nährt." (Ministerpräsi»
dent A'exandre Rtbot im Parlament.) »In seiner Persertragoe»
Hie sprich, Aischylos: ,Lasset die Frechheit keimen: aus ihr wird
die Aehre des Verbrechens wachsen und in der Erntezeit werdet
Ihr Schmerz heimsen.' Heute düi fen wir sprechen: ,In der Ver»
Hrechensähre birgt sich auch die Rache: und auf die Ernte der
Schmerzen folgt nun die Ernte der Gerechtigkeit.' Der Schrei der
von ekler Schandthat in Abgründe geschleuderten Kinder und
Frauen hallt von einer Erdgrenze bis andie andere. DasGebein
Washingtons und Lincolns erbebt: und die große Seele dieser
Männer ruft Amerika zu den Wasfen.Und gilt es etwa nur.Ameri-
kaner zu rächen und den Bruch von Verträgen zu sühnen, unter
denen Amerikas Name steht? Nein. Die unvergänglichen Wahr«
Hellen der Bolschaft von 1776, die heilige, von La Fayette und
RochambeauverfochteneSache.dasreinemGewissen entsprossene
Ideal, dessen Verkündung dasWeltzieldergroßenRepublik ward,
SUtlichkeit, Ehre, Freiheit: vom Abglanz dieser höchsten Seelen«
Hüter schimmern die Falten des Sternenbanners. Die im Geist
deS Evangeliums erzogenen Puritanerenkel aus Neu-England,
die, unter Gottes Auge, aufstehen, um Lüge und Meineid, Rauh

und Mord, Knechtung und Schändung, Marterung und Vernich »
tung,alles Höllengebild des bösen Genius zu strafen; Katholiken,
die das wilde Wüi hen gegen ihre Kirchen und deren Heiligenbil»
der, die Zerstörung von Loewen und Reims, wie ihrem Glauben
angethaneSchmach.mitteninstzerzgetroffen hat; Hochschullehrer,
die sich als Wächter des Rechtsgedankens fühlen; Industrielle
«msOst und den Staaten der Reichömittez Pflanzer und Züchter
aus Westen; Arbeiter und Handwerker, denen die Versenkung der
Schiffe und das Stocken des Handels den Taglohn, die Möglich»
Kit derLebensfristung zu entreißen droht und die von der Schön»
dungdernationalenFlaggeempörtflnd:AllestndnunzumKampf
gegen die aberwitzige Anmaßung geschaart, die den Himmel, die
Erde, das Meer, dieSeelen inKnechtschaft zwingen will.In der
Stunde,da,wie in derHeldenzeit desFreiheitKieges.dieAmeri»
kaner an unserer Seite kämpfen wollen, müssen wir noch einmal
das Ziel unseres Strebens zeigen. Wir wollen keinen Menschen
hindern, in Freiheit zu leben, zu arbeiten, Handel zu treiben. Preu-
ßens Tyrannei aber ist für die Neue wie für die Alte Welt, für
Bxitanten wie für Rußland, für Italien wie für Oesterreich und
amEnde fürDeutfchland selbst eineGefahrgeworden.Von seiner
junkerlichen Kriegerkaste durch den gemeinsamen Kraftaufwand
«UerDemokratien die Welt zu befreien und auf das Rechtfest den
Frieden zu gründen: Das ist ein dem Heil der Welt förderliches
Werk der Menschheiterlösung." (Kammerpräsident Deschanel.)
«Ich bw, glaube ich, der erste englische Minister, der, im Namen
des Volkes, die Amerikaner als Waffengefährten begrüßt. Das
macht mich froh; nicht nur, weil diese große Nation ihre unge»
heure Kraft in unseren Bund einfügt, fondern auch, weil ich De»
mokrat bin. Erst der Eingriff der Vereinigten Staaten giebt dem
Krieg die endgiltige Prägung eines Weltkampfes gegen selbst»
herrischenMtlitartsmus. Nie haben die Vereinigten Staaten für
Anderes gekämpft als für die Freiheit; nicht ein einziges Mal.
Und nie ist für die Freiheit ein gerechterer Krieg geführt worden
als der, in den siejetzt eingetreten sind. Sie haben lange gewar»
tet. Mancher Amerikaner erinnerte sich wohl der Thatsache, daß
Europa Erobererkriege gekannt hat, und hegte den Verdacht, die
Könige könnten wieder ihre alten Kniffe anwenden. Jetzt tft der
große Kampf für die Erlösung der Menschheit. Amerika wußte,

natürlich, nicht, was wir in Europa von der preußischen MM»
tärkaste auszustehen hatten. Preußen ist keine Demokratie. Nach
dem Krieg, sagt der Kaiser, wird es eine sein.Diesmal.glaube ich,
ist er im Recht. Einstweilen aber istPreußen weder eine Demokra»
tie noch auch nur ein Staat.Was denn? Eintzeer. Es hat große,
höchster Leistung fähige Industrien, ein weithin ausgebautes Er»
ziehungsystem, Schulen aller Grade, Wissenschaftpflege; Alles
aber ist dem einen Zweckunterthan: mit einem unbesiegbaren Heer
die Welt in Schrecken zu halten. Das Heer ist für Preußen die
Lanzenspitze; alles Andere ist nur der Schaft. Das steht uns, in
diesen a ten Ländern, vor dem Auge. Dieses preußische Heer hat
in neusterZeit dreimal für Landzuwachs undtzerrschaftgekämpft.
Was dieser Zustand bedeutet.weiß Europa; und hat ihn satt.Auf
den Spaßen, Paradeplätzen, Manöverfeldern Preußens ist ein
ewiges Gedröhn von den Tritten dieser Legionen. Das ist dem
Kaiser in den preußischen Kopf gestiegen.Bisin denTraum hörte
ers und wurde trunken davon. Gr schrieb der Welt Gesetze vor
und that, als sei Potsdam ein neuer Sinai, auf dem er, dicht in
Wolken gehüllt, den Blitzen gebiete. Keine Selbsttäuschung: un»
serem Erdlheil war nicht wohl zu Much; Europa war halb schon
eingeschüchtert, war in steter Sorge und wußte nur nicht, wann
das Gewitter, daS heraufzog.fich entladen werde.Die allein nütz-
liche Arbelt für das Volkswohl war in all den Staaten gelähmt^
über denen dieWolke der preußischenDrohung hing. Nichts An»
deres bezeichnet sodeutlichdasWesenPreutzenswiedietztnden»
bürg»Linie. Was ist denn Das? Diese durch das Gebiet anderer
Völker gezogene Linie bedroht jeden.ihnen Zugehörigen, der sie
überschreiten will, mit Lebensgefahr. Und seit fünfzig Iahren ist
diese Linie in vielen Ländern gezogen worden. Vor einpaarIahren
wurde in Frankreich der Minister der Auswärtigen Angelegen»
heitenaufPreußens Wunsch aus demAmtgejagt.Warum?Was
halte er gethan? Nur, was jeder Minister eines unabhängigen
Staates mit vollem Recht ihun kann; doch er halte die von der
Einbildung des preustischen Despotismus auf Frankreichs Erde
gezogeneLinie Überschritten: und mutzte vomPlatz weichen. Jetzt
hat sich Europa, endlich, in den Entschluß aufgerafft, dafür zu sor»
gen, daß Preußen selbst durch die tzindenburg-Ltnie abgegrenzt
werde.Das mutz sein; es giebt keine andere Möglichkeit, Europa

und die Welt zu befreien. Amerika war schließlich der selben Prü»
fung ausgesetztwie Europa. Deutschland sagte, als handle fichs um
sein gutes Recht, denAmerikanern, sie dürften nur noch auf eigene
Gefahr über den Atlantischen Ozean fahren; es versenkte, ohne
Warnung, amerikanische Schiffe undtötete amerikanischeBürger.
Dietzindenburg-LinieanAmerikas Küste: wei siezuÜberschreiten
wagt.stlrbt. Amerika fragt: ,Was ist dennda?' Deutschland ant>
wortet: ,Das ist unsereSperrllniezüberdiedürflIhr nicht.'Wie»
der nimmtAmerika dasWort; und sagt: .DieseLtnie gehört nicht
an den Atlantic, sondern an den Rhein; und wir wollen Euch
helfen, sie dort zu ziehen.' Und jetzt geht es los. Daß der Kampf
um die Freiheit geht, wird durch zwei große Thatsachen klar er-
wiesen: durchAmerikasEingriffunddurchdierusstscheRevolution.
Als im achtzehnten IahrhundertFrankreich Soldaten inden Arne»
^kanerkampffürFreiheitundUnabhängigkeitfchickte, Waresselbst
nocheinemSelbstherrscherunterthan.AusdemKampfu'mdieFrei-
heitaber.aus der Lust, demAlhemderFreiheit brachten dieFran.
zosen den Drang nach Freiheit heim: und ihr Vaterland wurde
frei. Eben so ists nun den Russen geworden. Für die Freiheit
Serbiens.Montenegros und auchBulgariens nah men die Russen
die Last des Krieges auf sich. Sie wollten Europa, wollten sich
selbst befreien. Das haben sie gethan. Und sie werden im tiefsten
Sinn frei werden, wenn (wie wir glauben dürfen) sie erkennen,
daß die Freiheit nur durch nationaleZucht gesichert werden kann.
Ich habe mir dieFrage gestellt:Warum hatDeutschland im drit-
ten Krlegsjahr Amerika herausgefordert, auch dieses Land noch
zumEintrttt in den Krieg gezwungen? Mit vorbedachterAbstcht;
daran bleibt kein Zweifel. Mancher meint, Deutschland habe ge-
hofft, ein Theil der in Amerika lebendenLeute werde dieKriegs
erklärung hindern. Das war mir immer unwahrscheinlich. Jetzt
hatderFeldmarschallVontzindenburgineinerInterviewdieAnt»
wort gegeben. Er glaubt, der Unterseekrieg werde die internatio»
nale Schisfahrt so völlig vernichten, daß England außer Gefecht
gesetzt ist, ehe Amerika bereit sein kann. Nach seiner Rechnung
könnte es nämlich erst in einem Jahr bereit sein.DerMann kennt
Amerika nicht. Wenn es, denkt er, bereit ist, findet es keine Schiffe
mehr, die seineTruppen aufs Schlachtfeld bringen könnten. Des-
halb hat Amerika für ihn gar keine Bedeutung: es hat ja keine

Schiffe! So steht die deutsche Rechnung aus. Wir muffen, Alle, Großbritanlen, die Vereinigten Staaten und die anderen Bun» desgenossen, dafür forgen, daß die tzindenburg-Rechnung als eben so brüchig erwiesen werde wiedletzindenburg-Linie.Dieist, wie wir heute wissen, schon durchbrochen. Den Weg in Sieg weist, die Bürgschaft, die Gewißheit des Sieges giebt uns das eine Wort: Schiffe! Zum zweiten Mal: Schiffe! Zum dritten Mal: Schisse! Das weiß Amerika; und baut heute schon Schiffe für den Atlantic. Tausend? Nein: dreitausend.Mir scheint, Deutschlands Militärköpfe fangen allmählich zu merken an, daß sie wieder einen Rechenfehler gemacht haben; einen tragischen, dessen Folge Un- heil undZusammenbruch sein wird. Wir (entschuldigen Sie mich, bitte, von derWiederholung des Satzes) sind einVolk, daslang- fam, aber sicher vorgeht. Langsam und nach manchem thörichten Irrthum sind wir dahin gelangt, wo wir heute stehen. Wir haben Dummheiten gemacht. Das thun wir immer. Beim Ausschachten unsererLinie haben wir keine Dummheit vermieden;aber wir hat- ten auchwaszu knabbern. Mit allerschuldigentzochachtungmöchte ich Amerika bitten, unsereDummheiten gründlich zu studiren; dann kann es da anfangen,wo wir heute sind;und nicht da,wo wirvor dreiIahren waren. Wir standen vorNeuland.kannten die Wege nichtund hatten keine Karten. Wir mußten uns dem Instinkt anver- trauen: und Habens geschafft. Amei ika hat uns schon geholfen. In Amerika habe ich die Maschinen bestellt, die zur Herstellung taug» lichenGeschützes nöthig find.Daraus wurden die Kanonen (nicht alle), deren Geschoß die Gräben und Stacheldräthe der Deutschen verschütteten undzerrissenund in dergroßenSchlacht beiArras uns den vollen Sieg erstreiten halfen. Für die preußische Militarauto- kratie wars ein schwarzerTag.alsfle die große Republik des We» stens zum Kampf herausforderte. Wir wissen, wasAmerika kann, und, daß es, einmalin Krieggezwungen, seine ganze Kraft aufwen- den wird. Sein Krieg wird stark, wirksam, siegreich sein;und danach wirds noch Wichtigeres thun: einenwohlthätigen Frieden sichern. IchhabediesedreiIahre,mitallihrenSorgenundAengsten,durch- gemacht und wärederschSbigsteKerlderWelt,wennich nicht aus» spräche, daß Amerikas Beistand uns zu herzlichster Freude Grund giebt; aberichschämemich auch nicht des Bekenntnisses: Noch fro» herbin ich der Gewißheit, daß neben uns, wenn die Verhandlung

über denFrieden beginnt, Amerika am Konferenztisch sitzen wird.
Diese Konferenz wird das Schicksal der Völker und den Lauf des
Mensch heitlebens auf Jahrhunderte hinaus (Gott weiß, auf wie
viele) bestimmen. Für die ganze Menschheitwäre eseintragisches
Verhängniß geworden, wenn Amerika nicht dabei wäre und alle
Macht, alles Ansehen, das sein muthiger Eintritt in den großen
Kampf für das Recht ihm erworben hat, in die Wägschale würfe.
Jetzt fehe ich den künftigen Frieden: einen wahrhaftigen, nicht
einen, der neue Rüstung, neuen Krieg, neue Blutvergeudung er-
möglicht. Ansere Welt war einst Ozean; und Europa stand immer
unter der Drohung des Schwertes. Als der Krieg anfing, waren
zweiDrittel des Erdtheiles unter Selbstherrschaft. Heute ists an»
ders. FrankreichsDemokratieverwarfdenKrieg, Englands bebte
und schauderte vor ihm und wäre ohneden deutschen Einbruch in
Belgien niemals in den Siedekessel zu bringen gewesen. Demo»
kratien wollen keinen Krieg und kämpfen nur für den Frieden;
wenn in Preußen das Volk reglrt hätte, wäre nicht Krieg. Die
Geschichte kennt Epochen, wo die Welt still zu stehen scheint, und
andere, wo die Ereignisse sich mit so schwindelnder Schnelle über»
stürzen, daß in den Zeitraum eines Jahres gepreßt wird, was sonst
kaum in IahrhundertenPlatz fand. In einer Epoche der zweiten
Art leben wir. Vor sechs Wochen war Rußland Autokratie: heute
ists fast allenDemokratienvoraus.HeutewüthetderwildesteVer-
nichtungskrieg aller Erdgeschichte: morgen (vielleicht wirklich schon
morgen) wird der Krieg von derLtste menschlicher Verbrechen ge»
strichen werden. Ist, was wir erleben, der gewaltsame Ausbruch
derWinterö wuth vor demEndsieg desSommers ? Heber die tapfe-
ren Krieger, die im Namen Kanadas und unserertzeimath (die alt
ist, aber bewiesen hat,daß man sie nicht verlebt nennen darf) den
Feind am vorigen Montag inFlucht schlugen und vierzigMeilen
französischer Erde von dreijähriger Besudelung durch Gewissen»
lose säuberten, ist geschrieben worden: ,Ihr Angriff begann, als
Tag wurde.'Diefes Wort birgt tiefen Sinn. Das Ende der ftnste»
ren türkischen Schreckensherrschaft, dieseitIa hrhunderten die son-
nigsten Erdgefilde umwölkte, Rußlands Befreiung von Druck, der
wie ein Bahrtuch auf ihmlastete,dieBotschaft,diePräfldentWil.
son,als Vertreterseines großen, starken Volkes, in die Welt gehen
ließ:DassindVorboten des Sonnenaufganges.,Ihr Angriff be»

Alm tausendsten Tag,
gann, als Tag wurde.'Unter dem Strahl der aufgeh enden Sonne
rückten unsere Männer vor. Und über Franzosen, Amerikanern,
Briten, Italern, Russen, auch über Serben, Belgiern,Rumänen
wird bald die Sonne des herrlichsten Tages leuchten.' (Premier-
minister Lloyd George im londoner American Luncheon Club.)
Von dem AkademikerPoincare,dem oftnachgerühmt wurde,
daß erin Frankreich das schönste Französisch spreche, (und zu dessen
Nachfolge Herr Paul Deschanel, in unverbrauchter Eleganz des
Leibes und Geistes, sich nun bereitet), bis zu dem genialisch über»
kräftigen, ,mitderMilch helßerMenschenliebe genährten« Prak»
tiker und urbritittschen, an Swift erinnernden Humoristen Lloyd
George: vierRedner erstenRanges.AnihreKunstrelchtWiisons
nicht heran. Dennoch wird seine Rede bald, neben denen der De»
mosthenes, Cicero, Pitt, Mirabeau, Robespierre, Bismarck,
Gambetta, in den Schullesebüchern stehen; und alle, die zuvor und
zugleich waren, überglänzen: weil sie von der Lippe eines Staats»
Hauptes kam, das sprach wie keins je in der Menschheitgeschichte,
das sich in das Bekenntniß za nicht weichlichem Idealtsmus er»
kühnte und in stickiger, tausendfach vom Athem Unsauberer hin
und her geschobener Luft denMuth zuNeuem fand. Amdreiund»
zwanzigsten Ianuartag, der Wilsons Friedensbotschaft in den
Senat brachte, hörte dieWelt die erste Stimme, die in klaren, gründ-
lich vorbedachten Worten, nicht im Schleier zager Wünfche, den
Weg in die Möglichkeit halt baren Erdfliedens wies; am dritten
April vernahm sie aus dem selben Mund eine Kriegskündung,
wie keine je war, seit Staaten sind. »Wir wollen wederRachsucht
sättigen noch physische Kraft stegreich bewähren. Wir stehen ander
Pforte einer Zeit, die fordern wird, daß Völker und Regirungen
nach den selben Rechtsnormen handeln und, wo sie gefehlt haben,
die selbe Verantwortung tragen wie jeder Bürger eines civili»
sirten Staatswesens. Wir sind nicht in Streit mit dem deutschen
Volk.aufdas wir nur aus dem Empfinden mitfühlender Freund»
schuft blicken. Wir streben nicht nach Eroberung und tzerrfchaft.
Wir fordern nicht Entschädigung von den Kciegskosten, nicht ir»
gendwie greifbaren Ersatz der Opfer, die wir ohne Knauserei Vrin»
gen werden. Wir kämpfen für Demokratie, für die freie Mitwirk-
ung aller Bürger zum Staatsgeschäst, für dieWeltherrschaft deS
Rechtes und für einenBundfrelerNationen,der allen dasReich

sicher behütetenFriedens bringen will/Das war noch nichtznie»
«als einVolk, das beifreiwilligem Eintrittin gräßlichwüthenden
Krieg nicht auf irgendwelchen Gewinn nur, nein, auch auf jeden
Ersatz der Kosten verzichtete (für deren Anfangsbetrag es am Tag
dieses öffentlichen Verzichtes fünfunddreißigtausend Millionen
Mark bewilligte). Selbsttäuschung wäre jetzt Totsünde. Amerika
konnte,wenn es neutral blieb, in diesemKrieg (nicht durch Waffen»
lieferung, aus der nur ein winziger Theil seiner Einkunft stammt^
sondern durch Weltversorgung) unermeßliche Schätze häufen: und
verschmäht dieFortdauernieerschautenKonjunkturgeschäftes und
bebürdet sich miteinerAusgabenlast.die kein anderes Reich ohne
ernste Schädigung seiner Gesundheit tragen könnte. Dumme und
heute deshalb frevle Selbsttäuschung wäre auch die Verkenntniß
der Thatsache, daß Präsident Wilson, trotz allem Schimpf, den
zweirüstigentamteteDirektorenderDarmstädterBankund andere
Lebenserheiterer auf ihn schleudern, trotzAllem.was begreifbarer
deutscher Groll ihm als Schuld einkerben mag, auf der bewohnten
Erde jetzt der geliebte Vertrauensmann erdrückender, täglich noch
schwellender Mehrheit ist. Schon im zweiten Kriegsmonat Hab«
ich hier gefragt, ob es würdig, ob nöthig fei, jeden Feind
tückischer Niedertracht zu zeihen; ob nicht vontzeer und tzirn der
Kriegnobelgesührt werdenkönne. »RingsumSchufte, Eidbrecher,
Strolche, schamlose Metzbudenkrämer und mittendrin Fridolin
mit Krupps Festungpillen: wer glaubts? Nur aus Krieg gegen
saubere, muthige Menschen ist Ruhm zu holen; keinem anderen
dürfte solcher Strom deutschen Blutes fließen. - Aus Militaristen-
köpsen, die eben so schwer verbesserlich sind wie Bäckerbeine und
Schneiderhämorrhoiden,kamdiehöchstputzigeMahnung,fich nicht
etwa von Amerika foppen zu lassen, das gar nicht an Krieg ge»
gen Deutschland denke, nur die Gelegenheit zur Rüstung gegen
Japan und Mexiko nütze. Wer sich solche Kinderei vom Hals hält
(wahrscheinlich arbeitet der kühle Weise Balfour in Washington
jetzt für den hier oft vorausgesagten anglo-amerikanischen Bund
mit Japan und China, in den das freie Rußland sich morgen ein»
knüpfen kann), wer die Schlagwörter Alberner wie Pech meidet
und Selbstblendung scheut, darf nicht verkennen, daß die Ver»
einigten Staaten und ihr gelehrter, bis 1915 von hundert Deut»
schenfederngepriesenerPräsident,dessenRedeinLutherswormser
Endwort ausklang, entschlossen sind, mit dem Einsatz der ganzen

Volks kraft und aller ihrem Erdtheil erlangbaren Wirtschaft, un d
Kriegmittel den Kampf für ein Ideal zu wagen. Ein in rauher
Wirklichkeit haltbares oder ein trügendes: es ist. Alles Mühen,
dieses Ideal mit Worten zu »widerlegen", die ganze Ideologie
derFeinde an jeder Kante mit billig erhökertemtzohnzuzerbeizen,
müßte ertraglos bleiben. Wie wäre ein Gedankenbau zu stürzen,
dessen innerste Fügung noch gar nicht begriffen ward?
Verständnitz ist, nicht Widerlegung, zunächst nothwendig
tzerrWilson hat selbst betont,daß er »eingleisig denke";nichtden
Ruhm pfiffiger Verschmitztheit, nur den in Schlichtheit majestä-
tischen Menschenverstandes erstrebe. Von der ersten KriegS stunde
an war sein Ziel, der Vermittler des Friedens zu werden. Weil
diesesAmt unsterblicheNamensdauer verheißt? Melleicht.Weil
er seinLeben lang inFriedenssicherungdie höchst eWohlthat sah,
die ein Mensch der Menschheit spenden könne? Gewiß. Auch
Nutzensbedenken und Idealismus können, wenn ein gesundes
Hirn Beide gebar, sich auf ein Gleis bescheiden; müssen, wo die»
ses Hirn das Schicksal großer Volksgemeinschaft zu betreuen hat,
Im August 1914 sagt Präsident Wilson, an jedem Tag, der ihm
aus beiden Kriegslagern den Wunsch ankünde, sei er zum Ver»
such der Friedensstiftung gern bereit. Trotzdem ihn die tzeimath
als unbeirrbaren Pazifizisten kennt, wendet ersich nicht schroff ge!>
gen die Forderung, Heer undFlotte für den Nothfall zu stärken:
weil er für die allgemeine Abrüstung, die er, wie jeder unbefan-
gen muthige Politiker, als die sicherste Kriegsfolge voraussieht,
stärker wirken zu können glaubt, wenn er nicht als Vertreter einer
wehrmittellofenMacht spricht. Euch,würdeihm sonst erwidert, ist
der Entwaffnungvorschlag billig: denn Ihr habt keine Waffe ab-
zulegen und der Antrag dient nurEurem Interesse. Deshalb läßt
er sich große Wehrkredite bewilligen (nicht, weil er, durch dessen
AdernIrenblut kreist, auf die Gelegenheit brennt, für England zu
fechten: dieses Feuer wäre von der leidenschaftlich tiefen Krieg-
scheu des seelisch von der Frau beherrschten Reiches rasch in
Asche erflickt worden). Die Geldgewährung dient noch anderem
Zweck; zwiefachem. Sie ermöglicht ihm, den Militaristen, Roose»
velt, Root und Genossen, zu sagen, er sei nicht der als »schlapp-
verschriene Professor, der das Land gegen Angriff (Iapans.Meri»
kos, vielleichtgar Deutschlands)wehrloslasse;und dem Deutschen
Reich jeden Zweifel an seiner Entschlossenheit zu ernsterWehr zu

nehmen, wenn es den zweimal angekündeten scharfen Unters«"
krieg, ohneSchonung Neutraler, beginne. Gegen Englands See»
sperre meint er kein taugliches Werkzeug zu haben; in ihr, die
Menschenleben nicht gefährdet, erblickt er ein in solchemUmfang
zwarvomVö!kerrechtnichterlaubtes,doch das mildesteKriegmittel
und weiß, daß in den Versuch, mit einem Ausfuhrverbot dagegen
zu kämpfen, der Kongreß, weil solches Verbot das Geschäft der
Farmer, Industriellen, Händler vernichten müßte, ihm niemals
folgen,er also nichtnurseineWiederwahl,sondernauchjedetzoff»
nung der Demokratenpartei vereiteln würde. Deshalb schränkt er
aus dieser Kriegsseite sich in rügende Noten (auf deren härteste
Grey, lei der, meisterlich zu antworten weiß). Von einer Neutralen-
konferenz hofft er zunächst nichts; befreundet sich, weil der Wille
zum Frieden ringsum von Mond zu Mond lauter wird, mählich
aber dem Gedanken und möchte sie allen Völkern europäischerAb»
kunft, also auch den Südamerikanern, öffnen. Doch weder tzouse
noch eine derTauben,die er übers Meer schickt, bringt je einOel»
blättchen zurück; und Vermittlerdienst, dernichtvonbeidenSeiten
erbeten wurde, könnte nur ein läppisch Ausdringlicher anbieten.
Ais derMann,der dasLand »aus dem Krieg hält* und in dessen
Wahlspruch Friede und Wohlstand vor der Vertheidigungwehr
(peäce,pr«speriix,preparecZne88) stehen.wirdWilson wiedergewählt.
Was hört er aus Deutschland? Von unseren Amokläufern nur
SchimpfundFehderuf;Amerika ist derGrzfeind, wars vom ersten
Tag an und der Krieg gegen diesen schnöden, nur von Schacher»
profUsucht bestimmten Feind wird selbst vom schwächlichsten Zau»
derer nicht zu vermeiden sein. Von den Verantwortlichen: Wir
pflegen die Freundschaft mit den Vereinigten Staaten besonders
zärtlich und lösen den Unterseekrieg nicht aus den vereinbarten
Fesseln. (Das Gerede, unser Botschafter habe drüben irgendwas
verthan, muh ich, nach dem Bericht vieler ruhigen Deu tschen, Skan-
dinavien undAmerikaner.für grundlos halten.In ungemein sch Gie-
rigem Verhältniß hat Gras Bernstoff, trotz dem tief zu bedauern»
denUebereifer mancher zuchtlofen Deutschen, im letztenIahrstets
klug und würdig gehandelt und ein Ansehen erlangt, neben dem
der britische Kollege Spring Rice im Schatten stand. Aber wers
mit der Centrale in derWilhelmstraße nicht verderben oder einen
der Ihren kitzeln und doch die Spannkraft seines Muthes er»
weisen will, schilt die schwertlosen Vorposten.) Im Dezember hört

der Präsident das .Friedensangebot" der mitteleuropäischen
Mächte; den (nicht von Psychologenkunst geformten) Ausdruck
einer Bereitschaft, die alles Wesentliche verschweigt. Die Kaiser»
reiche möchten verhandeln.Wollen fleimmernoch.wieihreLZrm»
presse und mancher von der Schwerindustrie Besoldete schreit,
Briey, Kurland.Wolhynien, Stücke von Serbien und Rumänien
behalten, Polen und Belgien in ihre Einflußsphäre zwingen?
KlareAntwort ist nicht leichter zu erhaschenals in vollemWasch»
gefäß ein glitschiges Seisenbröckchen. Das Gleis, auf dem Herr
Wilson vorwärts wollte, ist nun gesperrt. Gr stellt dieWeiche so,
daß er das zweite befahren kann; nimmt den Friedensvorschlag
aus der Lade, wo er desDoppelruses zu Vermittelung harrte, und
sagt, wie er sich die künftige Weltordnung denkt. Die sanfte, nicht
schwüle Sonne sieglosenFriedens sollden guten Willen zu freund»
ltcher Verständigung reifen, der eben so wichtig ist wie das der
Rasse, dem Stamm zu gewährendeRecht. Das soll dem Kleinsten
selbst fortan nicht bestritten werden;derRiese,ders ihmzuschnm«
lern trachtete, wäre dem Weltbund, der internationalen Schutz»
genossenschaft, hastbar. Völker sind nicht das Eigenthum Derer,
die über die Staatsgewalt verfügen. Niemand darf Völker in
Wechsel des Staatsverbandes, in neue Unterthanschaft, in den
Dienst eines Staatszweckes zwingen, der ihrem Wesen feindlich
ist. Keine Nation und kein ihr Zugehöriger soll Dünger auf fremder
Scholle sein; alle sollen den Weg ihres Lebens, Glaubens, ihrer
seelischenundgesellschaftlichenEntwickelungfreiwählen.Wilsons
Botschaft vom dreiundzwanzigstenIanuar1917 spricht aus,was
ich am zweiundzwanzigsten April 1916 den Präsidenten meiner
Vorstellung hier sagen ließ. DerZehnbund wittert, das schemen-
hafte Friedensangebot solle nur die Wort brücke schlagen, auf der
Deutschland inschonunglosenTauchboolkriegübergehenwilliund
antwortet, weil er diesen Krieg ruhig in den Kauf nimmt, der
ihm AmerikasBeistand sichert, mit einer Liste von Bedingungen,
die wüster klingen, als sie gemeint sind, von Oesterreich» Ungarn
das Selbstregirungrecht für alle Fremdvölker fordern und dem
DeutschenReich dle Nothwendigkeit der Rückgabe seines Lothrin-
gens, vielleicht gar elsasstscher Landstücke andeuten. (Von dem
Hohn und Spott, der ihr oft nachgesagt wird, finde ich in dieser
schrill trutzigen Antwort keine Spur; sie kommt aus der Furcht
vor einer Falle und öffnet deren zweite Luke: will durch Ueber»

bietung des Siegertones und durch Aeberforderung den Tauch»
bootkrleg,den sie angedroht glaubt, und damit den EintrittAme»
rikas in ihre Genossenschaft erzwingen.) Den leisen Vermitte»
lungvorschlag des Präsidenten lehnt die Kaiserlich Deutschere»
girung, sehr höflich, abz sie werde sich allein mit dem Gegenbund
verständigen. Also müßteAmerika dem Friedenskongreß, derben
wichtigsten Erdfragen Antwort suchen soll, fern bleiben undfände
i» all den Monaten, die er, mindestens, währen wird, nicht die
schmälste Gelegenheit zur Vertretung seiner idealen und an I»
dischem haftenden Wünsche? Der Abweisung des Vermittlers
solgt schnell die Ankündung des verschärften Unterseekrieges, die
den (darauf durchaus nicht mehr vorbereiteten) Präsidenten jäh
überrascht. Dah mit dieser Ktlegsform die Neutralität Amerikas
unvereinbar sein würde, hat er deutlich gesagt; und seine fast grobe
Abwehr des Versuches, die englische mit der deutschen Seesperre,
Verhaftung mit Vernichtung von Schiffen und Mannschaft, in
eine Abkommenslinie zu stellen, hat Berlin schweigend Hingenom«
men. Will es nun einen neuen Feind herausfordern? Der Prä-
sident, der selbst das Kriegsamt einem unbeugsamen Pazifisten,
tzerrnBaker, zuvor Bürgermeister von Cleveland, anvertraut und
im Fall Dumba, später in ähnlichen Gefahrfällen die Zurückhal-
tung allen Zündstoffes befohlen hat, glaubt, trotz der schlimmen
Ereignißfolge, die seine Botschaft um jede Wirkensmöglichkeit
bringt, nicht an feindsälige Absicht, Gestern ist sein Botschafter
(derFranzosenenkelItmmyGerard.dessenAhn SteubensFreund
war und dessen undiplomatisch grilligen, doch nicht von Bosheit
trächtigen Richterkops ein breites Märchengewinde kränzt) von
berliner ReichswürdentrSgern so lautgefeiert worden.daß er auf
ihren gutenWillen schwor. Heute heißts, die Entfesselung des Un»
terseekrieges solle den Friedensschluß beschleunigen. Dazu, denkt
Herr Wilson, habe auch ich noch ein Mittel, nur eins noch: und
bricht, am dritten Februar, den staatsgeschäftlichen Verkehr mit
dem Deutschen Reich ab. Was wird? Bewaffnete Neutralität.
Das,meinter,istnochnichtKrieg;wirddrübenaberdieZweif-
ler lehren, daß wir in engem Drang den Krieg nicht scheuen wer-
den: und ihn gerade dadurch verhindern. Herr Gerard war in
Wäshingtonundhat,ganzwiederDeutscheBotschafter,imWeißen
tzaüs gesagt, der Kanzler und dessen Staatssekretäre für Außen
undInnen seien vonkeinerMacht indenPlandesAdmiralsVon

Tirpitz zu locken. Banketreden nähren diese Hoffnung. Dä witd
eine von dem Staatssekretär Zimmermann (der im Außendienst
Bicekonful inTientsin war und von demredltchgescheiten Gönner
Knappe in die Huld und Lehre Holsteins empfohlen wurde) an
den Deutschen Gesandten in Mexiko gerichtete Weisung aufge-
fangen. Der Gesandte soll, wenn der hemmunglose Unterseekrieg,
der am ersten Februar beginnen werde, die Vereinigten Staaten
aus der Neutralität treibe, dem General Carranza, Präsidenten
von Mexiko, sagen, England werde nach ein paar Monaten in
Ohnmacht geschwächt sein; ihm einBündniß mitDeutschland an°
bieten, das ihm Geldhilfe bringen und die Eroberung der Staaten
Arizona, Neu «Mexiko, Texas gestatten werde; und ihn bitten,
Japan aus der feindlichen in die d eutscheGruppe hinüberzuziehen.
Die Weisung ist vom neunzehnten Januar; aus der Zeit der Ge-
rard-Feier. Bismarck pflegte zu sagen, den ärgsten Diplomaten-
fehler seines Erlebnisses habe der Herzog vonGramont gemacht,
als er den sigmaringer Verzicht auf Spaniens Thron nicht für
einen Triumph Frankreichs ausgab und dadurch den Krieg und
den Sturz des Kaiserreiches fürs Erste vermied. Siefen franzö»
fischen Fehler vom Juli 1870 überragt der ostpreüßifche vom Ja-
nuar 1917 um die ganze Höhe des Unterschiedes zwischen einem
nach acht Wochen im Wesentlichen sieghaft beendeten Krieg und
einem, der heute, am tausendstenTag, militärischer Entscheidung
diel ferner ist, als er am dreißigsten war. In neuer Ge schichte ist ähn-
liches Verkennen aller Wirklichkeit nirgends zu erblicken. Wenn
herrCarranza den von sechzehnMillionenMenschen bewohnten
Ktsäos vniäos ^exicanos die drei reichen und schönen Staaten
Arizona, New-Mexiko, Texas mit fünf Millionen Einwohnern
erobern und fo den Flächenumfang feiner Heimath fast doppeln
könnte, braucht er nicht Erlaubniß vonDeutschland,das ihm zum
Gelingen dieses Planes nicht zu helfen vermöchte; er müßte zu-
nächst den General Villa schlagen, der das ameriko-mexlkanische
Puffergeblet noch durchaus beherrscht (wußte mans in der Wil-
helmstrahe?), und danach in das Lederstrumpfabenteuer eines
Kiieges gegen das reichste Volk der Erde stürzen, gegen hundert
MillionenMenschen, in derenDlenst das beste Geschütz, diemo-
dernsteTechnikundIndustrieistunddielleberverblutenalsMext-
kanern drei Staaten als Beute lassen würden. Noch unergründ«
licher ist der Wahn, das schrankenlos stolze, stets auf sein Treu-

gefühl pochendeIapan könnte, gar unter MotonosMinistervrä-
fidium, von dem kleinen.zerküfteten Mexiko imtzui aus einträg»
lichein und noch viel hözeren Zins verheißenden Bündniß, das
sein Eid besiegelt hat, sich in ein anderes locken lassen, in dem es
fünf Sechstel des Erdkreises gegen sich hälte. Und das Unver-
zeihlichste: die Erniederung in den Entschluß, auf Freiersfüßen
gerade Izpan nachzulaufen, das eine schwere Stunde Deutsch»
lands zu hätzlicher Nöihlgung mißbraucht hat. In Diplomaten»
prüfungenwirddiesesFehlerknäuel.zunützltcherWarnungstram-
mer Assessoren, so oft auftauchen wie inRoßkammkongnssen der
Schatten des mit allen erdenkbaren Mängeln und Siechthums»
malen verbresteten Pferdes. Daß es ans Licht kam, nicht, wie zuvor
mancher vom Eiffelthurm geschrien« Mißgriff, verborgen blieb,
ist das Beste daran. Präsident Carranza lehnt den Antrag ab;
Mexiko (hattet Ihrs in bösem Traum für möglich gehalten?) ein
Bündnlß mit demDeutschenReich. Weigert sich, dieOIferte nach
Ostasien weiterzugeben. Japan sagt, eiskalt und kurz, so unsinnige
Zumuthung könne weder ein Staubkorn auf den Schild fein erEhre
blafen noch zu ernster Abwehr herausfordern. Amerika lacht und
erinnert sich der .Bolschaft an Gar cia', einer (tmMärz19O5 hier
abgedruckten) Skizze, worintzerr Elvert Hubbard erzählt, wieder
Präsident der Vereinigten Staaten (Mac Ktnley) im Krieg gegen
Spanien einen Brief an den kubanischen Rebellensührer Garcia
gelangen ließ. ,Rowan, der Bote, wickelt den Brief in Oeltuch,
birgt ihn unters Kleid, landet im Segelboot an einer unbe obach-
tetenKüstenstelle Kubas, versteckt sich Wochen lang imDschungel,
durchquert dann dieInsel und liefert denBrief inGarciasHand.
RowansBüste gehört in jede Schule; denn nichtBücherweisheit
brauchtunsereIugend.sondernStärkung desRückgrates.die sie be-
fähigt, kühn undklugzu handeln, die ihr auferlegte Pslichtzu erfül-
len, jede .Botschaftan Garcla' zu bestellen. General Garcia ist tot;
«bei noch lebenmancherleiGarctas."UndCarranzas; nur werden,
wie wir sahen, nicht überall die nöthigenRowans gefunden. (Auf
meine Frage, warum derWunsch nicht dem Gesandten Mexikos
anvertraut worden sei, empfing ich, nur von einem Privatmann
freilich, dieAntwort,imAuswärtigenAmthabe kein derSpanier-
spracheKundigergesessen.) Dertzeiterkeitfolgtein Wuthausbruch
derAmerikaneriderVeröffentlichungdeszImmermännischenBrie-
fes sofort, im Abgeordnetenhaus, die Annahme (mit ^03 gegen

13 Stimmen) des Antrages Flood, der die Wafsnung amerlka»
nischer Kausfahrer gegen Tauchboote fordert. Präsident Wilson
fühltsich persönlich verletzt. Während er seinen Friedensvorschlag
ausfeilte, hatte die berliner Regirung den hemmunglosen Unter»
seekrieg beschlossen; da der Kanzler sich imReichstag als Pfleger
derausF, itzensZeit überliefertenFreundschaftfürAmerikarühm-
te, kannte er den Brief, der für den Fall offenen Bruches den Mex>
kanernfremdesEigenthum.dreiblühendeSternbannerstaaten.an?
bot und Sennor Carranza bat, Japan auf die Westflanke der Uni.
t«6 Ltätes zu Hetzen. Der gerechte Femd muß begreifen, welches Licht
aus so greller Enttäuschung auf Deutschlands Handeln fällt. Durch
beideKarnmern deS Kongr efses tobt derZorn über denBrief.in dem
der mildeste Richter nur einen unbedachten Bluff sehen kann. Die
Friedensvereine, die mit hunderttausend Depeschen das Weiße
Haus bestütmt haben, verstummen in dumpfen Groll.Gewiß.denkt
Herr Wilson, stürzt die Veröffentlichung die Zwei, die nicht auf-
richtig zu mir waren, und erleichtert dadurch die Verständigung
über denTauchbootkrteg, hinter der das Thor des Friedenstem-
pels weit aufspränge; gewiß verdammt das deutsche Volk so selt»
sames Spiel mit seines Schicksals Mächten. Nein. DieBeth»und
Zimmermann bleiben ;ihrThun wird von denScheide» und Strese-
mann gebilligt. Nun dünkt den Präsidenten Wahl nicht länger
möglich. Mit den vom Reichstag Gestützten will, mit Anderen kann
ernicht verhandeln; und amerikanische Bürger und Sch iffe werden
von deutschen Unterseewaffen getötet. Würden steifnacktge Repu-
blikaner und der al teStamm Jakobs Schiffihm dieWehrgenossen«
schaftmitdemZarthumverzeihen?RußlandwirftdasIochab.Der
letzteZweifelflieht.DerPazifizistzwingtstchindieVerkündungdes
Kriegszustandes.Südamerika,dieInselnzweierMeere,sünsErd-
theilejubelnihmzu.Dietzochfinariz,dieerdurchdieElnführungdes
Achtstundentages fürEisenbahnergekränkt hatte.schaartsich inEhr-
erbietungumihn.DtegesterngrimmigstenGegner,tzughes,Roose«
veIt,ElihuRoot,Tast,huldigendemTrägerdesVolksvertrauens.
Sv steht dasBild der EntWickelung vor demAuge desAme.
rikaners, dessen Geldbeutel (warum wirds nie betont ?) Jahre lang
Belgien ernährt und unseremRothenKreuzfast hundertMillionen
Mark geschenkt hat. Er steht, daß in seinemLand Sprößlinge aller
Völker sich gm vertragen, weil alle,Briten und Romanen, Kelten

und Deutsche, Skandinaven und Iberer, Schotten und Nieder»
länder, reden, glauben, thun dürfen, wie ihnen beliebt, und Nie-
wand in Mummenschanz, in das Kleid fremdenNationalwefens
gezwungen wird. Weshalb, fragt er, kann es drüben nicht eben
so werden, nichtauch dort ein Bund in Freiheit vereinigter Staaten
entstkhen, in den wir uns gern aufnehmen ließen? Wären nicht
die von Steudens Wehschrei verrufenen Könige, Hohepriester,
Aussauger und lungernden Barone: Europa sähe, endlich, ein,
daßÄollheit ihre Glieder trieb, zu Verwundung und Totschlag
sich wider einander zu waffnen. Ist deren Krieg, Krieg eines auf
den Anderen Angewiesenen, der dem Befehdeten nichts Dauer»
bares wegnehmen kann und in ihm auch sich selbst, sein Kapital
und seinen Markt, schwächen muß, nicht.als zerfleische der rechte
den linken Arm, den zu naher Arbeit unentbehrlichen Gesellen?
DerAmerikaner glaubt, im Deutschen Reich habe derBürgernicht
mehrRecht zurMitarbeit am Staatsgeschäft als einst in Fritzens
Preußen, dem Steuden den Rücken kehrte. Darin ist Irrthum der
Kurzsicht. Unser Reich hat eine empörend ungerechte Wahlkreis»
ordnung, doch, wenigstens fürMänner, ein breUeres Wahlrecht
als die meisten Demokratien; und das Bestimmungfeld seines
Kaisers (der erste nannte sich selbst Charaktermajor, das Präsi» .
diu«, ein Neutrum) ist auf wichtigen Seiten enger umgrenzt als
das vom Wahlhaupt des Weißen Haufes beherrschte. Wäre den
Reichstagssraktionen nichtvor ihrerGottähnlichkeitbang,schaar-
ie sich, nur um die Lebensfrage des Reiches, eine Mehrheit, die
das Recht zur Geldbewilligung ernst nähme und hundertfach
als unfähig bewährter Excellenz, statt sie zu hätscheln, den Sold
weigerte: sie könnte den Personalwechsel rasch erzwingen und
ihre Mitregirung in unverschrammter Rechtsform durchsetzen;
auch, ehesieden ersten Kriegskredit giebt, die Vorlegung aller Ak»
ten fordern, um selbst zu ermessen, ob stchs um Nothroendlgkeit
oder Vermeidliches, Ileberfall oder Präventivkrieg, Vernunft
oder Wahnsinn handle. Der Reichstag konnte und kann; wollte
und will aber nicht. Er war und ist weder ohnmächtig noch ge»
knebelt, sondern jederSchuld mitschuldig und von jederVerant»
wortlichkeit mitbelastet. Von der idealen Forderung der West»
weit bleibt Manches noch unerfüllt. Bismarcks Vierteljahr»
Hundertkampf gegen militaristische Geschäftsstörung ist, wie das
nachgelassene Buch, durch das er noch laut hallte, und wie der

Ruf des Greifes nach Ministerverantwortlichkeit und behutsam
feiner Sitte im Nationenveikehr.ohne Wirkung verschollen.Doch
der Rechtsanwalt, Major und Aufsichtraih, der nach dem (zu
früh ausgeklinge!ten)Steg dentzelm(derAnderen)fester binden,
Heer und Flotte noch stärken will, und feine wunderlichen Par»
lamentsgen offen, die, heute, erörtern, welcher Fetzen Europas
annektirt und warum ein Waffenstillstand von Deutschland ab»
gelehnt werden müsse: all diese Spukgeister, die von Wirklichkeit
ferner sind als, amMaul des großentzimmelhundes,der Sirius
vonunfererErde,führenimNamendesVolkes,dassieerkürt hat,
nicht eines Caesar Augustus, Dschenghis oder Iwan das Wort.
Auch fie würden, gerade sie,mit Allem.was ihr ist,haftbar,wenn
der Krieg, für den sie veranwortlich sind, nicht so endete, wie die
Leistung des Volkes, die zu Haus und im Feld nie lahme, erlaubt.
Am tausendsten Kriegs tag, der nun blutig aufgeblüht ist,
ziemt wohl Selbstbesinnung. Amerikas Eintritt in den Kampf ist
das seit dem vlertenAugust19l4 verhängnitzvollsteEreignißzfür
den Krieg und die Friedensgestaltung vollwichtiger noch als die
Russenrevolution, die uns, bis den Plechanow, Krapotkm, Ro»
ditfchew das Heft aus der Hand sinkt (und rothen Pazifisten nicht
mehr auf der Eifenbo hn und in der Offiziösenpresse der draußen
ächtende Preußenstempel aufgeprägt wird) kaum mit Sonder»
freude begnaden kann.Die selbeBlindheit, dieBritaniens Land»
Heer den Rekruten Falstaffs verglich, höhnt je tzt, Amerika, ein Erd-
theil, der an Geld, geschulter Körpei kraft, Feldfrucht, Boden»
schätzen und Technik reichste, vermöge nichts. Ob es, wie der vom
Generalstab erleuchtete Herr Barres rieth, den Westmächten so»
fort Hunderttausende durchgebildeter Arbeiter stellt und dadurch
mittelbar deren Fronten stärkt oder wartet, bis sein Heer in mo»
dernster Rüstung fertig, der Nachschub von Menschen, Geräth,
Proviant sicher ist: sein Eingriff wird im weitesten Umfang wirk»
sam werden, wenn der Krieg nicht zuvor endet. Durch militärische
Entscheidung: gewiß nicht. Wer erfrecht sich des unfühnbaren
Frevels, das deutsche Volk, in der steinernen Majestät seines
Kampfes und Leides.seinernie erträumten Opfer anBlutund Gat-
tungsamen, mit schleimigem Mund quark, stinkigem Le tternschwarz
zu betrügen? Selbst wenn Rußlands Heer sich zersetzte: die West»
feinde,dieBagdad, Me! ka, Valona, Goerz, einen Theil desTren»
tino,Salonikl,die deutschen Kolonien haben, in zwölfApriltagen

sichvlerunddreißigtausend Gefangenezuschrieben und deren Zorn
über die Verwüstung derPicardie h'mmelan brüllt, sehmErleb»
niß und Kriegszukunft nicht in Düster, das sie bestimmen müßte,
die Waffen zu strecken; die uns feindliche Menschenmilliarde
wird nicht, sammtCH Wesen, Südamerikanern und allen Völkern,
die das Deutsche Reich als den Völkerrechtsbrecher verschreien,
demüthig nachtzaus trollen, ehe das Riesengewicht der Vereinig»
ten Staaten eine Wägschale gesenkt hat oder noch zu leicht befun»
den ward. Was kann vor diesem fernen Tag nützlich werden?
Nicht: fehnsüchtiges Gewimmer nach Flieden, nicht: dieWeber»
schiffchenfahrt wilderAmateur»Diplomaten,schwarzer,rother, kar-
rirter. Aber: der tapfere Versuch, Wirklichkeit wieder klar zu er»
kennen; die Rückkehr in würdige Freiheit der Kritik, ohne deren
Obacht und Drohung auch kräftigere Regentenkunst, in Iahren
ungeschreckter Selbstherrlichkeit, verkränkeln, das sittlich tüchtigste
Volk in Selbstvergottung erblinden müßte; und: der Entschluß,
das deutsche Haus heute noch so zu bestellen, daß es morgen wohn»
lich, derWelt nicht eln Gräuel sei. Die Vereinigten Staaten wer»
den nicht gegen ein Deutsches Reich kämpfen, das von unver»
brauchten Männern geleitet wird und vornan auf dem Weg an
das vonWilson gezeigteZiel ist. Nicht,weil ers gezeigt hat, müs-
sen wir es erreichen, sondern, weil gebieterische Nothroendigkeit
deutschen Daseins, des Geistes und der Wirthschaft, schon lange
dahin drängt. Ringsum ist Demokratie; wer hemmt die Speichen
des Rades? DerVölkerbund wird; wollen wir draußen frieren?
Nie wieder wird, niemals unter weißen Menschen, solcher Krieg;
soll Ki iegsvorbereitung fortan noch Wurzel und Wipfel deutschen
Reichslebens bleiben, die Vorsorge für äußersten, morgen ver»
meidbarenNothfall jedenAlltag beherrschen, dieRüster desent»
thronten Mars die gesundesten Säste des Bodens aussaugen?
Triumph und Eroberung, vielleicht nach Iahren, vielleicht nie,
oder stolz bewußte Einordnung der edelsten Volkskräfte in den
Menschheitwillen: besinnejetzt jeder und jedeDeutschedieWahl;
nur die rechte, schleunige winkt Frieden herbei. Und die Verant»
wortung des Friedens, der werden muß, kann nicht ein Fürst,
nicht eine Familie, kann nur derNacken der ganzen Nation unge-
beugt tragen. Demokratie ist unaufhaltsam; wird über Nacht das
dringlichsteFürstenbedütfniß. DiesenFrieden kann nur Deutsch»
l^nds Volk schließen: wenn es erkannt hat, was es wollen muß.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — ^
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S. m. b. ß. in Berlin.

Berlin, den 5. Mai 1S17.
Der rothe Mond.
Antworten.
MZie fragen.HerrOberst.obdieAngabe feindlicher Blätter wahr
^ sei, daß ich imtzochsommer 1914 den Krieg als ein Glück gepriesen und sicheren Sieg des Deutschen Reiches vorausgesagt habe. Nein. Die Frage erinnert an die Pflicht, ein in Iahren gereiftesBläschenaufzustechen.Mindestens fünfhundertmal, wahrscheinlich viel öfter, sindin Englands.Frankreichs, Italiens,Ruß» lands Presse diese Sätze gedruckt worden: »Wozu elende Eni» schuldigung? Ja, wir haben zum Krieg herausgefordert. Dieser Thatsachefieuenwiruns. Wir haben zumKrieg herausgefordert, weilwir des Sieges gewiß waren. Haiden in der.Zukunft'; August 1914." Noch jetzt gönnt Herr Gustave tzerve fast in jeder Woche wenigstens einmal sich die Freude, in seiner Zeitung diese Sätze in Fettlettern zu wiederholen. Nach den Aprilerfolgen derBriten und Franzosen haben auch andere pariser Blätter es wieder ge» than. Immer klangs wie Citat; als wärs ein Stück von mir. Im dem Streben, diesenKrieg zu vermeiden, und in derVnaussichr seiner ungeheuren Schwierigkeit und Länge bin ich von Keinem übertroffen worden. MelneFristziffer (» Ende 1917die mancher vom Sieg über Belgien Trunkene belächelte, war vielleicht um drei bis fünf Monate zu niedrig gegriffen. In den Ruf, den Krieg gewollt zu haben, bin ich von Unverstand und Bosheit gebracht

worden, Mellich laut.gegengefährlichenZweifel, stets die deutsche Bereitschaft betonte,einen mUAnstandundNutzennichtvermeid» baren Krieg zu fähren. Nur ein Rindvieh hätte dieses Mittel aewählt, um Krieg zu erwirken; den durch spottschlechte, zwischen grimmem Gefuchtel und Zagheit, dröhnender Rede undGelispel schwankende Politik wahrscheinlich gewordenen sollte mein MUtel dadurch hinaus schieben oder ganz verhindern, daß es die Gegner vor dem Wahn warnte, Deutschland werde die härteste Zu» .muthung, hinter der eine starke Koalition stehe, wehrlos hinneh» men. Daß dieser Glaube, weil ihn nur Einer bekämpfte, weiter wucherte, war eine der Hauptursachen desKrieges.»DieFran^ö- fische Republik will den Frieden wahren und den Gefahren der Massentyrannis und Besttzrechts schmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzen. Diese bündiger als je zuvor jetzt (durch das Ergebniß der Kammerwahl) erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Verfuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Weder Weihrauch noch Schimpf. Kein hätschelndes, kein HSmischesWort. Kein Versuch, das Staatsgeschäft der Pariser zu stören. Die Französische Re» publik kann dem Deutschen Reich nicht die schmächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein.daß sie,allendeutschenGewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Um» fang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Triple» Enten! e gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, derDreibund dreifach ge» härtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommerwir d Schick> sal." (»DieZukunft' vom sechzehntenMai 1914.) Lesen Sie.wenns Ihnen lohnt, dieArtikel«Principes«,.Wetterscheide'und (recht aufmerksam) «Falsche Mäuler", die im Juli hier, nach der Er» mordung Franz Ferdinands, erschienen: mein Wollen wird sich Ihnen dann aus Nebeldunst lösen. (Wer einsamer, unbequemer Wahrheit Gehör schaffen will, darf sich darauf berufen, daß Wer- dendes ihm früh bewußtwurde.Schon imMai 1913hatte ich auf Rußlands Werben um die Polen, denen Selbstverwaltung zu»

gedacht sei, hingewiesen und Ungläubigen gesagt: »Näher als
5n Jahrzehnten je scheint den Polen der Tag, der ihr Schick»
sal noch einmal zur internationalen Frage macht.') Als der
Krieg Greignttz war. trug mein Artikel den Titel »Wir müssen
siegen*. Der sollte, wie der Inhalt unzweideutig zeigt, nicht
die Gewißheit des Sieges verkünden; nicht das zweite, fondern
das dtitleWort warzu betonen.MchtderBewels unferesRech»
Zes, nur der deutscher Macht könne noch helfen. »Ueber das mit
einem Volke geborene Recht,zu leben,zu gedeihen, himmelan zu
Tvachsen, giebts keinen Richter.FremdeNalionen haben uns ge»
täuscht, überlistet, verrachen? Wir wollens nicht glauben. Aufs
Kindernachttöpfchen die Geschäftsführer, die sich betölpeln ließen.
Wer dieMacht hat: nur darum gehts noch.Deshalb fortankeine
Rechtfertigung; kein Gestöhn über Undank und Untreue, wider»
natürliche Bündnisse und perverses Handeln. Mit den uns jetzt
^Nächsten waren wir schon in Erzfeindschaft, ziehen sie, wie sie uns,
schnödesten Verrathes; und hausten innig 'ich mit den Fein den von
heute. Reden und Aktensammlungen, beklemmten Odems Sturm
nnd Gelöbnißszenen: zu spät. Rängen wir England, Frankreich,
Rußland nicht nieder: was hülfe die Anerkennung, daß unser ein-
fältiger Biedersinn überrumpelt ward? Wir müssen siegen: sor st
wird uns niemals Recht.Alles kam, wie es kommen mußte.Und
sollte morgenItalien sich gegen Oesterreich, Rumänien sich gegen
Ungarn wenden: auch darüber dürften wir uns nicht wundern.
Wo liegt die Welt, der jemals erweislich würde,daßBriten, Sla-
wen, Franzofen, Italer, Wallonen, Walachen fchäbige Lügner,
treulo 'e Wi Hte sin d? Wir müssen siegen: sonst sttl bt mit der Macht
auch das Recht.« (Achter August.) «Noch ist nirgends Entschei»
dung, zu Entscheidung Mitwirkendes geschehen. Wenn nicht je»
des Zeichen tiügt, stehen wir am Ende des Anfangs. Wir düifen
ruhig sein.Wie der zum letzten OpferBereite, der die Ehrenfahne
der Volkheit nicht um eines Blickes Dauer überleben will. Den
Krieg aber, der nun begonnen hat, diesenKrieg, der nie war und
nie wieder fein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Alle
Schanzen unserer internationalen Politik sind eingestürzt. Darf
auch der Politiker schon vom Ende des Anfangs reden? Noch
nicht.Mißtrauet dem Schwatz! Noch nicht.D e Staaten, die uns
chefehden, Herbergen mindestens siebenhundert Millionen Men-

schen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen.
Ungestört walte in seinem Bereich der Feldherr. Nun schlug deK
Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erd«
theilsänkeunseretzeimathinNacht."(ZweiundzwanzigsterAugust.>
»Keinerwollte denKrieg.Drüben glaubte man: Die Berliner web»
chenzden ket anTanger,Casablanca,Algesiras,Agadir,denBalkan»
brandzDeutschland schlägt nicht.Da war der Fehler.Unfere G«»
berdeschrecktenichtmehrz vordem Entschluß zurThat.hieß es, ver-
krüppelt derMlle.Wir mußten schlagen." (NeunundzwanziLster
August.)Warsmöglich,dieNothwendigkeitunvcrzaudertenFrie»
densschlusscs damals schon, vor der Entscheidung an derMarne»
lauter zu betonen? »Lullet Euch selbst nicht noch gar unsereKrie-
ger in den Wahn, der Sieg fei schon gesichert und desFeldzugeS5
Ende absehbar. Der schwerste Theil der Arbeit lauert hinter de«
tzerbstnebeln.Wir müssen uns für dasUeberwintern der Zuver^
ficht bereiten; fönst fehlt sie in der ernstesten Stunde. Nicht für
eines Blickes Dauer dürfen wir vergessen, daß wir ungeheures
Wagniß auf uns nahmen. Das Ziel muß der Staatsmann weifen.
Für die Sicherung des nationalen Gedeihens Vorsorgen, wieder
Walter des Heeres unter heißer Sonne schon für den Wirter«
bedarf feiner Truppen. Sonst wird es zu spät." (Zwölfter Sep«
tember; zwei Tage vor Moltkes Entlassung aus dem Amt de»
Generalstabsleiters.)KeinenderinmeineSündenlistegeschnmg»>
gelten Sätze habe ich je geschrieben (manchen anderen, freilich, derr
ich nicht wiederholen würde, seit die Erhellung der Kriegsvorge-
schichte mir bis in die Spinnenwinkel gelang); von der ersten
Stunde an dem Feind des Reich es gerecht zu werden gestrebt und?
zum Beispiel, niemals gehehlt, daß der Einbruch in Belgien mir
ein verhängnißvoller Fehler, nicht nur der Politik, schien. Was
Hilsts? Der starke junge Lyriker Franz Werfel sprach nur allzu
wahr: «Ach, der Geruch der Lüge ist gediehen, daß er den Duft
des Blutes überstinkt.« Auch die Lüge, die ich hier zertrat, wird?
fobald sie dem Feind in den Kram paßt, mit tzeftfädchen wieder
an den Stiel genäht werden. Schelten dürften wir nur, wenn
unfere Schreiber,in Eitstund Deutung, stets wahrhaftigerwären.
Woher das Wort »Burgfriede" stamme? Aus verstaubter
Juristen» und Poltzeisprache. Da hat es den zurBurg gehörigen
B?M, das Abkommen über dessen Umfang und Rechts schütz, die

Der rothe Mond,

Mte der dem Brecher solchen Rechtes drohenden Strafen, auch den Vertrag über eine Ganerbfchaft bezeichnet. Ob irgendwo je» mals die Pflicht, in einer belagerten Burg allen Streit ruhen zu lassen? Vielleicht. Die Ritterburg warEigenthum einesMannes oder Geschlechtes, dessen Gesinde keinRecht zu Mitrede, Mitent» scheidung hatte. Wer in einem von Krieg umlagerten modernen Reich,das allenBürgern,Männern,Frauen,Kindern,gehörtund <ille zu Verteidigung, mit dem Schwert, an der Maschine, im Kontor, auf Verkehrsposten, im Heim, aufruft, das Verstummen klä» renden.Erkenntniß fördernden Meinungstreites heischt, wer »er» langt, daß diein Besitz und Vertheidigerpfiicht Geborenen wortlos warten.bis vom unfehlbaren Willen über ihrSchicksal versügtist, mußetn anderesWort wählen. Posas: Die Ruhe des Kirchhofes.

Ihren Rath, Herr Magister und GeheimerRath, »Amerika nicht etwa als militärischen Nenner in die Rechnung zu stellen-, habe ich wie lange Erwartetes aufgenommen; in soheitererRuhe, wie dieser späte Lenz grausen Massensterbens, die bisher entsetz» lichste Zeit des Krieges, irgend erlaubt. Der Kongreß der (von hundert Millionen bewohnten)Vereinigten Staaten hat mitZweidrittelmehrheit die allgemeine Wehrpflicht beschlossen; im Sep» rember kann eine halbe Million Mann für die europäische Oft» oder Westfront ausgebildet sein. Nicht ernst zu nehmen? Alles wiederholt sich nur im Leben. »Die Milizen der englischen Kolo» nienmit Selbstverwaltung kommen für einen europäischen Kriegsschauplatz nicht in Betracht. Da ist nur mit der regulären Armee zurechnen, die in England selbst steht und, ohne Train und Ko» lonnen, Hundertdreißigtausend Mann zählt." Neben mancher anderen falschen Piophetie stehts indem dennoch lesenswerthen Buch »Deutschland und dernächsteKrieg", worin GeneralFried» richvonBernhardi das häßliche Wort »Durchhalten" prägte, das hübschere, doch nicht inhattreichere »Die Freiheit der Meere" in ueuenUmlauf setzteund, im Winter 1911, von der völligen Lähmung unseresUeberseehandels.auch mit Nährmitteln, also vonder »Aus hungerung",als dernatürlichenFolgeanglo-deutschenKrieges sprach. Noch im Herbst 1914 war das britische, jetzt ist das amerikanische Heer (das nicht auf die Mannschaft der Slernban» «enepublikbefchränktzu bleiben braucht) »nicht ernst zu nehmen". Wir kennen die Weise; und zweifeln mcht,daß wir sie hören wer»

den. bis wieder ein Arms wird. Außer der Wehrpflicht wucrsc
aber wohl noch ein Wichtiges im Garten desUncleSam. Glau-
ben Sie, daß der alte Herr Balfour, die vornehmste Gestatt bri»
tische? Politik, daß Herr Viviant,der,alsVIcepräsident desfran»
zöfischen Ministeriums, den müden StebenzigerRibot vom AU»
tagsgeschäst entbürdet, daß Marschall Ioffre und der Abgeordnete
Tardieu, der Auswärtige Minister von morgen, die jetzt schwie»
rige Fahrt über den Atlantischen Ozean nur gewagt haben, um in
Washington dem Präsidenten Wilson die Bäckchen zu streicheln
oder, mit weniger dick belegter Stimm e als Spring Rice und Iusse-
rand, die Grundsätze künftigen Völkerrechtes, Staatengerichtes
zu bereden? Wenn mich Ahnung nicht trügt, wmden die besten
entbehrlichen Männer, die im hellstenAnsehen stehenden, aufge»
boten, weils um eine im größten Stil geplante Verständigung
Amerikas mit Ostasten geht. Die Vereinigten Staaten haben acht
Schock tüchtiger Eisenbahntechniker nach Rußland geschickt, damit
dessen Dampfverkehr, endlich, in Ordnung komme. Welcher zuerst?
Der sibirisch-mandschurische. Hofft die wider uns verbündeteMen-
schenmilliarde, der China und Brasilien fast schon innig gesellt sind,
dem vom Zari hum erlösten Rußland werde Japan als Drillmei»
ster und Mitkämpfer, nicht nur als Waffenlieferant, beistehen?
Horchet: aus Washington hallt morgen vielleicht beträchtliche
Kunde. Noch hat der feindliche Machtaufwand nicht den höchsten
Gipfel erreicht; noch keins der Reiche, die blinde Einfalt schon in
Todeszuckung wähnt, werthvollen Besitz von sich geworfen, um
diefen Gipfel erklimmen zu können. Nicht ein einziges hat hohen
Werbesold gezahlt. Ists nicht am Ende doch klüger, nicht alles
Neue, noch Mögliche mit der Verachtung überlegenen Hochmu»
thes abzulehnen ? Nicht weiser (und dennoch nicht feiger), ernstlich,
.schon heute", jede Gelegen heitzu würdigem Friedensfchluß zu be-
denken ? Die aus O st winkte, ward versäumt.Wie stehts imWesten?

Die Inselkrankheit.

Der Krieg ist noch nichtHistorie, ist nicht mehrMythos. Daß
er so schnell wie möglich Historie werde, muß das Wunschziel aller
Menschen gutenWillens sein.Aller,die seelisch eWerthe zu schätze»
wissen und die selbst von NapoleonBonapaite mit Ehrfurcht an-
geschaute »Kepublique 6u Saint KM« der Erde erhalten möchten»

Daß im dritten Lebensjahr (wo der kluge Erzieher sogar mit Ki n»
dern vernünftig zu reden anfängt) die mythologische Ausdrucks»
weise Inder Erörterung der Kriegs fragen der rationalistischen, von
nüchternerVernunft bestimmten weiche, müssen wir erstreben; sonst
kommen wir nicht um des kleinsten Schrittes Breite vorwärts.
DerSvrecher oder Schreiber und dasVolk.dem er angehört,der
Inbegriff aller Tugend.Reinheit, Kraft, de r Feind aber die nieder-
trächtigeAusgeburt der Hölle, doch schon morsch und demZusam«
menbruch nah: Das mag im Anfang für die,Stimmung",wie der
Deutsche,«le mors!«, wie derFranzo se sagt.notwendig gewesen sein.
A ach daran zu zweifeln, wäre erlaubt H eute ists nur schädlich. Fort
den Plunder aus verstaubterRumpelkammer! Wer Homers Hel»
den in ihrenSchimpsreden nachahmt,wird ihnendadurch noch nicht
ähnlich. Fort auch den törichten Brauch, hinter jeder Rede oder
Schrift aus den in Krieg gerissenen Ländern eine heimliche Ab ficht
zu wittern, die der Hörer verdächtigend auszubeuten trachtet, ein
Schwachheitzeichen oder das Bemühen, durch prahlcrischeDroh-
ung einzuschüchtern. Ich habe nicht den närrischen Dünkel, den
Staatsm ann eines uns feindlich en Landes auch nur um einenC ?n-
timeter von der Linie entfernen zu können, die ihm das Interesse
seines Handelns oorzeichnet. Ich muß aber auch den Glauben for»
dern,daß meine Se hnsucht nach Frieden vom allgemeinenMensch-
heitempfinden bestimmt wird, nicht von beginnender »Ohnmacht
des Deutschen ReichesDie wird draußenvermuthet oder als To»
nie fm FrontundHeimalh benutzt ist aber nicht.Und wem nützt.in so
ungeheuremStreit,Irrthum,dendieAllverschlingerinZeitinihre»
Rachenbegraben muß ? Unsere Nahrung ist knapp und die Behag»
lichkeit des Lebens eng, auf den kleinen Kreis der Reichsten eir ge-
schränkt. DieLebensmittelpreife sind sehr hoch; wer aber bedenkt,
daß unsere größten Industriegesellschaften, besonders in Rhein»
land'WestfalenundOberfchlesien,riochniemalserreichteGewinn-
zisfern aus weisen, die höchsteDividendezahlenund.wcnn sie nicht
ungemein vorsichtig bilanzirten, viel höhere zahlen könnten, daß
selbst dieDerusche Bank, trotz der Absperrung von den wichtigste»
internationalen Geschäften, ihrenAMonärenILVsProzentgiebt,
daß ein Eisendreher jetzt Im Jahr fünftausend Mark verdient und
ein ganzes Millionenheer von Frauen.Mädchen, Knaben arbeilet
und Geld heimbring:, Der muß einsehen, daß d'e hohen Preise ge»

rade der breUesten Unterschicht nicht ganz so unerträglich sind, wie
sie Dem scheinen mögen, der, von außen, die deutschen Einnahme»
und Lohnverhältnisse der Friedenszeit als Norm annimmt. Im
Feld haben wir heutemehrMänner als je während diesesKrieges;
das Gesetz, das alle männlichen Reichsbürger vom sechzehnten
bis an das sechzigsteLebensjahrdemVaterlandinDienstleistung
verpflichtet, ist bestimmt und geeignet, viele Felddienstfähige, die
noch hinter der Front arbeiten, für die Kampflinien frei zu machen,
dieKämpferzahl alfo noch beträchtlich zu erhöhen; und daß in einem
Land von sechsundsechzigMillionen Einwohnern und der kriege«
rischen Tradition des Deutschen Reiches der Ersatz durch Nach»
wuchs noch gesichert ist, wird kein Ernster bezweifeln. Wir haben
Eisen und Kohle, beherrschen die tzauptströme des europäischen
Festlandes, Rhein und Donau,Elbe undOder, den größtenTeil
der Weichsel, die Industriegebiete Belgiens, Nordfrankreichs,
Polens, haben aus Rumänien in absehbarer Zeit Getreide, Oel,
Vieh zu erwarten und sind durch den Mangel an Stickstoff, an Sal»
peter.Mangan, Kupfer.Gummi,Baumwolle und Aehnlichesnicht
gehindert worden, jedes Landstückchen, auch in der Großstadt, zu
bestellen, unübertroffenen Stahl, Tauchboote,Luftfahrzeuge,Ge-
schütze und Geschosse aller Art herzustellen. Erst nach dem Krieg
wird dieWelt staunend hören, mit welch er stillen Rasch heit deutsche
Technik und Industrie sich in der Noth geholfen, durch Erfinder-
geist, Anpassung, Umstellung für Fehlendes geschwind Ersatz ge»
funden hat.Wer gestern schon vouOhnmacht, von beginnendem Zu-
sammenbruch sprach.täuschtesich selbstoderwollteAnderetäuschen.
Eine Koalition, deren Machtgebiet in ununterbrochener Strecke
von Ostende bist nach Kleinasien reicht, könnte nur durch völligen
Mangel an organisatorisch»administraliver Fähigkeit von innen
her ausgehöhlt werden.Nurdurchmilitärische Mittelist sie nieder»
zuwerfen. Ist die Hoffnung darauf aber nicht am Rand welk ge»
worden, seit die Russen nicht, wie die Westmächte hoffen durften,
amTag nach Rumäniens Eintritt in den Krieg eine gewaltige Ar»
mee aus Beßarablen vorwälzten und den Versuch machten, einen
Teil der Koalition vonDeutschland zu trennen? Das zu erwägen,
ist unsererFeindeSache. Ich wünsche zunächst nur, daß aus die-
ser Erörterung des Möglichen und des Nothwendigen alle nie»
drigeVerdächtigung, alle kindische Annahme unredlichentzinter»

Kaltes ausgeschaltet werde. Als Männer wollen wir, als Gentle»
inen reden. Ich will nicht überlisten, sondern aussprechen, was ist.
Aus der Summe des Möglichen das Nothwendigezu errech»
nen: Das scheint mir die Pflicht und die Kunst des Politikers.
Nimmt er Unmögliches als möglich an, so kann seine Rechnung
nicht richtig werden, also auch nicht erkennen lehren, was noth»
wendig ist oder morgen sein wird. Für unmöglich (mindestens:
im höchsten Grad unwahrscheinlich) halte ich, daß der Krieg enden
werde, wenn England dieses Ende nicht will oder wollen muß.
Das öritisK Empire könnte weiterkämpfen, auch wenn die Russen
oder wenn die lateinischenWestmächte sich in Sonderfrieden ent»
schlössen. Ohne Englands See», Finanz» und Industriemacht,
ohne den Menschenzuzug, den es aus seinen Dominions undKo»
lonien zu sichern und mit bewundernswerther Schnelle und Zu»
verlässigkeit für das Bedürfniß modernen Kampfes zu erziehen
vermag, würde der Versuch, denKrieg fortzuführen, für die zwei
anderen Partner derTriple» Entente hoffnunglos. Nur die Hand
Britanias kann heute denTempel des Ianus schließen. Wird sie
es thun, wenn das Hirn Britanias erkannt hat, daß auch dteGe»
schoßorkane.die in diesem verschüchtertenFrühjahrgegeneinander
toben sollen, nichts den unerträumten Aufwand Lohnendes ein»
bringen, die Vernichtung des Feindes nicht mit einer dem Men»
schenauge einleuchtenden Gewißheit bewirken können? Dennnur,
wenn er Vernichtung erwirkt, war der Aufwand nicht verthan.
Hier schon erblicke ich, wie derden Hafen Suchende das Erste
Feuerschiff, einen über die Fluch aufgewühlter Feindschaft hin»
ragenden Zweifel. Hat wachsame Vernunft oder trunkene Leiden»
schaft das Ziel gewählt? Darf England wünschen, daß Deutsch»
land.dars Deutfchland wünschen, daß England vernichtet werde?
Dürfen Beide diesen Wunsch hegen, ihm Erfüllung suchen, auch
wenn derPulverdampf ihr Gesichtsfeld nicht mehrverengt? Wo»
durch ist die alte Feindschaft zwischen Briten und Franzosen (Io»
Hanna von Orleans,Napoleon, Burenkrieg, Faschoda), zwischen
Briten und Russen, die bis auf die Pamirs, an Indiens Pforten,
in Persien und am Eingang ins Mittelländische Meer immer
wieder aufgeflackert war, gelöscht worden? Durch den gemein»
samen Groll gegen das Deutsche Reich. Dieser Groll war der
Stifter der Entente; King Edward nur der behende Regisseur,

der für rasche undwirksameInszenirung sorgte. Nur als ein rnog-
licher Helfer (der in Europa weitaus stärkste) gegen Deutschland
war Großbritanien in West und Ost umworben. Dieses Werben
würde zwecklos, sobald das Deutsche Reich aus dem erstenRang
derGroßmächle sänke. Auf Dankbarkeit undähnliche sentimentale
Regung hat England nie gezöh t; und es muß den Tag voraus»
sehen.an dem,früh oder spät nacheinerNiederlageDeutschlandS,
die alten (und wahrscheinlich auch neue) Fein de sich im Haß gegen
„tke periiäious^Ibion« zu blutrünstiger Hochzeit zusammenfinden
würden. Der anglo» russische Streit, den die noch nicht mit See«
minen,Torpedos, Unterseeboten gesegnete Menschheit den Hader
des Bären gegen den Walfisch nannte, schien dem nicht kurzstch»
tigenOtloBismarck eine so feststehende, von allerWandlung der
Politik unberührbare Thatsache, daß er auf dem Berliner Kongreß
mit D'Israeli und Salisbury gegen Gortschakow ging: und da»
mit, freilich, den folgenschwersten Fehler feines Lebens machte,
weil er nicht nur russischen Uebermuth dämmte, sondern auch das
berechtigte SelbstgesM Rußlands, des Siegers im Türkenkrieg,
unheilbar kränkte. So lange Gewalt in Europa Machtfragen be>
antwortet, wird diefer Streit, nach jedem Versöhnungversuch, wie»
der aufglimmen. Seit Peter »dem Großen" und der in Staats»
kunst größeren Katharina schwankt Rußland vor dem Schicksals»
Problem, ob es das Heil seiner Zukunft in Asien oder in Europa
zu fuchen habe.Aus Ostasien, wo es China umklammern undIn»
dien bedrohen könnte, haben, auf den Wunsch, mit den Waffen
und demGeldEnglands, dieIapaneres vertrieben. (Daß Deutsch-
land und die Vereinigten Staaten passiv zusahen, statt den ge»
fährlichen Aufstieg der gelben Böcker zu hindern, müßie längst
alseinFchlererkanntwordensein.Berbündetenste,diederKultur-
form des Industrialismus am Besten angepaßten Mächte, sich
damals zum Sch utz der Weißeninteressen und zur eicherungeines
von Gewalt nicht niederzureißenden Rechtszustandes mit Grd»
schiedsgericht und internationalerMiliz,tra!ensie ebensomuthig
für ihre Rasse ein wie Herr Jakob Schiff für seine, als er Japan
gegen die russischen Iudenverfolger Geld gab: das Bild derGrde
wäre heute nicht fo häßlich.) Nach Asten kann das jetzt den Ja»
panern verbündete Rußland zurückkehren: und dann einem nach
Frieden fchnsüchtigen England erst recht gefährlich werden. Und

würden Curzons Enkel sich freuen, wenn Rußland, wie Eduard
und Lansdowne wollten, in Osteuropa, vom Weißen Meer bis
andieMarmara,vonArchangelskbisKonstantlnopelherrschte,mit
seiner Menschenzahl, seiner einem Erdtheil gleichenRaumfläche,
den noch nicht zum hundertsten Theil gehobenen Schätzen seines
Bodens und den insolchem Besitz zuLand und zuWasser erreich»
baren militärischen Möglichkeiten über die Meerengen geböte,
ins Mediterraneum vordränge, die Südslawen für seine Sache
waffnete,derSuzerain des Mohammedanismus würde und den
Persischen Golf gefährdete? Auch in Frankreich ist alter Groll,
der einst die Bretonenwölfe gegen England aufheulen ließ, nicht
ganz verstummt, nur durch den wilderen gegen Deutschland jetzt
übertönt. Wie lange ist es denn her, feit der Transvalprästdent
Krügerund fein Gesandter auf den variserBoulevards umjubelt,
die Briten in allen Singsplelhallen (beuZIants) von Montmartre
beschimpft, die alte Königin und ihre Minister in Bild und Lied
so boshaft beleidigt wurden, daß der Fürst von Wales, »le plus
parisien lies psrisievL«, für ein Weilchen auf den Besuch seiner
Vergnügunghauptstadt verzichten mußte? Noch jetzt, mitten in
dem Krieg, in dem England dieRepublik gerettet hat (und retten
konnte, weil Frankreichs Erfolg an der Marne, den der zweite
Moltke früh als den entscheidenden erkannt hatte, ihm Zeit zu
Rüstung ließ), schleicht durch dieReihen der Krieger und Bürger
das Gemurr, England thue für die gemeinsame Sache zu wenig,
denke nur an Calais und den Schutz seiner Küste, lasse den Bun»
desgenossen verbluten. AndtzerrBriandmußteseine ganze Kunst
aufwenden und abnützen, um mit der Sammetbürste seiner Be»
redsamkeit den Staub des Verdachtes wegzufegen.

Nur, wenn Deutschland stark ist, wird England umworben
und hat die Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten. Auch
ein deutscher Staatsmann aber, der über den Tag und die Noth
von morgen hinausblickt.dürste die Vernichtung Englands, dessen
Sturz aus dem Rang der Großmächte nicht wünschen. Ich will
nicht die Riesenzisfern des deutsch-englischen Handelsverkehres
wiederholen. Kundschaft und Absatz ist ersetzlich. Doch mit wem
sollte ein zwischen Slawen und Romanen vereinsamtes Deutsche
land in Europa geistig, seelisch, politisch fortleben und wie auf die
Länge sich derGefahr erwehren, auf eine der beidenVölkergrup-

Pen, gegen die es nur Kleinstaaten (wenn die dafür mobil zu machen find) zusammenballen könnte, angewiesen zu werden? Lord John Russell, ein berühmter Herr des Auswärtigen Amtes, erhoffte dieEtnungDeutschlands einst als ein Glück fürBritanien. Niemals hat der Gedanke an Krieg gegen England das Hirn Bismarcks auch nur gestreist. Sympathie, Antipathie? In den Sitzungberichten des ttouse otdommons ist der Satz Palmerstons zu finden: »Daß Völker und Regirungen sich aus die Länge von Freundschaft und Gefühlen bestimmen lassen, ist eine Roman» ^ikervorstellung z nur ein Träumer kann wähnen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Verkehr der Nationen an» wendbar.* Von der Aera der Rosenkriege bis in die Chamber» lains(der noch sagte, wer mit dem Teufel und dem Zaren aus der selbenSchüssel essen wolle, müsse einen langen Lössel haben)war England immer zu klug, um sich in uneigennützige Freundschaft zu einem fremden Volk gleiten zu lassen. Der Freundschaft darf niemals, der Nation, die ihren Kindern das Land weit und hell machen will, muß überall der eigene Vortheil des WollensKom» paß fein. Das Britische braucht dem Deutschen, das Deutsche dem BritischenReich nichtszu nehmen, um leben undgedeihen zukönnen. Warum sollen sie einander Vernichtung wünschen? Der Wunsch ist Kriegsprodukt, ein krankerZufallsschößlingamBaum des kerngesundennationalenEgoismus.undblicktnicht bis in die NothwendigkeitenderZukunft.DaßbeitzammelundLachs,grünen Spargeln und Pudding in Schlössern und Rathhäusern Feste anglo°deutscherVerbrüderunggefeiertwurden,warnutzloseThorhnit. Daß beide Reiche streben müßten, einander in Kraft zu er» halten.ist noch heute wahr. .Deutschlands Kraft istdie besteBürgschast gegen den Versuch anderer Länder,ohne Rechtsgrund mit diesem stai ken Reich Streit zu suchen. Die OeffentlicheMeinung Deutschlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte tzeer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieses Heer und di<e Flolte könnten zum Angriff denutzt werden. Wir haben den ernsten Wunsch, mit dem Deut» schen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikanischeGebietstheile zu kom-

«en hofft, und ich werde, was ich irgend vermag, thun, um unser
Berhältnitz zu diesemReich noch zu bessern." Nach dem Agadir»
Zank hat Sir Edward Grey diese Sätze gesprochen. Deutschland,
sagte er, dürfe auf seine Stärke stolz sein, müsse aber alles Mög»
liche zur Enlkräftung des Verdachtes thun, daß es einen Angriff
vorbereite. Warum gerade Deutschland? Haben denn nicht auch
andere Staaten sich zu Kampf gerüstet? Warum wurden sie nicht
der Absicht auf Angriff verdächtigt? Weil England sich immer
genöthigt glaubte, den kräftigsten oder in den höchsten Macht»
gipfel emporstrebenden Festlandsstaat niederzuzwingen.
Nurgenöthigtglaubte?Der Krieg ist nichtmehrMychosund
die Pflicht verbietet dem Politiker, der Verantwortlichkeit fühlt,
im Stil schlechter Melodramen über den großen Gegenstand zu
sprechen. Wir wollen vernünftig reden und uns bemühen, einan-
der gerecht zu werden. Der Glaube troz nicht. England war in
solche Feindschaft genöthigt. Durch feine insulare Lage, die ihm,
seinen Freunden und seinen Neidern lange ein Glück schien und die
doch die tiefsteUrsache seines Leidens, der Verkrüppelung seines
Seelenorgans ist. Morbus Insular«! Ehe Diagnose undTherapie
dieses Uebels, des Inselleidens, in klare Sicherheit gestellt sind,
wird England nie wieder in sorgenlosem Frohsinn leben.
Ein kleines Land, rings vom Meer umspült, willRiesenge»
biete beherrschen, eine Europa vorgelagerte Insel der Vormund
und Schicksalslenker des Erdtheiles sein, auf dem ihr nicht die
kleinsteParzellegehört. IedeanderPeripherie auftauchende Te.
fahr wird im Centrum, im Mutterland, fühlbar. Das muß wachen»
damit ihm die Wege nach und von denDominions und Kolonien
offenbleiben undes siejedemAnderen sperrenkann. Wasserwege,
dieGott-Natur allen Geschöpfen zu Eigen gab und die.weilkeine
Macht sie zu ebnen, zu pflastern, vor Sand, Schlamm, Unkraut
zu schützen braucht, keiner Macht unterthan sein dürften. England
will ihreUnterthänigkeit. Wie Polypenarme, zürntfelbst derBri»
tenbewunderer Friedrich Schiller, streckt es seine Handelsflotten
aus; «und das Haus der freien Amphitrite will es schließen wie
sein eigenes Haus". DiesenWillen konnte England nie leugnen.
Nicht inPittsTagen, nicht im Victorianischen Zeitalter. AlsP'.e»
monts Minister Cavour das franko» italische Bündnitz ermöglicht
hat, schreibt Königin Victoria an denEarl ofDervy: »Wenn wir

auf den Weltmeeren nicht übermächtig sind, ist die Ehre, die Zu»
tunft unseres Reiches verloren; sie ists schon, sobald Frankreich
einen Bundesgenossen findet, der einer Kriegsflotte gebietet."
Immer die alte Angst; weniger vor Invasion als vor der tzinde»
rung der Weizen» undRohstoff. Zufuhr, ohne die der kleine Kopf
des ungeheuren Empire nicht leben könnte. Der Versuch, an der
französischen Küste oder im niederdeutschen Hannover stch Boll»
werke zu schaffen, läßt sich gegen das Aufbäumen des National»
empftndens nicht ewig ha ten. Nur im Fleifch des militärisch
schwachen und finanziell fast immer bedrängten Spanien blieb
der fremde Pfahl stecken: Gibraltar, die Wacht am Eingang.Aus»
gang des Mittelmeeres. Frankreich durfte weder Egypten noch
den Sueckanal, das Werk seines Lesseps, haben. Aden mußte,
Koweit sollte englisch werden. Unersättliche Gier eigennütziger
Krämer, sagt der unbedachte Mann auf der Straße. Unvermeid»
liche Folge der Infelkrankheit, spricht das Urteil des Politikers,
der gerecht sein will. Völkerfreiheit oder Fürstenabsolutismus,
AtrocitiWodet Humanität.MenschenrcchtoderTyrannei: Begriffe
und Worte. Empörung und Begeisterung sind nur Vorwände,
müssen Vorwände bleiben. Hinter den prächtigen Wortschletern
und Begriffteppichen harrt der Vogelsteller der Stunde, die ihm
erlauben wird, den sta> ken, gefährlichen Hochflieger zu fangen, in
seinVogelhaus zu sperren oder zu erdrosseln und zu rupfen. Mit
der genialen Despotin Katharina und mit dem frömmelnden
Schwä'merAlezanderPawlowitsch, mit dem grausamsten Geist»
bedrücke? und mit der an Blut und Farbe fremdesten Rasse muß
das Land alter Bürgerfreiheit und Erbweisheit stch verbünden,
wenn keine andere Möglichkeit winkt, Uebermachtzu hindern und
England die Herrschaft über Wege und Zufuhr zu erhallen. Wie
dürfte es Kultur und technischen Fortschrittfördern, wenn esselbst
dadurch in Lebensgefahr käme? Napoleon war gewiß ein Kerl
vongroßem Kaliber.keinReaktionär.selbstimPurpur.als Schwie-
gersohn des ErzHauses Habsburg> Lothringen, noch das Schwert
derRevolution,derRobespieire zu Pferde; dennoch dmfteEng»
land nicht ruhen, bis er, der Europa von dem Vormund John Bull
defreien wollte, durch Schmähschriften, Wühlarbeit, Koalition,
Waffensteg vom Thron gestoßen, aus dem Himmel seines vom Ge»
Mus oedientenEhrgeizes gestürzt war.DieNoth derInselkrankizc'.t

erfindet immer neue Schlagwörter, die dem Britenconcern Ge»
Nossen angeln sollen. Das klangvollste und haltbarste hieß: »Wah»
rrr?^g des europäischen Gleichgewichtes". Die Wortschale birgt, als
Kern, den Wunsch, daß in Europa kein Staat mächtig genug werde,
um England und dessen Alliirte bedrohen zu können; daß Alles
bleibe, wie es für das Europa vorgelagerte Inselreich bequem ist;
daßnamentlichinderMtttedesErdtheilesnichteineMachtgruppe
entstehe, die den starken Arm über die Nordsee htnrecken könnte.
Drum soll Deutschland schwach sein und der Slawe sich kräftigen.
* Der monomanifche Drang, für den einenZweck alle erlang»
barenMittel, manchmal auch unsaubere.anzuwenden, immer zu
thun, als sei das Ideal der Menschheit und Menschlichkeit das
Ziel und Leuchtfeuer der Politik, und stets doch vor Ertappung
auf Treulosigkeit undEigensuchtzittern zu müssen, bewirkt schließ-
lich überall Haß, hörbaren oder verborgenen. Die Geschichte Spa-
niens, Hollands, Amerikas, Dänemarks, der Afrikanderstaaten,
Indiens und Egyptens, aber auch Frankreichs und Rußlands
weiß davon zu erzählen. Der Mensch, der, noch wenn erAlkohol
meidet, lieber berauscht als nüchtern ist, ergiebt sich ungern in die
Elkenntnitz.daßStaatssittlichkeit andereNorm hat als Individu-
ale und daß die Geschäfte großer, von Feindschaft umlauerter
Reiche nicht aus allen Wegen ohne tzypokrifie zu führen sind. Die
besondereFormderersglischentzeuchelpolitik,konstitutionellerund
internationaler Cant, war ein Symptom der Inselkrankheit; sie
mußte im Laus der Jahrhunderte entstehen, wie im Lauf beruf»
licherArbeit das Bäckerbein, dieVerMungdurchMilitarismus,
Kohlenstaub, Phosphor und anderes Gewerbsleiden. Ohne diese
Krankheit und deren häßliche Symptome hätte ein Volk, das für
die Menschheit so viel gkthan hat wie das britische, sich niemals
solchen offenen und versteckten Haß zugezogen. Und um diese
Krankheit hat man es noch beneidet. Daß es keinen Grenznach»
bar habe, nur von Meer umspült sei, schien ein Glück. Das wäre
es vielleicht für ein bescheidenes Ländchen ohne ferne Filialen
und Weltmachtstreben gewesen. Nicht für eins, das sich nicht
selbst ernähren kann Und doch berufen glaubt, ganzen Kontinen»
ten sein Lebensgesetz vorzuschreiben. Noch heute aber giebt es
Völker und Regirungen, die danach lechzen, auch, wie Großbri»
ranien, auf ihre Marine, auf Legaten und Kolonialtruppen an»

gewiesen zu sein. Sie sind so klug wie derGefunde, der den Lun^
genkranken um den Glanz seines Auges beneidet. Was Englan ds
heuchlerischer tzochmuth schien,war die Folge seiner Lebensnoth,
die nicht verzichten, sondern sich selbst zuerst und dann Andere
täuschenwollte;wardieFolgederFurcht,ausderLagedesReiches
in veränderter Welt den Schluß zu ziehen. Was Neberhebung
des allzu Glücklichen schien, kam aus dem Quell bittersten Leides.
Die Evolution der Technik hat dieses Leid verschärft. Gegen
feindliche Seemacht und Landungversuch konnte Flottenmehr-
ung und Koalition einigermaßen schützen. Nicht gegendieWafs^n
neuer Technik. Als der Amerikaner Fulton den ersten Nntersee»
bootsplan nach London brachte, sagte Pitt, England werde nie»
mals so dumm fein, ein Kriegsmittel zu begünstig«n,dessen voll»
endetetzerstellung dem Britenreich den Untergang beretten könn te.
DieAusführung wurde verschleppt. Endlich abergeschieht sogar,
was man gewünscht hat; ein Bischen früher gewöhnlich, was
man am Meisten fürchtet. Der leichte Motor, der die Herr«
fchaft über die Luft ermöglichte, trieb auch Fultons Experiment
in grausig submarines Leben. Hundert Jahre nach Pitt ist daS
Tauchboot mit großem Aktionradius fertig: und bedroht keine an»
dere Macht so gefährlich wie England, das die weitaus größte
Handelsflotte hat und dem Feind, der vom Meer abgesperrt ist,
nicht mit der selben Waffe vergelten kann. Ein anderes Beispiel.
Admiral John Fisher, einst Erster Seelord, hat selbst gesagt, daß
England seine älteren Geschwader, die ihm für absehbare Zeit
er d rückende Uebermacht sicherten .entwerthete, als es sich zum Bau
der Dreadnoughts und Supradreadnoughts entschloß, well es
annahm, die Nachahmung würde den Festlandsstaaten zu theuer
sein. Schnell aber kam die Nachahmung: und da die Seeschlacht
nachMenschenvorausstcht durch die geschwindesten, am Stärksten
gepanzerten und bestückten Schiffe entschieden würde, konnte die
deutsche Seegewalt der britischen sehr nah kommen und England
hatte sich selbst um den sonst unentwindbarenVortheil hoch über-
legener Schisfzahl gebracht.Ob es dieTechnikbeflügelnoder hem-
men will: das Fatum läßt sich nicht zwingen. Luftschiffe, Torpe»
dos, Tauchboote, Minen sind in der Welt, wie seit Kains Bru»
dermord aus Edens Acker der Tod. Ein feindlicher Zwergstaat
kann, wenn er flinke Boote hat, die Infein des Vereinigten König«

reiches so lange mit Minen umkränzen, bis sie in dem Gewinde
ersticken. Das ist der Zustand von heute; nicht My'hos, sondern
gemeineWirklichkeit.UndBritaniensWille,dieWelt in den ihm
bequemen Zustand zurückzuzwingen.sich das arbitirium mungj zu
sichern, auch in Europa, auf dessen Festland es Fremdling ist,be-
stimmend zu handeln, wäre nur durchzusetzen, wenn ihm die Gott-
heit hülse.die inGibeon undimThalAjalon durch Iosuas Mund
Sonne und Mond stillzustehen zwang. Aus eigener Kraft wird
dieMenschhelt nicht eine Weltordnung verewigen, deren höchster
Zweck die Assekuranz des britischen Reichslebens ist.
Kann England diese Lebensversicherung von sieghaftem Ab-
schluß des Krieges hoffen, der jetzt über die Erde dröhnt? Jeder
Brite magselbst dieserFrage dieAntwortsuchen; zuvor aber muß
jeder die Möglichkeiten des Kriegsendes fest ins Auge fassen.
ErsterFall: Deutschland müßte die Waffen strecken. Nur El»
saß»Lothringen oder auchPosen,Nordschleswig,Theile West- und
Ostpreußens, alle oder nur die besten Kolonien: in jedem Fall
verlöre das Deutsche Reich Land; wohl auch den Kern seiner
Seestreitkräfte und dieErlaubniß, zu Land über eine enge Rüst»
ungsgrenze hinauszugehen. Die Folge? Und würde es, wider
alles Erwarten, so schlimm wie, nach 1806 mit Preußen nach
Napoleons Willen: wie damals wäre vom Tag so schmählichen
Friedensschlusses an bis in die elendeste Hütte die Losung, alle
Kräfte zum Rückgewinn des Verlorenen anzuspannen, alles
Können des Volkes, des Landes in den Dienst dieser einenAuf»
gäbe zu stellen. Jetzt aber würde solches Gelübde Alles, was
deutsch ist und bleiben will, vereinen; bald stebenzig Millionen
Menschen, deren Intelligenz und Muth, Industrie und Tüchtig»
Kit durch papierne Bestimmungen nicht zu vernichten ist. Sie
wären arm; daran sind sie, die sich in Macht emporgehungert
haben, gewöhnt und sie würden, ohne Seufzer, jedes Behagen,
jeden Luxus entbehren, um den Kindern, spätestens den Enkeln
das zerstückte Erbe wieder ganz herzustellen und Unabhängigkeit,
Athemfreiheitzu verbürgen. Daß erzwungene Entwaffnung nicht
langewirkt, hat Bonaparte erfahren, hinter dessen Rücken Preußen
sich zur Befreiung rüstete. An ehrliche internationale Berelnba»
rung wäre zwischen Siegern und Besiegten nicht zu denken. Der
tzaß gegen die Knebler, besonders gegen England, würde so tief

und fest eingewurzelt, daher in Menschenalternnicht auszuroden
wäre. England müßte sein Stehendes Heer behalten, sich in un»
bequeme Koalition fügen, auf eine Serie fest ändiger Kriege ge»
faßt fein, in denen Deutschland nicht immer allein fechten müßte.
Kann das Weltclearinghouse, dasReich, dessen aufgeschwollener
Leib so viele reizbare, verwundbare Stellen hat, diesen Zustand
wünschen? Allerlei Kombinationen und Koalttionenbliebenmjy»
lich. Schon der Friedenskongreß brächte, wenn Deutschland leid»
lich klug vertreten wäre, die Sieger vor arge Klippen. Die Ver-
ständigung über die Zukunft Europas würde unendlich schwer.
Z weiter Fall: Demschlands Schwert siegt. Die Annahmeeng-
lischer Niederlage ist doch wohl eben so erlaubt wie die englischen
Siege;wenigstensinderTheolieauchnichtunwahrscheinlicherDie
Folgen auszumalen, wäre grausam; und ist unnöthig. Unnöthig,
in dieser Gedankenreihe an Irland, Egyplen, Indien zu erinnern.
Rußland und die Lateinerstaaten (oeren Verhältnis^ zu England,
nach britischem Herzenswunsch, dem Südamerikas zu den Ve»
einigten Staaten ähn ich werden soll) würden nicht lange klagen.
Englandmit verblichenem Prestige, ohne gesicherte Seeherrschaft,
Zufuhrstraßen, Nährstoffe, ohne Heilmittel gegen feine Insel»
krankheit,ohne den alle Reichsgebtete düngenden Goldstrom, von
New Vork als Finanzherrscher entthront, immer wieder Truch»
booten, Lustbomben, Minen ausgesetzt: für eine ganze Mensch-
heit wäre aus dieser Katastrophe Beute zu holen. Undwerglaubt,
daß Dankbarkeit oder andere Sentimentalität Japan, dem Eng-
landin den Großmachtrang half, hindern würde, mit beiden gelben
Händen in Britaniens asiatischen Besitz zu greifen?
Dritter Fall: Allgemeine Entkräftung erzwingt das Ende.
Vierzig Millionen Männer (die Zahl ist gewiß nicht zu hoch an-
genommen) stehen imKampfoderinschwererArbeitfür den Krieg.
Sie fehlen im Gewerbe, besonders im Ackerbau allerLänder. Sie
müssen, umauszuhalten, gut und reichlich ernährt werden. Vielen
Aeckern fehllStickstoff, vielen Kali,allen, auch denenneutralerLän-
derfehlenHände.DteLandwirthfchaftkannnicht leisten.was sie in
normalerZeitleistetundwassie gerade jetztleistenmüßte.umKrie»
ger, Kiiegsarbeiter, Völker mit Brot, Fleisch, Fett zulänglich zu
versorgen. Ueberall werdendie Elsenbahnen abgenutzt, überlastet,

derPrivatwirthschast, die mehrWagonsals je braucht,entzogen.
TransportkristszuLandundzuWasser.Istnicht das heutesich bare
nur das erste Symptom einer wachsenden, unabsehbaren Noth,
die im dritten, gar im vierten Kriegsjahr nicht auf eine Gruppe der
in Krieg gerissenen Staaten beschränkt bleiben kann, fondern die
ganze ctviltstrteMenschheit.mItungeftümerheftlgkeitzunächstaber
den alten Erdlheil packen,pressen,ausdörren muß? Dieser dritte
Fall, der SündenfaUEmop is, führt inWüste, deren Sand unter
den Hufen Apokalyptischer Reiter aufwirbelt, in grausige Revo»
lution, in Blut und Koth der tzöhlenzeit, wo Halbmenschen ein»
ander um ein Weib, einen Fraß, ein Tandstück zerfleischten. Die
wüstesten Bilder der Offenbarung Johannis würden Wirklichkeit.
Das find die drei Möglichkeiten. Eine vierte erblickt mein
Auge nicht. Und um an eins dieser Ziele zu gelangen, hat auf
Europas Erde Jahrtausende lang dieMenschheit gesonnen und
gearbeitet, geliebt und gedichtet, den Elementen getrotzt und sie
bezwungen, Kinder gezeugt und in Schmerzen geboren? Damit
eins dieser Ziele erreicht werde, müssen noch Millionen fallen,
verröcheln, verkrüppeln? Weil England und Deutschland, deren
Flottenstreit heute durch die Technik entschieden und abgethan ist
und für deren Streben die Erde Raum genug hat, so in National-
haß verrannt sind, daß sie sich über Kleinkram nicht verständigen
können und keiner von beidendenedelsten.nothwendigstenMuth
findet, offen, amtlich, zwischenMillionen Schwertern und Feuer»
schlünden, zu sprechen: »Ich will Frieden, der meinem Reich die
Würde, meinem Boll die Zukunft wahrt, will ihn, weil nur er
Dauer verheißt, weil ich ein Mensch bin und menschlich fühle."
Feinde des durch Verständigung zu schaffenden Friedens,
der aus furchtbarem Gefchehnitz das fürMenschheit und Nationen
Beste zu machen versucht, find Alle, die von solchem Frieden das
Ende ihrer Macht, ihres tzerrschastsystems fürchten müssen und
in denen Egoismus stärker ist als frommes Weltempfinden. Kein
Menfch guten Willens und reiner Seele darf müßig, wie ein
Sensationen noch unbekannter Art bereitendes Schaufpiel, den
Untergang einer Welt erwarten, die nicht flecklos war, doch schön
wie Menschengebild, demSonne un d Sturm das Antlitz gebräunt,
das Kleid in dieFarbe ehrwürdlgenAlterthumes verwittert haben

Blutschande.
Den BrüUern,die nur der Waffengewalt vertrauen und das
rasche Nahen »endgiltigen Sieges' ankünden (als könne eine in
Denken und Wollen zerklüftete Minderheit über fünfzehnhundert
Millionen Erdbewohner, über dieMenschheit und denWeltwil»
len je endgiltigen Sieg erfechten), aber auch den in eitler Lauheit
seichten Vernünftlern, denen ein durch tzandelsmaklerthumoder
Schachermachei, durch redlichen Landfetzenaustausch oderSchie»
bung zu stiftender Friede wünschenswerth scheint, sei der Bericht
empfohlen, den der Abgeordnete Chulgin über die letzte Selbst»
Herrfcherstunde Nikolais Alexandrowitsch veröffentlicht hat. Am
zwölften März rafft sich, im Großen Hauptquartier, der Zar in
den Entschluß, denWunschderReichsdumanachMinisterverant»
wortlichkeitundParlamentarifcherRegirungmorgen zu erfüllen.
Schnell sind die zwei blauentzofzüge geheiztzin den erstenWür»
denträger und Gesinde, in den zweiten der Kaiser mit dem näch»
ften Gefolge. Hinter Bolgoje wird gemeldet, daß der Vorderzüg
von rebelltfchen Truppen aufgehalten worden, die Strecke nach
ZarskojeSelo unbefahrbar, die petrograder Garnison vomZaren
abgefallen sei. Nikolai wird geweckt, hört, was ist,und spricht,noch
im Bett: »Wenn das Volk sie will, bin ich zur Abdankung bereit.
GebeGott, daß Frau und Kindergesund seienlDann werden wir
still inLivadia leben." Erkleidet sich an, tritt auf den Treppenhals
des Schlafwagens hinaus; und Adniiral Nilow, fein Flaggen»
chef, steht in derWinternacht dickeThränen in den Bart des Kai»
sers rollen. Kein Vorwärts: also zurück. Am vierzehnten März-
abend vernimmt, auf der StationPskow, Nikolai aus demMunde
desGeneralsRußkij.daß er selbstum den(allzu lange geweigerten)
Preis ParlamentarischerRegirung heute sich denThron nicht mehr
rettenkönne. Von vier bis sechs UhrfrühsprichtRußkij durchsTe-
lephon mit dem KammerpräsidentenRodsianko. Auch die Armee»
führerBrusstlowund Ewert halten die Abdankungfürunvermeid-
lich. Am fünfzehnten Märzabend, gegen Elf, steigen die Herren
Gutschkow.dasHaupt derOktobristenpartei und der Kriegsminister
derPro oisorischen Regirung,undChulgin,als Vertreter des Voll-
zügsausschusses der Reichsduma, in den Eisenbahnwagen des
Katsers.EineLtchtfluthumstrahltsiezundChulginfühltsich.inver.
tragenem, eingestaubten Straßenanzug, mit vierTage alten Bart-

stoppeln im ungewaschenen Gesicht, zwischen den hellgrünen Sei-
dendecken der Wände nicht sehr behaglich. Drei Generale: Rußkij,
Baron Fredericksz, der Hausminister, und der zur Protokolfüh-
rung berufene tzofmarschall Fürst Narishkin. Der Zar im Dienst»
rockdes Obersten eines Kaukasterregimentes. Mit gesenktem Blick,
um nicht den Eindruck seiner Worte zu sehen, spricht Gutschkow;
lange, ruhig, ohne Rückschau in unverbesserlichen Fehl. Heute,
Ichließt er, ist Wahl nicht mehr möglich: der junge Alezej Mola»
jewitsch muß Kaiser, sein Oheim Michael Regent werden. Noch
schlichter, von Erregungmerkmal freier als Gutschkows ist Niko»
lais Rede; als ordne sie alltägliches tzerrschergeschäft. Well er,
erst an diesem Nachmittag deutlich, erkannt habe, daß die Tren.
nung von dem einzigen Sohn ihn zu hart drücken würde («was
die Herren gewiß begreifen-), wolle er zu Gunst seines Bruders
auf die Krone verzichten. Chulgin bittet um die Erlaubniß, die»
senVorschlagmitAlexänderIwanowitschGutschkowzubesprechen'
und begründet dann kurz das Einverständniß derAbgeordneten«
Wie der Vater denSohn, so würde derSohn denVater schmerz»
ich vermissen und die Erzwinge? der Trennung, die Vollstrecker
des Volkswillens, vielleicht hassen lernen; auch sei die Frage dor»
nig.ob der Regent im Namen des Mündels mit einem bindenden
Eid sich an die Verfassung ketten dürfe. Nikolai fragt noch, ob die
Gäste überzeugt seien, daß sein Verzicht dem Reich die innere Ruhe
zurückgeben werde; geht, da dieFrage bejaht ist, in den nächsten
Wagen.und bringtnach einerWeile dieVerzichtsurkunde.Mit hal-
ber Stimme liest Gutschkow denWortlaut von schmalen Blättchen
Die Sprache, sagt Chulgin, »war würdig und edel und ich schämt^
mich des Textes, den wir Zwei in Hast hingekritzelt hatten-. Auch
den über die Eidespflicht erbetenen Zusatz formt Nikolai klarer, als
vorgeschlagen war. DreiMaschinendurchschläge; aufBriefpapier
mUdemAufdruck«Hauptquartier« und «DerGeneralstabschef«.
Mit demBleistift unterschreibt derKaiser.Nun ist ers nichtmehr.
Zwölf Minuten vor Zwölf. Die in ihren Folgen unabsehbare
Staatsaktion hat nicht einmal eine ganze Stunde gedauert. Der
Hausminister beglaubigt,mi,Ttnte,NikolaisUnterschrift.Freund-
licher Abschied. «Hatten wir schon zuvor einander die Hände ge»
schüttelt? Mir ist so; doch ich war erregt und weiß es nicht mehr
genau. Beim Abschied war der Kaiser vollkommen ruhig, zeigte

keine Spur bitteren Gefühles und gab sich wie ein uns befreun»
deter, nicht wie ein stolz auf Distanz haltender Mann." Warum
glitt, der die schwerste Stunde so würdig trug, in höchster Noth
über so lichten Menschenverstand gebot, dennoch vom Thron?
Nicht, weil sein Heer das deutsche nicht zu schlagen vermocht, seine
Frau Alexandra dteAnbeterinAnuschka, dieses tzoffräulein den
Brunstheiland Rasputin gehalten hatte, noch, weil in einem mit
Nährstoff überstapelten Reich große Volkstheile hungerten. Ehe
an Europäerkrieg, an die Einfuhr sapphischer Sitte und Schwarz»
messenbrauches, an Verkehrs wirrniß in Rußland zu denken war,
habe ich dieNoihwendigkeit derAbdankung hier, im März 1905,
vorausgesagt. Nothwendig war sie, auch ohne neuen Krieg, so«
gar nach einem Sieg unvermeidlich: weil unter dem Schädeldach
Nikolais nur altes, verlebtes Denken, mit dünnem, entfärbtem
Blut, nistete und der schüchtern Gekrönte niemals den Muth zur
Entlehnung jungen,zeugungfähigenDenkensfand;weilerweder
sah noch ahnte, was die Zeit begehre, weder aus seinem Hirn (das
nicht dunkler, nicht enger war als manches anderen Monarchen)
den Schöpfergedanken, der allein heute zum Amt des Kaisers, des
Königs weiht, gebar noch nur je begriff, daß in Ost und West, in
FriedenundKriegkeines anderenEroderersWerkDauer verheißt
alsdes Gedankens. Nur deshalb trug ihn derThronnicht länger.
Das einzige große Europäerland, das in zwei Jahrhunderten
vor der Frage, ob Monarchie oder Republik fein folle, nie in
Krampf gebebt, nachCromwellsTag diefeFrage kaum je wieder
gestellt hat, ist England. Das hatte keinen Grund, sie zu stellen.
Woraus entstehteinStaat?AusdemBedürfnißdesLandschutzes
und der Arbeitvertheilung. Wenn der Bauer nur sein Höfchen
sichert, nur (sagt schon Platon) den viertenTheilseiner Kraft an die
Nährmittelförderungwendet,dieanderendreiViertelinMaurer-,
Zimmerer-, Kleidner-und Schusterarbeit verbraucht.kommtntchts
Rechtes, nichts rasch zu Stand. Vernunft räth zu Gesellung und
wiederum zuSonderungzempfiehltSchutzgemeinschaftundPflege
der Einzeltalente. Wo Alle für Jeden stehen, istIeder geborgen;
leistet Jeder nur, wozu er anstellig und ausgebildet ist, so wird
Alles schneller, reichlicher, schöner. Weil das dertzöhlenzeit ent»
Wachsens Menschenwesen mehr braucht und ersehnt, als es allein
für sich, schaffen kann, verbündet es sich anders begabten Wesen

und wölbt, als der Arm einerArbeitergemeinde, die Kuppel des
Staates. Der kann ohne Herrscher gedeihen; ohne Staat aber ist
«in Herrscher eben so wenig denkbar wie, nach dem Wort des
Konsuls (nicht des Kaisers) Bonaparte, ein nackt unter Nackten
wandelndei. Der Germane wählt seinen König, als den Vormann
und Führer zu bestimmtem, umgrenzten Unternchmen und ver»
längerl, dem Wahlkönigthum nochtreu, da derPiltchtenkreis sich
weiter auswärts dehnt, die Geltungfrist nur bis an das Lebens»
ende des Gekürten. Der König der Angelsachsen und der Nor«
mannen steht, noch als er die Krone durch Erbrecht, nicht mehr
, von Wählern, empfängt, unter dem Gesetz. Nur des GesetzesBoll»
streck« ist er und durch Eid verpflichtet, das Recht, die Sitte und
Lebensgewohnheit des Volkes (WIK ancl people) zu wahren. Dieses
Volkes Wille, nicht eines Gottes, giebt ihm alle Gewalt; und ent»
zieht sie schroff dem König, der sie mißbraucht, verzettelt oder, wo
sie nothwendig wäre, trüg ruhen läßt. Der König wird nie all»
mächtig, darf weder blindes Vertrauen fordern noch feine Sou»
verainetät üser die Kanten der Rechtsurkunden (Common l^v,
IVlaZna LKarta) hinaus strecken; nach der Gesetzlichkeit seines tzan»
delns ist er zu richten und für dieses Handeln nicht etwa, wie noch
der erste Karl Stuart wähnte, nur dem Himmel verantwortlich.
Wars zuerst der Hundertschaft, fpäter dem Reichs Parlament;
und sank in Oyn macht, sobald er sich vermaß und mehr zu scheinen
strebte, als der zur Ausführung des Volkswillens Bestallte fein
darf. Von Bracton und Edward Coke bis auf Macaulay und
Morley hat, in Hochadelsschlössern und Miethkasernen, über die
Grenzen könig icher Gewalt nie Streit gewüth et. Seit Erfahrung
lehrte, wie seken im Hirn des von Eibrechlszufall Gekrönten der
fruchtbare Königsgedanke horstet,nahm man dem König die Mög»
Iichke,t,Schaden zu stiften. Er darf, schon nach Bracton, nur thun,
was ihm das Gesetz erlaubt; und der vonSpeichelleckerninWtll»
kürsinn gefälschte Satz «l'Ke KinZ can clo n« nronZ« spricht nichts
Anderes aus als die dem Briten fett dem fünfzehnten Juni 1215,
dem Geburtstag der ^la^na dksrw, nie von Zweifel umdunstete
Gewißheit, daß der König nur in den Rechtsschranken Gebieter
ist und hinter ihnen die Macht verliert, Unrecht zu thun. Wer die
Tagebücher und Briefe der Königin Victoria kennt und das rast»
los stille Wirken ihres Sohnes Eduard sah, wird nicht behaup»

ten.daß denTrägein derBritentrone auch die Möglichkeit, ihrem
Land zu nützen undinWeltfchicksalEinfluß zu erlangen, gesperrt
sei. Mit der Krongewalt Schädliches zu bereiten und dem Volk
ein schwarzes Loos aufzuzwingen, sind sie gehindert; nicht, das
Königswerkzeug ihrem Verstand, dem des Menschen im Purpur»
dienstbar zu machen.Würde das Britenreich, wie Köpfe von der
bewährtenWeitsicht der tzelfferich und Zimmermann uns zukün-
dengeruthen.imAugust vom Hunger, würde es später von Waffen
besiegt: kein Engländer, Schotte, Ire ziehe den fünften Georg der
Schuld. Der brauchte um seinen Thron nicht zu bangen.
So wollen, endlich, auch wirs. Nicht: Trugspiel und Schieb-
ung mit Volksrecht und Parlamentarismus; weder ein Binsen»
gesetz über Ministerverantwortlichkeit oder anderen Stuckputz der
Reichsfassadenoch irgendeinen Erzberger,Schiffer,Payer,David
als Konzession» Schulzein einem Reichsamt. Sondern:neue, dem
Genius derZeitgenügendeAbgrenzung derRechte(also auchder
BerantwortIIchkeitzonen), die dem Kaiser und die derNation zie-
men. Ist diese Neuerung nur dmch Opfer zu erkaufen: keinKaiser
kann vorihnen zaudern; keiner auf demPfühl des Glaubens ruhen,
nurdasVo!k,nichtderHerrscherhabe,ohnezuzählen,zuwägen,dem
Heil des Vaterlandes Opfer zu bringen.Doch ist, was werden muß,
nicht Verlust; istGewinn und feste Versicherung der Familien Zu-
kunft. Monarchie ist eine in ihrer Dauerbarkeit zeitlich begrenzie
Formund,wieallesIrdische,demGesetzderWandlungunterlhan.
In engen oder epenhaft einfachen Verhältnissen kann sie Allein»
Herrschaft,Selbstherrschaft sein; auch da,wo dieVorsorge für den
Nochfall des Krieges, eines nur durch zähe Geduld, nie müde Be-
geisterung und straffeZucht gewinnbaren, jedenAlltag beherrscht,
in dieZüchtung des wichtigsten Typus, des Kriegers.nöthigt und,
Wie der Knecht dem Herrn, die Frau dem Gatten, das Kind dem
Vater, so das Volk dem König willenlos untergeben sein mutz.
Das ist nicht unser Zustand; nicht unser Krieg. Dessen Ausgang
bestimmen, sicherer noch als die Künste des Strategen und Tak»
tikers.Industrie,Technik.flinkeOrganifationallerWehr.,Nähr.,
Zahl» und Verkehrsmittel; bestimmen Kräfte, die nur inFreiheit
reif, nur von Freiheit dem Reichsfchotz entbunden werden. Das
alte Preußen, dessen tzauptgewerbe der Krieg war, brauchte die
starre Härte der Stoa (aus der doch schon Fritz gern in Epikurs
y> iteren Bezirk floh). Dem Deutschland von morgen, dem liebens»

würdiger Ernst besser alsRauheitzinsen.Wirthschaftnutzen wich»
tiger als Mystik sein wird, würde ein Zeno bald eben so lästig wie
einDrillkönig oder ein aufdenGötzensockelgehobenen Marschall,
der auch denBürgern befehlen dürfte. (Generallieutenant Groe»
ner, der als Leiter des Feldeisenbahnwesens Ungemeines geleistet
hat, irrt in die Meinung, daß dem Generalstabschef solche Befehls -
weite offen sei, und stärkt, unbewußt, damit, der Schwabe, den
Auslandsglauben an die «preußische Militärautokratie«.) We-
derSelbstherrsch aft n och Scheinkonstitutionalismus istfortanmög-
lich. Nur: Selbstregirung des Volkes, das ohneMurren gearbei»
tet,gedarbt,gefochten,geblutet hat. Demokratie, sagte ich vor acht
Tagen, wird das dringlichste Fürstenbedürfniß. Wann und in
welcher Gestalt der Friede komme: breite Schichten der Nation
wird er enttäuschen und in bitterenGroll stimmen. Soll und darf
der den Kaiser und das tzohenzollernhaus treffen? Und leugnet
ein Redlicher, daß Zorn, der den Kanzler, den für das Handeln
des Reichshauptes allein Verantwortlichen, schilt, heute schon
höher zielt?DerKaiserwirdentbürdet,wenn erstch aus der Pflicht
löst, den Kanzler zu wählen, für Kriegserklärung und Friedens»
schluß die innere, letzte Verantwortung zu tragen, mehrzu sein oder
zuscheinenalsdesVolkswillensinWürdethronenderVollstrecker.
Entbürdet wird er, nicht in der Wirkenskraft gelähmt; von gefähr-
licher Last freier, nicht leichter an Eigengewicht. DieVerantwor»
tung des Friedens, der werden muß, kann nur der Nacken bergan»
zenNation ungebeugttragen.Ehe er danachdrängt,ehe ein Aus»
schuß den Umbau der Verfassung fordert, rufe des Kaisers freier
Wille, im Einklang mit den zuEwigemBund ihm gesellten Fürsten,
ReichstagundBundesrathindiePflichtgemeinschafteiner^«n8ti.
tusnte, die dem Reich verantwortliche Minister, der vomVolk er-
wählten Parlamentsmehrheit Regirungmacht, allen selbständig
sich nährenden Deutschen beider Geschlechter das Recht zu Mit-
wirkung am Reichsgeschäft sichert, die alten Gesetze neuemBedü' f-
niß anpaßt und dadurch der Nation die Freiheit, den fürstlichen
Häuptern ungefährdete Lebensdauer verbürgt. Schnell: ehe die
Gunst der Stunde versäumt ist; dieZeiger stehen zwölfMinuten
vor Zwölf. Wer fürchtet das Geheul des um dleWahrung rosti-
gerPrivilegien,vermotteterPfründenzeterndenTrosses?Dermag
sich tummeln, in eigene, nicht mehr von Gunststrahl erleichterte
Arbeit schicken: dann wird ihm auch in der gelüftetentzeimath wohl.

Wen schreckt die Mondröthe, die vom letzten Aprtldrittel bis in den Sonniag Exaudt währt? Die in der Erdatmosphäre ausge» sogenen, abgelenkten, gebrochenen Sonnenstrahlen leihen dem Silber der sichtbaren Mondscheibe dteFarbe desKupfers: nicht, wie Höflingsaberglaube wimmert, des Blutes. Hütet den Strahl der irdischen, Euch alles Leben spendenden Sonne vor Ablenkung, Bruch, saugenden Schmarotzern, lasset ihn kein Theilchen seiner Wärmkrast verlieren: dann wird die Knospe vor Frost, die Frucht vor Säure bewahrt. Ist Roth, die Farbe des Purpurs, des Her» zenssafies, der Mohnblumen im Aehrenfeld. das Gewand des Volks willens.sotstsein Wahrzeichenneuer Majestät, nichtBletb- sel alten Sündenfalles; so weist es nicht inAusruhr und Bürger- krieg, sondern mahnt leuchtend, dieVöckerins Gewandentseelter Fürstenmacht zu kleiden. (Weil der Monarch darin fröre.)
Der rötheste Mond, die dem Brand ihrer Scharlachlaken ent- stiegene Sonne hätte,seitKainsBrudermord und denMetzeleien des Lahmen Ttmur, nirgends ruchloseren Frevel geschaut als un» seren Krieg, wenn nach ihm Alles, Feindschaft und Rüstung, List und Gewalt, Herrenmacht und Knechtefron, bliebe, wie es zuvor war; wenn aus der Sintfluth nicht Lüftung, Entseuchung, Heili» gung der Erde und all ihres Staatengebtldes würde. Was sein muß, wird; des Baumes Frucht und die Auferstehung des von triefenden Händen, von klebrigen Spaten verscharrten Geistes. Höret Ihr ihn athmen? Er spricht. .Nie wieder, Völker, niemals wieder. Menschen, darf Solches werden. Ihr sähet, in welchen Graus, welche Blutteifune Krieg heute Jeden und Alle reißt. Dahinein wagt der Mündige sich nur ans freiem Willen, nicht aus den Befehl eines Herrschers oder Zufallsklüngels; die Fol» gen des Entsetzens und der Wirbelnürme, Bruch und Untergang seines Hoffnungschiffes trägt geduldig nur, wer selbst das Wag» niß der Fahrt gewollt hat, nicht, wer sest in die Hand genommen, in Traum gelullt und mit Beläuberkunst erhalten, unter Wetter» wölken hin, über Klippen, in ungewolltes, unersehntes Schick» sal getragen wurde. Schmiedet Euch in den Entschluß, Krieg nur zu führen, werin Ihr sein Werden bis in die tiesste Wurzelfaser durchblickt und durchleuchtet, durchdacht und durchfühlt und ihn dennoch als unvermeidlich empfunden habt. Dann wird nie wieder einer.Und sest werde, wie Erzfels, Denen, die bluten und trauern, darben,verkrüppeln,verarmen,dasRecht,inderStunde,unterdem

Bedingungdach.diesieselbstbestimmten.Friedenzuschließen.Dann
wird er morgen. Am letzten Tag. Germanen, vorRagnaroks, des
Weltunterganges.Vollendung Dreiunddreißigmal schon fuhr das
LeichenschiffNaglfar hin und gerzund abermals hängt derReif»
riefe das Steuer ins Ruderjoch. Bauet nicht auf den neuen, den
namenlosen Gott, der aus der Alenbrandstatt die schönere Erde
zaubert, sie mit jungen Göttern bevö kert unodem des Geschöpfes
dankbarer Schoß ohne Saat Ernte beschert. Im Schweiß Eures
Angesichtes mühl Ihr säen und pilügen, reuten und eggen: um»
sonst wüchse kein Hainichen, nicht Kohl noch Rübe Such zu. Ist
nicht in Euren Seelen selbst Gottheit:aus Wolken steigt sie nicht
nieder. Verjüngt und schmückt nicht Euer zu Güte williger Geist
die Welt: von keines Zaubers Gnade wird je noch einEven."
Das könnteerst werden, wenn der Geist wiederin Großmacht
erstarkt, das tzirn des Schwertes Herr geworden ist. Solchen
Wahnes lachtder«Siegeswille"deiLauten;unddtelaulichSeich-
ten, die auch für diesen anbefohenen Willen, wie für Butter und
Kaffee,Sohlen und Benzin, «Ersatz°ausdüflelten,hebenAchseln
und Brauen. Dort: »Wir kriegen sie, sämmtlich, auf die Knie!"
Hier: »AusNachfrage und Angebot wird ein Geschäft." Beiden
ist der Gedanke ein feuchterNebelstreifohneNährgehaltund kalo»
rischeKraft, Idealismus einMandelmilchbret aus derPuppen»
küche. Sie zanken, bespritzen einander mit Galljauche: und sind
dennoch in steter Gemeinschaft derBlindheit undTaubheit. Aus
derWeltfeele (diekeinem Hegel sichheutenoch indemfeiten Impe«
ratorenleib Bonapartes verkörpern würde) drängt ganzAnderes,
heiß wallend, ans Licht. Ein Sehnen nach höherer Sittlichkeit, von
deren Gesetz der Staat nicht weiter als irgendein Einzelner ab»
weichen darf, deren internationaler Geliun gbezirk, wie der allen
privaten, öffentlichen, n attonalen Rechies, vonSpr uchgericht und
Vollzugsgewalt befchützt, deren Verächter und Besudler, Volk
oder Regirung, von Ank äger, Gericht, Sirafoollstrecker eben so
in Verantwortung gezwungen und sürFehl haftbar gemacht wird
wie jeder Bürger eines ctvilistrten Smates für sein Vergehen.
Diese Sehnsucht, das Sorgenkind aus endlos scheinender Kriegs»
nacht, hat der tapfere Wille zu Frieden und Menschenwürde im
hellen Schacht der Erkenntniß gezeugt, daß Internationalismus
dienächste,unüberspringbareErlebensstuseweißerMenschheit ist
und Gleichheit des Rechtes, der Pflicht und Verantwortlichkeit

Denen werden muß, die durchGrenzsteine,Schlagbäume,verschie»
dene Kleider der Rümpfe und Reden zwar getrennt, doch Glieder
eines Körpers find und Organe einer Seele sein sollten. Nicht her»
ab: hinauf trägt die Sprosse des Internationalismus; aus dem
Feuersumpf und den Geifertümpeln desFenrirwolfesindesGa-
liläers ernst anmuthiges Menschenreich. Hinauf in dentzügelgar-
ten einträchtiger Güte, von deren warmem Anhauch die Lust zu
FeindschaftundRüstung.GewaltthatundschmählicherTückewelkt.
der Land-undMachthungergestillt,dieInselkrankheitgeheiltwird.
Läßt Deutschland.dem in jeder Hochzeit der Gedanke die wirksamste
Waffe ward, ihn nun den Feinden? Dürfen Die vor dem Auge
und Ohr der Welt erweisen, daß sie für die Freiheit der Völker,
derschwächstenund stärksten, religiösen und politischen Glaubens,
bürgerlicher und völkisch er Schicksals bestimmung,für Civilisation.
Wehrlaflminderung,Staatenbund,Staatengerichtkämpfen,wäh»
rendaus dem DeutschenReich nur hörbar wird, daß es für Lander
oberung oder Landzuwachs, Erz» oder Gelderwerb ficht? Dann
wurde unterAlbendruck ächzender Athem wildes Gepfauch.Nicht
von draußenist, von eines Gottes Altar.aus eines Teufels Esse,
der Friede zu Holenz nur im Innersten ist er zu bereiten und nur
DeutschlandsVolkkannihn,inverantwortlicherFreiheit,schließen.
Wer (noch einmal) erfrecht sich des unsühnbarenFrevels, dieses
Volk, in der stummen Majestät seines Kampfes und Leides, seiner
nie erträumten Opfer an Blut und Gattungfamen, mU schleimigem
Mundquark, stinkigem Letternschwarz zu betrügen? Gebet ihm,
was ihm gebührt: dasRechtund denLuftraumzuEntscheidungin
nirgends verdunkelter noch übertünchte? Kenntniß des Macht»
bestandes,desBedürfnissesundderMöglichkeitvonmorgen.Und
grinset nicht, sondern sinket, Fürsten, Heerführer, Feinde, andäch»
tig in die Knie, wenn es muthig sich zu Idealismus bekennt und,
endlich, die Horde der Schieber, die sich bismärcktschen Realien»
geistes voll dunkeln, aus seinem Hause räuchert. Uralte Mär raunt,
nur aus Blutschande könne der weiseste Wunderwirker geboren
werden, nur naturwidrigem Gräuel die Allgewalt sich entbinden,
die den Zauberspuk müd greifender Natur bricht und die von Zu»
kunft trächtige Gegenwart aus demPannderVergangenheit löst
(Anttgone; Siegfried.) Der Krieg ist Europens Blutschande. Der
Purpur heldisch frommerVolksmajestät,diezurSühnungdes Fre-
vels aufsteht, röthet mit seinem Abglanz den vergrämten Mond.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Vruck von PaK « Sarleb G. m. b, ß. in BerkK.

5. Mai 1U17.
Ar. Â».
Die Zukunft,

BjÃ¶rn BjÃ¶rnfon
Vorn
dentschenWefeÂ«
Gerhart Hauptmanns
In jeder besseren Buehhcrndlnng vorrÂ«i<ig
Perlng BertiÂ« W.

Kennen i«
ttoppegsrten
8onntag, I!sn 6. Mai, nacnm. 272 UKi-
7 Kennen;
11.
I»n«is« IS S0« I«.
Montag, Ilsn 7. IViai, nsonm. 2'/> Unr
7 Kennen;
Lin I^ogevpwt? I. Keine ^K. 14,—
So. II. , 12.—
Lin I. ?wt? Herr«« 10,—
So. Osinen » 6,—
Tin Lsttelvlstn Herren 8,—
So. Osmen , 4.—
Lsitelplst- Herren 4,—
So. Damen ... , 3,—
Cin Sritter k>Ist2 , I.SU
XinSerKsrten ., I,—

LI'UNZ! p»r ZI. ve-emder ISIS.
^ tterae-un« Va^vn-Xontu
LüKngleisüont« . , ,
^ VV^oKsel-üanto . , , .
„ Konto X«i?««t Konto , ,
Invöutuv Konto . , , .
l'sr ^IctienKäniMI Konto
„ 4^ ?,i«ri,ät.^nI,Kt
„ 4?s ?rivr. ^nI, X!n»,Kto
., 4°^ r'rioiv.^nI.-l'NL. Kt«
K,
IM2094
5V44I9
12« »«3
7 9,i»
78 23«!
I
I
1
4
, 7 7?»
«>««
II M9
25« 311
I 097,»«
1 «97 3« 2
«74 «74
I!
95
15
2,
N2
5I7«9«5lZ«
«, lpk
2S5«gM
157 «M
I4W
SV«U
4»9
so
235 «M
75 «00
425 cw>
IS,9g
«««««
45 gNo
99 9N5 71
I «97 «9« »r,
1««733 3,
449 99«!,,'»
>»^^7k^
517«UöÜ!«^
V/itKS,rIei>vetk,
i,6,nin,X«n><>,
Kuren

Vierer,. - Ss.r^s.i«r^m.
«. ^
Die virtseksktlickev Interessen von über
se°,n800««0000M.
vrerclen SurcK uns vertreten u. bearbeitet.
^lot betr.
Steuer
Stempel Steuer-^euKanc,
I>«t>j»mr Str. m. «sr»n«5S. r«r°«,,r,>,s,!,?z?z.
«sn «erl. SsiucK «ll. Kostenl ^usenil. v, Prospekten
SeNklnnllKmtttelKn:
und «v sämtl. IKesterKsssen äer kirms ^ Vertneim.
Leipziger Str. nur vockentszs.
8cdluK cker ^nnskme iür Vorvetteu:
vor Legion Ses
ersten Rennens,
kur Sie lirok berliner ?iz>?e
bei personl, ^,nktrsz bis 1^/,, Ltuväen
bei ?ost-^nstrs^en bis 2 ^ZiuvSen
I'iir »usvsrti^e ?Iät?e bei sllen ^»ltrs^en
bis 2^/2 8tun6en
Woenentsge vor 6en Leuneo «'eräen in sllen ^nnäkme
stellen Vorzeiten bis 7 I1K> äbencks sngellommev.
Kennen N«ppeL»rten sm 6., 7., iz. Msi,
liennen KsrlsKorst sm 10. IVlsi,
IZennen «u vresäen sm 6. IVisi,
IZerinen ?u >eus» sm 6. »si,
lZennen ?u LresI»u»Sü6 sin iz. ZVlsi,
kZennen ?u vüsselä >rf »in iz. Ivlsi,
1^rsbr«nnen ?u Nsmdur^ ?si^msen sm 6. ^si.
Ws'tbeäill^vnßen verclen i. ä.^VelisnvsKmcsteil, unentgsltl. versbfolßi.

Berlin, de» 1s. Mai 1«17.

Der zwölfte Feind.

M^8it Stimmeneinheit, stand am fünften Maimorgen in derZei'
tung, hat das Kabinet (Präsidenten und Direktoren, Cen»
5ral» und Provinzialregirung) des Großen Volksreiches China
<Ta Chung»tzua»Min»Kuo) befchlossen, dem Deutschen Reich
den Krieg zu erklären. Der zwölfte Feind. Dessen Beschluß hebt
dieKopfzahl der uns seindlichenVolksmassen über dietzSlfte der
zweiten Menschenmilliardehinaus. Das Auge des Gedächtnisses
fliegt über vier Jahrtausende, dunkle und helle, hin: und findet
auf so ungeheurer Strecke nirgends eineSpur.dle zuschließen er-
laubt, daß China aus freiem Willen eine nennenswerthe Macht
angegrisfen habe. Als der Westwelt der Name des Landes (in
der Armenlersprache Zunia oder Zenastan) zum ersten Mal ins
Ohr klingt, hört es, dort, in der Erdmitte, wohne ein reiches Volk,
das Seide spinne und denFrieden inbrünstiger als irgendein an»
deres Gut liebe. In Chinas Frieden sehnt aus dem Waffenlärm
des tzunnenlagers die Fürstentochter sich heim, deren Klagelied
Joseph de Guignes uns bewahrt hat. »Rohes FleischzurStillung
des Hungers, saure Milch nur, den Durst zu löschen, und eines
Zeltes vom Wind bewegte Wände statt der schützenden Mauern
unseres Palastes l So lebe ich, seit die Eltern mich einem Barbaren
LU WSrmung und Gekos hinwarfen. Wüchse mir eines Vogels

Fittich: wle gern flöge ich, in freudiger Elle, in den Duft derfried»
lich blühenden tzeimath zurück!- Die im drittenIahrhundert vor
dem Christus geschichtete Große Mauer, von der dieVordrangs»
wuth nördlicher Horden abgeprallt, westwärts gewendet und i».
die von der Geschichte als Völkerwanderung verzeichnete Bewe»
gung getrieben worden war, die aus drei Stücken gefügteWeiße
Wand hemmte den tzunnenstrom nicht. Er walzt sich über die ReiS-
selber, die sonnigen Stätten der Setdenzucht, ertränkt Chinas un<»
ter dem Helm, im Panzer eingeschlafen« Wehrmannschaft und
zwingt den Kaiser in demüihigeUnterwerfung.Undder Mongolei
begnügt sich als Sieger nicht mit Geld» und Waarentribut: wek
seinem Volk im Strudel wüsterRaubzüge dasWeib zu rasch ab»
genütztem Werkzeug und geschundenem tzausthier wird, gesund^
reifender Nachwuchs eben so wle lechzendem Geschlechtsstnn die
Weide fehlt, fordert und empfängt er aus dem überwundenere
Land ganze Heerde« der schönsten Mädchen.Die müssen dem Kitzel
des häßlichen, schmutzigen Tataren sich hinspreiten und in ihrem
Schöße seinen Samen bis in den Erntetag tragen. Selbst diese'
Schmach weckt in den Vätern, Brüdern, Verlobten nicht den Wil»^
lenzu Rache und Krieg. Zweimal wurden die Hunnen Chinas Her-?
ren. Zwar bequemten mancheTheiledertzorde mählich sich in die
Sitten der neuen tzeimath; doch ihrFührer war erstnachdem un»
ter derRegirung des Wut-Tt erstrittenen Chinesensieg bereitenle-
end den Treueid zu schwören und aus der Hand des Kaisers daS
Siegel, das Sinnbild der Lehnspflicht, anzunehmen. Wenn vonu
den Bergen h er Feuerzeichen rufen, muß derzuvorAusgemuft erte
nach derWaffe greifen. Die aber ist ihm stets Last,niemalsEhrev
Höret ihn singen! «So weit muß ich wandern, über hohes Geblrg,.
durch breite Thäler, und säße, statt Streit zu suchen, viel lieber do<Zl>
im friedlichen Vaterland und labte mich an demWohlgeruch un^
serer Tfchunghwa, der aus stiller Erdmitte erwachsenen Blume^
Noth sehen wir ringsum,Nöthemüssenwir,widerwlllig,schaffen^
wann welkt,wlejedePflanzeunter demHlmmel,derTag,der uns
in ruhelose Qaal kettet? Wie dem Kraut die Sonne, so fehlt hier
dem Manne das Weib. Düifen wir Gewaffnete uns noch der
Menschheit zuzählen ? Nicht Tiger bin ich, nicht Rhinozeros: durch
Wüste muß ich dennoch immerzu; warum gebt Ihr dem armcnk
Kriegertrotz vom Morgen bis zum Abend keine Ruh?'Ist einer.-

Schlacht nicht auszuweichen, fle auch nicht durch Einzelkämpfe
Auserwählter zu ersetzen, dann fchaaren die Streitwagen sich in
die Mitte der Walstatt, die Schleuderer und Bogenschützen bil»
den die Flügel des Wehrkörpers und alle Willenskraft wird zu
rascherBeendungdes Ringens eingesetzt. Der Gefallene gilt,noch
wenn ihn unwiderstehlicher Zwang ins Gefecht trieb, als Held und
wird feierlich bestattet. Ein Stehendes Heer wurde erst unter der
Thang-Dynastie, im siebenten nachchristlichen Izhrhundeit, ge»
schassen. Angewandelt aber blieb auch dadurch die Weltanschau»
ung,der jeder Krieg, selbst der in Sieg führende, ein Uebel scheint.
Weil er die Ruhe, dietzarmonie, das vomHimmel gewollte
Gleichmaß des Lebens stört undUnvernunft auf dentzerrschersitz
hebt. China ist dasReicharbeitsamerBürgerlichkeitzist vomtzim»
mel zum Staat geformt, wird von tzimmelsmacht beherrscht und
lebt nicht von eines persönlichen Gottes noch gar von eines Men»
schen Gnade, sondern von eines aus dem Allwalten abstrahirten
Gedankens, der die Mittel zu gewaltsamer Eroberung weder
braucht noch wünscht. Der Himmel will Ordnung, Ruhe, Ver»
nunstzwill nicht, daß sein Sohn, der Kaiser von China, nach freiem
Belieben die Reichsgrenze vorrücke und fremdes Volk in lästiges
Joch schirre. Wie könnte er Krieg wollen? Der schmiedet alle
Gewalt in dietzand irgendeines Kräftigen, dessenWillkür fortan
gebietet. Ohne Schranke; gerade in höchster Landesgefahr ohne
Hemmung. In solcher Zeit reckt der Soldat, der zu Kampf ge»
dungene Waffeaknecht, sich über den Bürger auf, der ihn nährt;
und der Leib des Staates wird zerrüttet, selbst wenn dem Heer
die Ueberwindung des Feindes gelingt. Der Verletzung heiligster
Pflicht aber ist schuldig, werMachterhöhung,Eroberung mehr liebt
als die Ruhe, den Wohlstand der Landsmannschaft. Die Große
Mauer ist Chinas Symbol: so weit soll, nicht um eines Zolles
Breite weiter will es reichen. Nur einen Eroberer ehrt es: den
Gedanken.von demFremde in Sehnsucht nach demBlüthensegen
der Tschunghwa entbrennen. NurKaiser.die ihm denFrieden er-
hielten, hat es gepriesen und niemals dem Entschluß zu Krieg, nie
derKunde vonSieg zugejauchzt. Vonfrommem DrangnachFrie»
denswahrung,vonfeinsterMenschlichkeitzeugendieuralten,heute
noch giltlgenKriegsartikel des Feldherrn Sema. »Vor dem Ent»
schluß zu Krieg muß das Volk gewiß sein, daß es redlich für d«S

Recht kämpfen und sich niemalsvondenGrundsätzen derMensch»
lichkeit lösen werde. Menschenleben darf nur opfern, wer nicht
zweifeln kann, daß, wenn ers nicht thäte, noch mehr Menschen
ums Leben kämen; nur, wo das Wohl der Gesammtheit es be»
fiehlt, darf Einzelnen Weh bereitet werden. Deshalb darf nur
harte Nothwehrpflicht uns die Waffen in die tzand drücken; und
noch imKampf müssen wir denFeind lieben, der Stimme mensch«
licher Tugend lauschen, die Kraft im Zügel halten und weniger
an uns etwa erlangbaren Vortheil als an die Pflicht denken, den
wider uns streitenden Völkern die Ruhe, das köstlichste Men»
schengut, zurückzugeben. In Sonnenbrand und grimmigem Frost,
in den Jahreszeiten der Aussaat und der Ernte, in Tagen der
tzungersnoth, Seuche, Landestrauer füh en gesittete Völker nicht
Krieg. Auch nicht, ehe sie jeden Weg zu Friedenswahrung be»
schritten, jede Vermittlerkunst genützt und ehrlich Alles versucht
haben, was dem Volk den Krieg ersparen könnte. Unsittlich ist er,
wenn Ehrgeiz, Selbstsucht, Rachgier ihn erwirkt hatzund noch der
nolhwendige.nicht vermeidliche demLeib des Volkes nie gelinder
als dem Einzelkörper schwere Krankheit. Der menschlich Empfin»
dende bequemt sich in jeden Vergleich, der die Ehre undLebens»
fähigkeit der Nation ungefährdet ließe. Muß aber Krieg fein, so
ist jeder Kampfer ein Werkzeug des Himmels. Der wird Ied,n
strafen, dessen Missethat zu ihm aufschreit. Vergießet nicht mehr
Blut, als das Gemeinwohl befiehlt; fchonet die Menschen und
sinket niemals in Grausamkeit. In fremdem Land habt Ihr die
dort webenden Geister zu achten und dürft nichts ihnenLeldiges
thun: weder durch Reisfelder und durch andere Pflanzung mar»
schiren noch Fruchtbäume fällen und Wälder ausholzen; weder
tzausrath undAckergeräth nehmen nochtzausthiere peinigen, tö»
ten oder gar Euch aneignen. Feldfrucht oder Häuser durch Feuer
zu vernichten.ist selbst unter demDruckfeindlichenWüthensnicht
erlaubt. Eben fo wenig, dieMauern eroberter Städte.dletzäuser
undtzabe der darin wohnenden Bürger zu zerstören. Alles Kunst»
werk sei besonderer Sorge lmpfohlen. Nie dürft Ihr Wehrlose
an greisen, nie einem Greis oder Kind Hilfe weigern noch je zau-
dern, nach der Schlacht die Verwundeten zu betreuen; denenaus
dem Feindesheer soll stets die selbe Pflege werden wie unseren.
Ist ein verwundeter Feind wieder rüstig, so sendet ihn, mit reich-

Uchem Reisegeld, in die tzeimath zurück, auf daß er die Bangnig
der Verwandten ende und unter seinen Volksgenossen als ein
Zeuge Eurer Menschlichkeit wandle. Das Handeln des HeereS
und seiner Glieder darf nie einen Zweifel an der Ueberzeugung
nagen lassen, daß es nur zum Zweck der Volksvertheidigung die
Waffenträgt; befleckt es sich mit dem Makel unmenschlicher Grau-
samkelt.so schändet es dieEhre des Volkes, des Fürsten, des gan»
zen Reiches, dem es zu Dienst und würdigem Ruhm sein sollte.
Nicht an Frau und Kind, an Sippschaft und Vorlheil darf der
Krieger denken; jeder feiner Gedanken ist dem Staat verpflichtet,
der ihm sein Schwert gab und den er in Ehre erhalten muß. Weh
ihm.wenn er vergäße, daß unter demtz'mmel nichts Anderes dem
Werth des Menschen gleicht, wenn er Menschenblut unnöthig,
unnützlich verspritzte und eines Menschen Leid verlängerte, wo
er es kürzen konnte! Und nicht milder darf das Urlheil über Den
lauten, der einen Krieg in die Länge zieht, weil seine Besitzgier
noch größere Eroberung, noch höheren Machtzuwachs erstrebt.
Der vernünftige, des tzimmelssegens würdige Mensch wird den
Krieg enden, des Friedens Rückkehr sogar mit Geldopfern er»
kaufen, auch wenn der Ertrag hinter der Hoffnung bleibt."
Wie kam das Volk solcher Weltanschauung in den Entschluß,
dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären? Was vernahm es
von diesem Reich.von den Deutschen? AlsLi»tzurg'Tshang,der
Mcekönlg von Pe»Tschili, in Europa war, ließ ich in erdichteten
Briefen an einen Bruder ihn hier von seinem Erlebniß berichten.
«Als die gute Mutter gestorben war, sahen wir einander zum
ersten Mal wieder und tauschten, wie Geschwister zu thun pflegen,
die nach vieljähriger Trennung an der Leiche der Mutler einan.
der begegnen, Kindheiterinnerungen aus. Wir sprachen viel von
unserem Bater, dem armen, scheuen Gelehrten, der sich plagen
mußte, um uns durchzubringen, von den friedlichen Abenden am
Iang-tse-kjang, derunsere Helmath befruchtet, und von den schönen
Iahren, die wir auf der tzanlin-tzochschule in Peking durchlebten.
Du, lieber Li, hattest immer mit einem leisen Neid, den aber viel
Liebe versüßte und der nie gehässig war.auf den jüngerenBruder
gesehen, weil ich leicht lernte, meinen Meng-Tse gründlich kannte,
die Worte des Höheren Menschen auswendig wußte und dievier»
zigtausendBerse.derenBesitz erst die wahre Vollkommenheit ver»

bürgt.bewahe ohneStocken hersagen konnte.Ich war ja immer schon «inBischenDichter und Philosoph, durfte mich stolz zu den Gebil» beten rechnen, die von den rothborstigen Barbaren des Westens verächtlich Literaten genannt werden, und konntedeshalbbei uns, wo der I.iteiAtus hoch geschätzt wird, rasch vorwärts kommen. Wir haben, Beide, keine Anlage zu Eitelkeit; aber es überrieselte uns, mitten in tiefster Trauer, damals doch wonnig, wenn wir auf un» seren Lebensweg zurücksahen. Höher hinauf konnte er mich wenig» stens nicht mehr führen: darüber waren wir einig, als wir nach alter Sitte beim Tode der Mutter aus allen Ehren undAemtern schieden und uns in das Grbbegräbnlß unserer Familie zurück» zozen, um dort in Sack und Asche nur der Trauer zu leben. Ich hielt meine Lausbahn für beendet und lächelte im Stillen manch» mal über die lärmende Freude der Opposition, die den Verhaßten, den ihre Wahnvorstellung allmächtig glaubte, nun beseitigt sah. Und als dann blttzplötzlich der Erlab erschien, in dem der Kaiser mit dem Scharlachstift verfügte, ich solle schon nach drei Monaten dieTrauer ablegen und in meineAemterzurückkehren.alsich von Dir Abschied nehmen mußte und wieder in Tientstn, in meinem Gouvernement Pe»Tschili, war, da mußte ich erst recht sicher an» nehmen, den Gipfelpunkt der Ehren erreicht zu haben. Noch nie« mals, seit Fuhi und Vao das schwarzhaarige Volk beherrschten, war einem Unterthanen solche Auszeichnung widerfahren; noch nie waren auf kaiserlichen Besehl Trauergebräuche unterbrochen worden. Wie ein stegreicher Feldherr zog ich in meine treue Pro» vinzeinunddieFeindemußten knirschend erkennen, daßdieMacht Lis, des Schrecklichen, noch nicht gebrochen sei. Ich bin auch feit» dem oft von der Huld unseres Allerhöchsten Herrn begnadet, bin nachPeking berufen und zumKanzler ernannt worden,aber eine noch höhere Auszeichnung, als ich sie nach dem Tode der Mutter empfangen hatte, schien mir nicht mehr erreichbar. Deshalb er» innere ich mich jetzt so ost der fernen Zeit, die wir gemeinsam ver» lebten. Denn seit ich meine große Reise angetreten habe, sehe ich Dinge, die ich zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Kaisergnade ist ein köstliches Geschenk des Himmels; doch man lernt, je höher man auf der Mandarinenleiter klimmt, wie solche Gnade erwor» ben.verdient und bewahrt werden will. Was aber soll ich nun sa» gen, da in dem.kultivirten'Westen der Menschenwelt, der sonst so

Verächtlich auf uns herabsieht, große, von Ruhm gekrönte Völker
mir, von dem sie nichts zu erwarten haben und der ihnen ein gleich«
giltig fremder Mann fein follte, jauchzend zu Füßen liegen?
Schon in Rußland war ich von den Ehren, die man mir er«
wies, überrascht. Ich war nicht allzu gern hingegangen. Wenn
«an bedenkt, daß unsere Stämme vor sechshundert Iahren die«
ses weiteReich unterjochten und daß noch der Peter, den unkluge
Leute den Großen nennen, froh sein mußte, als der Sohn des Him-
mels ihm gnädig erlaubte, in jedemIahr mit ein er Karawane den
Tribut nach Peking zu schicken, dann wird man als Vertreter Chi-
nas nicht heiteren Auges auf den moskowitischen Glanz schauen
Zönnen. Mir war zu Sinn wie etwa einem König, der abgedankt
hat,nur noch den Schein der Herrschaft bewahrtundnun trauernd
in pomphaftem Zuge aufbrechen muß, um dem Thronfolger zu
Huldigen,der längst schon.ohne sich umden Königsnamenzuküm«
mern.fest im erobertenBesitzrechtwohnt. Ichwaraufhochmüthige
Herablassung gefaßt gewesen und halte für alle Fälle das Bttd
des Heiligen Nikolaus mitgenommen, den unsere Burjaten neben
Z>emBären unddemBlauenLöwenverehren.Es ist mirnunwiik»
lich schwer, Dir zu schildern, mit welcher ausgesuchten Artigkeit
ich empfangen und behandelt wurde. Der junge Kaiser,blaß und
schmächtig, immer ein Bischen vel schüchtert, als fühlte er sich bei
denPrunkfesten nicht wohl und säße viel lieber imstillenZimmer;
Fürst Lobanow, un gemein schlau und gerissen, dem ich erstzuzwin»
Zern mußte, um ihn zu erinnern, daß ich auch von der Zunfi fei;
etnHerrWilte, der früher ein kleiner Eisenbahnbeamter war und
jetzt Finanzminister und Hauptmacher ist, mit gutmüthlgen.Ver»
trauen erweckenden Augen, hinter denen der Kenner aber eine
kühle.klare und rückflchtlose Energie spürt:Alle erwiesen mir eine
so ungesuchte, erwärmende Achtung und Höflichkeit, daß ich mich
bald wirk ich wohl fühlte. Und dann dieses Land! Man muß es
sieben, wenn man es nicht haßt; und man kennt es nicht, wenn
man es nicht gesehen, empfunden hat. Neulich ließ ich mir eine
Studie übersetzen, die ein großer weißer Forscher, Reclus, über
Mongolen, Chinesen und Russen veröffentlicht hat. Der Wann
istAnarchist und hat für das selbstherrisch regirte Zarenreich also
Sewiß keine Vorliebe; aber er hat Recht, wenn er sagt, Rußland
§ei.als Weltmacht unüberwindlich, weil der Russe zugleich Asiat

undTuropäer ist. Die russische Fähigkeit, die verschiedensten Stäm-
me in seste Einheit zu schweißen, fehlt uns Ostaflaten völlig; und
die Wefteuropäerwerden nie das seine Verständntß erreichen,das
die Russen den Völkern des Orients entgegenbringen. So, mir
zweiSeelenin einer Brust,kannRußlandzumVermittlerzwtschen
z veiWelten werden,die heute noch von einandergeschiedenstnd.
Die Russewverstehen uns, denn sie find uns nach Abstammung,
Instinkten und Anschauung nah verwandt und trachten nichtnur,
wie die gierigen Briten, danach, uns mit Opium langsam zu ver»
giften. Und wir verstehen auch sie. Du wirst von dem Unglück, daS
sich in Moskau bei der Krönung ereignete, im Shon»Pao gelesen
Habenz aber kein Bericht kann Dir einen Begriff von der Stim»
mung geben, die über den Massen lag. Als die Hunderttausende,
Menschen aus allen Kasten, zwischen Blutlachen und Fleischst tzen
auf die Knie sanken und die feierlich getrageneWetse der Zaren»
Hymne anstimmten, als dererste und letzte Gedanke der vom Ueber-
maß eigenen Jammers Entsetzten war, nun könnte dem jungen,
vergötterten Kaiser die festlicheFreude verdorben sein,da ergriff
es mich selbst, ich fühlte mich in der tzeimath und hätte am Lieb»
sten meinen Klageruf in das irre Geheul der frommen Menge ge»
mischt. Ach, liebster Bruder, was sollen wir, mit unserer mönchisch
schwächlichen Mannschaften der keineSpur des mandschurischen
Eroberergeisicsmehr lebt, beginnen.wenndieseszumTodesopfer
begeisterteVolk einst gegen die chinesische Mauer marschirt? Un»
sere Lamas werden den Russen segnen, wie sie den Mandschn»
kalser gesegnet haben, und die kleine Schaar der tapferen Scha»
rnanen wird vergebens die Erinnerung an denRuhm der Ahnen
heraufbeschwören. Es geht zu Ende mit unfererMacht,lieberLl,
und wenn erst der Dampfwagen bis nach Wladiwostok, der KS«
nigin des Ostens, rollt, wenn das große Thor am Altai geöffnet
ist und die Menschheitstraße, die das Gesicht der Erde verwan»
deln wird, von Petersburg rasch Wanderer und Waaren nach
Peking sührt, dann wird keinFeldherr und keinKaiser dieMon»
golei und dieMandschurei vor derrussischenUmklammerungret»
len können und wir werden seufzend die Sünden büßen, deren
Dschengis-Khan einst schuldig ward. Das wurde mir während mei-
nes AusenthaltesinRußlandschmerzhaftklar;undjedeutlicheres
mir zumBewußtsein kam, desto größer wurde mein Staunen über

die ausgeklügelte Artigkeit des Empfanges. O, dieseRussen sind
schlau! Sie verstehen die Kunst, den Ueberwundenen mitRosen»
ketten soengund so fest zu umwickeln, daß er die Schmach der Ernie»
drigung gar nicht fühlt und selig den süßen Blüthenduft schlürft.
Hier, in Berlin, werden unglaublich oft Truppen besichtigt.
Ich habe doch.von denTagen desTaiping»Aufstandes, der mich
Zünfundzwanzigjährigentzanlin Studenten p! ötzlich zumBefehls-
haber einer Schaar der Acht Fahnen aufhob und mich so in Be»
rührung mit unserem guten General Gordon brachte, bis in die
letzte, traurige Zeit, wo die winzigen japanischen Wasserratten
uns überfielen, auch mit militärischen Pflichten viel zu thun ge»
habt und immer neugierig auf die Kunde von de m berühmten euro»
päischen Heerwesen gelauscht; aber was mir hier an Waffen spielen
geboten wird, ist beinahe schon zu viel. Das ganze Land und bc»
sonders die Hauptstadt gleicht einem Kriegslager. Früh, wenn
Du noch infestem Schlummerliegst, schrecken Trommeln undPfei-
sen Dich auf und Du hörst, daß die Regimenter der Garde zur
Uebung ziehen; mittags, wenn Du unerkannt durch die Straßen
fahrenmöchtest, findest Du ganze Stadt oiertel abgesperrt und Dein
Wagen muß Keine Ewigkeiten im Gedräng warten, bis die be»
staubtrückkehrenden Regimenter vorbeimarschirt sind, Jeder dritte
Mann trägt eine Uniform mit goldenenLitzen und Knöpfen ;und
den Kaiser, einen stattlichen, unendlich liebenswürdigen Herrn,
habe ich in ein paar Tagen schon in füns verschiedenen Uniformen
gesehen. Dabei scheint das ganze Volk für das tzeer und Alles,
was mit ihm zufammenhängt, zu schwärmen. Hier, freilich, sind
aber auch prachtvolleTruppen; die schönsten,dieich je gesehen habe.
Und die Ruhe und Geduld der Bürgerschaft muß man eben
so bewundern; die Leute warten ganze Stunden lang, wenn die
Straßen gesperrt find, und sind immer zum Jubel bereit, wenn
endlich die tz ofkutsche kommt, deren Nahen die Absperrung nöthig
machte. Die Disziplin und der Sinn für höfische und militärische
Schauspiele ist so stark wie nirgendwo sonst; ich frage mich manch»
mal, woher dieses nach unseren Begriffen zwerghaft kleine Land
(nach kurzerFahrt erreicht man auf allen Seiten die Grenze) noch
Zeit und Kraft zu Leistungen auf anderen Gebieten findet. Und
man sagt doch, daß Dichter und Denker drin wohnen. Du ahnst
nicht,welcher Kultus hier mit mir getrieben wird. Ich kann es nicht

anders nennen. Wenn ich vor sechzehn Iahren Gordons Rath
gefolgt und nach Peking marschirt wäre, wenn ich die Dynastie ge-
stürzt und mich selbst zum Kaiser gemacht hätte, wie mlrs der kühne
Brite rieth (der Erfolg war so gut wie sicher): ich könnte auch dann in
Berlinnichtanders aufgenommen werden als jetzt, wo ich doch nur
als einfacher Botschafter unseres erhabenen Herrn anwesend bin.
Man behandelt mich wie einen souverainen Fürsten, liefert mir
Galawagen, führt mir Truppen vor, giebt mir ein militärisches
Gefolge und veranstaltet nur sür mich großartige Marineschau»
spiele. Das überrascht mich um so mehr, als ich srüher gehört hatte,
der Deutsche Kaiser sei einFeind der gelben Rasse und wolle sie,
an der Spitze der vereinigten europäischen Heere, für immer von
der Erdoberfläche wegfegen , Aber nicht nur der yof und die Mi»
nisterbemühen sich um mich, nein: das ganze Volkscheintfürmich
begeistert zu sein und kann sich in Huldigungen und Auszeichnun»
gen gar nicht genug thun. Ueberall hängt mein Bild undwirdvon
der Menge umdrängt; Techniker und Kaufleute, Menschen, sür
die ich nie das Geringste gethan habe, nie das Geringste thun kann
und thun will, geben mir glänzende Feste; die Zeitungen verherr-
lichen meine Thaten, berichten weitschweifig über jeden meiner
Schrille; und neulich, als ich in Stettin die Anlagen besuchte, wo
die großen Panzerschiffe gebaut werden, gab mir eine Zeitung,
die fo verbreitet ist wie unser Shon»Pio, einen besonderen Be»
richterstatter mit, der gleich Alles telegraphiren mußte, was vor-
ging. Ich hätte den kleinen schwarzborstigen Barbaren, der slink
wie ein Teufelchen umherschwirrte, gern kennen gelernt; aber es
scheint hier nicht Sitte zu sein, daß vornehme Leute sich mit den
Lilerati einlassen; und so konnte ich den flinken Irrwisch nur aus der
Ferne beobachten und mich nachher an feinen munteren Elfin»
düngen freuen, die unfer tzanneken mir überfetzte. Doch ich muß
Dir offen sagen,daß diesesUebermaßdertzuldigungen mir nach-
gerade unheimlich wlrd.Sollteirgendetwas dahinter stecken?Man
dars in solchcnBarbarenländerndem Schein niemals trauen.Da
hatte ich, zum Beispiel.auch immer gehört, das Deutsche Reich habe
eine Verfassung, die zwischen dem Kaiser, den übrigen Fürsten,
dem Bundesrath und der Volksvertretung Rechte und Pflichten
genau regle, und mein lieber Freund und Altersgenosse Grant
hatte mir ost wiederholt, ein Deutscher Kaiser habe nicht mehr

Rechte als erselbst in den Tagen seiner amerikanischen Präsident-
schaft. Nnd nun, seit ich hier bin, höre ich nichts weiter als: ,Der
Kaiser will und ,Der Kaiser will nicht'; und damit scheint dann
Alles erledigt zu sein. Sonderbare Zustände! Sollte die ganze,
Bon unserer Opposition so laut gerühmte Verfassung mit allem
Drum und Dran am Ende nur Schein... Verzeih, ich muß eine
Deputation empfangen, die mir eine Einladung zum Diner der
berliner Industriellen bringt.Was die Leute nur an mir haben?
...Jetzt,lieber aller Li,bin ich dahinter gekommen. DieLeute
Halten mich für einen steinreichen Käufer; und die Ehren, die ich
erlebe, gelten garnichtmir, nicht meinerPerson und melnenVer»
diensten, sondern unserem Gelde.unseren gutenTaels. Ach, wären
wir damals am Grabe der Mutter, in unserer schönen tzeimath,
geblieben, dann hätte ich wenigstens Das nicht erlebt! Es hat mich
hart getrosfen. Duweitzt ja, daß mir die übertriebenenHuldigun»
gen gleich unheimlich waren; aber solche Heuchelei hätte ich den
gottlosen Barbaren doch nicht zugetraut. Soll ich Dir sagen, was
Detring mir erzählt hat? Diese Leute verachten uns, halten uns,
die adeligen Söhne der alten Taitsingkwa, für eine niedere Rasse,
machen sich mit frechem Spott über mich lustig und lachen mich
hinter meinem Rücken aus. Ich wollte es nicht glauben, aber ich
sah mit eigenen Augen, daß sie mir nachahmten, wie ich esse, und
Detring übersetzte mir, was ein paar unvorsichtige Leute dicht
neben mir sagten. Weißt Du, was es war? ,Der alte gelbe Gau-
ner schlingt wie ein Schwein!' Und mit diesen Gesinnungen im
Herzen machen sie mir den Hof, scharwenzeln um mich herum, die»
nern und knixen.als ob ich ein König wäre! Sie hatten sehnsüchtig
gewünscht, daß die Japaner uns vernichteten, und kümmern sich
letzt gar nicht um denMarschaUPamagata, der auch gerade hier
ist. Es ekelt sie vor meiner Berührung und dennoch drängen sie
sich winselnd und wedelnd an mein Gewand. Und warum diese
jammervolle Erniedrigung? Weil sie hoffen, an mir ein paar
Millionen verdienen zu können. Man hat mich versichert, dem
großen weißen Manne, der so viel für dieses Land gethan hat,
daß man ihn bei uns den deutschen Li»Hung»Tshang nennt, seien
nie solche Ehren erwiesen worden wie mir; natürlich: an ihm war
nichts zu verdienen! O, lieber Li, welch ein vornehmer Mensch
D neben diesen Westländern doch der Orientale! Nur von den

Juden, die man bei uns ja nur dem Namen nach kennt, hörte ich
unbeglaubigteBeispielesolcherSchacherwuth erzählen; beiAriern,
und besonders bei den stolzen Germanen, hätte ich sie niemals
gesucht. Wir erschweren in unserem Lande de» Weißen, wo wirs
irgend können, das Leben, lassen sie, ohne mit den Wimpern zu
zucken, niedermetzeln und sehen nur in den Russen annähernd
gleichberechtigte Menschenbrüder: und diese Weißen, dleseDeut»
schen, die wir für die starken Herren und Gebieter der westlichen
Welt hielten, wälzen sich nun vor uns, die ihr Dünkel insgeheim
doch wie schmutziges Gewürm verachtet, freiwillig imStaubIDah
der einzelne Kaufmann seinen Kunden ehrt, ist begreiflich; und ich
war nicht übermäßig erstaunt, als ich hörte, unser großertzandels»
freund Krupphabe mir in Essen ein Standbild errichtet; der Mann
weiß, warum ers thut; er hat genug an uns verdient und wird
noch genug an uns verdienen. Daß aber eine ganze Volks schaar
sich in kläglichste Heuchelei vor einem verhaßten Feind ernie»
dert, nur weil sie hofft, ihm seinGeld abnehmen zu können, hätte
ich nie für möglich gehalten. Und weißt Du auch, was sie in solche
Schmach treibt? Siesind aufden Einfall gekommen, fürdie ganze
weite Welt Waaren herzustellen, so billig wie möglich und, man
darf es als ehrlicher Mann nicht leugnen, auch fo gut, wie es
unter diesen Umständen möglich ist. DIeKonkurrenz ist nun aber
groß, Einer unterbietet denAnderen, und wer die billigsteArbeit
auf denMarkt bringen kann, Der wird von neidig grünen Blicken
als der Sieger im Wettkampf begrüßt. Statt zu versuchen, im
eigenen Land Abnehmer zu finden und das eigene Volk allmäh»
lich so wohlhabend zu machen, daß esguteWaarekaufen.zahlen,
verzehren kann, arbeiten sie für das Ausland und bedenken nicht,
was an dem Tage aus ihnen werden soll, wo man draußen, in
den Ländern, die ihr Hochmut!) jetzt wilde nennt, all die schönen
und meist überflüssigen Sachen selbst h erstellenwird, von derenAn-
fertigung sie sich heute und morgen ernähren. Du verstehst mich noch
immer nicht? ErinnereDich einmal, wie England unserem armen
Volk das Opium, den Fluch Chinas, förmlich gewaltsam auf»
drängte, weil es hoffte, die Opiumsteuer werde die hohen Koste»
der indischen Reglrung decken. Denke Dir England nun einmal
ohne seine Kolonien und ohne den dort gehSuftenNationalrelch»
thum; denke Dir ein Land, das auf der ganzen bewohnten Erde

Handel treiben will und dem doch die zulänglichen Stutzpunkte >
fehlen, von denen aus es die fremden Völker in seine Willens»
zone zwingen, sie füttern, in entnervende Luxussitten gewöhnen
und sie langsam vergiften kann: Da hast Du Deutschland, wie es
heute geworden ist. Wohin Dein Auge hier blicken mag: überall
wird fürdasAusland gearbeitet, fürAsten, Amerika, Afrika und
Australien; und wenn die Bauern jammern, denen das russische,
amerikanische und indische Getreide die Preise verdirbt, wenn
die Schneider stöhnen und die Schneiderinnen in den Theehäusern
und an den Straßenecken den jungenLelb anbieten müssen, dann
wird ihnen gesagt: SchicketEuch tndieZeit, sonst verlieren unsere
Waaren den Weltmarkt; und wtr leben nun einmal im Zeichen
des modernen Verkehrs. Der Verkehr ist nämlich der große Götze,
der hier Alles beherrscht, das angebetete Shin, vor dem Jeder
sich beugt. WenndieRücksicht aufdenVerkehr es verlangt, watet
man durch die Gosse und leckt die Stiefel des ärgsten Feinde?:
denn man muß um jeden Preis einen fettenKunden fangen und
fragt nicht erst lange, wie er heißt und woher er kommt. Die Kon»
junktur und der Kunde: Das sinddieletztenIdealedieses Herren»
Volkes, das einst den Caesar und den gewaltigen Bonaparte be»
zwang und der welkenden Welt neue Kraft zuführte. Eine Kon»
junktur fchafft man durch allerlei schlaue Manipulationen, für
die ein besonderes Haus, die Börse, erbaut woi den ist, oder auch
durch Riesenjahrmärkte, die sie hier Ausstellungen nennen und
mit Schnapsbuden und Welberwirthschaflen besäen; und der
Kunde wird mit allen erlangbarenKödersortenherbzigelockt. Ach^
mein alter Li, ich hätte nicht unklug auf die Fülle der Uniformen,
die ich rings sah, schelten sollen! Uns wären sie untauglich; doch
welches Glück für dieses Land, daß es noch eine starke Krieger»
käste hat und noch nicht völl'g verhandelt und verschandelt ist l
Nur als Kunde bin ich hier zu Ehren gekommen. DieseWei-
Henhalten sich die verwöhntenNasen zu.sobald sie vom Chinesen»
geruch auch nur hören, sie schätzen uns nicht viel höher als eine
AsfenHeerde undhöhnen uns,weil wir so kläglich geschlagenwor»
den sind.wir, die Erben altenMandschU'Kriegerruhmes; aber sie
find gleich bereit, unseren Jacken sa um demüthig zu küssen, wenn
sie glauben, ein gutes Geschäft mit uns machen zu können. Deut-
sche Elektrotechniker, Maschinenbauer und Kaufleute geben mir

glänzende Feste, halten Tischreden auf mich und feicrn mich wie
einen Halbgott, nur, weil sie hoffen, ich werde ihnen von ihrem
Kram recht viel abkaufen. Um den großen weißen Mann, der
ihnen das Reich geschaffen hat, kümmern sie sich nicht oder be»
schimpfen ihn wohl gar, denn er wollte von ihrer tzändlerpolitik
nichts wissen und mahnte mit harter Rede zu rascherUmkehr auf
falschem Weg; ich aber bin ihr Held, denn sie wittern die blanken
Toels, überdie ich verfügenkann.Dabeinehmensiemichoffenbar,
all in ihrer Schlauheit, für einen klndischenDummkovf und haben
keineAhnung von der ruhigen Nüchternheit eines vornehmen, ge»
bildetenOrientalen.IhrePurzelbäume kamen mirvomAnfangan
nur Possirlich vor; jetzt, seit ich die bewegenden Gründe kenne, sehe
ich auf dieses Schauspiel menschlicher Entwürdigung mit einem
Gefühl, das aus Spott und Trauer seltsam gemischt ist. Ich mustere
Alles, lasse mich amusiren, lächle artig und danke in zierlichen
Worten; aberich bleibe.wie unserFreundVoung aus Washington
gern zu sagen pflegte, stets der kühle Mann hinter dem Ladentisch
und bin unter den Händlern der Pfiffigste Händler, der nur da
kauft, wo er die günstigsten Bedingungen herausschlagen kann.
Die gutenLeute werden sich wundern; sie vergessen, daß Lobanow
und Robert Hart früher als sie aufgestanden sind, und während
sie wähnen, sie hätten mich von den englischen Konkurrenten ab.
gesperrt und hielten mich fest in den Fängen, habe ich Delling,
tzarts Vertrauensmann, immer als kundigen Rathgeber bei der
Hand. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht gar so traurig wäre;
aber daß gerade dieses Land, das meine Seele so oft fe hnend suchte,
daß mir das Land der Dichter und Denker mit seinen Kommer.
zienräthen und Schacherwütherichen solche Enttäuschung berei»
tet... Das thut selbst einem siebenzigjährigen Philosophen deS
Ostens noch weh.Und mit dieserKultur.so verlangenhitzigeSchwär-
mer, sollen wir unser still dahindämmerndes Volk beglücken!
Als Ich herausgebracht hatte, wes halb diese weißen Barbren^
die unsere heiligsten Güter bedrohen, mich gar so eifrig umschmei»
cheln, quälten mich gleich wieder andere Fragen. Warum, dachte
ich bei mir, drängte sich aber auch die Regirung in all das fest»
liche Gelärm? Sie macht doch keine Geschäfte, hat nichts zu kaufen
und zu verkaufen und kann nicht nach unserem Geld schielen. Be»
sorgt sie etwa die Geschäfte der Fabrikanten und ist sie der Aus-

schütz der Kapitalisten? Ich fand keine Antwort. Das war auch
nicht ganz leicht, denn, osfen gesagt, man wird, selbst wenn man,
wie ich, mit Elfer internationales Recht studirt und die Ver»
fassungen aller großen Staaten gründlich durchgearbeitethat, nicht
recht klug daraus, wer hier eigentlich dteRegiruvg ist. Zuerst er»
schien ein ganz alter, gebückter Mann, der mir als Kanzler des
Reiches vorgestellt wurde. Bei unserer Flammenkugel, lieber LI,
derMann sah so alt und gebrechlich aus, daß ich mirnebenihm wie
ein Jüngling vorkam; ganz klein und morsch, mit einem blassen,
verwitterten Kopf, der ihm, wie einüberreifer.vomtzängenmüder
Kürbis, auf den gekrümmten Leib hinabsank. Er war ungemein
freundlich und sein feines Stimmchen zirpte fo sanf>, daß ich bci»
nahe Mitleid mit ihm hatte und ihm beim Abschied nach meiner
Gewohnheit zärtlich den Arm streichelte. Er hatte gewiß auch den
Text der schönen Rede verfaßt, mit der mich der liebenswürdige
Kaiser begrüßte und in der zu meinem Erstaunen gesagt wurde,
das Deutsche Reich sei durch gemeinsame Interessen des Friedens
und der Kultur mit unserem China verbunden. Der Kultur? Die
Europäer behaupten doch immer, wir haben keine, und nennen uns
schmähend den gelben Schrecken, den das Christenkreuz bannen
müsse. Ich hatte gehofft, der alte Herr würde mir Aufklärungen
geben, aber er scheint lange Gespräche nicht zu lieben, beschränkte
sich auf ein paar Artigkeiten und sagte schließlich, er werde einen
Anderen schicken, mit dem ich die Geschäfte besprechen könne. Der
Andere kam; lang und dünn wie ein Bambusrohr, mit wippen»
dem Gang und flackerndem Blick; fehr geschmeidig; eine s inke
Zunge. Aber von unseren Verhältnissen schien auch er nicht allzu
viel zu wissen; ihm war es haupisächlich um eine Kohlenstation
und allenfalls no ch um den Erwerb eines winzigen Landstückchens
zu thun und ich merkte bald, daß er sich unsicher fühlte und jeder
irgendwie bindenden Abmachung ängstlich auswich. Spaßhaft
war mir, daß er, der sich bis vor einIahren noch mit dem deutschen
Tatstng'Lüli, dem Buch der Strafen, beschäftigt haben soll, mich
alten Fuchs ausholen wollte, der die schlausten Diplomaten aus
aller Herren Ländern auf falfcheFährtengelockt hat.Als erspürte,
daß mit mir nicht so im Handumdrehen fertig zu weiden sei, gab
er den Kampf denn auch auf, ve rabschiedete sich mit den niedlichstcu
Komplimenten und ließ mich nicht viel klüger zurück, als ich zuvor-

gewesen war. Denke Dir: man weiß hier gar nichts von uns, so
gut wie gar nichts von unseren Sitten, Zuständen und Bedürf-
nissen! Man kennt nicht den Unterschied zwischen Mandschus
und Chinesen, man ahnt nicht, wie wir mit denRussen stehen und
stehen wollen, und hat von unserem heiligen Glauben nicht die?
dunkelste Vorstellung. Wirst Du sür möglich halten, daß man den
Buddhismus sürdieStaatsreligionChinashält? Es ist so.mein
lieber Li. Sogar dem guten Kaiser hat man dieses Märchen auf»
gelischt. Unser Botschafter hat mir ein Bild gezeigt, auf dem die
europäischen Großmächte durch sechs hübsche Damen und wir
gelben Männer durch den Buddha vertreten sind. Den milden,
mitleidigen Salyasohn scheint man hier sür einen wüstenMord»
brenner zu halten. Das könnte uns gleichgiltig sein; aber man
weiß auch nicht, daß wir mit dem Buddha offiziell gar nichts zu
Ichaffen haben und daß die Religion, zu der sich bei uns die amt»
liche und gebildete Gesellschaft bekennt, aus der weltlichen und
weltmännischen Lehre des Kong.Fu.Tse geschöpft ist, des großen
Weisen, der das Glück der Menschheit schon hier unten aus der
Erde begründen will und deshalb den Mächtigen Gerechtigke't
und milde Barmherzigkeit und allen Sterblichen Aufrichtigkeit
und Wahrhaftigkeit mahnend empfiehlt. VonAlledem weiß man
r ichts in demReich der Denker undDichter; und die argenMen-
schen, denen ein Kursus in streng konfuzianischer Wahrheitliebe
sehr noth «endig wäre, haben den guten Kaiser so angelogen, daß
er dem häßlichenBilde eine füruns nicht gerade freundliche Unter»
schrift gegeben hat.Wie aber,so frage ich,will manmituns, deren
Grundfarbe der Glaube bestimmt, politische Geschäfte machen,
wennman diesenGlauben nicht kennt? Wie willmansich mituns
verständigen, wenn man nicht weiß, daß wir weltlich denkende,
nüchterne Menschen sind und eines Tages, sobald dsr Opium»
rausch ausgeschlafenist.nur danach trachten werden,mit eigenen,
billig hergestelltenWaaren auf denWeltmärkten alsKonkurrenten
zu erscheinen, nicht aber danach, mit Feuer und Schwert die so»
genannteKulturderWestbarbaren zu vernichten? Ach, mein guter
Li, ich bin nur ein einfältiger Chinese, hänge an manchem alten,
verlachten Aberglauben, möchte mich niemals in Occidentaltrach t
stecken und denAffen des Westens spielen und habe unter metner
Würde gesunden, eine europäische Sprache zu lernen, weil ich der

Anfl cht bin: dieLeute, die mit mir zu thun haben wollen (ich brauche
sie nicht), müssen sich in meine Sprache und Sitte schicken; aber in
dem Wesen der großen Völker weiß ich.wie mir scheint.doch besser
Bescheid als diese hochmüthiaen Europäer, die nnch, wie einen
Halbwilden, jetzt mit buntem Tand ihren Zwecken, ihrer VeikZu-
fergier und Marklsehnsucht schnell günstig zu stimmen suchen.
Nnd dabei ist mir eingefallen: ob am Ende die unausfind»
bare Regirung gar nicht weiß, wer ich bin? Man nennt mich hier
Mcekönig und übersetzt damit unserTsung» Tu. Wer nun nie er»
sahren hat, daß es bei uns acht Vicekönige giebt, die im Grunde
doch nur Generalgouoerneure sind und in den einzelnen Pro-
vinzen die Thätigkeit ausüben, die hier von dem Kommandlren-
den General und dem Oberpräsidenten gemeinsam geleistet wird,
Derkann leicht in den Glauben gelangen, ich sei der einzige Ver-
treter desHlmmelssohnes, sei ein gekröntes Haupt und müsse mit
Kaiserehren empfangen werden. Deshalb vielleicht der Galawa»
gen, die Truppenvorführung, das Militärgefolge und die Ma»
rineschauspiele? Deshalb das feierliche Ceremoniale bei jeder Be-
grüßung, die Auffahrten und Ehrenposten? Ich fürchte, mein al-
tes Brüderchen, ich bin hier von den Kaufleuten als fetter Kunde
und von der Regirung als fouverainer Fürst gefeiert worden,
während ich doch nur ein reisender Beobachter und ein einfacher
Minister bin, — der vom Glück begünstigte Sohn des armen Ge»
lehrten vom Iang»tse>kjang. Schade um die leckeren Speisen und
Tischreden l Schadeumjedes der schönen Worte, die sogar im Par»
lament, auf dem Gipfel derReichsweisheit.derPräfldent zu mir
sprach. Aber ich habe wieder einmal gelernt, daß man nicht eitel
sein undsich etwa einbilden soll, irgendeinetzuldigung könne dem
eigenen Werth gelten, den man selbst, als Staatsmann, Dichter
und Philosoph, im Gedankenreich sich mühsam erworben hat.
Das sind trübe Vorstellungen: und es ist gut, daß ich unter»
brachen werde. Wieder zwei Einladungen. ZurFeschenBöhmin
und indieAmor-Säle.Wohl gemeinnützigeAnstalten, wieman sie
hier in erfreulicher Fülle findet. Ich will hin, um mich zu zerstreuen;
vielleicht finde ich da endlich die Denker und Dichter, die ich bis-
her vergebens fuchte, obgleich man mir vorher gesagt hatte, der
Kaiserhofsei ihr Hauptquartier. Einstweilendrücke ichDeinetreue
tzand und bin immer, unter jeder Sonne, jedem Mond, Dein Li."

Leis trippelt, als trüge sie bis in hohes Alter, wie Chinas
Frau. Kinderschuhe, dieGeschichte des Erdmiltereiches demAuge
vorüber; und dreimal nur in vi« tausend Iahren sieht es sie in
ihrem stillen Gange gehemmt. Ein Bierteljahrtausend vor der
Geburt des Christenheilands wagt ein König von Tflng. Wider
die dreihundert Jahre zuvor von dem großen Kong»Fu»Tse ge»
sammelten, von seinem Bildnergeist in die Heiligen Schriften der
King geformten Weisheitlehren sich aufzubäumen. Der selbe
Mann.der denRohbau der Großen Mauer vollendet, öffnet ver»
witterte Schleuß«« und läßt den Strom neuen Möllens über
schlummerndeTriften,bis aus bemooste Hügeltosen. Er nennt sich
Sht'tzoang'Tt, den ersten Kaiser und Herrn, will durch Bändi»
gung des Lehnstaatenwesens unter das Schwert starker Autokratie
dem splitternden Reich die Einheit sichern und befiehlt drum, alle
Bücher.insbesondere die ehrwürdigen King, zu verbrennen. Aus
der Oberschicht murrts; und die Geistigen fragen, ob fortan eines
Kaisers Laune schalten solle, wo bisher dieStimme destzimmels
gebot. Doch Li»Se, des Kaisers Hauptgehilfe, röstet sich an der
Hoffnung auf dieBortheilsmöglichkeiten, die jede Selbstherrfcho st
ins Kabinet einschmuggelt, und drängt den Herrn auf den Wcg
hastigerReform (oder«Neuorientirung',nach derSlümpersprache
von heute). Nur auf diesem Weg, raunt er, »rettest Du Deinem
Hause denThron.Und darfst,trotz allem Schwatz, gewiß sein, daß
neun Zehntel des Volkes vonDeines Eifers Feuer entzückt sind.
Unzufrieden ist nur das stockdumme Literatengesindel, das auf
dieWeisheit von gestern schwört. Soll dieses Häuflein thörichter
Doktrinäre noch länger durchsLandschleichen, Unruhe stiften, die
Großen gegen den Kaiser aushetzen, der Ordnung und Einheit ge»
schaffen hat, jeden seiner Erlasse in den Staub boshafter Kritik
zerren und allgemach so jedenPfad seiner Regirungmit dem Rinn»
sal vontzaß und Verachtung säumen? Ins Feuer den Shu» King.
denShi-King(dieBücherderGeschichteunddderNationalgesänge),
lnsFeuerjeden Band, der nlchtvon Heil» und Himmelskunde.Ge»
stirn» und Losdeutung handelt noch Deines Hauses Werden ver-
herrlicht: Wer sie nicht ausliefert, wer sich erfrecht, fürder von ihnen
zu reden, sie nur zu erwähnen, Der werde des Athems beraubt.
Danach erst kehrt uns die Ruhezurück und DeinesAnsehensGIanz
breitet sich über das ganze Reich.- Fünfhundert Literaten wer»

den, weil sie willkürlicher Kaiserei widerstreben, lebendig ver»
scharrt.AusVerwesungnachtaberschwingtsich der Geist des Kong-
g^l»Tse, den der tzostrotz mitbegraben wähnte, auf den Lenkersttz
des Sonnenwagens: und in frommer Ehrfurcht huldigt ihm die
neue (tzan») Dynastie, die sich in blind gehorsame Vollstreckung
seines Allwalterwillens bescheidet. Die zweite Hemmung wirkt,
vierzehn Jahrhunderte später, heftiger nach. Der Dfchengis»Khan
bricht mit seinerMongolenhordeinChina ein undhaktdas fried-
lichste Volk, unüberfchaubares Menschengewimmel, in hartes
Fremdjoch. EinKaiser stirbt auf dem Scheiterhaufen, den er, vom
eigenenDolch blutend,mit letztemAthem anzündenhieß. Ein jün-
gerer küßt mit der Stirn dreimal denStaub.um zu erlangen.daß
der Großkhan ihm das Leben gönne und in der Tatarei hinzu»
dämmern erlaube. Einen drUten, ein Kind, trägt auf feinen Ar»
men der geschlagene Feldherr ins Meer, sich mit ihm zu erträn»
ken: .Denn als Fürst zu sterben, ist würdiger als ein Leben in
Unterthanschaft.« Ogotai.Mandschu und C yubilai, die Erben dös
Dschengis,werdenChinasTyrannen und KhanChubilai besteigt
als Kaiser Shi»Tsu den Drachenthron.Doch er,der China über»
wunden zu haben wähnt, wird.sammt seinerReistgenhorde, vom
Duft der Tschunghwa betäubt, von ihren Wurzelfasern mit all
seinen Kräften und Säften aufgefogen. Weil Vernunft dieWtld»
heit, das Hirn den Arm zäumen, weil unter jedem Himmel der
Gedanke über das Schwert herrschen soll, verbrandet die Mon»
golenwuth an dieKüste chinesischen Ordnungwunsches.AlsVer»
mächtniß aber läßt dleseWuth demReichAufruhrswirrung,aus
der sich die Ming»Dynastie nicht aus eigener Kraft zu lösen ver»
mag. Der Tungufenstamm der Mandschu wölbt seinen Wipfel
über die Liauhalbinsel, balb über alles Chinesengekribbel; und
diesem Stamm entsproßt die Tstng-Dynaslie, die erst tlefim dritten
Lebensjahrhundert welkt. Einem Kriegerstamm, der sich der Grd»
mitte nie fest einwurzelt undlange nach der Verpflanzung in die»
fem Boden ein Fremdkörper bleibt. Der Mandfchu möchte den
Chinesen (der schon im zweiten Christenjahrhundert, nebenWurs«
Maschinen und Griechenfeuer, Pulverschußwaffen und Bomben
angewandt haben will) zum Krieger drillen, der Chinese den
Mandschu in Bürgerlichkeit gewöhnen. Beider Mühen wird von
spürbarem Erfolg belohnt: der Mandfchu fügt sich in den Regel»

zwang der ältesten Civillsation, der Chinese lemt auf Sig und
Niederlage aus dem Auge des Kriegers blicken. Ehe die Mand»
schu feine Herren wurden, hätte er nicht einmal leis dem Kaiser
gegrollt, der, nach jähem Verbotder reichlich zinsenden Opiumein»
fuhr, von England in Krieg gerissen, besiegt und gezwungen wor-
den wäre, demBritenreichdieInselHongkong zu überlassen,Ent»
schädigung von den Kriegslasten zu gewähren und flinfHäfen zu
öfsnen. Der Schatten Semas, des sittlich edelstenFeldherrn, hätte
selbst den demüthigendenFriedensvertragvon Nankinggesegnet,
Weiler ohneunauslöschltcheReichsschmach den Kriegendete.Doch
mit dem Fremdherrn ist neuer Werthungbrauch ins Land gedrun»
gen. Gilt Waffensteg als der Herrscherhäuser und Reiche höchster
Ruhm: wie könnten sie den Schimpf der Niederlage ungefährdet
überdauern? Jede auf Krieg und Sieg gestellte Monarchie wankt,
wenn sie genöthigt wird, ein geschlagenes Heer, das tapferste, in
die Heimath zu entlassen. Seit 1842,demIahrdesNankingerFrie-
dens, stand der Mandschu-Thron auf morschen Stützen. «Muß»
ten w!r uns in andächiigeVerehrung derGewalt, die denAhnen
Gräuel war, einfühlen, um vonihrnungeschwächt.fremderGeier»
gier zurAtzung hingeworfen zu werden?" China hatZeit; in sei»
nem Schoßreift der Keim langsamer als irgendwoinandererErde
zur Frucht. Der Himmel ist unbesiegbar; darf der von Barbaren,
von Stammlern, Vergiftern Besiegte sich in den Namen des Htm»
melssohnes spreizen? Darf er sich den Vater des Volkes nennen,
das trauernd die Erblast feines unväterlichen Handelns trägt?
Nicht in Vaterspflicht, nur in Ausbeulersrecht nistet dervonNord
hergeflogeneMandschu°Raubvogel,- erst, wenn seinNest zerstört
ist, wird uns wieder Heil. Seit der Schriftgelehrte Tflu-Tsüan
dieses Losungwort in die Massen warf, sich den Bruder Iefu hieß,
selbst zum Kaifer kürte und die Herrschaft derTaiping, friedlicher
Allmacht, ankündete, hat kein Mandschu mehr in unbewölktem
Glanz gehaust. Trotz der von den Wänden greiferTempel leuch»
tenden Warnung hatte dieses Geschlecht begonnen, was es nun
bereuen mußte: die Wandlung bürgerlichen Ideals in das der
Krieger.Wir haben dieFolgen der dritten Hemmung auf Chinas
WeL erlebt. Die Folgen unbedacht frevler Neuerungfucht, an
deren Ohr das Mahnwort des weifen Kong»Fu°Tse unwirksam
vorübergehallt war: »In stillemWasser.nichtinfließendem, suche

der Mensch fein Bild zu erblicken; denn nur, was selbst fest ist,
kann Anderes festhalten.' Im Februar 1912 werden dieMand»
schu zum Verzicht auf ihr Thronrecht gezwungen. Und dreiTage
danach wähltdie Nationalversammlung den Ministerpräsidenten
des letzten Kaisers zum Oberhaupt der werdenden Republik. In
Nanking: wo das Mandschu» Kaiserthum seine Niederlage de»
scheinigt hat, wird es, wie ein Bankert, nun unzärtlich eingesargt.
Als Sohn dürftiger Kleinbürger aus der Provinz tzonan
war Puan» Sh'-Kai, wie Tausende seines Schlages, Beamter ge-
worden. Früh findet er den Weg in die Gunst des allgewaltigen
Li'tzung'Tshang, der ihn (ohne zu ahnen, daß er einen Macht»
erben erziehi) nach Korea schickt. Zwölf Jahre bleibt Puan dort;
klettert von der untersten Sprosse der Amis letter von Jahr zu Jahr
höher; wird Chinas Gesandter und erspäht aus Hellem Auge
Fluth und Ebbe des Iapanereinflusses in das Kaiserreich des
Stillen Morgens. Als Beherrscher aller Listen und Kniffe ehr»
würdiger Asiatendiplomatte kihrt er heim; und fchlängelt sich zu»
nächst nun ins Heer, dem er schon als Jüngling angehört hat.
Seine Armee wird eine Kerntruppe und hängt ihm, der die Mann»
schaft nicht schinden läßt, inniger an, als dem regirendenMand-
schuhaus. Im Izhr 1898 wird das erste Grollen des Aufruhrs
hörbar. Das IungeChma heischt Reformen, die Tfe-Si, die Kai-
serin-Witwe, diefürihienSohnKwang-Sudii Regentschaftführt,
denDrängern nicht gewähren w> U.Puan hat bald erwittert.daß die-
se Frau stärker ist als das Gewimmel kleiner Rebellen: und ver-
lobt sich mit Haut und Haar deshalb der Gebieterin. Die schürt das
Feuer desNationalismus undFremdenhasses,hofst,in denFlam»
men des Boxeraufruhrs die Neuerungsucht der Sprudeljugend
verglimmen zu sehen; und merkt zu spät die Kurzficht, die sie ver»
leiiete, nicht mit der Strafgewalt der Europäerrciche zu rechnen.
Vuan hilft ihr aus der Klemme. Er ist Statthalter in Shantung
(Lessen Kiautschaubucht nebst Hinterland dem Deutschen Reich
.verpachtet' ward) und seinerBehendheil geiingt.mit den blond»
haarigen Barbaien, die unter Waldersee bis nach Peking vor»
dringen, sich eben so gut wie mit dem bedrängten Damenhof zu
stellen. DieKaiferin bleibt ihm dankbarzmacht ihn.nach LisTod,
zum Statthalterin Pe-Tschili, dann zum Reichssekretär und Leiter
des internationalen Geschäftes. Nach ihrem Tod wird er (dessen

Befehl der Armee des Generals Ma jeden Eingriff in den russo-
japanischen Krieg gewehrt hatte) dem Regenten verdächtigt und
aus allen Aemtern entfernt. Hat er die Jahre der Ungnade zur
Verbreitung des Prophetenwortes genützt, die trage Selbstsucht
derMandschudynastie werde dasReich destzimmelssohneszer»
stücken? IhreWurzeln verdorren rasch. Korea, dieMandschurei,
die Mongolei sind der Chinesenherrschaft entglitten; die Japaner
in Ostasien übermächtig geworden. Die »Politische Gesellschaft
der Retter", deren Haupt der amerikanislrte Chinese Sun>Pat»
Sen ist, fordert viel mehr, als zehnIahre zuvorTollköpse zu for-
dern wagten. Nur Puan kann helfen. Lange läßt er sich von dem
rathlosen Regenten umwerben. Schützt Krankheit vor; nennt sich
selbst unzulänglich für dieAufgabenneuerZeit;mäkelt an denBe»
dingungen. Und folgt demRuf auf die Reichszinne erst, als ihm die
unbeschränkte Herrschaft über die Verwaltungmaschine und über
das Heer verbürgt ist. Nun kann ihm, mutzihm derSieg gelingen.
Sieg der Tynastie? Die ist wurzellos, ein Fremdkörper im
ungeheuren Leib des Reiches, den gelehrten Chinesen einGräuel
und sogar von der stumpsenMenge schon verachtet. Sieg der Re-
volution? DessenFolge wäre ein unsiickbarerRiß zwischen Nord
und Süd; wäre die Etnschleppung westlicher Gedanken und Be-
griffe, dieChina noch nicht verdauen tonnte. Puan steht seinZiel
und den Weg, der ihn hinführen kann. Für die erste Strecke sind
SuN'Vat» Sen und Genossen zu brauchen. Sie unterhöhlen,zer-
trümmern denDrachenthron, verbannen den Kaiser, diePrinzen,
nehmen den Mandarinen die Pfauenfedern.Rangknöpfeund an»
dere Gunstzeichen: Beamten und Bürgern schneiden sie denZopf
ab und hissen auf dieStange, von t>pr das gelbe Drachenbanner
wehte, dierothe Empörerflagge. D rV :rtrauensmann des Kaiser-
hauses hebt die Achseln. Wenn er sich gegen die Wuth gestemmt
hätte, wäre er überrannt worden. Wei l s? mit den Wölfen geheult
hat, kann er die Wunden, die ihrZahn riß, jetzt behutsam verbin-
den. Erfchafstdem entthronten Kaiser ein üppigprangendes Heim,
ihm und fetner Familie reichliche Einkunfi! giebt ihnen alle äuße»
reu Ehren und jedes ungefährliche Vorrecht zurück. Durfte er,
de? von diesem Hause so viel Gunst <mpsing, anders Handel?
Trotzdem er vom monarchischen sich zum republikanischen Ideal
beehrt hat: Treue muß walten. Das begreift Or.meä. Sun>Vat»

Sen, der die Südstaaten aufgewühlt und von ihnen die Präsi»
dentenwürde empfangen hat. Gr verständigt sich mit dem Diktator
des Nordens, der im Glauben nicht um Haaresbreite von ihm zu
weichen scheint, die Erfahrung des Staatsmannes und Diplo»
maten hat und betonen darf, daß er dem stärksten Chinesenheer
befiehlt. Drei Tage nach der Abdankung derMandschu Dynastie
wir d er, am fünfzehnten Februar1912, zumPrästdenten der Rep u-
blik China gewählt. Seine Hand, des Kieinbürgersohnes aus
tzonan, darfnach dem Scharlachstiftgreifen,mit dem dieKaiser ihre
Erlasse unterzeichneten.Auf so steiler Höhe beschleicht denSechzi»
ger llebermuth. Noch sitzt ernichtfest: nachzwanzigMonatenmuß
das Parlament die Wahl der Provinzialstände bestätigen. Klug»
heit empfiehlt, so lange wenigstens das Gesicht des demüthigen
Reichsdieners und bescheidenen Verfassungwächters zu wahren.
"Yuan trachtet nur nach derMehrung seiner persönlichenMacht;
läßt die Putsche des Südens in Blut ertränken; und höhnt die Nar»
ren, denen in China Demokratie möglich scheine. Mit dem Par»
lament wird er schnell fertig. Jeder Parteiführer hat alltäglich
einen Wunsch; jeder Hammel der Heerde willFulterzulage. Vor
solchem Geklüngel soll Einem bangen, der aus eigener Kraft fo
hoch zu steigen vermochte? Sein Selbstgefühl trügt nicht. Fünf»
hundertsteben Slimmen (von siebenhundert) beider Kammern er»
nennen ihn,imOktober1913, für fünfIahre zumPrästdenten der
Republik. Immerhin: fast zweihundert Abtrünnige; und im Sü»
den gährts wieder. Der Schüler der Frau Tse-Si zaudert nicht
ängstlich: er läßt allen unbequem wilden Männern das Mandat
und die Wählbarkeit abfprechen.Werihm je lästig werdenkönnte,
taugt nicht ins Parlament. Das wird nun der Schurz, der die
nackte Diktatur dem Blick Ferner birgt. Und was bleibt als Er»
trag derRevolution?Ein zerklüftetes Reich und ein leerer Thron.
Der junge Kaiser, dem er gebührte, könnte der Schwiegersohn des
Mannes werden, der ihn sanft hinunterstietz. Von solcher Mög»
lichkeit flüstert Gerücht. Mit gefurchter Stirn hört es Puan.Alle
Schätze der Erde könnten ihn nicht bestimmen, Kaiser zu werden.
Ein schlichter Mann ist er; will der Erste Diener der Republik
bleiben (die sein Staatsstreich doch, nach zweijährigem Leben, be»
stattet hat). Dreimal lehnt er das Angebot monarchischer Macht
ab; viermal. Wenn, freilich, das Volk darauf besteht, wenn vier»

hundert Millionen Menschen ihn, als den Reichsretter, auf den
Thron rufen, darf er sich solchem Herzenswunsch nicht versagen.
Hartes Schicksal; dock unvermeidliches. Als das Jahr 1915 sich
zu Ende neigt, wird Puan.Shi.Kai Cyinas Kaiser tzong.Sien.
Am zu erklären, wie er, über allesBedenken hinwe?, in den
Entschluß kam, hat er auf den Europäerkrieg gewiesen, den China
zur Breitung seines Ansehens ausnützen müsse. Japan hat Ko»
rea,Kmanlur,g, die Südhälfte von Sachalin, Tstn gtau; kann bald
auf Samoaund Neu» Guinea, den Karolinen und Marianen herr-
schen, vonAmerika die Philippinen, von Frankreich (dem es, seit
die Republik im Bund mit Deutsch'and und Rußland den Frie»
densvertrag von SHImonosekizerriß Rachegeschworen hat)Tong-
king begehren: und China dann als ein wehrloses Mündel be»
Hand ein. Nur ein allmächtiger Kaiservermagsolcher Neberhebung
vorzubeugen. Japan hat jaauch im Sommer 1913 Sun» Pat-Ten
unterstütztund den Aufstand der Südstaaten gefördert, der erst er»
lahmte.alsPuanötzeerinNankingeinzog.Doch gerade der Euro»
päerkrieg läßt denIapanern inAsten fieietzand.Dürfen sie war»
ten,öie EnqlandsZollmauerihrerMenschen-undWaarenmenge
die besten Märkte sperrt?Oder blind demAbenteurer vertrauen^
der ein Jahrzehnt lang die Rolle des müden Genühlings mimte
und sich nun auf denThron des Himmelsfohnes schwingt?Nein.
Io pan braucht, wie das Deutsche Reich, Siedlerlan s und gut loh»
nende Absatz gelegenheit. Japan fordert Puans Verzicht auf die
Kaiserwürde ;nährtim Süden denWtllen zu gewaltsamemWider-
stand; und gewinnt seinem Wunsch die wichtigsten Führer. In
Punnan, bald danach in anderen Provinzen kommts zu offenem
Aufruhr und Abfall vom Reich. General Tsai, der die Wieder»
Herstellung der Kaisermacht verlangt hatte, geht zu denRebellen
über. Tshang»Tshun und andere Häuptlinge wenden sich von
Puan, dem sie gestern noch dieWtder .penstigen unterwarfen. Ein
Kaiser, dessen Herkunft aus dunkler Tiefe und dessen unsauberen
Wandel sie, Alle, sahen und dem Japan schon ein ganzes Bün»
del unentbehrlicher Souverainetätrechte abgepreßt hat? Nein.
Puan vereinsamt. Muß, weil der Reichsbrand mit Windes»
schnelle der Hauptstadt naht, die Krönung aufschieben, den listig
errafften Titel ablegen, das Grundgesetz der Republik wieder in
Kraft setzen und, da selbst dieses Opfer noch nicht genügt, seinen

Rücktritt aus demPrästdentenamt anbieten.Während «mitden
ihm feindlichen Aimeehäuptern und Mandarinen über die Ent»
schädigung feilschte,ist er gestorben. Er wardertzort derOrdnung
gewesen. Seit er Empörung nicht mehr bändigen konnte, sank er
aus der Gunst des Volkes, das nicht politische Rechte.nur Schutz
vor Erwerbsstörung und Raubsucht begehrt und dem dieRepu»
blik stets Mummenschanz war. EinDiktator darfniemalsschwav»
ken. Weil Puan heute schon bereit schien,den Abfall derSüdstaaten
zu dulden, morgen, auf dem Umweg durch den SchachtderTriple»
Entente,IapanslZuldzuerschmeicheln,sagtendieKaufleute,Reis-
bauer,Ku>is,er habe »sein Gesicht verloren". Nur, was selbstfest
ist, kann Anderes festhalten. Nach einem Leben in schlauer (nach
Westländer begriff: feiger) Vorsicht wollte der Alternde einmal
verwegen sein: und merkte nicht, oaßerzuWagnißfchonzu schwach
war. Aus einem anarchischen, zerfallenden China könnten, wö h»
rend in Europa die Großmächte um ihr Dasein kämpfen, nur Ja»
van und die Vereinigten Staaten Vortheil ernten. Japan, das
der stolze Cyinese verachtet.alsMiitär. und Industriestaat. Das
Sternbannerreich,weil es seitzwanzigIahrenjedeKränkungdes
Kunden gemieden und ihn früh, durch d.eNotenRoosevelts und
gays, vor üblenFolgen des russisch-japanischen Krieges geschirmt
yat.AlsDeutsche.Briten, Franzosen, Russen sich Fetzen vonChi.
nas Rippen schnitten, sah Onkel Sam aus edler Enthaltsamkeit
zu. Er wollte nichts. Und wollte 1904 seinen tzauptmarkt dem Sie»
ger verriegeln. Der, Japan, wurde, an Motonos Erzieherhand,
seitdem Rußlands Gefährte und Helfer. Europms Völker aber
wahrten ihre heiligsten Güter dadurch, daß fle.in hastigemWett»
bewerb mit denAnitedStates.denChinesenPumpgeld anboten.
Das, sprechen unsere Schieber, kann ihm heute nur noch
Amerika liefern; und schließen daraus, der Chinamann sei mit
Haut und tzaar, dem schwarzen Bannerstern und den neunzehn
gelben Kugeln,derweißenSeeflaggensonneund den zwölfStrah-
len, mit dem Krümperheer und der Krüppelflotte von den Dol»
lariern gekauft. Keinem Räthsel findet des SchiebersGemüth je
andere Lösung: Verhaeren undD'Annunzio,Spitteler undRae-
mackers,Venizelos,Wallenberg,Romanones, von der Gemein-
de des Lao-Tse bis in die desTscheidse: Alles feil und mit Ft in-
desgeld bar oder durch Profitzuschanzung bezahlt.DerKäufliche

hält Jeden für bestechbar; der Unsaubere lächelt höhnisch, wenn
er von Reinheit hört.Die Militärfrömmsten ergötzen uns gar mit
der Narrenmär, Chinarüste,wiedieVereinigtenStaaten,»eigent»
lich* gegen Japan. Ich glaube nicht, daß es rüstet; wenn es seine
Häfen öffnet, Erz, Kohle, Holz, Metalle, Baumwolle, Reis, Hafer,
Gerste.Hirse, Salz, Thee, Rohstoffe,Nähr» und Färbmitteljeg.
licher Art ausführen läßt, auf die Felder, in die Bergwerke und
Fabriken Japans undAmerikas.der britischen und französischen
Kolonien Kulis schickt und den Japanern ringsum Ruhe ve: bürgt,
hat esalsBundesgenosse genug geleistet? und ermöglicht die (hier
oft vorausgesagte) Verständigung der Neuen Welt mit Oflasien,
dessen kriegerische Vormacht sich dann auf einen Landkampfplatz
wagen dürfte. Der Spott über Chinas Etnknüpfung in das Erd-
bündniß fchoß.wie Spargel aus dürrem Maifeld, aus der von Tre-
vertsocknerpolitlk gedüngten Sucht auf, an jedem Morgen,Mit»
ra«, Abend sich in neue Lüge zu nebeln und niemals die rauh:Wirk-
lichkeit zu schauen. Daß der in Parlament und Presse bereitete
Dunst denEuropäer einst in gefährlicheren Trau m betäuben we^de
als den Asiaten das Opium, hat Kaiser Suan °Tsung nicht geahnt.
Bolivia,Brasilier,Guatemala(das,wenneinsderZimmermanns-
aespinnsteje haltbar würde,mitachtzigtausendMannund neuem
Creuzotgeschütz Mexikos Südgrenze berennen könnte) haben den
Diplomatenverkehr mit dem DeutschenReich abgebrochen, dem in
dlesenRepublikenmanchetzandelshosfnungerblühtwa^Kubaund
Panamafolgen demWinkausWashington.AuöArgentinien und
Chileblies mancher Wind EiskSIteüber die See.Afrika,Amerika,
Australien: Alles gegen uns.Nun auch inAsien bis aufdievonNie-
dc:ländern und Türken bewohntc n Randgebiete. Und inEuro pa?
Belgien,Frankreich,Großbritanien,Italien,Portugal,Rumänien,
Rußland, zwei Serbenstaalen. Wars nöthlg, China mitGeld zu
erkaufen? In Japan ruft der konservative Ministerpräsident und
Marschall Graf Terautchi das Volk zurReichstagswahl, die er.
weisen foll, ob die Mehrheit das Schicksal des Landes noch län»
gc< der Bureaukratie anvertrauen oder in Parlamentarische Re°
gnuug vorschreiten will. Japans Flotte entbürdet Englands von
dem Wachtbienst imFernenOst und sichert den Seeweg indischer
und australischer Truppen; seine Werften undWasfenwerkstätten
haben lange fürRußland (heimlich, wurde geflüstert, auch fürAme-

rika) gearbeitet, sind jetzt aber demBedarf dertzeimath verpsnch»
tet. »Als ein greifbares Merkmal der Nordamerika undOflaflen
fester umschlingenden Freundschaft verzeichne ich mit besonderer
Freude, daß amerikanische Kapitalisten uns ihre Hilfe zurBesse»
rung des chinesischen Finanzwesens angeboten haben. Wir wer»
den die wlrthschaftliche Annäherung der beiden Reiche mit allen
«rlangbarenMitteln zufördern streben. Eben so gern werden wir
alle Kräfte aufwenden, um China, in dessen weitem Gebiet wir so
große Interessen, der Politik und der Wirthschaft, haben, den Weg
in moderne C vilisation zu bahnen." So sprach, im Februar, zu
demsterbendenReichstagMinisterMotono.derStifterdesrusso-
japanischenBundes. Im dritten Christenjahrhundert drang über
Korea die Lehre desKong-Fu-Tse.die jüngere Literatur, auch die
Schreiber», Maurer», Schreiner» und Reiswinzerkunst Chinas
nach Japan; auf dem gangbar gewordenen Pfad folgten später
Weber und Töpfer, Architekten und Lackarbetter, Schneider und
Slickerinnen. Aus China stammt die einträglichste Iugendwirth»
Ichaft, alle Kultur und Kunst Japans. Will es dem anNaturkraft
und urwüchsigem Bildnergeist viel reicheren Rassegenofsen, dem
Pfleger seiner Kindheit, nun, endlich, vergelten? Rußland (das
im Oktober 1913 die chinesische Oberhoheit über die drei Khanate
und denKobdobezirkderAeußeren Mongolei anerkannt, sich aber
die wichtigsten Verwaltungrechte gewahrt hat), China, Japan,
Panamerika unter der Führung der Vereinigten Staaten: keine
Sonne sah solches Imperium aller Menschengewerbe und jeg»
licher Handelsakt. Mit entketteten, nur vom Willen freier, nicht
raubsüchtiger Völker gelenkten Gliedern beherrscht es die größten
Ozeane, zeugt und stapelt in Häfen, auf Märkte allen Menschheit»
bedarf; und kann auf Spinnenbeinen und Kiefe, klauen sacht, doch
emsig dieKriegs brunst bis n ach Kleinasien, insTürkenland,tragen.
Daraus würde Chinas kältestes Rachegericht. So früh und fo oft
wie derTürke hat kein andererStamm den Frieden der Erdmitte
gestört. Würde der Osman hart gestraft, aus dem Khalifat, dem
Rang des Orientpapstes, in engen Pferch gestoßen: jeder nicht
völlig von Rachsucht geläuterten Chinesenseele wüchse aus dieser
Sühnung kaum geringere Freude, als im zweiten Jahrhundert
vor Jesus den Ahnen ward, die Haupttheile des von Shi-tzoang»
Tt ins Feuer geschleuderten Shu.King, des Heiligen Historien»

buches,ausBambusplatten verzeichnet fanden. BeflnnetLis ber-
liner Erlebniß, die heftige Vorreckung der gepanzerten Faust nach
Shaniung, das Buddhabild (fast alle darauf hinter Michael, den
Erzengel deutscher Nation, geschaarten Mächte sind jetzt, sammt
den vom ge ben Götzen veikörperten, wider Deutschland geeint),
das Zwlrig-Tslngtau, die Rede, die den »Einzug des Christen«
ihumes inChina" als das Ziel unbarmherzigen Krieges ankün»
det und Attilas tzunnenschrecken dennoch als Muster empfiehlt,
den Dornenweg des deutschen Generalissimus, das Abenteuer
des neunzehnjährigen Sühneprinzen Tshun, dessen Bußfahrt
(in vierspänniger Galakutsche) durch Ehrenspaliere und Feier»
gefechte in die Wonnen des Triumphators führte. Gedenket der
Worte, die Reincke Waldersee nach der Heimkehr sprach: »An»
dere Namen sind verblüht; der deutsche Name ist hochgegangen.
Die Segnungen der einjährigen ELpedition.aufdie Deutschlands
Jugend mit Stolz blicken darf, wird unser Vaterland und unsere
Kirche bald empfinden." Heute erst werden sie ganz empfunden?
wird dieses (nicht vereinzelten) Tones Echo gehört. Zum zweiten
Mal hatten Europäer ihre Feldmäntel vor die zwölf Sonnen»
strahlen gehängt, in deren Glanz der Sohn des Himmels Hausen
soUzund dasDeutscheReich war vornan gewesen. Blauchlen die
Feinde Gold, um China für sich zu ködern? Neben uns, die in
zwanzig Iahren nicht einen ersinnlichen Fehler mieden, sieht es
Türken und Mongolenenkel. Wen dünkt die Wahl der Gelben
noch ein Wunder? Der uralte Streit des Schwertes gegen den
Geist, sein National kämpf, scheint dem Chinesen aufs Neue ent»
brannt; und seiner Seele, endlich, Welteroberung beschieden.
.DerFürst lebt für das Volk, nicht dasVolkfüroenFürsten.
Der darf nie Unrechtes thun, nie Anderes erstreben als den Ruhm
und den Wohlstand des Volkes; und wird allen Glückesund Se»
gens verlustig, wenn er seiner Obhut Anvertraute ungerecht be»
handelt hat. Weil das Volk einen Kaiser, der Kaiser kein Volk
machen kann, ist das Volk heiliger, höher denn irgendein Kaiser.
Vater des Volkes darf nie Der sich heißen, dem das Urtheil der
Sippe, derMinister undtzöflinge mehr gilt als des Volkes Stim»
me und Meinung. Die foll, nach dem Willen des Himmels, ent»
scheiden;«»«) unterworfenen Volkes in bezwungenemLand: nur
willig Zustimmende schirme des Reiches Dach, niemalsMenschen,

die Neigung in anderes Staatshaus zieht. Willst Du, Herr, im
Volks gemül h t hro nen, so hemme eigene Begierden und Triebe und
trachte nur, dem Gemüthsbedürfniß Dich anzuschmiegen, jeden
nicht überdie Möglichkeithüpfenden Wunschzu erfüllen undaller
Handlung auszubiegen, die verstimmen oder Haß säen könnte.
Am Himmelszelt hängt das Schicksal des Kaisers; und aus dem
Himmel tönt die Seele des Volkes. Nicht aus fernem Eiland,
das vom Blut keuscher Jünglinge und Mädchen gedüngt ward,
istUnsterblichkeitzu holen: Dem wird ste.der als Friedenswahrer
und Wohlstandsmchrer im Herzen des Volkes lebt. Oeffentltche
Meinung, die sich inRede und Schrift ausdrückt, gleicht dem an-
geschwollenen Berzbach, der mit lautemWassergequirl ins Thal
herabspringt; Thoi heit räch, ihm den Lauf zu verstopfen, Weis,
heit, das Bett zu tiefen. Schwatze und schreibedoch Jeder, wie ihm
beliebt;aufdertzöhedesRegentenamtesstehtnur,werAlles hören
und lesen, aus dem Aergsten noch, dem Gröbsten und Frechsten
sich einen Nutzen erkiesenkann. Der Schlechte, der Tropf darf nicht
Kaiser bleiben: denn ihn verwirft dertzimmel, dessen Willen das
Volk vollstreckt. Dem verbietet Pflicht, schädliche Regirung zu
dulden.DreimalmahnederErsteDienerden unzulänglichen oder
von Laster befleckten Kaiser; bleibt die dritte Mahnung fruchtlos, so
trete der dem Kaiser verwandte Minister aus seinem A mt, biete der
nicht verwandte einem weiseren, tüchtigeren Sohn des Herrscher-
geschlechtes die Weihzeichen erhabener Hoheit an." Solche Lehre
(die der Verfassungausschutz des DeutschenReichstages.in holder
Eintrachtmil demMinisterialdirektorWehwaltund anderen treu
backenden Nrteutonen, wie Margarine» Ersatz weit von sich weg»
schöbe) bergen Chinas älteste Rechtsurkunden. Hier war, unter
dnnPrunk des unsichtbarentzimmelssohnes.immerDemokratie.
Schreckte das Gräuelbild des Dschengis, Khan Temudschin wie
keir esWütherichs zuvor und danach. War der Enkel desvonder
Wölfin gesäugtenWinterwol!esTürkeoderTibetaner?DieMut-
ter seines achtenAhnen,rauschts ausentschü>tetemQuell,warein
hell glänzendes Weib, das aus den Lenden eines blonden, auf
dem Zufallslager von Sonne umleuchteten Jünglings den Kin ds»
keim empfangen hatte. Gewih kam dieser Schotzbesäer aus dem
Altaigeblet der Indogermanen. Wird nicht auch Chubilai, oem
vierten Folger Temudschins, lichte Haut und Rosenfarbe der

Wangen nachgerühmt? Doch das Gesetzgeberwerk des Allgewal»
tigen Khans trägt, in Türkenschriftzeichen, den türkischen Titel
Iasa; der vom Dschengis bekannte Glaube an Gott» Einheit ist
altem Islam nah; und die neun weißen Roßschweife seines Ban»
ners, die Pflicht ihm höriger Fürsten, an hohem Feiertag neun»
mal das Gewand zu wechseln, derUnterthanen.neunmal vor des
Gebieters Auge sich auf die Erde zu werfen, die Geschenke just so
zu häufen, daß nach der Theilung durch Neun kein Bruch bleibt:
Alles erinnert an den Türkenbrauch, dieZahlNeun intzeiltgkeit
zu weihen. Der Meuchler eines Mohammedaners mußte vierzig
Goldstücke erlegen: der Chinesenmörder kam mit demMarktpreis
eines Esels davon. Doch Türke oder Germane: in Abscheu wen»
den die Geistigen sich von dem Ungeheuer, das, seinen Macht»
trieb auf neuer Weide zu füttern, seinen Prasserdrang undRäu-
berwirbel im Weitesten auszutoben, wie geil wüthende Natur»
gewaltstch indasReich des Gedankens wälzte.StarbTemudschin
oder hob er, dessen Wimper fünf Millionen Männer in den Tod
geschickt hatte, ruhlos sich aus der Gruft? Als das Chinesenvolk
mit des Himmels Athemsturm den Kaiser zwang, die vom Nan»
kinger Frieden geöffneten Thore der Stadt Kanton den Frem-
den rasch wieder zu verriegeln, weissagte jenseits vom Ural der
Russ^etzerzen,bald werde,eintelegraphirenderDschengis» Khan*
die Welt überrennen. Lächelnd hats China gehört. Solchen Tt»
ger bändigt ihm früh derMenschheitwille,derFrieden,Ordnung,
Gleichklang des staatlichen Völkerglaubens heischt und nur des
Gedankens Erobererwerk währen läßt. Lange hat China, nie ge»
duldlos, geharrt. Nun erst schlug seine Stunde.Den vonKriegs»
gluthversengtenSeelenwirdBürgerlichkeitdersilbernschimmern»
de Mond,dessen Gedankenblässe nirgends einAbglanz desBlu»
tes mehr färbt. Kong»Fu»Tse ist auferstanden. Wäre er würdig,
als Fürst der Weisheit zu prangen,wenn er nicht, wie zuvor die
unwahrhaftige Welt, auch die blindeNatur und deren düstersten
Sendling,denTod,überwundenhätte?Werausihr,ohnedasGist-
gas irdischer Schlacke miteinzuschlürfen, Gottheit sog, ist unsterb»
lich und Herr über die nur von Himmels vermächtniß starke Wand»
lerkraftbrütenderundwürgenderNatur.DerMensch.derSchlacht-
vieh war, wird Gott. Und derBlüthensegen derTschunghwa duf»
tet einer in Glaubenssehnsucht um ihre Kelche aebück en We't
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harde» in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. H. Kl Berlin

Berlin, den 19. Mai 1S17.
Wahlreform und Sozialpolitik.
Krieg, der alle unsere auswärtigen Beziehungen auf
neuer Grundlage ordnen wird, hat auch gewisse Berfas-
fungfragen, die längst der Erledigung harren, in Fluß ge-
bracht; in fast allen deutschen Landen, in Preußen und Mecklen-
burg, aber auch in Sachsen, Bremen, Hamburg und nicht min-
der in Bayern find lange unterdrückte Aenderungen der Ver-
fassung unaufhaltsam geworden. Ja, über die deutschen Gren-
zen hinaus, in Nngarn und selbst im Musterland aller Ver-
fassungen, in Großbritanien und Irland, macht die Wirkung
öes Krieges auf die Neugestaltung der Verfassung sich fühlbar.
Da gilt es vor Allem, sich darüber klar zu sein, was denn
für ein Land seine Verfassung bedeutet. Es ist Aufgabe der
Verfassung, die Machtvertheilung zwischen der Regirung eines
Landes und der regirten Bevölkerung und zwischen den einzel-
nen Gesellschaftklassen zu regeln. Aber nichts wäre verkehrter,
als zu glauben, daß für diese Machtvertheilung allein das for-
male politische Recht eines Landes maßgebend sei. Das ge-
lammte soziale und geistige Dasein eines Volkes übt darauf viel
größeren Einfluß; und das formale politische Recht ist nur
insofern von Bedeutung, als es, um wirksam zu sein, mit der
-ganzen Empfindung- und Denkweise eines Volkes überein-
stimmen muß. Diese aber ist verschieden je nach der EntWicke-
Zungstufe, auf der ein Volk steht, je nach seinen religiösen An-
is

schauungen, je nach seiner Wirtschaftorganisation, je nach der Ordnung seiner Verwaltung und seiner Heeresverfassung. Diese Momente bestimmen den Gebrauch, welchen eine Bevölkerung, von den ihr rechtlich zustehenden politischen Befugnissen machte und es ist somit selbstverständlich, daß je nach der durch sie hervorgerufenen Empfindung« und Denkweise bei den verschiedenen Völkern trotz gleichem Verfassung recht die tatsächliche politische Machtvertheilung verschieden sein muß.

So Pflegt in einem Lande, in dem die große Masse von Jugend auf die Regelung ihres Verhältnisses zu Gott den Priestern überläßt, bei gleichem Verfassungrecht die Geistlichkeit ein viel mächtigerer politischer Faktor zu sein als in einem, puritanischen Lande, in dem von Kindheit an jeder Einzelne in seinem Verhältnitz zu Gott auf sich, selbst gestellt ist. Eben so übt das allgemeine gleiche Wahlrecht ganz andere Wirkungen in einem Lande, wo der Großgrundbesitz die Verwaltung in Händen hat, als in einem kleinbäuerlichen Land mit bürgerlicher Beamtenverwaltung oder Selbstverwaltung durch Bauern. Von durchschlagender Bedeutung für die tatsächliche Macht« vertheilung aber ist die vorherrschende Wirthschaftorganisation. So war zur Merowingerzeit das Königthum rechtlich Alles» thatsächlich nichts; der Grund lag in der vorherrschenden Naturalwirthschaft. Der König konnte seinen Willen nur durch Beamte zur Geltung bringen, denen er als Lohn für ihr« Dienste Land verlieh; sie machten aus dem zum Lohn verliehenen Land erblichen Besitz, das Amt zu einem Attribut dieses Besitzes und usurpirten so die königliche Gewalt. Dagegen hat die kapitalistische Wirthschaftordnung, indem sie die Verwaltung belehnter Vasallen durch die mit Geld gelohnter» technisch geschulter Beamten ersetzte, zur absolutistischen Fürstenherrschaft geführt. In einem Lande, in dem der Grundbesitz, fideikommissarisch gebunden und der ganze Gewerbebetrieb in Kartellen und anderen monopolistischen Organisationen konzentrirt wäre, würde trotz der größten formalen Freiheit und rechtlichen Gleichheit die große Masse der Bewohner sich in der größten Abhängigkeit von einigen wenigen Magnaten befinden. And, umgekehrt, würde in einem Staatswesen, in dem alle Produktionmittel der Gesammtheit gehören, die ganze Produktion von einer Centralgewalt geleitet wird und jeder Einzelne an dem Gesamtprodukt den Antheil erhält, den ihm diese Gewalt, je nach seinen der Gesammtheit geleisteten Diensten, zuweist, jeder Einzelne vielleicht rechtlich frei sein und

von Rechtes wegen absolute Gleichheit herrschen, thatsächlich aber wäre Jeder in größter Abhängigkeit von der Centralverwaltung.
Diesen Zusammenhang von Vertheilung der wirthschaftlichen Güter und Vertheilnng der politischen Macht hat schon im siebenzehnten Jahrhundert James Harrington in seiner ,,Oceana" ausgesprochen. Das Verhältnis; des Vermögensbesitzes zur Staatsverfassung hat er Bilanz genannt. Maßgebend für die wirkliche Verfassung eines Landes, also für die politische Machtvertheilung in ihm, sei in Agrarstaaten die Vertheilung des Grundbesitzes, in tzandelsstaaten, wie Holland und Genua, die Vertheilung des Geldes. Er hat dann diese Erkenntnis; auch aus das Machtverhältnifz der verschiedenen Staaten zu einander ausgedehnt und daraus den Schluß gezogen, wenn ein Staat eine günstige, ein anderer eine ungünstige Handelsbilanz habe, sei jenem auch das politische Uebergewicht über diesen sicher. Das war freilich ein Irrthum. Aber in dem Maß, in dem die Wirthschaft der Staaten aus einer Naturalwirthschaft zu einer Geldwirthfchaft wurde, haben die praktischen Staatsmänner diesen Irrthum sich angeeignet und nach einer günstigen Handelsbilanz als der Vorbedingung der politischen Unabhängigkeit, Freiheit und Macht der Staaten gestrebt.
Ganz anders die liberale Doktrin, die im achtzehnten Jahrhundert das politische Denken zu beherrschen begann. Ihr Ideal ist die englische Verfassung gewesen. Während die Freiheit fast aller übrigen europäischen Völker der Willkür absoluter Fürsten erlegen war, hatte sich das englische Volk in zähem Kampf micht nur die Freiheiten erhalten, die es seinen Königen abgerungen, sondern auch immer neue hinzugefügt: und so war es zu einer thatsächlichen Selbstregirung gelangt, welche die größtmögliche Entfaltung aller Anlagen der Einzelnen zu verbürgen schien. In der französischen Charte und der belgischen Konstitution hatte man diese Verfassung nachgeahmt. Daraus entstand der Glaube, wenn man eine diesen Verfassungen ähnliche Konstitution einführe, werde man auch die in diesen Ländern bestehende Machwertheilung zwischen Fürst und Volk und zwischen den einzelnen Gefellschaftklassen bewirken. Daher die Einführung von Verfassungen nach diesem Muster in den verschiedensten europäischen Ländern und nach dem Muster der Verfassung der Vereinigten Staaten in den Republiken Mittel- und Südamerikas. Da in diesen Ländern eine ganz andere Empfindung- und Denkweise und völlig andere Wirthschafwerhältnisse als in Großbritanien und in den Vereinigten Staaten herrschte, mußten die Versuche Fiasko machen. Die politische Machtverthei-

lung in Portugal oder Griechenland mußte eine andere sein als
in England; und die selbe Verfassung, die in Nordamerika zu
hoher Blüthe trieb, führte Südamerika in Anarchie,
Die Erkenntnis der Unwahrheit des Glaubens an die
selig machende Kraft des formalen politischen Rechtes hat sich
zuerst dem realistischen Blick der Konservativen erschlossen. Sie
kannten die ,.gottgewollten Abhängigkeiten", wie sie die ererbte
Empfindung- und Denkweise, die vorwaltenden religiösen An-
schauungen, die Verwaltungorganisation, die Heeresverfassung
und besonders die Wirthschaftverhältnisse mit sich brachten, und
waren deshalb voll Verachtung für die geschriebenen Verfassun-
gen. Herr von Bismarck handelte in der Zeit des preußischen
Verfassungskonfliktes nach dieser Erkenntnis;. Auf seiner Seite
war eine der Zahl der Abgeordneten nach damals kleine,
aber vermöge jener Abhängigkeitveryältnisse mächtige Partei
der Großgrundbesitzer, Militärs und Beamten. Ihnen gegen-
über stand die weit überwiegende Mehrheit der Abgeordneten.
Was waren die Doktrinäre, die an die Allgewalt des formalen
Verfassungrechtes glaubten. Als sich Bismarck über die Vor-
schriften der geschriebenen Verfassung hinwegsetzte, erhoben sie
den Ruf: Rettet die Verfassung!
Das hat 1862, auf dem Höhepunkte des Konfliktes, Lassalle
den Anlaß gegeben, in seinem Vortrag ,,Neber Verfassung-
wesen" darzulegen, daß, wo immer ein solcher Angstruf er-
schallt, er ein sicheres und untrügliches Zeichen ist, daß die
geschriebene Verfassung eines Landes seiner wirklichen Ver-
fassung nicht entspricht. Denn, sagte er, was ist die Verfassung?
Ein Gesetz, aber nicht nur ein Gesetz wie ein anderes auch,
sondern das Grundgesetz eines Landes, das in anderen ge-
wöhnlichen Gesetzen fortwirkt, die thätige Kraft, welche alle
anderen Gesetze und rechtlichen Einrichtungen, die in eineim
Lande erlassen werden, mit Nothwendigkeit zu Dem macht,
was sie sind, so daß in diesem Lande gar keine anderen Ge-
setze als eben diese erlassen werden können. Diese thätigs
Kraft sind die thatsächlichen Machtverhältnisse, Sie find es,
Welche alle Gesetze und rechtlichen Einrichtungen einer Gesell-
schaft so bestimmen, daß sie im Wesentlichen gar nicht anders
sein können, als sie eben sind. Ein solches Machtverhältniß
schafft dem König die Armee, die seinem Willen unbeschränkt
zu gehorchen hat, ferner der Großgrundbesitz, der Einfluß bei
Hof und folglich auf den Willen des Königs giebt, der Besitz
von Fabriken, durch deren Schließen man Tausende von Arbei-

lern brotlos machen und damit Einfluß auf die Entschlüsse der Regirenden gewinnen kann, die Verfügung über Kapital, das die Banken den anleihebedürftigen Regirungen vorenthalten können, das allgemeine Bewußtsein, das die Menschen eher zum Widerstand treibt, als sich Widerstrebendes gefallen zu lassen, die Macht der Arbeiter, die organisirt auftreten. Eine wirkliche Verfassung, fährt Lassalle fort, hat jedes Land zu jeder Zeit gehabt. Der modernen Zeit eigenthümlich ist nur die geschriebene Verfassung. Die verlangt man, wenn in den wirklichen Machtverhältnissen der Länder eine Aenderung eingetreten ist; gut aber ist sie nur, wenn sie mit der wirklichen, den realen im Lande bestehenden Machtverhältnissen in Einklang steht. Wo die geschriebene Verfassung der wirklichen nicht entspricht, kommt es zu Konflikt, in dem die geschriebene auf die Dauer nothwendig erliegen muß.

Damit war die Bedeutung des formalen politischen Rechtes nicht unterschätzt, sondern nur in das rechte Licht gesetzt. Die Meinung, als ob es eine Verfassung geben könne, die für alle Völker gleichmäßig die beste sei, war damit allerdings abgethan; aber, was wichtiger ist, es ist damit auch die AnHaltbarkeit von Verfassungen erwiesen, die den Kreisen, in, denen jeweils der Schwerpunkt des Lebens eines Volkes liegt, nicht auch den maßgebenden politischen Einfluß zuweisen. Solche Verfassungen führen, sobald Diejenigen, welche nach dem formalen Recht die Macht in Händen haben, den Klassen, welche die thatsächlich wichtigsten sind, Gewalt anthun, zu inneren Erschütterungen, die manchmal alles Bestehende umstürzen. Das Beispiel, das Jedermann kennt, ist das der Französischen Revolution. Als es sich 1788 darum handelte, den verschiedenen Ständen die jedem gebührende Zahl von Vertretern zuzuweisen, schrieb der Abbe Graf Sieyes seine berühmte Brochure: „Was ist der dritte Stand?" Thatsächlich ist er Alles, rechtlich ist er nichts, war die Antwort. Aber das Parlament wollte nicht hören, bis die Revolution mit elementarer Wucht seinen Widerstand und noch vieles Andere über den Haufen warf.

Die selbe Erfahrung hat sich seitdem in allen Ländern wiederholt, so oft den Klassen, welche vermöge der gesammten Emppfindung- und Denkweise und der bestehenden Wirthschaftordnung über eine ausschlaggebende Macht verfügten, der ihnen zukommende Einfluß durch das geltende Wahlrecht vorenthalten wurde. Dagegen hat der Krieg von heute die glänzendste Rechtfertigung des Reichstagswahlrechtes gebracht. Wo wären wir

geblieben, hätte nicht das allgemeine gleiche Wahlrecht den Klassen, welche die Hauptlast der Steuern tragen und unseren tzeereskörper bilden, die Gelegenheit gegeben, am vierten August 1914 die Kriegskredite zu bewilligen, und damit den Krieg zum Kriege des gesammten deutschen Volkes gemacht? Hätte die organisirte Arbeiterschaft sich nicht in ernster Pflichterfüllung am Krieg betheiligt, so hätte bei Ausbruch des Krieges, ohne Einspruch der Gewerkschaften, die Mehrzahl der Rüstungarbeiter die Arbeit versagt und wir wären sogleich besiegt worden. So aber ist, im Siegen an der Front wie im Durchhalten und Entbehren daheim, dieser Krieg ein Krieg der breiten Massen des deutschen Volkes geworden; und schon deuten ernst zu nehmende Zeichen darauf hin, daß wir nach dem Scheitern der Friedensversuche unserer amtlichen Organe ihren Führern auch die Vermittelung des von der Menschheit heiß ersehnten Friedens verdanken sollen. Statt der Diplomaten sehen wir jetzt sozialdemokratische Vertrauensleute hin und Herreisen, um unter hoher obrigkeitlicher Genehmigung Friedensgespräche einzufädeln. Es wäre eine der Ironien der Weltgeschichte, wenn es noch hieße: ,,Der Stein, den die Bauleute (lies: die zünftigen Staatsmänner) verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden."

Damit sind aber auch Alle widerlegt, die der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes in Preußen bisher widerstrebt, ja, sogar gelegentlich für die Wahlen zum Reichstag ungleiche Rechte empfohlen haben. Was sind ihre Argumente? Natürlich werde ich mich nur mit denen der hervorragendsten Gegner des allgemeinen Wahlrechtes befassen.

Da finden wir bei Vielen die in einer großen Zahl politischer Lehrbücher herrschende Theorie, die den Staat als ein Ganzes betrachtet, das aus ungleichen Theilen besteht, die, wie die Glieder des menschlichen Organismus, einander ergänzen und, indem sie harmonisch zusammenwirken, eine höhere Einheit bilden, in der auch die untersten Theile zu höherer EntWickelung wie bei völliger Gleichheit gelangen. Das im Staat organisirte Volk erscheint hier als eine selbständige Persönlichkeit, verschieden von der Summe aller Einzelnen, die ihm angehören, und seine Vertreter haben als Vertreter der Gesamnttheit des Volkes in seiner Mannichfaltigkeit zu handeln. Solche Vertreter, sagt man, werden bei allgemeinem und gleichem Wahlrecht aber nicht gewählt. Bei ihm liege der Schwerpunkt in der Masse der Dummen und Ungebildeten, Sie haben für das Interesse der Gesammtheit, als Einheit betrachtet, kein Verständnis;, viel-

«nehr immer nur ihr nächstliegendes Sonderinteresse im Auge
und würden durch Abhängigkeit und Leidenschaft bald dahin,
dald dorthin getrieben. Je breiter die Wählermasse, um so Imehr
-ein launenhaftes Schwanken von einer Richtung zur anderen.
Dabei ließen weder das Interesse des Staates als selbständige
Person, noch auch Ordnung, noch auch Freiheit sich wahren.
Die Idee ist also, daß der Abgeordnete ein Mann sei, der weder
das Interesse eines Landestheils noch auch einer Klasse, weder
das eines Berufes noch gar ein persönliches Interesse, sondern
nur die Interessen der Gesammtheit zu vertreten habe. Daher
«s auch nicht angehe, ihn durch Instruktionen seiner Wähler zu
binden. Das entspricht ganz dem Gedankenkreise der deutschen
Philosophen, die den Staat als die Wirklichkeit der sittlichen
Idee bezeichnet haben und denen der Staat nicht da ist zur
Glückseligkeit der Einzelnen, sondern denen die Einzelnen da
sind zum geistigen, sittlichen und wirthschaftlichen Wohlbefin-
den des Staates.
Wie aber stehts in der Wirklichkeit? Da finden wir, daß
sich die Einzelnen immer des Staates als der tzauptmaschine
dedient haben, um ihre Sonderinteressen zu fördern. Ins«
desondere tritt uns überall entgegen, daß die verschiedenen Per«
sönlichkeiten und Klassen, die je nach dem konkreten Wahlrecht
den vorherrschenden Einfluß im Staatsleben üben, diesen Ein-
fluß auch auf das Wirthschaftleben erstrecken.
Nehmen wir einmal England. Es war seit Beginn des
neunzehnten Jahrhunderts zum überwiegenden Theil Indu-
strie- und tzandelsstaat; aber vor 1832 waren im Parlament
fast ausschließlich die Grundbesitzer vertreten. Was war die
Folge? Die Kriege gegen die Französische Republik und Napo-
leon hatten den englischen Landwirthen außerordentlich hohe
<Setreidepreise gebracht. Da sanken schon vor Ende des Krie-
ges in Folge einer überreichen Ernte die Preise; dazu kam dann
noch der Sturz Napoleons und damit das Ende der Kontinen-
talsperre. Die Getreideeinfuhr drohte, frei und damit das Ge-
treide noch billiger zu werden. Wie aber Lord Byron spottend
sang: .Patriotismus, zartgesinnter, reiner, wird, wenn die
Preise sinken, immer kleiner." Nicht umsonst hatten die Grund-
desitzer die Klinke zur Gesetzgebung in der tzand. 1815 machten
sie zum Gesetz, daß kein Körnchen Getreide nach Großbritanien
eingeführt werden dürfe, so lange der Getreidepreis unter 36
Mark für den Doppelzentner stehe. Die ganze Welthandels-
stellung Englands wurde durch die Bestimmung bedroht; denn

wenn die Engländer den übrigen Völkern nicht abkauften, konrr-
ten auch diese nicht von ihnen kaufen. Der Absatz aller Indu-
strieprodukte gerieth ins Stocken, riefige Waarenvorräthe häuften
unverkäuflich sich an und namenloses Elend des Volkes war die
Folge. Aber erst mußte die Wahlreform von 1832 dem Bürger«
thum die Mehrheit geben, bevor an die Abschaffung der Korn-
gesetze zu denken war. Seitdem erzeugen Grofzbritanien und>
Irland allerdings nicht mehr genug Getreide für ihren Be-
darf; aber erst durch die Zollfreiheit ist der wirthschaftliche
Aufstieg möglich, geworden, der heute 45 Millionen auf den In-
seln zu leben erlaubt, wo vorher nur 25 Millionen leben konn-
ten; und außerdem wurden Millionen und Millionen zur Be-
setzung der fernsten Welttheile hinausgeschickt (wodurch England
unser gefährlichster Gegner im heutigen Kriege geworden ist).
Seit 1867 haben dann auch die englischen Arbeiter das-
Wahlrecht erlangt. Eine Arbeiterschutzgesetzgebung hat es schon
früher gegeben; aber bis dahin war sie wesentlich durch die Ab«
neigung der Agrarier gegen die Industriellen getragen; von
da ab beruht sie auf dem Werben von Konservativen und Libe-
ralen um die Gunst des Arbeiters; und ohne die weitere Aus-
dehnung des Wahlrechtes im Jahr 1884 wäre das Gesetz über
Arbeitstreitfragen von 1906 niemals erlassen worden.
Oder sehen wir nach Belgien. Seit es als selbständiger
Staat besteht, haben dort Liberale und Katholiken in der Be-
herrschung des Staates gewechselt; aber so lange das Wahlrecht-
durch einen hohen Census bestimmt war, gab es in diesem in-
dustriellsten Lande des Kontinentes keine Arbeiterschutzgesetze.
Der Grund: so schroff sich Liberale und Katholiken auch aus an-
deren Gebieten gegenüberstanden, Beide waren Bourgeois. Erst
seit die belgischen Arbeiter das Wahlrecht haben, sehen wir auch
Belgien auf dem Wege der sozialen Reform.
So ists in allen Ländern. Neberall ist es in erster Linie
die wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung, die durch die In-
teressen der mächtigsten Wählerklasse bedingt wird. So beson-
ders auch in Deutschland. Welcher Gegensatz zwischen dem sozialen
Geist, der den Deutschen Reichstag, und dem, der den Preußi-
schen Landtag beherrscht! Das hat auch deutlich das Verhalten
des Reichstages zur Arbeiterschutzgesetzgebung und des Land-
tages zur Reform des Bergrechtes gezeigt; jenes ist reform-
freundlich, dieses reaktionär gewesen. Daher denn auch die
heiße Sehnsucht der rechts sitzenden Parteien nach Beseitigung
des allgemeinen gleichen Wahlrechtes für den Reichstag und

Aufrechterhaltung des Dreiklasfenwahlsystems in Preußen; und
daher ihr heißes Bemühen, noch rasch vor Thorschluß das Fi-
deikommißgesetz unter Dach und Fach zu bringen. Glaubten
sie ehrlich, was sie uns über die Landwirthschaft als den
Jungbrunnen der Gesellschaft erzählen, so müßten gerade sie
das Fideikommißgesetz mit größtem Eifer bekämpfen; denn
dann müßten gerade sie darauf aus sein, daß eine möglichst
große und stets wachsende Zahl am landwirthschaftlich nutzbaren
Boden Antheil erlange, während durch Fideikommisse das Land
in wenigen Händen sich anhäuft. Aber es kommt ihnen eben
nicht darauf an, daß eine möglichst große Zahl im Iungbrun-
nen der Landwirthschaft ihre Kraft erneuere, sondern darauf,
den politischen Einfluß, den der Großgrundbesitz giebt, in der
Hand weniger aristokratischen Familien zu erhalten.
Da man nun nicht offen sagen kann, man verabscheue das
allgemeine gleiche Wahlrecht, weil man sich, wo es gilt, nicht
des Staates zur Wahrung der Sonderinteressen einer Minder-
heit bedienen könne, holt man sich Argumente von den sonst
so verachteten Ideologen. Nachdem das Klassenwahlsystem un-
heilbarem Mißkredit verfallen ist, hofft man, Ersatz dafür im
Pluralwahlrecht zu finden. Man spricht von der Dummheit
nnd Unbildung der großen Masse und von ihrer Abhängigkeit
und Launenhaftigkeit; daß es ungerecht sei, solchen Minder-
werthigen den gleichen Einfluß auf das Staatsleben wie den
geistig tzöchststehenden einzuräumen; wo immer Interessen des
Staats als eines Ganzen in Frage kämen, seien sie bei allge-
meinem gleichem Wahlrecht gefährdet. Daher bedürfe es eines
Korrektivs; je nach dem Maß der Schulbildung, das Einer
aufweisen könne, oder je nach! seinem Alter, je nachdem, ob er
verherrathet ist oder im Heere gedient hat, je nach seinem Ver-
mögen oder Beruf soll dem Einzelnen das Recht, eine größere
oder geringere Stimmenzahl abzugeben, verliehen werden. Als
ob Dummheit, Unbildung, Abhängigkeit, wankelmüthiges
Schwanken von einer Politik zur entgegengesetzten das Privi-
leg einer Klasse oder eines Alters, eines Familien- oder Berufs-
standes wären oder durch Erfüllung oder Nichterfüllung der
Wehrpflicht bedingt werde!
Da hat schon vor vielen Iahren der Franzose Gustave Le
Bon eine „Psychologie der Massen" geschrieben, ein Buch, das
in fast alle modernen Sprachen übersetzt worden ist. Le Bon
ist sehr antidemokratisch, trotzdem aber kein Gegner des allge-
meinen gleichen Wahlrechtes. Er ist nämlich der Meinung,

daß alle Arten von Massen, die auserlesenen Gesellschaften
mit eingeschlossen, eine geistige Inferiorität im Vergleich mit
den einzelnen Individuen zeigen. Denn alle Massen, einerlei,
welche Art von Personen sie bildeten, würden nicht durch Ver-
stand und folgerichtiges Denken, sondern unter Vernachlässigung
aller Kausalzusammenhänge durch Gefühle, Wünsche, Leiden«
schaften und kritiklos übernommene Vorstellungen geleitet. Nach
Dem, was wir während des Krieges an Anfeindung des deut-
schen Volkes von Kulturträgern des Auslandes, aber auch an
Aeußerungen unserer heimischen Kulturträger erlebt haben, kann
man ihm nur Recht geben. Selbst die geistig tzöchststehenden
standen und stehen vielfach noch immer unter der selben Massen-
suggestion, die den Ungebildeten zum Vorwurf gemacht wird,
Ja, nachdem ich ein langes Leben an Universitäten zugebracht
habe, muß ich wiederholen, was ich schon 187^ geschrieben habe,
daß selbst der einzelne wissenschaftliche Spezialist, wo es um
Mlitische>^wirthschaftliche und soziale Fragen sich handelt, dem
relativ ungebildeten Arbeiter durchaus nicht stets überlegen
W. Die Thatsache, daß Jemand Griechisch kann oder ein aus-
gezeichneter Jurist, Mathematiker, Mediziner oder Naturfor-
scher ist, giebt keine Gewähr, daß er auch für andere Fragen be-
sonderes Verständniß habe. Es ist oft überraschend, wie wenig
manche Männer der Wissenschaft, bevor sie solche Fragen be-
antworten, für nöthig halten, die selben Methoden in Anwen-
dung zu bringen, deren Beachtung sie streng von Allen fordern,
die auf ihren eigenen Untersuchungsgebieten sich äußern wollen.
Es ist, als ob sie der Meinung huldigten, daß in Fällen, in
denen die Ursachen der Erscheinungen unendlich viel zahlreicher
und verwickelter sind als in ihrer eigenen Disziplin, eine allge-
meine Anschauung von Menschen und Dingen und das Lesen
der Tagesliteratur <in der Kaffeestunde Anhaltspunkte für jein zu-
verlässiges Urtheil gäbe. So hat denn die in allen Ländern
vielfach schon ausgesprochene Meinung einige Berechtigung, daß
es„geraKe die Intellektuellen feien, die ffür den Krieg die ^Verant-
wortung tragen. Was sie an Verhetzung zur Entstehung, Ver-
schärfung und Dauer dieses Krieges beigetragen haben, ist
außerordentlich; wäre aber nur die große Masse der Ungebilde-
ten gewesen, es wäre nie zum Kriege gekommen und der aus-
gebrochene wäre längst beendet. In allen Ländern sind die
yeimkrieger der Fluch.
Eben so wenig a,ber besteht im Wankelmuth ein Unterschied
zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Nicht den Parteien,
denen die Ungebildeten angehören, pflegt man Umfallen als

Spezialität vorzuwerfen. Und wie steht es mit dem Wankelmuth
selbst bei der Verkörperung der Einheit des Staates, den Köni-
gen? Der General von GLxlgK, der einflußreichste Politiker in
der Kamarilla Friedrich Wilhelms des Vierten, ließ, wie Bis-
marck in seinen ,,Gedanken und Erinnerungen" erzählt, bei
seiner tzausandqcht das alte Kirchenlied singen: ,,Verlasse Dich
auf Fürsten nicht, sie sind wie eine Wiege. Wer heute Hosianna
spricht, ruft morgen Crucifige."
Es ist wirklich eitel Heuchelei, wenn sich die Gegner des
allgemeinen gleichen Wahlrechts hinter die Dummheit und
Unbildung, die Abhängigkeit und den Wankelmuth der Arbei-
ter verschanzen. Nicht, weil diese zu dumm und ungebildet sind,
will man sie vom Wahlrecht ausschließen, sondern gerade, weil
sie gescheit und gebildet werden und deshalb ihre besonderen
Interessen zu erkennen anfangen; nicht, weil sie von ihren
Arbeitgebern zu abhängig sind, um als freie Männer ihrer
wahren Meinung Ausdruck geben zu können, sondern, weis ihre
Organisationen ihnen ermöglichen, sich bei Erfüllung ihrer Bür-
gerpflichten von der Rücksicht auf ihre ,,gottgewollten Abhängig-
keiten" frei zu machen^ nicht, weil sie in ihrer Zielsetzung wan-
kelmüthig sind, fondern, weil sie mit oft sogar recht einseitiger
Zähigkeit ihren Zielen zustreben.
Wer der Uederzeugung ist, daß ohne Einheit der Gesittung
und Kultur kein Gedeihen des Staatsganzen möglich ist, wird
auf der Stufe, auf der die politische EntWickelung der westeuro-
päischen Völker angelangt ist, für das allgemeine und gleiche
Wahlrecht eintreten. Denn ohne solches keine soziale Reform
und ohne sie die Spaltung der Bewohner eines Staatsgebietes
in zwei Völker, die einander nicht mehr verstehen, von denen
das eine das andere fürchtet, das andere das eine haßt, jene
Zuspitzung des Gegensatzes zwischen Besitzenden und Besitz-
losen, die den Tod des Ganzen herbeiführt.
Nun bleibt noch die Frage, ob das geistige Niveau der
Parlamente unter dem Einfluß des gleichen und allgemeinen
Wahlrechtes gesunken sei. Wäre sie zu bejahen, so müßte sich
der Einfluß des Wahlrechtes in dem Unterschied der Geistes-
höhen im Deutschen Reichstag und im preußischen Dreiklassen-
haus zeigen. Einen solchen Unterschied kann man aber schon
deshalb nicht mit Recht behaupten, weil eine große Anzahl
der Mitglieder beider Parlamente die selben Personen sind.
Am Wenigsten läßt sich, sagen, daß die Arbeitervertreter im
Deutschen Reichstage dümmer oder ungebildeter seien als bei
Durchschnitt der Volksvertreter im preußischen Abgeordnete,

Hause; und was den Ton angeht, in dem da und dort geredet wird, so erledigt das Auftreten nicht nur des Herrn tzoffmann, sondern auch des Herrn von Oldenburg aus Ianuschau die Frage. Etwas Anderes ist, ob nicht ein Sinken der Qualität der Abgeordneten in allen Ländern zu merken und ob nicht, da heute überall die Abgeordneten auf breiterer Grundlage gewählt werden, dieses Sinken eben die Folge dieser Thatsache fei. Für England hat einer der sachkundigsten Beurtheiler, Lord Morley of Blackburn, 1910 im Oberhause darauf hingewiesen, das; die Debatten, die sich an das Freihandelsbudget Lloyd Georges geknüpft haben, im Ober- wie im Nnterhaus eine unverminderte geistige Kraft und ungewöhnlich große Debattirkunst der Redner zeigten. Da in England das Parlament die Regirung bestimmt, drängen sich dort eben die geistig Höchststehenden zur Theilnahme am Parlament, In Deutschland herrscht, wenn wir an das Frankfurter Parlament oder an den ersten Deutschen Reichstag zurückdenken, wohl allgemein die Empfindung, daß sich die Reichstage von heute an geistiger Qualität mit denen jener Zeit nicht messen können. Das liegt aber sicher nicht am allgemeinen und gleichen Wahlrecht; denn auch jene geistig hochstehenden Versammlungen wurden auf Grund des selben Wahlrechts gewählt. Den Grund für das Sinken der Qualität sehe ich vielmehr darin, daß Männer, wie sie damals vom deutschen Volk entsandt wurden, sich heute nicht mehr um ein Mandat bewerben und daß sie, selbst wenn sie es thäten, weil unsere heutigen Parteien Interessentenparteien sind, nicht mehr gewählt würden. Wenn in den Iahren 1848 und 1871 die geistige Elite des deutschen Volkes sich um Mandate bewarb, so war der Grund, daß der Enthusiasmus, den die Größe der Ereignisse geweckt hatte, die Besten der Nation mit Hoffnung erfüllte, zum Aufbau des Deutschen Reiches mitwirken zu können, und daß die Männer von allbekanntem Namen um so größere Aussicht auf ein Mandat hatten, je breiter die Wählermasse war. Eine Clique von Kirchthurminteressenten Pflegt die Mandate an Lokalgrößen von Mittelmaß zu vergeben. Aber das deutsche Staatsleben ist kein parlamentarisches, sondern ein bureaukratisches, verbrämt mit einem Parlament. Bald mußten die gewählten Vertreter erfahren, daß sie gegenüber dem festen Gefüge der Bureaukratie machtlos seien. Je höher der einzelne Abgeordnete geistig stand, um so weniger konnte er gewillt sein, seine beste Kraft ohne Hoffnung, seinem Ideal wirklich dienen zu können, zu verbrauchen. Er zog sich zurück; und diese Abwendung von den Parlamenten nahm zu, je mehr

die Parteien zu Parteien von Sonderinteressenten wurden. Ich
habe eben gesagt, das deutsche Staatsleben fei in der Hand der
Bureaukratie; aber seine Verbrämung mit einem Parlament hat
doch zur Folge, daß die Bureaukratie darin eine Mehrheit,
braucht. Wer für sie eintritt, ist ihr willkommen; wie er sein
Eintreten begründet, ist ihr gleichgiltig; sie zieht den dümmsten
Kerl, der für sie stimmt, dem gescheitesten Gegner vor. Die
Mehrheit im Parlament aber schafft sie sich, seit Fürst Bis-
marck 1878 das deutsche Volk dazu zn erziehen begonnen hat,
sich seine Vertreter nicht nach politischen Idealen, sondern nach
Interessen zu wählen, indem sie diese oder jene Sonderinter-
^ssen begünstigt. Die Folge ist: unsere politische Praxis läßt
keinen Raum mehr für geistige Individualitäten. Es ist Sache
der Parteimaschinerie geworden, und zwar der Maschinerie von
Parteien, die aus Vertretern von Sonderinteressen bestehen.
Die Drahtzieher dieser Parteien sind nicht einmal immer per-
sönlich im Parlament. Aber ob draußen oder drinnen: auch sie
sehen nicht auf die geistige Qualität ihrer Parteigenossen, son-
dern auf ihre Zuverlässigkeit bei der Abstimmung. Wer, der
geistig eine Persönlichkeit ist, möchte so als Dutzendsmensch sich
de handeln lassen!
Ein Sinken des geistigen Niveaus unserer Parlamente
bin ich also zuzugeben geneigt) da manes aber in IParlamenten,
die gemäß dem verschiedenartigsten Wahlrecht gewählt werden,
findet, kann die Verbreiterung des Wahlrechtes nicht dafür
verantwortlich gemacht werden. Die Nrjache liegt in der Art,
wie durch unsere bureaukratische Staatsverfassung und durch die
Tyrannei unserer Parteien gerade die Besten der Theilnahme
am parlamentarischen Leben entfremdet werden. Wie sehr das
Streben, unter allen Umständen die Partei zur Geltung zu
bringen, die Forderung, daß das Parlament eine wirkliche
Volksvertretung sei, verdrängt hat, zeigte in England der Wi-
derstand der Konservativen Partei gegen die Abschaffung des
sipluralwahlsystems, der erst jetzt durch den Krieg gebrochen
zn, werden scheint, in Preußen und im Deutschen Reich ihr
Widerstand gegen eine der jeweiligen Bevölkerungziffer ent-
sprechende Wahlkreiseintheilung, in Bayern der Widerstand
des Centrums und in Frankreich der der Radikalen gegen die
Einführung des Proportionalwahlsystems. In Preußen liegt
der Zutheilung der Mandate noch immer die Volkszählung
von 18S8 zu Grund; als Folge heute eine Wahlkreiseinthei-i
lung, die einzelnen kleinen Wahlkreisen zehnmal mehr Einfluß
giebt als manchem großen; bei der Wahl von 1913 haben

20 176 600 Preußen in den großen Wahlkreisen nur 13«
geordnete in den Landtag entsandt, dagegen 19 988600 Preu-
ßen in den kleinen Wahlkreisen deren 313. Die selbe Ungerech-
tigkeit im Reichstag; hier gilt die Bevölkerungziffer von 1869,-
und so entsendet Berlin nu,r 6 Abgeordnete, Während es nach der
heutigen Bevölkerungziffer 20, München 2, während es 6 ent-
senden sollte. In dem bayerischen Landtagswahlgesetz von 190S
ist die Bevölkerungziffer von 1900 zum Ausgangspunkt ge-
nommen worden und die Wahlkreise sind so eingetheilt, daß,
während bei der Landtagswahl von 1912 auf das Centrum und
auf Liberale und Sozialdemokraten je W,9 Prozent der abge-
gebenen Stimmen fielen, jenes 53,4 Prozent, diese zusammen
nur 36 Prozent der Abgeordneten-Mandate erhielten.
Kann es Ungerechteres und auf die Dauer Unhaltbareres
geben als eine Wahlrechtsordnung, die durch künstliche Behin-
derung der Anpassung des formalen Rechtes an die durch die
fortschreitende wirtschaftliche EntWickelung hervorgerufene Aen-
derung in den thatsächlichen Machtverhältnissen einen Wider-
spruch zwischen der geschriebenen und der wirklichen Verfassung
eines Landes nothwendig schafft! Das einzige Wahlsystem,
das die Aufgabe, das Parlament zum wirklichen Spiegelbild
der ein Volk beherrschenden Anschauungen zu machen, erfüllt,
ist das Proportionalwahlsystem. Auch müßten Alle, denen es
mit der Klage über das Verschwinden geistiger Persönlichkeiten
aus den Parlamenten wirklich ernst ist, sich energisch zu ihm
bekennen; denn das Proportionalwahlsystem allein bietet noch
die Möglichkeit, Individuen, die nicht in der Unterwerfung
unter ein Parteijoch ihr eigenes Ich preisgeben wollen, in ein
Parlament zu entsenden.
Doch es genügt nicht, die Wahlgesetze zu unseren Zweiten
Kammern zu ändern, um das formale politische Recht des deut-
schen Volkes mit den in ihm vorwaltenden Machtverhältnissen,
mit seiner wirklichen Verfassung, in Einklang zu bringen. Wir
haben auch Erste Kammern. Viele fordern deren einfache Be-
seitigung. Ich kann mich, für eine solche Radikalkur nicht
aussprechen. Denn kein Zweifel, daß der Staat ein Gebilde
ist, bestehend aus ungleichen Theilen, kein Zweifel, daß die
Mannichfaltigkeit dieser Gliederung im Interesse der EntWicke-
lung des ganzen Volkes liegt und daß eben deshalb das Inter-
esse der Gesammiheit nur bei Wahrung! der Interessen dieser ver-
schiedenen Glieder gewahrt werden kann. Verbürgt das allge-
meine gleiche Wahlrecht das allmähliche Aufsteigen auch der
untersten Klassen auf eine höhere Kulturstufe, so birgt es doch die

Gefahr, daß die Differenzirung der Klassen, die im Interesse des intensiven Fortschritts der Kultur unentbehrlich ist, allzu sehr verkümmert werde. Das allgemeine gleiche Wahlrecht braucht daher eine Ergänzung- wie ja auch der Deutsche Reichstag im Bundesrath eine Ergänzung besitzt. Eine solche Ergänzung wird am Besten geboten, wenn neben dem nach allgemeinem gleichen Wahlrecht gewählten Volkshaus noch eine andere Vertretung besteht, welche die leitenden Geister aus allen Zweigen der Kultur vereint. Was die in den verschiedenen Ländern heute bestehenden Herrenhäuser bieten, ist allerdings ein Spott auf Das, was eine Vertretung der führenden Geister eines Volkes sein sollte. Ihr Schwerpunkt liegt überall in Familien, deren heutige Bedeutung den ihnen zugetheilten Rechten in keiner Weise entspricht. Einst allerdings war ein Grundherr ein Mann, dessen Gehorsam oder Gehorsamsverweigerung für das Schicksal eines Reiches Alles fein konnte. Die Zeiten sind lange vorbei. Die Bedeutung dieser Herren beschränkt sich auf den Einfluß, den sie durch ihren Reichthum zu üben vermögen. Aber da sind ganz andere aufgekommen, deren Reichthum ihren weit hinter sich läßt. So sind sie denn zu einer Versammlung von Herren geworden, die darauf ausgehen, durch Behinderung der neuaufstrebenden Volksschicht das ihnen nicht mehr zu« kommende Nebergewicht zu erhalten. Im politischen Leben kann aber keine Einrichtung sich halten, die von dem Recht des Einzelnen ausgeht, mag dieses verliehene Privilegien oder selbst das Naturrecht zu seiner Rechtfertigung anrufen; politische und gesellschaftliche Einrichtungen können nur nach ik>rer Wirkung für die Gesammtheit beurtheilt werden. Mag eine noch so viele historische Rechtfertigungsgründe für sich vorbringen, sie hat keinen Bestand, wenn sie ihre Nothwendigkeit nicht durch ihre Wirkungen für das Ganze täglich aufs Neue beweist. Diese Einsicht hat sogar das Vorbild aller Oberhäuser, das ttou^e «l I^oräz, gezeigt, als es 1910 die auf Beseitigung der Erblichkeit als Grundlage seines Aufbaues gerichteten Resolutionen des Grafen Rosebery annahm. Und eben wegen der AnHaltbarkeit seiner Zusammensetzung hat ja auch die Osterbotschaft des Kaisers die Reform des preußischen Herrenhauses in Aussicht gestellt. Eine Sammlung von Alterthümern hat gewiß ihr Interesse,- aber eine Versammlung von Trägern veralteter Anschauungen ist ungeeignet zur Leitung des Lebens unserer mit Riesenschritten vorwärtsstrebenden Zeit. Und doch steht das preußische Herrenhaus in seiner Zusammensetzung thurmhoch über dem bayerischen Reichsrath. Er besteht aus Ver-

tretern von Familien, die vor 1806 in Reichsunmittelbarkeit
lebten. Damals waren sie kleine Souverains, die in ihren
Gebieten eine Macht bedeuteten. Heute sind sie nur vortreff-
liche Menschen; aber welche Funktionen erfüllen sie im Inter-
esse der Gesammtheit, welche nicht eben so von, anderen vortreff-
lichen Menschen erfüllt würden? Ein zweiter Theil des Reichs-
raths besteht aus Adeligen, die ein Fideikommiß errichtet
haben, von welchem sie an Grund- und Dominikalsteuern in
«implo 300 Gulden entrichten. Jeder Adelige, der ein solches
Fideikommiß errichtet, kann (nach tit. VI Z 3 der bayerischen
Verfassungurkunde) zum Erblichen Reichsrath ernannt werden.
Das ist in unserer Zeit der Ansammlung großer Reichthümer
aus Industrie- und Handelsgewinn eine recht gefährliche Be-
stimmung. Wenn nämlich ein Reichgewordener durch Zusam-
menkaufen von Bauernäckern einen Großgrundbesitz erwirbt,
dann zur Belohnung für Stiftungen zu einem wohlthätigen
oder künstlerischen Zweck den Adel erlangt, danach seinen Grund-
besitz fideikommissarisch bindet, hat er, wenn auch kein Recht,
so doch Aussicht, bei artigem Verhalten seine Familie unter die
erblichen Gesetzgeber des Königreichs Bayern aufgenommen zu
sehen. Das muß zum Bauernlegen ja geradezu anreizen. Ein
dritter Theil des Reichsraths besteht aus den auf Lebenszeit
vom König ernannten Mitgliedern; sie Pflegen die Hauptarbeit
zu thun, würden sie aber gewiß eben so gut in einer den Be-
dürfnissen des Lebens besser entsprechenden Ersten Kammer ver-
richten. Eine, die wirklich die führenden Geister aus allen
Berufen umfassen soll, darf nicht auf dem Prinzip der Erblich-
keit aufgebaut sein; sie muß, gleich der Zweiten Kammer, aus
Wahlen hervorgehen, aus Wahlen einzelner Landestheile, wie
der amerikanische Senat und das englische Oberhaus der Zu-
kunft, oder aus der Wahl von Berufsorganisationen. Alle
anders aufgebauten Ersten Kammern sind entweder nur Deko-
ration und somit überflüssig oder geradezu schädlich.
In seiner Osterbotschaft hat der Kaiser von seinem ,,treuen,
tapferen, tüchtigen und hochentwickelten Volk" gesprochen, das
sein Vertrauen verdiene. Dieses Lob hat nicht nur das preußi-
sche Volk verdient; kein deutscher Stamm ist im Feld und da-
heim hinter dem anderen zurückgeblieben. Möge jedem die
Verfassung so reformirt werden, daß sie mit dem vom Volk dem
Ganzen Geleisteten in Nebereinstimmung kommt. Nur die Mo-
narchie, die auf das ganze Volk sich stützt, wird im Stand sein,
den Stürmen Trotz zu bieten, die sie umwettern.
München, Professor Or, Lujo Brentano.

Tie kulturpolitisch2 Bewegung in Oesterreich.
Vre kulturpolitische Bewegung in Oesterreich.
der „Zukunft" vom fünften Januar berichtet Willi Handl über
die Bemühungen der deutschen Intellektuellen, neuen Formen
des politischen Lebens zu finden, durch welche dem Geist eine größers
Macht über die Geschicke der Völker gesichert werden könnte, als bis»
her erlangt wurde. Er hat damals auch meinen Namen genannt und
ineine Schrift „Kulturpolitik" (Wiener Verlag) in die Erinnerung
gerufen. Handl ist so gerecht, darauf Hinzuweisen, daß ich der Erste
gewesen bin, der die Frage ausgesProchen hat, und er fügt hinzu,
daß ich auch als Erster die praktische Antwort gesucht habe. Die Dar-
stellung meines Handelns ist aber, wie es in dem Rahmen eines Ar-
tikels nur natürlich ist, so fummarisch und lückenhaft ausgefallen, daß
ich Mich gedrängt fühle, sie wenigstens im Telegrammstil zu ergänzen.
Die Folgerung, meine „Schrift sei verschollen, meine Idee abgethan",
soll sich in den Köpfen der Zeitgenossen nicht einnisten.
Zu einer gründlichen Darstellung der kulturpoliti'chen Vewe»
gung, die ich volle zehn Jahre hindurch geleitet habe (also durchaus
?ein flüchtiger Versuch!), ist der Raum dieser Zeitschrift, der mir gast-
freundlich geöffnet wurde, viel zu eng. Ich müßte ein Buch darüberi
schreiben. Das wäre eine Fundgrube interessanter Erfahrungen und
ein Ausschnitt der Zeitgeschichte. Denn ich bin in diesen zehn Iahren
mit so vielen führenden Persönlichkeiten Oesterreichs in Berührung
getreten, habe solche Einblicke in den Organismus der Gesellschaft,
des Staates, der Parteien !und in das Seelenleben aller Klassen und
Stände gethan, daß ich einen Politischen Roman schreiben könnte.
Aür heute möchte ich gegen Handls Bericht nur einiges Thatsächliche
feststellen. Damit sein Pessimismus nicht entmuth'gend wirke
Zum ersten Mal habe ich meinen Grundgedanken 1838 iu der
damals neu gegründeten „Wage" ausgesprochen, in einem Artikel
„Kulturpolitik", der den Begriff in die Gedankenwelt und das Wort
in den deutschen Sprachschatz einführte. Es wurde seitdem ein viel-
gebrauchtes Schlagwort. Meinen Gedanken halte ich so wenig für
widerlegt, daß ich ihn heute fast mit den selben Worten darstellen
müßte; ich hätte nicht zu korriziren, nur zu ergänzen. Er wäre auch
^dann nicht abgethan, wenn ich in der Ausführung zufällig gescheitert,
wäre. Daß er es nicht ist, beweist die Thatsache, daß nach zwei Jahr-
zehnten das Problem ^wieder auftritt, ^welches ich zugleich mit der!
Lösung ausgesprochen habe.
Ich will meinen Grundgedanken hier wiederholen. In der Er»
kenntniß, im Gedanklichen ist unsere Zeit unserer Zeit weit voraus.
Unsere Zeit ist hinter unserer Zeit zurück. Ms Erkennende, als
Wissende sind wir,überreif und bis ins Unerlaubte verfeinert und er-
leuchtet; im realen Leben herrscht nvchi das Mittelalter. Die Ursache
liegt darin, daß der Hochofen, worin die Gedanken in Realität umge»
schmolzen werden sollen, Nicht funktionirt. Was ist dieser Hochofen?
"Das Reprasentativshstem und das Parlament. Wo ist die Realität?

Die Zukunft.
In der Verwaltung. Wer hält am Repräsentativsystem fest? Die
Parteien. Das sind abstrakte Gebilde mit prinzipiellen Programmen,
die widerstreitende reale Interessen in sich, zusammenfallen. Die Te»
genstände des wirklichen Lebens werden von den Parteien nicht er»
faßt, die nur aus deduktivem Denken an die Wirklichkeit <heran,
treten. Sie interessiren sich für die wirklichen Gegenstände des Le-
bens nur insofern, als sie daraus einen Zuwachs ihrer Macht erwar-
ten. Die Politik ist deshalb ein beständiger Kampf abstrakter Gebilde,
während das reale Leben abseits liegen bleibt und vergebens nach
Erlösung schmachtet.
Dem gegenüber forderte ich: gegenständliche.Politik, also in-
duktive. Ausgehend von der Beobachtung, daß, Menschen aus feind-
lichen Lagern sich über eine deutliche Frage leicht einigen, wenn sie
sich mit ihr unmittelbar befassen, schlug ich vor, eine Organisation
der Selbstverwaltung am Gerüst gegenständlicher Probleme, sachlicher
Arbeit zu schaffen. Aber nicht etwa Berufsorganisationen; sondern
an jeder Materie sollten Alle mitarbeiten, die aktiv oderzchrssiv an der
Lösung interessirt waren, alle Sachverständigen. Als geeignete, aber
durchaus nicht allein denkbare Form wählte ich die Enquete. Aus
jeder sollte ein Kreis von Personen zurückbleiben, die ungewöhn-
liche Begabung für die Materie bewiesen hatten, und einen Dauer-
Ausschuß bilden. Schritt vor Schritt sollte im Verlauf von Jahr-
zehnten die ganze Peripherie der sozialen, kulturellen, ökonomischen,
zuletzt der rein Politischen Problems durchmessen werden. Daraus
sollte sich ein Kulturparlament entwickeln. An' die Stelle der Wahl-
verbände sollten Autoritätverbände treten, aber nicht starre, prisoile-
girte, sondern labile, elastische, denen man auch für begrenzte Zeit'
angehören kann.
Die Mittelschulfrage, von der Handl erzählt, war nur der An-
fang. Sie ist auch durchaus nicht im Material erstickt, sondern ge-
dieh bis zu einem gewissen Abschnitt nnd wurde im >Iahr 1906 auf
breiterer Basis wieder ausgenommen. Sie tagte Monate lang; dann
beschloß die Negirung eine offizielle Enquete, deren Ergebnis; war,
daß eine Nmwälzung im Schulbetrieb beschlossen wurde.
Außerdem organifirte und leitete ich Enqueten über die straf-
gerichtliche Voruntersuchung, über Personalkredit und Wucher, über
die Reform des Eherechtes, über Kunstpolitik, über das Meldewesen.
Dazwischen gab es noch gelegentliche Aktionen, unter anderen eine
öffentliche Gerichtsverhandlung mit, Zeugenverhör unter dem Vor-
sitz der Kulturpolitischen Gesellschaft, deren Präsident ich noch bin.
Wir errichteten ein „Komitee für öffentliche Klage", eine Art So-
zialanwaltschaft, zugleich ein ^Pranger für Angerechtigkeit und Wucher^,
zu welchem sich das Volk drängte, um dort seine Klagen vorzu«'
bringen. Den Vorladungen dieses Komitees wurde Folge geleistet
und sein Auftrag stets respektirt.
Das Alles wurde mit ganz geringen Mitteln ermöglicht, die von,
den zunächst interessirten Kreisen geliefert wurden. Die regirenden.

Kreise Oesterreichs zeigten sich verständnisvoll und entgegenkommend. Bei den Tagungen waren ,stjets die Ministerien und einschlägigen Aemter vertreten, Beamte aller Ressorts bis zu den Höchstjen Spitzen traten als Experten auf. Wir hatten nur einen offenen Gegner: die Parteileitung der österreichischen Sozialdemokratie; deren Organ,-die Arbeiterzeitung, nahm von unseren Aktionen nur da Notiz, wo es der Gegenstand unbedingt erzwang, >aber 'sie versäumte selten, ihre Geringschätzung der ganzen Bewegung und ihres Inspirators auszudrücken, und während sie sonst! mit bürgerlichen Kreisen oft und gern, intime Fühlung hielt, manchmal.inchr, als es sich für die Partes schickte, war sie unserer Bewegung offenbar aufsässig. Ihr Führer, Oi-. Viktor Adler, sagte einmal zu mir: »Wissen Sie, wie Sie mir v«rk,ojmmen? Sie find unter den Politikern das Selbe, was die Aviatiker unter den Technikern sind." Damals flog man noch nicht. Ich antwortete: „Den Vergleich nehme ich an, aber ich bitte um Gins, Herr Doktor: bleiben Sie dabei!"

Bon der kulturpolitischen Bewegung war also viel mehr vor» Händen als ein tastender Versuch,. In den letzten Iahren vor dem Weltkrieg traten wir weniger öffentlich! hervor. Der Grund lag aber nicht so sehr in der Sache als in meiner Person, da ich in Ermangelung eines Privatvermögens Meine durch, Berufsgieschäfte sehr beengte Zeit nicht dauernd öffentlichen Interessen opfern konnte. Die einzelnen Aktionen hatten überhaupt niemals Mißerfolg; sie wuchsen uns oft über den Kopf und ich selbst mußte sie dann einschränken. Die geplante Verschmelzung der Kulturpolitiker aus den verschiedenen Jnteressenkreisen ist Mir allerdings noch nicht gelungen. Aber kann Einer in zehn Iahren Alles erreichen?

Meine Aktionen waren als Lebensarbeit gedacht, als Stoff für mehr als eine Generation. Ich wollte ja eigentlich nur 'Beispiele, Paradigmata schaffen, um gu zeigen, welche aufwühlende Krajst in meiner Methode stecke. Meine Schrift war bei ihrem Erscheinen wie ein belletristisches Erzeugnis besprochen worden. Die Verwirklichung in kleinem Format sollte vor Allem beweisen, daß, es sich um Realpolitik handelte.

War Oesterreich auch der richtige Boden dafür? Es erschien mir damals, wegen der Obstruktion der Parlamente, als das vorbestimmte Land der freien Initiative. Aber der Oesterreicher hat wenig Sinn für organisirte Arbeit. Erst der Weltkrieg halt die Leute belehrt, daß, es eigentlich Etwas zu thun und zu ordnen giebt. Ich aber bin zu der Erkenntnis; gekommen, datz meine induktive Kulturpolitik? doch einer Ergänzung durch ein deduktives Programm bedarf, daß man den Tunnel von zwei Seiten anbohren musz, um >den Durchsbruch zn erarbeiten. Die dazu nöthige Denkarbeit müßte von allen guten Enropäern gemeinsam geleistet werden. Ein Einzelner kann nicht mehr thun, als das erste Wort aussprechen. Das habe ich getjhan.

Wien, > Dr. Robert Scheu.

Selbständigen.

Hummel-gummej. Negen un vertig ole Sprekwörd for use Sol-
baten un Mariners. Dritte Auflage. Berlin, L. Görlitz.

Ein ungenannter Freund von mir hat für unsere Krieger aus
dem reichen Volksschatz neunundvierzig lustige, derbe Sprichwörter
ausgewählt, drucken lassen und in Tausenden von Exemplaren ins
Feld gesandt. Es hat mich als Niederdeutschen gereizt, meinen Pinsel
an diesen prachtvollen Eulenspiegeleien, saftigen Witzen und derben
Wahrheiten zu versuchen. H. E. Lrnde-Walther^

Vas Vuch der tausend Wunder. Von Artur Fürst und Atezan-
der Moszkowfft. Verlag Albert Langen in München. Ein-
handZeichnung von Lucian Bernhard.

Die Zahl 1000 spielt in diesem umfangreichen Buch eine wich-
tige Rolle, auch in der arithmetischen Umkehrung. Nämlich so zu
verstehen: wenn es uns nur zum tausendsten Theil geglückt wäre,
Das herauszubringen, was im Programm steckte, dann könnten wir
ganz zufrieden sein. Aber da lag die Unmöglichkeit. Denn das Pro-
gramm umspannt die Welt, wie sie sich einem erstaunten Auge dar-
stellt. Je mehr man von diesem Plan bewältigt, desto mehr bleibt
iübrig. And so schrumpfen die angesagten 1Ol)l) zu einer Winzigkeit
zusammen, gegenüber den unendlichen Weltwundern. Aber dem Le-
ser, so denken wir, wird diese Winzigkeit doch nicht unbeträchtlich er-
scheinen; und es wird ihm nicht leid sein, unserer Einlaidung zu einem
Gpazirgang auf der Peripherie des Begreifbaren zu folgen. Von die-
sem Umkreis aus öffnen sich so viele Prospekte inDs Unerforischliche!
und es kann nicht fehlen, daß Mancher, der zunächst den kühlen Blick
Mitbringt, zu dem von den Verfassern vorgestellten „erstaunten Auge"
gelangen wird. Unsere Aufgabe war, die Wunder klar zu beschreiben,
sie gemeinfaßlich darzustellen, nicht etwa, sie restlos zu erklären. Denn
nicht um ein Lehrbuch handelt es sich, sondern um ein Belehrbuch.
Mo sich das Wunder ohne Magisterkünste auf das anscheinend Be-
greifliche zurückführen ließ, gingen wir auch der sogenannten „Er-
klärung" nicht aus dem Wege; immer mit dem Vorbehalt, daß des
Räthsels Schlüssel im Grunde doch wieder neue Wunder umschließt.
Die Eintheilung in Rubriken vollzog sich wesentlich zur Erleichterung
der Uebersicht; und wenn daneben noch ein Leitmotiv thätig war, so
erklang es uns beiden Verfassern in der Befehlsform: Abwechselung
bieten! Nicht langweilig werden?

Alexander Moszkowski.

Die Ehe im Rückfall und andere Anzüglichkeiten. Verlag von
Dr. Eysler Sc Co. ,

Der Trieb zum Spott und zur Selbstverspottung haben mir die
Feder geführt, als ich die losen Skizzen schrieb, die den Inhalt des
Wändchens bilden. Kriegsluft weht nicht in ihm, es ist, so zu sagen,

zeitlos, beleuchtet Charaktere und Lebenslagen, wie sie sich in ge»
mäßigter Zone des Daseins finden. Aber ich glaube, daß der Leser
in manchen Figuren gute Bekannte, gelegentlich sogar sich selbst ent-
decken und mir, trotz der satirischen Spiegelung, eine gewisse Aehn-
lichkeit der Bilder nicht abstreiten wird. Aus einigen Skizzen könnte
man eine antifeminine Absicht herauslesen, wenn man wörtlich deu-
tet, was unwörtlich gemeint ist. Aus diese Gegensätzlichkeit ist das
kleine Buch gestimmt, in ihr würde sein humoristischer Werth ruhen,
falls ein solcher vorhanden ist, falls Diejenigen als Beurtheiler mit»
zählen, die mir bereits eine Wirkung aufs Zwerchfell bescheinigt
haben. Dem gegenüber darf ich Wohl betonen, daß mir bei der Nie-
derschrift fast durchweg ein Problem oder ein Problemchen vorschwebte,
als Thema von ursprünglich ernstem Unterton, das, in besondere
Beleuchtung gerückt, ganz von selbst anfangen sollte, heiter zu irisiren.
Der Verlag hat das Bändchen mit einem anmuthigen Illustrationen»
schmuck ausgestattet. Alexander Mo szko wski.
WA? des Weltkrieges, hielten die Direktoren der führenden Banken
und Industriegesellschaften Deutschlands, im Ganzen etwa dreitau«
send Herren, im Reichstagsgebäude unter dem Vorsitz des Staats-
sekretärs des Inneren eine Versammlung ab und gründeten die „Ak-
tiengesellschaft zur /Ausnutzung der im Kriege gemachten Erfin«
findungen". Zweck der Gesellschaft sollte sein, die unter dem Zwang
der Notwendigkeit des Krieges geborenen technischen Fortschritte
jeder Art auch für den Frieden fruchtbar zu machen und für die
einzelnen «Sonderfälle Tochtergesellschaften zu schaffen. Das auf-
gelegte Kapital von dreihundert Millionen Mark wurde sofort vier-
zehnfach überzeichnet.
Zwei Wochen später entstand die „Aktiengesellschaft für den
Vau von Privattauchbooten" und zugleich, mit dem Reichsfiskus als
Hauptaktionär, die „Verwerthunggesellschaft für den Grund und
Boden aller Binnenseen und Flußläufe".
Die erste Gesellschaft war alsbald mit Aufträgen für ein Jahr-
zehnt belastet, und als nach acht Monaten der erste Villenbesitzer
den Sommergästen sein privates U-Boot auf dem Wannsee zu einer
Vergnügungfahrt anbot, lagen auch schon die Parzellirungpläne der
Seen vor. Jede Bank, jeder Sammler kaufte sich ein Stück des
Bodens, um sich dort von der „Gesellschaft für Unterseetressors"
einen auf jeden Fall sicheren Aufbewahrungort für seine Werths
schaffen zu lassen. Ein riesiges Unterwa?serbauwerk ließ, die Reichs-
bank errichten; es hatte Telephon, Elektrisches Licht und jeden Kom-
fort, auch durch Ventilatoren geregelte Frischluftzufuhr von außen;

Ein Rückblick aus der Zukunft.

eiundzwanzigsten Oktober, drei Monate nach Beendung

Die Zukunft,
sie konnte jedoch durch einen einzigen Kontakt sofort zerstört werden.
Der Ban war doppelt gepanzert und so tief ins Erdreich einbetonirt,
dasz die Decke der Tresoranlage in einer Ebene mit dem Seegrund lag.
So war jede Möglichkeit feindlichen Raubes oder auch nur feind-
lichen Angriffes durch Flieger im nächsten Krieg fast ausgeschlossen.
Doch stellten sich auch Schwierigkeiten ein. Ms der erste große
internationale Diebstahl durch Flucht in einem Unterseeboot ge-
lungen war, als sich der erste Anglückfall ereignete, mußten besondere
Abwehrmaßregeln beschlossen werden. Als die erste Annonce zur
Vermischung von A-Booten auf Wachen und Tage erschien, wurde im
Reichstag im Interesse der Sittenpolizei eine neue „Lex A." emp-
fohlen. Das aber waren KinderkrauLheiten.
Bald bauten die großen Schiffahrtlinien tieffahrende Ozean«
A-Schiffe, die nicht mehr von den Wellen abhängig waren und
in denen es keine Seekrankheit mehr gab. Die Mitnahme eines in
festen Aggregatzustand gebrachten Gemisches von Sauerjstoff und Stick«
stosf ermöglichte eigene Luftbereitung zur Athmung unter Wasser, und
als man dazu überging, diese Luxus-A-Schiffe nicht mehr mjit eigener
Krast zu treiben, fondern ihre Schrauben durch vom FeUand! aus mit
Strom versehene, dui>H den Ozean gekgte Kabel, also durch Außjen-»
leitung zu speisen, als die Konstruktion immer feiner wurde wnd
jedes Führerschiff schließlich, um den Platzbedarf zu decken, eine Reihe
von Anhängerbooten bekam, da konnte eines Tages gemeldet werden,
daß der erste Antersee-Expreß-II-Zug die Reise von Hamburg nach
New Pork in achtundvierzig Stunden zurückgelegt hatte.
Die großen Werften überboten einander an Leistungen. Bald
gelang eine Konstruktion, die ein Tauchen bis zu zweitausend Meter
Tiefe ermöglichte. Der dabei zu überwindende ungeheure Außen-
druck wurde durch neben einander! an den Außenwänden eingebaute
flache Hohlräume mit komprinrirter Luft aufgefangen, so daß sich
dieser Druck in mehreren dünnen Schichten nach innen, dem Wohn-
raum zu, bis zur Normalstärke der Luft paralhsirte.
Damals trat die „Internationale Gesellschaft zur Hebung der
im Kriege versenkten Schiffswerthe" zusammen. Die Gesellschaft ar-,
beitete glänzend. Da genaue Listen die einzielnen Stellen angaben,
wo die einzelnen Schiffe versenkt worden waren, gelang die Bsrgungj
ungeheurer Werths, Doch erschlossen sich auch andere große Ein-
nahmequellen. Für einen Passagierplatz bei solcher Bergung und
Absuchung des Meeresbodens wurden riesige Summen geboten.
Man fand Schiffe, die schon vor Jahrzehnten „untergegangen waren,
und rüstete eine eigene Expedition aus, um die einst mit den Gold-
schätzen eines ganzen Landes gesunkene spanische Armada wieder
zu finden. Man entdeckte eine Reihe bisher unbekannter Lebewesen,
die eben nur unter diesem starken Wajsssrdruck lebensfähig waren,
stieß unter dem Meeresgrund auf riesige Kohlen- und Edelmetall-
''«ger und verdiente „märchenhaft".
Inzwischen war auch die drahtlose Telegraphie verfeinert worden.

Isolatoren von ungeheurer Größe ermöglichten eine Stromstärke, die gestattete, den drahtlosen Strom um die ganze Erde zu senden. Als danach aber eine neue Mischung für die Fabrikation solcher Isolatoren ihre Leistungfähigkeit verhundertfachte, wurde es möglich, alle Lnftschiffinotoren in beliebiger Höhe von der Erde aus mit Strmni Iu speisen. In diesem Jahr gründete man die „Gesellschaft für benzinlosen Personen« und Packet-Luft-Verkehr", die die Beförderung nach allen wichtigen Punkten der Welt unternahm. Der Packet-» verkehr bedurfte bald nicht mehr menschlicher Begleitung, da die hierfür gebauten Aeroplane auch von den Centralen des Festlandes <lus gesteuert wurden (eine Erfindung, die übrigens auch schon vor dem Krieg bekannt war). Damals wurde auf dem Friedenskongreß, im Haag von allen civilisirten Staaten der Welt vorbehaltlose, völlige Abrüstung beschlossen. Man hatte erkannt, daß, jede Großmacht eine genügende Anzahl großer, unbemannter Aeroplane, mit Tausenden von Bomben beladen, gleich am ersten Mobilmachungtag starten zu lassen, drahtlos über alle wichtigen Städte des Feindes zu steuern und hier eben so drahtlos zur Explosion zu bringen vermjochte. Da sich auf einer in der absendenden Centrale eingebauten elektromagnetischen Landkarte der Standort jedes Flugzeuges auf einen Meter genau markirte, war auf diese Weise möglich in wenigen Stunden sämmtliche Orte und Städte des Gegners in Schutt zu verwandeln. Dies war aber kein Krieg mehr.

Auch auf wirtschaftlichem Gebiet zeigten sich Probleme, die anfangs fast unlösbar erschienen. Während vor dem Krieg die Einwohnerzahl von Groß-Berlin etwa fünf Prozent der Kopfzahl des ganzen Deutschen Reiches ausmachte, Paris und London acht« oder zehn Prozent der Einwohner Frankreichs und Englands in sich aufnahmen, ließ der Zug in, die großen Städte nach dem Krieg und das Zurückfluthen der früher Ausgewanderten und während des Kriegs Aom Mutterland Abgeschnittenen diese Zahlen so »ungeheuer anwachsen, daß in Groß-Berlin bald fünfunddreißig Prozent aller Einwohner des Denschen Reiches hausten. Das ergab Vertkeihrsschwierigleiten, deren Größe früher außerhalb jedes Vorstellungvermögens lag. In der Leipziger Straße fuhren die Automobile lückenlos dicht hinter einander und die Straße war für diese Kette zu kurz. Die Bürgersteige konnten nicht einmal mehr einen kleinen Bruchtheil des Nachmittagverkehrs fassen. Dagegen war nichts zu thun. Vor den Schaufenstern stehen zu bleiben,, den Wagen auch nur für Minuten halten zu lassen, war längst verboten! die Straßenbahnen abgeschafft. Alle Versuche, den Verkehr zu theilen, waren fruchtlos. Die Häuser aller Hauptstraßen verloren ihren Werth, da man nicht mehr herankonnte. Die Straßen, die den Potsdamer Platz kreuzten, waren mit Hunderten von Wagen verstopft, die oft Stunden lang auf Passir-Möglichkeit warteten. Die löbliche Polizei war machtlos.

In dieser Roth erbat die Stadt Berlin durch ein Preisausschreiben Besserungvorschläge. Den Ersten Preis (von einer Mil»

lion Mark) erhielt das Projekt eines bisher unbekannten jungem Technikers. Die Schwierigkeit hatte darin bestanden, den Riesen» verkehr zwischen feststehenden Häusern und auf fsststehenden Strafen leicht beweglich zu halten. Die Lösung bestand darin, den Verkehr dort, wo er die Möglichkeitgrenze überschritt, selbst zum Stehen zu. bringen und die Straßen fortzubewegen. Der Potsdamerplatz, wurde in eine Drehscheibe umgewandelt. Der Erfolg war verblüffend. Die Wagen fuhren ohne jede Unterbrechung hinter einander auf den Rand des sich langsam drehenden Platzes herauf, blieben stehen und fuhren herunter, wenn sie die gewünschte Straße erreicht hatten. Die Mitte des Platzes war leer; hier wurde ein Kaffeehaus errichtet., Der Erfolg war /o ungeheuer, daß, das Prinzip der sich fortbewegenden Straße in alle Hauptstädte aufgenommen wurde und bald auch auf die großen Vergnüguiigstätten übergriff. Weil die Varrelstheater aus Rentabilitätgründen so groß gebaut werden mußjten, daß die Bühne nicht mehr von allen Plätzen aus erkennbar war, wurde der Theatersaal ständig um die Bühne gedreht, auf der es zugleich mehrere Vorstellungen gab. In den Museen wurde das fitzende Publikum in gleichmäßiger Geschwindigkeit an den berühmtesten Werken vorbeigezogen. Schließlich wurde es bei den großen Pferde« und Automobilrennen als störend empfunden, daß die Wettkämpfer nicht stets dicht vor,den Zuschauertribünen waren und von diesen aus gesehen wurden. Deshalb wiurden Luxusbahnen gebaut, in denen das Geläuf so schnell rückwärts rollte, daß der Sieger bei äußerster Geschwindigkeit stets auf der Stelle blieb.

Eine Entdeckung jagte die andere. In Amerika entstand die „Sp^ktral-Film-Vitaskop-Gesellschaft^. Sie besaß ein patentirtes Verfahren, das ermöglichte, jedes Ereigniß im Augenblick seines Entstehens durch drahtlose Wellenübertragung in jedem Erdtheil auf der Filmwand darzustellen. Seitdem hatte jede elegante Villa diese Einrichtung. Durch automatischen Kontakt konnte Jeder seinen Spektral-Film-Vitaskop°»Apparat in beliebigem Höhenwinkel und beliebiger Richtung einstellen; sofort hatte er auf der Leinwarid ein Lebendes Bild von Dem, was sich in der von ihm eingestellten Entfernung ereignete. Gleich danach wurde auch diese Entdeckung in den Schatten gestellt. Ein deutscher Forscher schuf einen von der Außenluft unabhängigen Athmungapparat für Menschen unter Wasser. Man erfand Mittel, die Sonnenstrahlen aufzusaugen, zu konserviren und ihren Wärmeeffekt in jedem beliebigen Zeitpunkt nutzbar zu machen. Dadurch sank der Kohlebedarf der Welt auf ein Tausendstel.

Als schließlich das Leben immer komplizirter wurde und ein Theil der wichtigsten menschlichen Organe, weil Erfindungen sie ausgeschaltet hatten, zu verkümmern begann, als statistisch festgestellt wurde, d«4 die Gesammtzahl aller auf der Erde befindlichen Menschen, rasch abnehme, wurde in einer gemeinsamen Konferenz aller Weltstaaten ein Gesetz beschlossen, das neue Erfindungen verbot. Seitdem schöpft die Menschheit wieder Kraft.

Dipl.-Ing. Moritz Ernst Lesfer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: MazimUian harden in «erlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck »,n Pai « »arleb S. m. b, S w Verli».

O O I» 51 H « S I 4 Q, O 51 24. >VI ^ I 1S17
7>I_1v1ä5I k?Ii^1v1^5ISOI-I5I^1O^«/^Öncz
SV«1_I5I / >-I^5IS I_>II5IrZ5NQrI« u. s. ,
O^S 14.-13. ^I-IN!-!.
sesiOi-ii'iczui»«: 20.—22. IVIKI, 10—2 >^^«
5kot betr.
Steuer
Stempel
desettizt
Ois «irtscksstlicken Interessen vun über
2/4 Aittllsrcke» Ki. 6eutscKell Kspitsls
^«800000000^.
«?eröeo 6lircll uns Vertreter, u. besrbeitet.
(iesellsckatt m. v. n.
(Z«Srün6et 191«,
?«t«s»m,r 8tr. KI. Ssrlln««. r«°zpr,I,iiti
»»n «erl. SezucK oll. Kostenl, Zinsen«, v. Prospekten,

?ik Zu Kunst. —
1«. Mai I«17.
'ilsn? «m ZI. N«^«n,d«n ISIS
^>,^u« ^ ' , »l>3 377^
Vortrag uus 19 5 . , , 875 081,7»
M ^ IZivl««„<je
unil Verlust Koni«.
8 572 480
'^ 1
2W37S
10« 708
4« 533 329
3 »4 120
56 042 739!
2 371433
>45SN4I5'
>2t>042 6U4j
3U0V0 0M —
5 «95 S28
3 984 631
I 43^517
70 4^6073 93
2 371433!
9000 «X)
I 000 w«
1000000
587 09S
1 »7« 273
7S
^,42 K04
>1, ,nk
2 414 303 38
12 6V 370 11
15 109 «73 4«
875 »81
2 77K4S4
11458I2K
15 1V9 »73
«vserer Aktiva lni^ 20» Z>I, dsi usn Lesellscnsttsllessen in Sei'ün nnS Ks^Isrune sovis
clsri ü^sssr, ns,ckbsv^nntor IZsnKuäuser: Ssnll slii' Xanilel un>i Industrie in Sei»»«, »snk.
jurl ». I»,, ttemnurg und Nennovei', S. oielen^öclsi', Sellin, XetionelbenK Iii,» veutküKIsnll,
verlin, »Ireotion ilei' 0isei>nto.Lese»sv>isIt, Serlin, Seemen, ^ssen (Hunr) u, ssrenKIurt».
llresilne^ SsnK, Serlin, Sre»I»>i, llresäen, frsnktui't », >«„ Hamburg, Nenne,«,', l.e!pilg,
»snnKeim, »lünenen, «Urnberg, Lwttgert, Sremer Senk Allele «er Il^esilner Senk,
Bremen, K. SeKnettniusen'scner SsnKvei-ein «Klges., Sellin, Köln Hiisselclvrk, />, I.evx,
«Sin, Lei. Vppenneim jr. 6 Lo., Köln, «erilHeiiteeKe Ssnlc In tteniburg, Nemburg, linei-
«Isens VreMtbenK, Xerlsi'uns i, S. unS »ennnoim, ^ns^^dlnn?.
Serlln, (leo 3. Ickäi 1917,

frükstüok von 12—4 Unr:: fünf UKi'-Iss :: Absnös n. ll. Ksi'te
KuM>'8tLNllamm 11
VorneKme
VorneKme

Dr.»».

7SSS SeI«ke»I,»e K»r »>,», Xti»k
200000
00000
30000
H0000
Oer Ksrin« ösn» »Verei»« liioide?,!,
kiirder Ä 0«. bückt um 9. Aai !tuk sein
Die virektion beKSUt sieb vor, n»«K ^^e-
trägliek <I,!n keieru, ^rn 1V. Ä»i
» M ^ ^ M ^ ^ ^ v,«^«>, llvr Genien u,
vis Xunst öes Lssevs
unck ikr LinklulZ «uk LesunclKett. ürstt unä Isnges lieben.
— ca. 20« Leiten — von vr. ineg. 81e?«rle<I «öll«r. — preis N, 2.S0,—
InniOssngsbs: V7gs clcnkt, tut un6 treibt cl e mockerne Veit? — Vss ssZrn llie
Veisi'N „nc> pniiosopbcn lies Kiassiscnen ^itertums? — <^c,rn^c>,^ein leuc^iteniies
Xsuen u ^ic eroiZe Kecleulung desselben für cken menscKI, Organismus — V/ie er>
», Icn vir bei spärssmswm I^IsKrungsverbrsncK grökle ix rstt, ^u»6suer u siüngig.
Vl/oKIbetinÄen? — Oie Viclerlegungclcr ttzuptirrtümer Äer bisner eeltencicn Hr-
niinr^ngsleiire — Oje Verringerung cler VisM«iten, vntcrerniikrungskuren ung
LrksKrur,?, väbrcl,ct^Krieges! OcburtenrücKsu, rlrniikrung, LcniuödclrscKtunAen,
«liliÄemiselie SucKKinölungV »«X l.II»I>0I.l> >n l.elpiig, Königs«««« 37

«r. «I.
19 Mni 1SI7.
vresöe« - Hotel Lellevae
« «ItbeKvnnt«» vo>»n«Km»» tt»u» mit »Iis» »»ItgsmS»»sn Ksusnungsn
kennen ?u RarKKont
MttxvocK, 6en zz. Mai, riackrn. z ^)Kr
7 Kennen, darunter
Z>eut5cKe8 ZlurSen-Iiennen 25000)<!K.
LesamtpreiZS 67 WO A^.
IZIatrlttsprels« unck pskrpls» sovl« »lies I>IäKere sieb« änseKI»"»"'«».
j MienKoj LsrltonDtel ^»Z^?
z Das Vollendetste eines modernen Hotels, rz bzknkof, liriker^us^zrizz.:
VeNklnnllKmeüellei!:
öerül! W. 8lllSllM!N^I! 8. IlUlMleilllWII! m
uvck so sämtl. IkesterKsssell äer kirma ^. >VertKeim.
i.eip?iizer 8lr. nur vockentags»
8cKIuK äer ^linakme kür Vorvette«.
?ür Sie <Zr«L öerlwer ?Ist?s
bei persövl. ^ulirä^ bis 1^ Ltuoöeii
bei ?«s>-^uftlsgeii bis 2 Lmnöen
?i!r sus^ärti^e I'1ä>2g bei süen ^ulträgen
bis 2^ Llunäen
^ni ^VocKevts^e vor gen Kennen ^veröen in sllen ^.vriänrne-
stellen Vorzeiten bis 7 IIKr sbenäs sv^evurnrnen.
IZonnen ?u üsrlskorst sin 2Z. lV1«I,
Kennen 2« Noppe^srten sin 20,, 21. Alsl,
lZennen l^eip?!^ sni 2«. Ittsi,
IZennen IVlüncnen»lZIem sin 20., 24. Msl,
Kennen 2» >Viesds<Ien sm 2«., 22. >tsl.
V?« ,oe<liveunLen verclen !. <t, ^Vet,»nnäKmest> Il. unsntAsltl. vettbsolgt,
vor öeginn des
ersten Kennen«.

I». Mai 1917.
Ar. 38.
— Die Zukunft. —
Kennen i«
ttoppegsrten
fi'ünMNk'8 - Kennen
fünfte^' ^ag
8onntag, l!en 20. IVIaZ. nackm. 2'/2 UKi-
7 Kennen;
u. s.:
JuKilsuins» preis
^Ki'enpi'ei» un«I ZV UVV IVI.
Seenster' l'ag
IVlonlag, llen 23. IVIai, nsvkm. 2'/z UKr
7 Kennen;
Z^r«! psiriek» Nennen
I»r«is IS S00 I».
! Liv I^o^euplst? I. Reibe ....
. . . >IK,
14.—!
6°. II. ,
12.-!
; Rill I. Herren
...
10,— j
60. Oämen
6.— j
Lln Lsttelplsl? Herren
8.—
go. Osmeo
4.—
LsltelrMt? Herren
4.—
So. Osrnen ... .
Hin dritter
1.50 z
XinaerKsrten
. - - ,

Ar. SS.
IS. Mai 1S17,
— Die Zukunft. —
Kilsnr per II. ve?emd»r I?lS
0 Iii i« I>.
I. veulivke L?ckKwnt,rne5men.
IZsMosri«. u. Ler«««rKssilirioK^uliL«l!
Ii. Deut» >ie S ^unkoxlenuntei'nekmen.
III, Vesterreinnlsvli» Lrilöwnterneiimen.
IV. KumSmscK« 6i->Ii,I>mleriie>ime^.
V? VlrKiuIs-, IrInsport und ^»»ei'iiiigs UnterneKmen.
^ämU, m, LS ^ eiiigs?. ««üadäNsänt. I, ^«iinbctr, v, 1,1. SlX> 000
VI, KiüllnIerneKmeii.
V!II. Versvnieilenes.
Oentscds v«drs«s. Mr ürclöl <Z, iu, d. H,, Lsrliv. V«il«ivg>-
Liir^scKättsii u. «äut. . , . . , . . , N. 3 4M 5?8,K2
I>I.
tili ^1. lpl'
1 S14 591
12s oco!
80
1731 »«3!
21K S9«>»,
2«
13K4 88^
I 337 7 7
S 79« W9
1 WS «97
13 970 3S7
I6KS4 7'3
Liii-ssod»rwu^i, XauUonen , XI, 3 100 S98,S2
S71KS27
14 48S 443
113 47« 11« OS

Die Zukunft.
Ar. S3.
Ve»i»>>» unck Verlu,treel>>»i»>I v«r SI vezemder l?Iö,
<Z»»^KUrls- ullii Ver«^Iti>vgsunKo«^ell
^viksculuS-, votersnodull^s- uv>1 Versueds^rdeitsn
1. »u! «ige»» IZröölverK« im LlüäS ^»uöer Vereinigt» ?eel>slbr«nllsr
"1> KUcKstsIIuv goa ^. lür ?alc>llsleuer ,
.>1
2 112 21«
55» 225
4S9 187
sei 119
3 157 91«
744 MI
11992,«x
3-, 187
IS 500 «VN
'4 279018
4«49->07«
ttsben. jul
Vortrs« sns 191« 75« 835!i»
U«soväKdsrlrüi?llis 48741248>98
. 49 1Ü8V,9>1^
vis kür 6»s <ZesodiM8jäor 191« kür unser« Äktiev ?sr. l—SV7SV »uk 2s >,<?t. ksst
?iii»Ien, vres^ner iisvk, »erlin >V. 5«, «>Ier einer ilirer ^ilislen, «. ItieicKrii^erx
I'üiillen, Ilsrckx l!u. <i. m. d. U., Uerlin >V. 56, Lsseuer Lreliit-^nswlt, Lsse» ». Iiul,r,
>Kt!en'xr^ !—»«'25, «r° 7 tii/ckie ,4Kt!«„ >r/««2«—«00«, «r. « kür <I!e Aktien «r. 8UV1
di» läM«, »r. 5 Illr <I!« XKli«« 18M1—SOSV0, »r. 4 kiir ^ie Aktien «r. M5VI—8«7S« mit
Hl. SSO.— ?ur L,u8^^dIUllg, O«r V»r»t»»^
Uerün, >1e„ 8, 1917. «, «ollsobure.
»!>->!>? »IN ZI November I?Ib.
4>t v
1421 22»
k>r
14 > «8«
7^
1278 WS
87 740
7,,
59 «IS
7»
»07 5U1
2S0 75»
,5,
34« 805
10
2 «43 78«
24» 0S5
20
1118690Z
17
12 47« 021
28
10
>.'7 I!«
78
I»
>,
vk
4 00000N
894000
400 000
2«,«««
30«««
100 ooc,
2« S2«
3 «22 118
«5
1«3«
75
2 520
13 110 254
IS
1 «17 55S
75>
4« 000
100 von
I8NDU«
3S3 027
4^
150 0««
97« «8
«'
1383 58«
IS
»00 0, !0
70 «00
250 00«
418 58«

1 888 58° > 10
2» 187 198
Xu (Zr^>Ä«tu«KS uiia ««däu^e , ,' '. 42»3»,79
-8^„ ^dsodreikull« I«w>0,-
^xträ-.^bsoursiuunF . . -
Lxträ'XKsodrswuvi; - -' '"
5l«seiiillsu uuS «essel . '' ' ' ' / i» z«,l5
— 1«5S .Vd»«dre,duns ^,,,„0.-
Uuditorea
„ ^i"^'
^ ?r«llen
Vorlru? auk usus ttovknuug
Ssilläss Solu IZsscKIuüS >I«r ^ill 12, S. I>lt«, LwUgsdabtsll orSs,i1>!cKsa Lell-r^I-
verss,niill!l,o>z «?wi>ist «ins Vivi<Isll>Is von IS ^ vssr pro .^.Kti« I«gr< ISll,— ^ur Vsr-
Willing-, Ui«seI1>s k!inu von nsule Sb ffegsa ^u«kiiniligui>!; ,1s« Uiviclell6sns»ueinss
«o 24 dei vnse er Xssse vi K ^ vir«vt!«n »I. visvuni« Liss«II»vKsßt, Ss^Ii«
u, rr>»nktu>»t s. I».. d, g. «a, ällexlsvlisn Ssnlk in «»mlivrg, ttilmb^rg, beim K. ScKsstt»
lülvssnscNsn Ssn«vsrein KI<t. lZe5„ Löln, bsi der Dresdner Ssnll, I^rünKIurt ». «I„ unö
bei cksr VogÜänUiicKen Ss^Il in ?Isus?i !, Vgt>, in LnipKiiA ^saommsll vsrckso.
ll>r»«KI>«r? ». <I. «aale. ,I«a 12, S,l»i 1917,
Ki^soKdsi'g »ormsls Nein»»!«!, Kn«vK

Wsin8tubsn
NikcKer

wiener 5cKIos8>üe!teurant
SM" LrZ'Klassige wiener Rücke 'MI
kilsner Urquell, 8iecKen-Lräu V^'eine von ?sul LggebrecKt
A (Slutanlil'ang, 8o>i«inllelanfälle, Atemnot, tt«>-?b«svli««i'lien) «
» Kllgsm. LKsmiseK« L««« IsvKslt Oöln s. KK. 65, ^«»'«^i'tks'i'gsse 17, >
Loeben ei'zckienen:
1.—10.1'susenö — eine Ivlsi-^ ^
OureK «II« tZucnnsncllungen «clei- clen Xenien-Verlsg ?u l,elpiig. ^

Kehr bei uns ein!
HstebenzehnterFebruar1763. Der vierzehnte Louis vonFrank»
DD reich hat die aus der starken Persönlichkeit der Kardinale
Richelieu undMazarin erwachsene Minister-Allgewalt mit jun»
gemFuß zerstampft. das(inTagengutenGeschäftsganges immer
geduldige) Volkrasch an die Selbstherrschast des Königs gewöhnt,
in Colbert früh den Schöpferkopf erkannt, der das Gewerbe und
die Finanzwirthschaft inB üthe und Frucht treiben und dadurch
das zur Schaarung eines-großen Heeres nothwendige Geld
schaffen konnte, und, als Haupt des Rheinbundes und Gatte der
Infantin Maria Theresia, als der von England und Schweden,
von Köln und Münster begünstigte Herr der belgischen Grenz»
festungen, mit den vom Kriegs minister Louvois bis ins Kleinste
klug gerüsteten zweihunderttausend Mann das spanische Nieder»
land dem Lilienbanner erobert.Noch hatWilhelm derDritte von
Oranien nicht den Beistand des Deutschen Kaisers, Spaniens,
Dänemarks, Brandenburgs erlangt; noch ist Frankreich nicht,
durch diese kräftigeKoalitionund durch denAbfallEnglands, ge»
zwungen, das Niederland wieder zu räumen und von dem Ver»
luft sich im El faß und inder Franche»Com!6 zu entfchädigen.Louis
thront im Glanz; beschließt, mit demAufwandvonhundertfünfzig
Millionen Francs in Versailles eine Residenz, wie der Welt»

Westen nie eine sah, aus der Erde zu zaubernz zieht die feinsten
Geister, Künstler und Gelehrte, an seinentzofzund beginnt, hinter
dem durchsichtigen Goldgitter, das den Monarchen vom Volk
trennt, den an reizender Wechseldauer überreichen Wandel, der
aus den schlanken Armen der Lavalliere, über unzählbare schnell
geknüpfte und schnell gelösteBande hinweg, zu der Montesvan,
der Fontanges, der Scarron»Maintenon führt (und dem lange
Rüstigen, außer sechs ehelichen,zehn anerkannte Nebenbe Minder
«inbringt). Nicht im Bereich des drallen Gros noch in dem Hern»
«mngloser Verschwenderlaune, die den Staat mit zweitausend
MillionenLivres verschuldet.doch als neuerSelbstherrschertyvus,
Erobererwille.allgegenwärtigerReichsreformator.Literaturkönig
wird Louis, auch mit feinen Oeuvres, Briefen, Regentenerziehung»
schriften,das funkelnde Vorbild des Preußenpzinzen Fritz, dessen
luft» und lustlos verfuchtelte Jugend keinen anderen Namen so
oft, so laut rühmen hört wie den dts vonVoltaire selbst als Quell
und Entbinder, Pflanzer und Schirmer einer Iahrhundertkultur
gepriesenen lwi-Soleil. Nur lächelte Fritz, leider, der fremden
Kunst; und Louis hatte die der tzelmath entsprossene zärtlich ge»
hegt und nie ein Pflänzlein, das dürstigste, weil dessen Duft ihm
nicht sogleich schmeckte, zum Welktod verdammt. .Nahet ihm nicht
mitWeihrauch und Lobhudelei, mit Geschwätz vonWohlthat und
Huld: ein Lächeln zieht den Schlußstrich unter jeden Versuch, ihm
Komplimente zu drechseln/ Jean BaptistePoquelin deMoliere
hats geschrieben, da der achtundzwanzigjährige König ihn auf
die Liste der Literaten gesetzt hatte, die in jedem Jahr tausend
Francs, als Unterhaltszuschuß, aus der Schatulle empfingen.
Nun ist der Dichter Einundfünfzig; vom Leben und Lieben, von
Arbelt und Komoediantenabenteuer fchon recht morsch. Einpaar
Dutzend Stücke geschrieben, fast immer die Hauptrolle gespielt,
mit allem Geschäftskram des Theaters bebürdet und viel Zwist
und Kummer im Haus: Das setzt sich nicht in die Kleider. Rheuma
undtzusten plagen ihn bös.Putzig.daß er geradejetzt einenNar»
ren mimt,derstchKrankheit nur einbildet,vongeldsüchtigenAerz»
ten und Pfuschern, Apothekern und Darmspritzern einreden läßt.
Das neue Ding, dessen drittesBallet»Interme«zo die großmäch»
tige Mediziner»Fakultät wundprItscht, soll zum Totlachen sein.
Schade, daß König Sonne sich noch nicht dran freuen konnte.

Kehr bei uns eint 20!
"Nächstens. Wird heute die vierte Aufführung des Baisse Ima-
zmaire« möglich werden? Der Dichter fühlt sich schlechter als je;
«ndArgan ist eine anstrengendeRolle.Baron,derihm menschlich
liebste Spieler, fitzt anMolieresBett; dahin wird auchFrauAr»
inande (die auf dem Theaterzettel nicht Frau, fondern Fräulein
Moliere heißt) gerufen . So lange in meinem Erlebniß dem Leid
Pch Lust mifchte, hielt ich mich für glücklich.Ietzt?AufFreude,in.
irereGenugthuung darf ich nicht mehr zählenz keine Stunde ohne
schmerz und kein Ausblick ins Helle. Ich muß das Spiel aufge«
ben.Was hat derMensch auszustehen, ehe er stirbtlNa, mit mir
gehts zu Ende!" Die Frau und der Freund beschwören ihn, die
Vorstellung abzusagen und sich, endlich, die Ruhe zu gönnen, in
der er rasch genesen werde. .Ihr habt leicht reden. Wie kann ich
denn absagen? Fünfzig arme Teufel kommen, wenn nicht gespielt
<wlrd, um ihren Taglohn und hungern. Müßte ich mich nicht schä»
inen, sie, ohne unwiderstehlich zwingende Nothwendigkeit, ums
Brot zu bringen?" Er läßt die Truppe zusammentrommeln und
lagt: »Mir gehts jämmerlich. Seid Punkt Vier zum Anfang be»
?eitz später wärs gar nicht mehr zu machen. Kann ich mich nicht
hinschleppen, so müßt Ihr das Eintrittsgeld zurückzahlen." Um
Vier geht im Palais»Royal der Vorhang aus. Prolog. »Nach
demglorreichenKraftaufvandundSiegunfereserhabenenMon-
«rchen verpflichtet Gerechtigkeit jeden Schreiber zu Verherrlich-
ung oder Erheiterung des Reichshauptes. Diese Pflicht soll hier
erfüllt werden. Der Prolog preist den großen König; die tzypo»
chonder» Presse soll die von edler Mühsal gefurchte Stirn des
Fürsten entrünzeln." Tanz der Zephyre und Schäfer. Flora und
Dorilas fingen:,Louis ist heimgekehrtlBis indenSchattendlch-
iesten Gebüsches töne aus Kehle und Flöte tausendstimmig der
Vuf und tausendfach Halle Echo ihn wieder: Aller Könige größter
ist Louis und Wonne, Diesem das Leben zu weihen!" (Totfeind
scheint Diefer den Komplimentedrechslern doch nicht zu fein.)
Zweiter Prolog. Eine Hirtin singt Weisheit (die nur Windes,
sreundschaft ihr zugeweht haben kann): »All GuerWissen ist, eitle,
unvernünftige Aerzte, das erlauchteste noch, leerer Wahn. Mit
Eurem großbrocktgen Latein lindert Ihr nicht das tzerzweh, das
mich in Verzweiflung drängt. Einfalt traut Euch Allmacht über
Aedes Heilmittel zuzdoch keins ist zuverlässig,kelns hat mir gehol»
17»

Freitag, am siebenzehnten Februar 1673. Nicht weitvon dem
HauS, das ihn verröcheln hört, ist er am fünfzehnten Ianuartag
des Jahres 1622 geboren worden: an der Ecke der tzonorö» und
der Alten Badstuben. Straße. Frau Marie, die Tochter desTa»
Hezirers Cresse, hat ihn dem Tapezirer Jean Poquelin, Kam»
merdiener Seiner AUerchristlichsten Majestät, geschenkt.Daß der
Zunge in dieZunftgehöre.verftehtsich.Der vierzehnjährige Lehr»
ling kann lesen, schreiben, rechnen, kleben und basteln. Großvater
Cresse nimmt sein tzätschelkind manchmal ins Burgunderschlöß»
«Henmit.wennCharakterkomoedienundPossenaufgesührtwerden.
Va ist das Leben, die große und kleine Welt, ist Menschheit mit
wirrem Gefühl, ins Wüst» Ulkige verzerrtem Schmerz und ins Er-
habene langendem Blödsinn. Nach solchenAbenden will die Ar»
bell mit Leim, Kleister, Scheere, Hammer, Stecknadel gar nicht
schmecken. Langes Bitten des Schwiegervaters und des Sohnes
weicht denSinnIeans, der die Frau verloren,zum zweitenMal
geheirathet hat und den Bengel gern der Stiefmutter aus dem
Auge schafft. FünfIahre lang geht Jean Baptiste in dleIesuiten-
schule vonClermont(dle später, als Coüege Louis le Grand, welt-
berühmt wurde) und sitzt dort zwar nicht, wie mancher Biograph
angab, neben dem Prinzen Conti, dessen Bruder der großeMar»
schall Conds, dessen alterndes Hirn jansenistisch undtheaterfeind»
lich wurde, doch neben Chapelle, den Neigung früh in Literatur
und Kritik drängt und bei dessen »Natürlichem'VaterLuillier er
den(vonBayle später hoch über jedeMöglichkeit des Vergleiches
MitLebendengehobenen)MathematikerundPhilosophenGassen»
Di, den Bekämpfe« der Aristoteles und Descartes, kennen lernt.
WirdDerseinLehrer?FreundlichklingendeUeberlieferungsagts:
läßt den Bauersohn Petrus Gasssndi ein Schwärmchen Heller
Knaben erziehen,dem,außer demTapezirersohn mit demTäufer»
namen, der kecke Chapelle, der trotzige (als Erwachsener nicht eln-
«al vor Colberts Machtschimmer verstummende) tzesnault und,
als einziges Adelsreis, Cyrano de Bergerac angehört. (Schul»
genoffen sind im Geistigen gern Kommunisten; das von einem
Crarbeitete soll aller Besitz sein. Als Grimarest gerügt hatte,
daß Mollere Stückchen aus Cyranos .1.« peciant joue« in die
»fourberies 6e Zcspin« aufnahm, erhielt er die Antwort: «Was
«ein ist, kann ich immer und überall zurücknehmen.' Hatte Cy.

rano von Poquelin abgeschrieben?)Der neunzehnjährige Junge?
des Hofbettmachers kann aber von Lukrez»Uebersetzung und an»-
derem Getändel mU Literatur nicht das Leben fristen; muß nach»
gerade für den Broterwerb sorgen. Er folgt dem nicht mehr rüstig
gen Vater in den Kammerdlenst; begleitet den dreizehntenLouiS-
nachNorbonne; fleht die nicht vonIustUia gesegnete Hinrichtung
des ehrgeizigen Marquis de Cinq»Mars, dessen VerhSltniß z«c
Richelieu ungefähr war wie, in der Zeit sanftererSitte,das Harrys
von Arnim zu Bismarck; und hat dann wohl (ganz sicher iftS^
nicht)in Orleans einBischen studirt.Von dort aus geht «^dessen
Theaterleidenschaft sich nichtdrofselnläßt, den Weg, den einVier»
telsahrtausend danach Herr Antoineging, dervortzerrnRelnhardt
wichtigste Mann der neuen Europäerbühne: er schaart eine M»
lettantentruppe, in die sich sogleich zwei Brüder Bejart und de»
ren Schwester Madeleine reihen, drillt sie ins Zünftige und grün»
det auf sie sein Illustre IKeätre. Ein stolzer Name für das beweg»
licheBretterhaus einesTrüpPchens.dasdurchallepariserStadtM
viertel wandert und oft auch in die Provinz ausschwärmt. Sei»
Leiter hat das dünne Band, das ihn an Bürgerlichkeit knüpfte,
zerschnitten, von der Familie sich losgesagt und den Namen Mo»
liöre angenommen. 1643. Paris bleibt spröd.auch der zweite Ver»
such (im Ballsplelhaus zum Schwarzen Kreuz) scheitert und der
Direktor muß für ein Weilchen ins Schuldgefängniß. Eis Jahre
lang werden nun die Provinzen, besonders Südfrankreichs, ad»
gegrast. Ueber den Spielplan wissen wir nichts Genaues; nur,
daß der Spielleiter und Hauptspleler aus allerlei Stoff der alte«
und der neuen Römer Schwanke und Impromptus gemacht hat.
In Lyon fängt er, den das zärtliche Verhältniß zu Madeleine
Böjart nicht vor anderem Reiz abkühlt, einer neben ihm um die
BürgergunstwerbendenTruppedieFrauenDuParcundDeBrie
ab; wird von der Ersten verschmäht, von der ZweUen erhört und?
ist in seinem Wandel auch sonst den Korrekten einAergernitz. Am
Morgen des sechzehnten Jahrhunderts hat der von Ungnade und»
Verdacht umwölkte Staatssekretär Macchiavelli, der Dichter der
Meisterkomoedie »Mandragola", mit offenem Ohr dem Schwatz,
ilorenlinischer Handwerker und Krämer gelauscht. Eben so that.
als das Jahrhundert der Nacht zuneigte, in Spanien Cervantes,
m England Shakespeare. Die sind seit vierzig Iahren tot. Jetzt

fitzt Mokiere am Zahltisch der Kleinftadtbarbiere und horcht auf
das Gespräch der Kunden, die struppig kommen und mU glattem
Kinn, mit beschnittenem, gesträhltem Haar an der Thürangel sich
verplaudern. In den Vieren wirkt der Drang, das Empfinden,
die Sprache, den Herzschlag des Volkes zu hören,mit seinemtzir»
denken, mit feiner Zunge reden zu lernen, nicht in lustloser Lite»
ratenwelt Papier zu werden. DleBejart,dleBrie, im Januar eine
Blonde, im Juli eine Schwarze: allerliebst; doch Theater, erkün»
ftelte,verkünstelteGalanterie.Dem Allumsasser soll die Seele des
Metzgergesellen, der Mädels im Bäckerladen klingen. Doch den
Franzosen zieht das Schicksal nun aufwärts. Er spielt vor Conti,
in Montpellier, dann in dessen pariser Schloß.wird von Monsieur,
dem Herzog von Orleans, beachtet und eingeladen, vor dem König
seine Künste zu zeigen. Der fitzt, am vierundzwanzigsten Oktober
1658,im Leibwachensaal desAltenLouvre undsteht.mit demtzof-
staat und den Spielern aus dem Burgunderschloß, Corneilles»
Tragoedie von dem Bithynerlönig Ntkomedes. Als sie ausge-
spielt ist.tritt der Hirt der auf so üppigeTrift zugelassenen Heerde
vor, beugt den Kopf, duckt die Seele und dankt dem größten aller
Könige, der fo nachsichtig auf das Mühen kleiner Komoedtanten
geblickt und wohl bedacht habe, wie sie durch die Gegenwart be«
währter tzofspieler, ihrer höchsten Vorbilder, eingeschüchtert wor»
den seien;daSeineMajestät sich so huldreich erwiesen habe,bitte
er um die gnädige Eklaubniß, noch ein Stückchen aufzuführen, dem
in den Provinzen viel Gunst zugefallen sei. Ein geschickter Mensch.
Begreiflich, daß er nicht valet-äe-ckämbre-tapissier sein,nicht mor»
gens und abends das Bett des Königs in Ordnung bringen wollte.
VomScheitelbiszurZeheTheatertemperamen<;mlteinemLächeln,
Augenzwinkern,noch mit den wippende nBemen sagt er mehr als
der beste Redner in langen Schachtelsätzen. Ist er dem Roman-
dichter, dem Kammermusiker oder Tänzer Moliere verwandt?
Nein; Theatername. Jedenfalls Einer, der Sonne verdient. Was
er zugab, das Possenspielchen vom verliebtenArzt.war von safti»
ger Frohstnnlichkeit. Zu so netten Sächelchen erniedern unsere
steifentzerren ausdemBurgunderschloßihretzoftragoedenwürde
nicht mehr. Molieres Bande heiße fortan l^s troupe äe Monsieur
und spiele imPetil-Bourbon.Das eröffnetsie amdritten Novem«
der mit den Komoedien »I^touräi« und »I-e äepit äinoureux«.

BleibtLouis ihm freundlich. Sieht mit ernstemBedauern,daßder
Dichtender allen anderer überlegene Charaktn komikerund Spaß-
macher so früh altert, amTag die Stimme ängstlich schonen mutz,
«ur noch Milch, als Nährmittel, vertragen kannzund versucht oft,
ihn zur Entbürdung von den Lasten des Spieles und der Spiel»
leitung zu überreden. Dahin drängt ihn auchBoileau.,DieAka»
demie giebtDir den ersten freien Sitz, wenn Du demTheater ent-
sagst.* Nein; Ehre zwingt, auf dem Platz auszuharren. »Ehre!
Jeden Abend sich das Gesicht anschmieren und mit dem Buckel
Stockprügel ausfangen: seltsamer Ehrenkodex.!" Rasch gehts berg-
ab. Und der Tote ist der unheilbar königlichen Selbstsucht des
Gönners nur noch ein verwesender Leichnam. Armer "yorick, wo
sind nunDeine Schwanke?Just so lange,wieDu erlustigen konn»
ieft,schienDirdie Sonne; heischst Du als Wurmspeise noch Gunst?
DerPfarrer vonSaint-Eustache weigert demKomoedianten,der
nicht den letzten Segen der Kirche empfangen habe, christliches
Begrägniß. Mit dem duldsameren Pfarrer von Auteuil, dem
Landsttzsprengel der Molieres, eilt die Witwe nach Versailles:
«nd wird von Louis barsch abgewiesen. DerGrzbischof soll einen
Ausweg finden.Findet ihn schnell; denn der König befiehlt. Ein
Bischen Erde, doch kein feierliches Geleit. Am einundzwanzig»
ftenFebruarabend folgen zweihundertMenschen mitFackelnder
Bahre in die Montmartrestratze; vornan zwei stumme Priester.
Ohne Grabgesang wird der Sarg in die Erde desIosephkirchho-
fes versenkt. Vor das Trauerhaus hat sich mürrisch dem Gaukler
feindlicher Pöbel gerottet und ist erst gewichen, als ihm aus den
Fenstern Geldmünzen zugeworfen wurden. Boileau aber gebiert
«vor diesem kleinen,durchFlehenerlangtenFleckchenErde'Worte
von nie zuvor aus ihm geströmter Wucht. Und La Fontaine ruft:
«Unter diesem Grabstein liegt Moliere.schlummertmitihmPlau-
tus und Terenz. Trügt meines Geistes Auge nicht, so ist diese
Dreieinheit unserer Kunst für lange gestorben.-
In dem erstenArtikel.der an würdig?? Stätte über denDlch»
ter und Spieler veröffentlicht wurde (1693, zehn Jahre vor Gri»
mareftsLebensbeschreibung, inBayles unverjährbar herrlichem
Oictionnsire Kistorique et critique), sagt, ohne seine scheue Fremd»
heit in der Bretterwelt zu hehlen, der tapfere Pierre Bayle, nie»
mals werde fein Wörterbuch so viele Leser finden, wie Poquelins

Werk schongefundenhabe.(Doch ist er dem Schöpfer dieses Wer«?
kes nicht etwa vontzerzen freundlich: erwähnt sogar das Gerücht,
dertzofdienersfohnsei nur.um einerhübschenSpielerin fester an-
zuhangen, unter die Komoedianten gelaufen und habe schließlich
seine Tochter geheirathetz ob er, wie Manche behaupten, die Ko»
«oedienschöpfung derGriechen undRömer Sbertroffenhabe.müfse^
ein anderes Gerichtentscheiden.)InDeutschlandistüberdasWerk
Beträchtlicheszuletzt wohl vonGoethe gesprochen worden.,Mo»
liere ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt,wenn man
ihn wieder liest. Er ist ein Mann für sich. Seine Stücke grenzen
ans Tragische, sie sind apprehenstv und Niemand hat den Muth,
es ihm nachzuthun.Sein.Geiziger'.wodasLasterzwischen Vater
und Sohn alle Pietät aushebt, ist besonders groß und in hohem
Sinn tragisch. Ich lese alle Jahre einige seiner Stücke, wie ich auch
von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italienischen Meister«
betrachte. Denn wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Größe
solcherDinge in uns zu bewahren, und müssen deshalb immerwie-
der dahin zurückkehren,um solche Eindrücke in uns aufzufrischen.
Moliere ist ein reiner Mensch: Das ist das eigentliche Wort, das
man von ihm sagen kann An ihm ist nichts verbogen undverbil»
det. Und nun diese Großhett! Er beherrschte die Sitten seiner Zeit,
wogegen unsere Iffland und Kotzebue sich vondenSittenderihren
beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Mo-
liöce züchtigte die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheitzeich»
nete. Ich kenne und liebe ihn seit meiner Jugend und habe wäh»
rend meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Mich entzückt an
ihm nicht nur das vollendete künstlerische Versahren, sondem vor-
züglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete In»
nere des Dichters. In ihm ist eine Grazie und ein Takt für das
Schickliche und ein Ton des feinen Umganges, wie es feine an»
geborene schöneNatur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüg»
lichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte. Von
Menander kenne ich nur die wenigen Bruchstücke; aber sie geben
mir auch von ihm eine so hohe Idee, daß ich diesen großen Griechen
für den einzigen Menschen halte, der mit Mollöre zu vergleichen
gewesen wäre.* Dem Sohn der Frau Rath, der intzochkultur, als
in das einzige Vaterland, das edle Seelen zu suchen haben, strebt,
in jeder Stunde sich als den dankbaren Schuldner des Franzosen«

Kehr bei uns «in!
geistes empfindet (und heute fast noch so einsam wäre wie 1806
und 13, von Wuth und Jubel noch viel ferner), istMolieres cr»>
muthiger Takt, der schweigen kann, im Herzensgrund (jeder Ton
erwähnender Sätze verräths) näher als Shakespeares oft tamer»
lanisch wilder Genius, der den grafsesten Schmerzenslaut, da?
schrillste Brunstgejauchz nicht, im Bann des tzofanstandes.flttlgt,
Entsetzen und Wonne, Zorn und Rausch, das wüsteste Wollen
und das herrlichste Glückserlebniß austobt, ausrast, in Himmel
austrotzt und lntzöllen niederkichert. Goethe, der nur einmal pro»
methidisch.auch nicht lange urfaustisch gestimmt war, fand sich im
fiebenzehnten Jahrhundert, beim Sonnenlouis, leichter zurecht
als imsechzehnten.beider allzu englischen Brünnhilde Elisabeth;
wellte in der freundlichen Sonne, den umsponnenen Schatte»»
nesternund zuinniger Zwiespracheladenden Mulden kräftig,ab«
auch zierlich gezackten Mittelgebirges lieber als in derUeberwelt
kalt blinkender Gle tscher, steiler Grate, blutig aus Abendgrau dro«
hender Firnen.,Orient undOccident sind nicht mehr zu trennen.
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel sich gleicher Gabe wohl«
gemuth erfreuen.- Dahin langte der Wunsch dieses ersten Neu-
deutschen, der, auf seine Weise, zur Internationale sich zu beten«
nen wagte(und dem wir schon deshalb manchenkleinenWesens»
zug verzeihen müßten). Linter gleichem Himmel aber waren ihm
wohlgeflttteteVölker und Menschen behaglicher als an Seife und
Mundspülwasser, Kamm und Bürste noch nicht gewöhnte, Ita»
liens Malmeister ihm enger verwandt als der klug bewunderte
Rembmndt, dem er, dennoch, die artige Lyrik des genfer Prin»
zenerziehers Soret verglich, Lord Byron aus Eden»tzall und der
schwarzgelb raunzende Bürger Grillparzer tiefer eingewurzelte
Hoffnungen als Lenz, Kleist und ähnliche .Gefühlsverwirrer".
In folcheStimmung sturmlosenKleinfürstenthumes und mU Be-
wußtsein auf fester Lebensstufe bleibender Selbstsucht können wir
nicht folgen.Und hören lächelnd diePariser, die jetzt erst.der Ln-
tente Coräjale zu neuer Ehre, eine Shakespeare» Gesellschaft ge»
gründet und in Eemiers reinhardtifcherInszenirung den Recht»
streit Scheilocks wider Antonio beklatscht haben, dem Briten de»
Pompsessel zwischen Corneille und Möllere anbieten. Mit Göt»
tern soll sich nicht messen der Mensch; und in ihren Rang, desse«
Merkmal Unermeßlichkeit ist, gehört Shakespeare. Doch weil ein

Stamm alle,dievor Ihmwaren undnach ihmwUrden, überwuchs,
darf Ehrfurcht ftch nicht von schön gewölbten Wipfeln wie von
Halbwüchsigem abwenden. Als solcher Wipfel, der an Saft und
Duft reichste, ragt Möllere über ein Menschheitjahrhundert.
Wcht nur Frankreichs; und, versteht sich, nicht eines vom
Kirchenkalender abgegrenztenIahrhunderts. Mol'eres Spieler«
truppe, die aus dem Petit.Bourbon ins Palais»Royal überfie»
delt und seit 16651-s troupe clukoi heißt, wird nach dem Tod ihres
Schöpfers mit der des Marals, 1680 mit der des Burgunder»
schlosses vereint und trögt den Titel 1'liÄtre.I^anc.zis. Molieres
Werk wächst dem Auge des fernen Betrachters bis auf die Höhe
des von Pascal geschaffenen und wird in dem großen, dem ein»
zigen höchster Seelenkraftanstrengung würdigen Kampf (in dem
leit der Hochzeit von Hellas kein anderes Volk fo rühmlich Frucht-
bares geleistet hat wie Frankreichs), in dem Kampf für die Be»
freiung und Läuterung des Menschengeistes eine festeBurg und
in alle Ewigkeit uneinnehmbar verschanzte Stellung. Hat dieser
Dichter nur, wie Voltaire rief, die Bourgeois, Marquis, Advo»
katen,O uacksalber gezüchtigt und Menschenwesen so weit zu bt sser n
getrachtet, wie es der Besserung fähig ist? Nein. Den kräftig schö»
nen und liebenswürdtgenMann, dessen Antlitz gar nicht derVor»
ftellung von einem Komiker ähnelt und derdeshalb den der Welt
entfliehenden Weltmann und MenschenverachterAlceste spielen
konnte, sehen wir mit Simsonsarmen die zwei Säulen, auf denen
der Tempelbau staatsbürgerlicher Gesellschaft ruht, packen, beu-
gen,brechen,daß aufbieFürsten und alles Volk das Haus krachend
liel; und hören seine aus Thränenströmung jauchzende Stimme:
»Meine Seele sterbe mit den Philistern!' Satnte»Beuve, Frank«
reichs stärkster (und, weil er Historie empfand und in tiefem Sinn
politifch dachte,nur von Taines hellstem Gestirn manchmal über»
ftrahlter) Literaturkritiker, hat erkannt, mit welcher treibenden,
Fauliges in Schlünde stoßenden Kraft Molare bis in die Wehen
der Revolution nachgewirkt hat. »Seine Hand hatte alles Vor»
urtheil und allen Mißbrauch gezaust; Beaumarchais selbst war
kein der Stunde tauglicheres Werkzeug und am Vorabend von
1789 sprach Tartusfe eben so deutlich wie Flgaro." Wie Win»
desathmen die Kerzen löscht, doch das Herbsen« und jegliche
Brandgluth schürt, so erstickt das Schauerwlndchen, das nach

Kehr bei uns eint 21 k
dem Entschwinden einer viel beachteten, von Liebe und haß
eng umlagerten Persönlichkeit die Hinterbliebenen anweht, allen
kleinen Zank und Neid und nährt mit dem selben Luftwirbel die
reine Flamme großer Leidenschaft. Kränzchenweisheit schwatzt,
derAbwesendehabe immerUnrecht;meintdamU:weil er sich nicht
vertheidigen könne, wenn Alles über ihn herfällt. Und ahntnicht,
daß ein verlorener Mann ist, wer stch vertheidigen muß, nicht, auf
die Länge, durch seine Lebensleistung selbst schweigend für sich
zeugt. Tod ist Abwesenheit ohne Wiederkehr, löscht drum für immer
die Flämmchen und schürt die Feuer und wird der allmächtige
Klärer undWerthbestimmer.Der emsigsten und geschicktesten Or»
ganisation des Ruhmes (Virchow, Waldersee, Marschall, Begas,
Ltliencron) wachst aus dem Grab nicht lange mehrFrucht.Ehro»
nos, der Zeit nimmersatter Gott, verschlingt das aus Mittelwuchs
anLobesspallerAufgerankte und muß nur, brummig, die Schöpfer
schonen, ohne derenSein dertzaufe des Menschheitgutes kleiner
wäre, im Spektrum der Weltbetrachtung, Weltspiegelung, ein
Farbton fehlen würde. Wer erniedert sich heute noch in plumpe
Schmähung Bonapartes, dessen Eroberreich doch zerfallen ist?
Schon über Bismarcks Persönlichkeit und staatsmännische Mis»
fion könnte ich milden Abgeordneten Cohn, Groeber.tzaase, denen
er einst der abscheuliche Erzfeind war, morgen mich ungefähr ver»
ständigen. Solche Klärung und Werthbestimmung vermag nur
der Tod. Erst er hats für Möllere vermocht. Weil dieser Dichter
noch im Zorn und als Schwinger der Stachelpeitfche liebenswür»
dig blieb, nie aus dem Taktmaß fiel, nie mit den Muskeln, de»
Faustschwlelen, dem Unflath der Rede prahlte, hatte man feine
im edelsten Wortstnn revolutionäre, aufwühlende, umstürzende
Kraft nicht richtig gewogen. Dennoch war in ihm mehr davon als
in den Neusten, .die stch so fürchterlich «Knusten'. Zu dem Eni»
schluß, vor Zahlungfähige, die in jedem adeligen Amtsvorsteher
einen von Dünkel blinden Tropf wittern, einen Wehrhahn, daS
Zerrbild ihrerWunschgestalt, hinzupflanzen, gehört eben so wenig
Muth wie für einen in Zeitungdienst Vermietheten zu patzend
hastiger tzinpinselung eines Inseratenschachereks, in dem kein
Kopf eines lebenden Preßpotentaten sich selbst erkennen kann.
Die Wehrhähne sind in bourgeoisen Schauspielhäusern und in
den Urtheilsfabriken vereinzelt, weitab von derMehrheit; ob sie